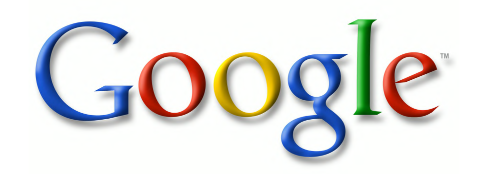
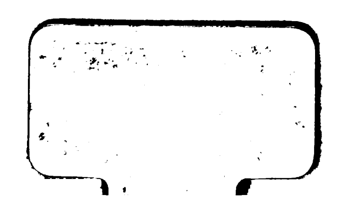

Google


TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA





FRIEDRICH LEOPOLD GRAF ZU STOLBERG

geboren den 7ten November 1750,

gestorben den 5ten December 1819.

Lith. Anst. v. C. Hellfarth in Gotha

Der

Graf Friedrich Leopold Stolberg

und

seine Zeitgenossen.

Von

Dr. Theodor Menge.

Zweiter Band.

Mit dem Bildniß Friedrich Leopold Stolberg's.

Gotha.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

1862.

Der Vorrede

im ersten Bande mögen zur Ergänzung hier noch einige Vorworte zugefügt werden. Daß diesem zweiten Bande der Plan zum Grunde lag, an geeigneten Stellen die deutsch-nationalen Elemente des öffentlichen und Privatlebens mit den christlichen möglichst nahe zusammen zu legen und auf ihre Zusammengehörigkeit hinzuweisen, wird dem Leser leicht ersichtlich sein. Jener war ein vom Leben des Grafen Friedrich Leopold Stolberg und vom Charakter seiner Zeit gebotener, deren Erniederung bei der Trennung und darauf beim gemeinschaftlichen Siechthum beider, deren Wiedererhebung nach ihrer mit vollem Lebenspulse sich gegenseitig durchdringenden Vereinigung zu Tage kamen. Daher bleibt diese Zeitepoche, wenn auch nur auf den Raum weniger Jahre eingeschränkt, für immer wegen ihrer ernsten Mahnungen die beachtenswertheste der deutschen Geschichte; daher mußte auch zum öftern als im ersten Bande in diesem vom Staatswesen Erwähnung geschehen. Diese wird aber den Politikern der Gegenwart wenig gefallen; denn sie ist trotz aller doctrinären Einreden ein Stück von der volksthümlichen Fundamentalpolitik. — Gentz mit Vorliebe als publicistischen Flügelmann im Kampfe für das bedrängte Deutschland hingestellt zu haben, muß in dem Werthe seiner Rüstung und in der Würdigung seines Kampfzieles seine Rechtfertigung finden. Jenen aber, welchen sein geglaubter Religionswechsel einen sichtbar vorurtheilsvollen Maßstab für die Beurtheilung seiner und seines Strebens während Deutschlands Noth in die Hand gelegt hat und noch legt, sei vorab die Versicherung gegeben, daß Gentz nicht katholisch geworden, wenn sie es auch in hundert Büchern gelesen haben. —

Bei der Vorführung der christlichen Lehre Stolbergs im achten Abschnitte konnte die aus seinen religiösen Schriften erlesenen Gedankenperlen nicht zu Einer Schnur zusammengereiht werden, ohne diese der Gefahr auszusetzen, vor dem ermüdeten Geistesauge des Lesers brüchig zu werden. Einen systematischen Grundriß der Dogmatik oder Moral, dem die Ueberschrift: Kapitel oder Abschnitte geeignet hätte, sollten und konnten jene Gedanken nicht enthalten. Ich wußte für sie keine passendere scheidende Mark als den Ausdruck: Tafeln zu wählen. —

Mögen die achtungswerthen Stimmen, welche dem ersten Bande Beifall gegeben, auch diesem zweiten ein gutes Geleite geben. Zu ihnen zähle ich gern auch die des Herrn Dr. Röpe in Hamburg. Uebrigens beharre ich auch jetzt noch bei der Meinung, daß ein Mann, welcher in der, Seite 216 des ersten Bandes, von mir angeführten Schrift und neuerdings in der „Rettung Götze's" als ein eben so überzeugungsvoller als muthiger Vertheidiger der Sache des Christenthums gegen seine Widersacher sich zur Rechten und zur Seite Stolbergs stellt, dessen Recension des Gedichts Schillers: „Die Götter Griechenlands", nicht eine ungerechte nennen, und durch die Verwendung einer geistreichen Dialektik aus Schillers Verneinung des Christenthums ein lautes Zeugniß für die Wahrheit und Göttlichkeit desselben herzuleiten den Versuch machen durfte, ohne wenigstens den Schein der zweideutigen Stellung „eines Mannes der Mitte", wie ich ihn bezeichnet hatte, zu begünstigen.

Aachen, den 25. September 1862.

Dr. Theodor Menge.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Zweites Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Drittes Lebensalter.

Stolbergs Greisenalter

vom Jahre 1800 bis 1819.

Seite

Vierter Abschnitt.

Fünfter Abschnitt.

Sechster Abschnitt.

Siebenter Abschnitt.

Achter Abschnitt.

Neunter Abschnitt.

Zehnter Abschnitt.

Elfter Abschnitt.

Zwölfter Abschnitt.

Dreizehnter Abschnitt.

Vierzehnter Abschnitt.

Fünfzehnter Abschnitt.

Sechszehnter Abschnitt.

Druckfehler des ersten Bandes.

Seite 30, Zeile 3 statt Klopstocks lies Klopstock.
„ 83, „ 6 statt angreifende l. ergreifende.
„ 87, „ 6 statt schon l. schön.
„ 96, „ 11 statt strahlt er l. strahlen sie.
„ 172, „ 4 füge zu übel: gemacht.
„ 182, „ 2 von unten statt deutschen l. Deutschen.
„ 239, „ 2 v. u. statt Königsbruck l. Königsbrück.
„ 245, „ 2 statt Overbecks l. Overbergs.
„ 247, „ 10 v. u. l.: Hor. epist. I, XI. V. 30. Ulubris — Wellbergen.
„ 279, „ 1 v. u. statt Sückeland l. Söckeland.
„ 329, „ 10 l. Chorjungfern.
„ 335, „ 5 statt war l. ward.
„ „ „ 7 statt Verlorene l. verlorene.
„ 347, „ 4 v. u. statt scherzliche l. herzliche.
„ 352, „ 8 statt Lena l. Lecca.
„ 382, „ 1 statt Bungens l. Büngens.
„ „ „ 5 statt jüngern l. ältern.
„ 413, „ 3 statt Sund l. Sined.

Druckfehler des zweiten Bandes.

Seite 16, Zeile 25 statt feste lies festere.
„ 34, „ 16 statt zähen l. jähen.
„ 40, „ 9 zu bereichert füge: „
„ 46, „ 9 l. Platon.
„ 81, „ 11 v. u. statt in eine l.: in einer.
„ 83, „ 14 v. u. statt Freundlich l. Freundlicher.
„ 115, „ 1, und S. 238, Z. 4 v. u., sowie S. 352 Z. 3 statt Windeburg l. Windebuy.
„ 129, „ 8 v. u. statt laudrüchig l. landrüchtig.
„ 141, „ 15 nach Facultät lies: **Mathias Sprickmann,** Hofrath u. s. w.

Seite 160, Zeile 1 statt wirst l. irrst.
„ 181, „ 19 statt mußte l. müßte.
„ 187, „ 12 nach finden“ statt des Schlußpuncts l. das Semicolon ;
„ 190, „ 12 v. u. statt Masse l. Messe.
„ 213, „ 5 statt ein l. eine.
„ 215, „ 2 v. u. statt mit l. und.
„ 240, „ 15 v. u. statt den l. dem.
„ 255, „ 6 statt Märbod l. Marbod.
„ „ „ 5 v. u. statt platten l. glatten.
„ „ „ 1 v. u. statt geschätzte l. geschützte.
„ 270, „ 15, und S. 324 Z. 12 v. u. statt Drüffel l. Druffel.
„ „ „ 16 statt Uebermassen l. Ueberwasser.
„ 271, „ 10 v. u. statt mit l. an.
„ 272, „ 1 l. Möhler statt Wöhler.
„ 275, „ 1 statt in den l. in der.
„ 276, „ 11 statt Zweifellosen l. Zweifellösen.
„ 280, „ 7 statt Anno l. Onno.
„ 308, „ 9 statt erinnerte l. verinnerte.
„ 310, „ 9 v. u. statt Beitragen l. Betrachtungen.
„ 317, „ 10 statt Sinides l. Sundes.
„ 330, „ 8 statt sie l. Sie.
„ 331, „ 9 v. u. statt deren l. denen.
„ 332, „ 14 statt in l. um.
„ 337, „ 4 statt reisen l. rufen.
„ 344, „ 3 v. u. l. zu neunziger: Jahren.
„ 345, „ 8 statt erschafften l. erschlafften.
„ 346, „ 5 nach sein , — und Z. 7 statt haben l. heben.
„ 349, „ 10 v. u. statt flüchten l. fluchten.
„ 365, „ 4 v. u. füge zu Jahrestag: der Schlacht bei Leipzig.
„ 373, „ 2 v. u. statt Dieser l. Diesen.
„ 410, „ 13 statt entscheidensten l. entscheidendsten.
„ 412, „ 11 zu des Jahres füge: 1813.
„ 424, „ 3 statt Tagen l. Jahren.

Einige andere in die Augen springende Druckfehler wird der geneigte Leser selbst zu verbessern gebeten.

Zweites Lebensalter.

(Fortsetzung.)

Achter Abschnitt.

Stolberg Präsident der fürstbischöflichen Regierung in Eutin. Seine Stellung zur französischen Revolution. Claudius und Lavater. Goethe und die Fürstin von Gallitzin. Stolberg und Voß. Seine Münsterschen Freunde in Eutin. Er war und blieb immer ein Freund des classischen Alterthums. Barthold Georg Niebuhr. Johann Georg Schlosser.

Im Frühjahr 1793 trat Graf Stolberg sein Präsidentenamt der fürstbischöflichen Regierung in Eutin an, mit welchem die Aufsicht auf die Justizcanzlei, das Consistorium und die Rentenkammer verbunden war. Diesem Amtsbezirk gab die Persönlichkeit des Verwalters eine um so größere Bedeutung, je weniger dieselbe ihren eigenen Werth und ihre Werthschätzung dem Amte zu entlehnen bedurfte. Das zuneigungsvolle Vertrauen, welches der für die allseitige Wohlfahrt seiner Lande thätige Herzog und Fürstbischof Peter ihm zuwendete, und die Freundschaft des Ministers Holmer waren hoffnungsvolle Bürgschaften, daß das, was im Umkreise der Amtsthätigkeit und Amtsverpflichtung Einsicht und guter Wille in Anspruch nähmen, Anerkennung und Förderung finden würde. —

Der neue amtliche Geschäftskreis des Regierungspräsidenten verengte den Blick nicht in den weitern und allgemeinern Umkreis der menschlichen Angelegenheiten; er hörte nicht auf, den Fortgang der französischen Revolution als die wichtigste Angelegenheit einer großen Nation und der Staaten Europa's zu betrachten.

Er schrieb aus Eutin den 28. April seinem Freund von Halem, welcher selbst nach dem Königsmorde noch für die Triumphe der beleidigten Menschheit schwärmte: „Verzeihen Sie, liebster Halem, daß ich Ihren Brief vom Februar erst am Ende des Aprils beantworte. Ich kann und mag mich nicht mit Geschäften und Abhaltungen verschiedener Art entschuldigen, denn solche Entschuldigungen haben in meinen eignen Augen einen entschiedenen Unwerth. Viel lieber will ich Ihnen mit der Aufrichtigkeit, die ich Ihnen und mir schuldig bin, grade heraussagen, daß ich von Zeit zu Zeit unwillkürlich der Unlust, Ihnen zu wiederholen, wie unendlich verschieden wir über einen der wichtigsten Gegenstände denken, nachgab, über einen Gegenstand, welcher so vielarmig ist, wie der himmelstürmende hundertarmige Briareus, welcher mir wohl nicht von ungefähr eben jetzt einfiel. Indessen habe ich doch, so wie Sie, mit unnachlassendem und mit entflammtem Interesse dieser großen Sache zugesehen, und habe, wie Sie, große Resultate erwartet. Bis jetzt hat keines meine Erwartung getäuscht, weil meine Erwartung mir nur Ein Hauptresultat zum Ziele setzte, welchem wir seit 4 Jahren mit Riesenschritten entgegen eilen. Dieses ist die, auf fürchterliche Art und durch unerhörte Frevel bis zur hellsten Evidenz einleuchtend gemachte Wahrheit: daß Freiheit auf Gesetzen, Gesetze auf Sitten, Sitten auf Religion gegründet werden müssen, und daß es das seltsamste aller Wagstücke war, die Verfassung einer äußerst verderbten Nation, welche man nun systematisch noch mehr zu verderben sich mit schrecklichem Erfolge bemühte, auf die Nadelspitze oder auf den idealen mathematischen Punct einiger politisch-metaphysischen Axiomen zu gründen. — Liebster Halem! Das mußte ich sagen, weil ich Ihren freundschaftlichen Aufruf, Sie zu trösten, nicht anders beantworten konnte. — Die Begebenheiten drängen sich jetzt so, daß die Verschiedenheit der Meinungen über diese Sache wohl fast aufhören muß, ehe ich hoffen kann, Sie diesen Sommer hier zu sehen. Wo nicht, so wollen wir alsdann diese, durch ihren Umfang und durch

ihre Folge wichtigen Angelegenheiten ihren Gang **stillschweigend** (gegen einander) gehen lassen, und zusammen die **isolirten** Gegenstände des Interesses (wofern es deren giebt), welche nicht unmittelbar mit dieser hunderthalsigen Hydra verbunden sind, umfassen, wie ehemals in Ihrem Zimmer oder im Grünen bei Neuenburg."

In einem Briefe des Monats Juni an denselben Philanthropen fuhr Stolberg über denselben Gegenstand fort: „..... Ueber Frankreich, welches, dem natürlichen, von Einigen seit 4 Jahren vorhergesehenen Gange nach, dem Abgrunde entgegenstürzet, wollen wir nicht zanken. Vor 4 Jahren ließ sich darüber disputiren. Zu Plinius' Zeit disputirten Gelehrte darüber, ob der Vesuv ein Vulkan sei. Die Eruption, welche den Plinius tödtete und drei Städte vernichtete, machte dem Hader ein Ende, und klärte die Theorie der Vulkane auf." —

Staatsumwälzungen bringen es mit sich, daß die Gedanken Vieler enthüllt werden. Dieses hat Stolberg an sich selbst, an seinen Zeitgenossen und unter diesen an seinen nächsten Freunden erfahren. Da noch, wie wir sahen, die politische Freiheit, als das Idol der allgemeinen, natürlichen Freiheit, auf dem Schauplatze ihrer jungen Geburt mit aller Macht ihres verführerischen Zaubers weithin die Gemüther dahinriß; als der der Menschheit inwohnende Glückseligkeitstrieb aus den verschiedensten Beweggründen und in den mannigfaltigsten Gestalten als geheimer Bundesgenosse ihr entgegenjauchzte und das ganze Heer der in der menschlichen Brust schlummernden Hoffnungen auf Befreiung von jeglichem Uebel und Elend und auf den Gewinn einer ungetrübten heitern Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts weckte: da flogen jener auch in Deutschland fast aller Edlen Herzen entgegen. Als aber fortgesetztes Nachdenken über das Verhältniß der Ordnung und Freiheit, der Lauf der Begebenheiten, welcher aus den Entwürfen der Freiheit despotische Vernichtung wohlerworbener Rechte, bald darauf blutig verfolgenden Fanatismus an's Tageslicht brachte, und das völlige Mißlingen des Versuchs, aus Nichts oder dem Schutthaufen einer allgemeinen Zerstörung eine Constitution in's Dasein rufen zu wollen, Manchen, die nur mit dem Verstande, nicht auch mit dem Herzen irrten, die gefesselten Augen gesunden Blicken geöffnet hatten, fanden sich alle diejenigen auch als litterärische Kampfgenossen gegen die fortwährenden Gefahren der politischen Schwärmerei wieder

zusammen, welche früher gegen die christlichen Aufklärer und Aufräumer gestritten hatten. Sie waren überzeugt, daß, wer in ihrer Zeit im Staate die wahre, heilbringende Freiheit wolle, den Schranken das Wort reden, und das Alte festhalten müsse, wer das Neue wolle, und daß neuer Erwerb nicht ohne Vertheidigung des Capitals erwartet werden dürfe. In diesem Sinne traten sie gegen jene Wortführer der neuen Freiheit und gegen die Vertreter der neuen Menschenbeglückung auf, welche nah und fern auch da noch, als eine tyrannisirende Partei ganz Frankreich in ein Blutgerüst verwandelte, die ganze moralische Erbschaft der französischen Revolution mit etwaigem Abzug der blutigen Legate in Anspruch zu nehmen öffentlich als Pflicht verkündeten. Stolberg trat mit allem Nachdruck, mit allem Feuer der Begeisterung, welche ihm die hochwichtige nationale und menschliche Angelegenheit zu fordern schien, zunächst als Dichter gegen die räuberischen Horden der Neufranken in der Ode: „Die Westhunnen“ auf; mißhellige und einstimmende Ansichten seiner Freunde suchte er im mündlichen und schriftlichen Verkehr eindringlich zu belehren oder zu befestigen. An Jacobi schrieb er: „..... Ich erkenne den Gang der Gerichte Gottes, wenn ich die jetzige Zeit mit den Geschichten der Vorzeit zusammenhalte, erstlich daran, daß fast alles theils mit verblendeten, theils mit blinden Kräften Einem Ziele der moralischen und politischen Zerrüttung entgegenarbeitet. Zweitens an der übernatürlichen Gleichgültigkeit, mit welcher, sehr wenige ausgenommen, sonst vernünftige und nicht böse Menschen den Gräuel mit großen Schritten herbeikommen sehen, und kalt bleiben bei Frankreichs Abscheulichkeiten, die doch alles übertreffen, was bisher abscheuliches auf der Erde geschah. ..... Niemals war festes Zusammenschließen derer, die es gut mit Gott und den Menschen meinen, nothwendiger. Ich weiß, wie wenig man an sich gegen den bergab schießenden Strom der Zeit vermag. Aber hie und da etwas Gutes stiften, dem Strome hie und da Einen entreißen, etwas dazu beitragen, daß die 7000, die ihre Kniee vor dem modernen Baal nicht gebeugt haben, sich vereinigen, das, liebster Bruder, scheint mir jetzt unser Beruf zu sein.“

Daher begrüßte Stolberg mit großem Beifall die Ankündigung einer periodischen Schrift seines Freundes und Gesinnungsgenossen Claudius, zu welcher der als Flugschrift gedruckte Aufsatz: „Ueber die neue

Politik" als Einleitung bestimmt sein mochte [1]). — Im Juli dieses Jahres sah Stolberg seinen Freund Lavater wieder. Dieser machte im Sommer seine vierte größere Reise nach Deutschland und kam über Bremen nach Hamburg, wo Klopstock seinen zuerst abgelehnten Besuch nachher doch annahm. Der Aldermann seiner gelehrten Republik hatte Lavatern übel angerechnet, daß er es für gut befunden, ihm in einem gedruckten Blatte und in einem dieses begleitenden Briefe über Religion und Pflichten ein Wort des Unterrichts zu sagen und Belehrung zu geben, wie er über die französische Revolution denken müsse. Je entschiedener Klopstock um diese Zeit auf der Rückkehr von der früheren schwärmerischen Begeisterung für die französische Republik, von dieser belehrt, begriffen war, desto empfindlicher mochte dem Manne, welcher auf eine große Selbständigkeit des Urtheils Anspruch machte, die Belehrung eines Dritten sein. An Claudius hingegen wußte er schon längst aus dem mit ihm geführten Briefwechsel die Gemeinschaft ihrer Gesinnungen auf den wichtigsten Lebensgebieten. Die Freunde sahen sich in Wandsbeck zum ersten und zum letzten Male in ihrem Leben. Nach der Heimkehr des Boten von Darmstadt im Jahre 1777 war sein altsittiges Leben nach stillgemüthlicher Tagesordnung in Wandsbeck hingeflossen. Seine Rebecka mehrte ihm das Häuflein der Seinen, so daß er ein geräumigeres Haus mit Garten und größerer Kinderstube, in denen er am meisten und liebsten wesete, aufsuchen mußte. Hier blieb ihm auch sein beglückendes Heim, als die Hochschätzung und das Vertrauen des Mitregenten Friedrich von Dänemark ihn zum ersten Revisor der schleswig-holsteinischen Bank in Altona berief, zu einem Amte, das ihn der Erziehung und Bildung seiner Kinder, seiner stillen Muse und der regen Theilnahme an dem Kampfe, welchen die gleichgesinnten Freunde für die Bewahrung der höheren Güter der Menschheit kämpften, nicht entfremdete. Wo reiner, unverfälschter Natursinn und Empfänglichkeit für das Aechtmenschliche in den verschiedenen Alters-

[1]) M. Claudius von W. Herbst, S. 277. Jacobi's A. B. II. Nr. 224. — Jene politische Zeitschrift trat nicht in's Leben, wahrscheinlich aus demselben Grunde, der auch in späteren Zeiten ähnlichen Unternehmungen eine kurze Lebensfrist gewährte: die Zahl der wohlmeinenden Lauen war fast eben so groß als der vom Geiste der Neuerung politisch Enragirten.

und Lebensverhältnissen und für die höhere christliche Weihung desselben noch nicht erloschen waren, gewährten seine Lieder den aufhellenden und stärkenden Genuß der Bestätigung und wuchsen sich als wahre Volkslieder ein in die Herzen Vieler bis zur Gegenwart. In seinen prosaischen Aufsätzen, wie sie in den Ausgaben seiner gesammelten Schriften und in dem gedruckten Briefwechsel mit seinen Freunden niedergelegt sind, will er nicht als der Mann der höheren systematischen Schulweisheit erscheinen, wohl aber in den traulichen, anspruchslosen Formen der Mittheilung eines Menschenfreundes seinen Mitbrüdern Wahrheiten an's Herz legen, deren letztes und höchstes Ziel er in seinem güldnen A-B-C in zwei Verslein bezeichnet:

„In dir ein edler Sclave ist,
Dem du die Freiheit schuldig bist.“

Daß diese Freiheit, welche auf dem religiösen Gebiete eine christlich-dogmatische Gebundenheit bei Claudius zu ihrer Voraussetzung hatte, eine Blutsverwandtschaft mit seiner politischen einging, die auf der Herrschaft der Moralität, der Gesetze und der staatlichen Ordnung beruhen sollte, mußte ihn, welcher schon in der berüchtigten Declaration der Rechte mit ihrem Aushängeschild der Freiheit und Gleichheit die nahen Ketten der Knechtschaft sah, in einen desto heftigern Kampf mit dem Geiste der Zeit und seinen herrischen Wortführern versetzen. Tiefere Einblicke in das innere Leben des Boten und zugleich in den Seelenbund seiner Geistesverwandten würde die Mittheilung seines Briefwechsels mit Hamann und Lavater gewähren. Mit sprechender Wahrheit hat Herbst im Leben des Claudius, S. 225 und 226, die große Verschiedenheit der Aeußerungen der beiden auf gemeinsamem geistigen Elemente beruhenden Charaktere gezeichnet, deren wiederholte Mittheilung hier, wie eine frühere ähnliche Zusammenstellung Lavaters und Hamanns, für die Einsicht ihrer Wirksamkeit und des Verhältnisses zu ihrer an den verschiedenen Eigenthümlichkeiten hervorragender Naturen noch so reichen Zeit gewiß nicht ohne Interesse ist. „..... Lavater war ungleich mehr in die Geniezeit eingetaucht und besaß in seiner Persönlichkeit alle die Gaben, der so aufgewühlten Zeit als ein Missionar das Wort der Wahrheit vorzuhalten, aber die jahrelange Verbrüderung mit der großen Zeitbewegung und ihren Hauptträgern,

so wie seine eigne wunderbare Beweglichkeit ließen ihn nie zu der Schlichtheit und dem stillen Frieden kommen, die unserm Boten mit der Zeit zu eigen wurden. Er ist dessen christliches Gegenbild: Lavater der amtlich berufene Geistliche, Asmus der zurückgezogene Laie; jener mit allen Gaben, in der vornehmen Welt zu leben und zu wirken, dieser scheu davor und mit dem Hausleben zufrieden; er einer der activsten Menschen der Zeit, energisch, über das Maaß productiv, eine drastische und dramatische Natur, Claudius nach Außen thatenlos, geistig ein weiser Oekonom, mehr einnehmend als ausgebend, mehr lyrischer Anlage. Lavater ist weit reicher angelegt und hatte ein ganz anderes Feld der Wirksamkeit, aber er war nicht sicher vor eignen Phantasiegebilden, die er mit dem Geiste der Wahrheit verwechselte, vor einem religiösen Sturm und Drang, der ihn zu chiliastischen Träumereien, zur verzehrenden Wundersucht, zur zeitweiligen Theilnahme an krankhaften Erscheinungen der Zeit und mancherlei Ab- und Irrwegen verführte. So ist auch seine Sprache der getreueste Abdruck der Geistesgährung, dithyrambisch, oft hochpoetisch, abrupt oder in aufgewirbelter Wortfülle. Claudius ist durchaus einfacher, in sich beschränkter, aber gediegener, reiner von fremdartigen Zusätzen; sein Humor, der schon einen freien Stillstand in der allgemeinen Unruhe zeigt, fehlt dem Züricher Freunde gänzlich; daher seine Aufsätze christlichen Inhalts noch immer lebensfähig und dem Empfänglichen wohlthuend sind, Lavater nur wenig mehr gelesen wird." — Dieser schied von seinem Freunde, um in Folge der Einladung des Ministers Bernstorff die Reise nach Kopenhagen fortzusetzen. Hier hielt er in der reformirten Kirche seine Gastpredigt. Der Vortrag und Inhalt derselben, unterstützt von dem Eindruck seiner Gestalt, waren eben so gewinnend und ergreifend, wie sie immer in Zürich und auf seinen Reisen in Deutschland waren. Der studirende Jüngling H. Steffens war Zeuge des Eindrucks und späterer Berichterstatter desselben [1]. Seine Predigt handelte vom Gebet. Er schilderte mit jener ergreifenden Wahrheit, die nur da sich zu gestalten vermag, wo man ein innerlich selbst Erlebtes ausspricht, jene äußern und innern Kämpfe, in welchen der Sieg nur durch das Gebet zu erringen sei. Auf der Rückreise

[1]) »Was ich erlebte« II, 179 fgg.

sprach er im Juli in Eutin bei Stolberg ein und verweilte mehrere Tage bei ihm. „Sein Leben", schrieb Nicolovius, welcher den Verehrten wieder zu sehen sich freute, „seine Offenherzigkeit, sein Feuer haben ihm Aller Herzen gewonnen. Mir hat er meinen alten Nathanael-Namen bestätigt. Und das freut mich." — Der Heimgekehrte wünschte von Stolberg Beiträge zu seinem Kopenhager Reisetagebuch; Stolberg mochte in die Erfüllung dieses Wunsches nicht eingehen [1]). „Weder ganz noch halb, liebster Lavater", schrieb er, „werde ich Deine Anforderungen an mich befriedigen können. Dir muß ich also manche Wünsche übrig lassen, erfülle Du mir nur Einen, das heißt, siehe Nichtbefriedigung so an, wie sie von meiner Seite wahrlich wohlmeinend ist. ..... So oft ich mir die Frage that: Hat Lavater denn nicht einen Freund, der ihm sagt, welchen widrigen Effect auf Freund und Feind diese Publicität oft gemeinen Details mache? schlug mir das Herz unter des züchtigenden Gewissens Streichen. In so fern Du alles gut meinst, machst Du keinen Mißbrauch von dem, was man Dir sagt, aber für einen Mann von Deinem Geist und Deinem Herzen ist dieses publike Commerage ein großer Mißbrauch der Zeit, der Kräfte, oft der Vertraulichkeit unbefangener Freunde. ..... Mich selbst gebe ich Dir, Du alter wunderbarer Malagis, Deiner Liebe und Indiskretion Preis, wenn auch diese ihren Theil verlangt; lieber beiden als keiner von beiden. Aber lieber Deinem lieben Andenken und Deinem Stillschweigen." — Lavater nahm diesen wohlmeinenden Rath des Freundes übel, nannte ihn eine flache Philisterei, Nichtachtung seiner individuellen Privilegien, undelicate Hofmeisterei und behauptete, daß er gerade durch seine Tagebuchschreiberei am meisten gewirkt habe, und daß nach seinem Tode gerade solche Tage- und Reisebeschreibungen die meisten Leser finden würden. — Stolberg bewies, daß versöhnlich seien die Herzen der Edlen: er bat höflich und christlich um Verzeihung. „Es thut mir von Herzen leid, lieber Lavater, daß mein letzter Brief Dir wehe gethan hat. Wohlmeinend beschloß ich an Dich zu schreiben; und daß ich mit Liebe im Herzen an Dich schrieb, dessen bedarf es ja bei Dir keiner Versicherung, da Du meine alte Liebe für Dich kennst. Diese Liebe waltete aber bei der Wahl

---

[1]) Hegner a. a. O. S. 229—232 und S. 278.

meiner Ausdrücke nicht so vor, wie sie hätte vorwalten sollen; etwas unlauteres und vergängliches mischte sich in meinem Herzen zu den Empfindungen meiner unvergänglichen Ehrerbietung und Liebe. Ich schrieb nicht wie ein Jüngerer dem Aeltern, nicht wie ein Katechumen in der Schule unsers Herrn an einen seiner bewährten Diener, der vieles für Ihn gethan, und vieles für Ihn gelitten, schreiben darf. Nimm dieses reuige Bekenntniß als Söhnung, liebster Lavater! Ich bitte Dich von Herzen um Verzeihung, und weiß, daß Du mir von Herzen verzeihen werdest." —

Bald nach der Abreise Lavaters erhielt der Graf und die Gräfin Stolberg einen Besuch der Fürstin von Gallitzin, welche im Anfange des Monats August nach einer schweren Krankheit, begleitet von Overberg, eine Erholungsreise nach Holstein und Eutin machte. In demselben Monate des vorhergehenden Jahres 1792 hatte ihr Sohn Demetrius im 22. Lebensjahre eine Reise nach Amerika unternommen, auf welcher die Fürstin ihn bis Rotterdam begleitete. Diese Reise, welche von Seiten der Fürstin keine andere Absicht hatte, als ihren Sohn außer den engen Schranken der häuslichen Erziehung zu versetzen, um ihm Gelegenheit zu geben, unter ganz neuen und noch nicht erfahrenen Verhältnissen die bisher erworbene Wissenschaft zur Entwicklung seines Charakters mit eigner Selbständigkeit zu benutzen, ist dadurch merkwürdig geworden, daß der Fürst auf dem fremden Continent den Entschluß faßte, im geistlichen Stande sich Gott zu weihen und sein Leben der Mission in Amerika zu widmen.

Bis zu dieser Zeit hin hatte sie oft und mit vieler Mühe gegen seine sclavische Weichlichkeit und die träge Unentschlossenheit gekämpft und gesucht, aus ihm einen Menschen zu bilden, der nach festen Vorsätzen, mit ganzer Seele und männlicher Freiheit sein Thun und Lassen ordne und regle; aber es wurde ihm erst wahrhaft Ernst, den wiederholten Warnungen und Ermahnungen zu entsprechen, als er Europa verließ und das Antlitz der geliebten Mutter zum letzten Male auf Erden sah. Dieses wurde nach seinem späteren Geständniß besonders durch eine heroische Handlung dieser wahrhaft großen und heldenmüthigen Frau zu Wege gebracht. Das Schiff lag auf der Rhede vor Anker, und am Tage der Abfahrt wurde ein Boot an's Land geschickt, um den Prinzen, den die zärtliche Mutter bis auf den letztmöglichen Augen-

blick in ihrer Nähe festhielt, an Bord zu holen. Wie dieser aber das schwankende Boot und die schäumenden Wellen sah, entfiel ihm der Muth, und obgleich die Reise jahrelang vorbereitet war, obgleich seine Begleiter und seine Bagage sich schon auf dem segelfertigen Schiffe befanden, so meinte er doch, die Reise könne wohl unterbleiben, und fing an, mit der Mutter ernstlich darüber zu argumentiren. Diese ging schweigend zu seiner Seite; wie sie aber nahe am Boote waren, wandte sie sich rasch und mit flammenden Augen zu ihm, und mit den Worten: „Metri, ich schäme mich in Deiner Seele", ergriff sie ihn beim Arme und führte ihn rasch dem Boote zu. Er hätte noch allerlei zu sagen gehabt, konnte aber nicht wieder zu Worte kommen, indem er im nächsten Augenblicke den Mund voll Seewasser hatte, denn eh' er sich's versah, lag er der Länge nach in der schäumenden Brandung. Die Matrosen fischten ihn sogleich wieder heraus, zogen ihn zitternd und triefend in's Boot und ruderten auf den Wink der Mutter lachend davon. Ob er einem natürlichen Umstande am Borde des Bootes oder, was ihm viel wahrscheinlicher sei, der mit Absicht geführten Hand der Mutter den Sturz in's Wasser zuschreiben solle, war ihm später in der neuen Welt nicht bestimmt erinnerlich, aber das wußte er und gestand es seinem Freunde, daß er seit dem Augenblicke dieser gründlichen Wiedertaufe ein ganz anderer Mensch geworden sei [1]).

Einige Monate darauf — 1792 — erwiederte Goethe der Fürstin ihren und Fürstenbergs Besuch vom Jahr 1785. In Coblenz, wohin er nach dem Feldzuge aus der Champagne mit dem Herzoge von Weimar und seinem Regiment zurückgelangt war, hatte ihn, als die Maaßregeln zum fernern Feldzuge kundbar wurden, Furcht vor jeder Fortsetzung des kriegerischen Zustandes und Fluchtgefühl ergriffen; er schiffte im Anfange Novembers von hier den Rhein hinab nach Düsseldorf und eilte zu Jacobi nach Pempelfort [2]). Nachdem er hier mehrere Tage trotz der allgemeinen Sorgen und Verwirrungen in der Gegenwart im freundlichsten Kreise zugebracht, zielte er mit erneutem Flüchtlingsgefühl bei schrecklichem Weg und Wetter seine Reise nach Weimar

[1]) Lemcke a. a. O. 54 fgg. Katerkamp a. a. O. 208 fgg.

[2]) Goethe's S. W. XXX, 183 fgg. und 231 fgg.

fort, jedoch mit der Aussicht auf die angenehmste Einkehr unterwegs, indem er so nahe bei Münster die Fürstin von Gallitzin nicht umgehen zu dürfen glaubte. Von Jacobi der Fürstin angemeldet, fand er in ihrem Hause zu seiner Aufnahme Alles vorbereitet. Er berichtet über die Erlebnisse und Wahrnehmungen in den Tagen dieses Aufenthalts u. A.: „Das Verhältniß von meiner Seite war rein, ich kannte die Glieder des Cirkels früher genugsam, ich wußte, daß ich in einen frommen sittlichen Kreis hereintrat, und betrug mich darnach. Von jener Seite benahm man sich gesellig, klug und nicht beschränkend. ..... Die Fürstin war eins der Individuen, von denen man sich gar keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat, die man nicht richtig beurtheilt, wenn man eben diese Individualität nicht in Verbindung, so wie im Conflict mit ihrer Zeitumgebung betrachtet. ..... Den Zustand der Fürstin, nahe gesehen, konnte man nicht anders als liebevoll betrachten; sie kam früh zum Gefühl, daß die Welt uns nichts gebe, daß man sich in sich selbst zurückziehen, daß man in einem innern, beschränkten Kreise um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Beides hatte sie erfaßt; das höchste Zeitliche fand sie im Natürlichen, und hier erinnere man sich Rousseau'scher Maximen über bürgerliches Leben und Kinderzucht. Zum einfältigen Wahren wollte man in Allem zurückkehren, Schnürbrust und Absatz verschwanden, der Puder zerstob, die Haare fielen in natürlichen Locken. Ihre Kinder lernten schwimmen und rennen, vielleicht auch balgen und ringen. ..... Als die schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entsproßte Wohlthätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernsten Ascetik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohlthun; Mäßigkeit und Genügsamkeit sprach sich aus in der ganzen häuslichen Umgebung, jedes tägliche Bedürfniß ward reichlich und einfach befriedigt, die Wohnung selbst aber, Hausrath und alles, dessen man sonst benöthigt ist, erschien weder elegant noch kostbar; es sah eben aus, als wenn man anständig zur Miethe wohne. Eben dieß galt von Fürstenbergs häuslicher Umgebung; er bewohnte einen Palast, aber einen fremden, den er seinen Kindern nicht hinterlassen sollte. Und so bewies er sich in allem sehr einfach, mäßig, genügsam, auf innerer Würde beruhend, alles Aeußere verschmähend, so wie die Fürstin auch. Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch

Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst, und wenn man bei jener selten von gleichen Principien ausgeht, so freut man sich, bei dieser meist Uebereinstimmung zu finden. ..... In einer solchen zarten Umgebung wär' es nicht möglich gewesen, herb' oder unfreundlich zu sein, im Gegentheil fühlt' ich mich milder als seit langer Zeit, und es hätte mir wohl kein größeres Glück begegnen können, als daß ich nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme menschliche Sitte auf mich einwirken fühlte. ..... Der Tag des Abschieds nahete heran, man mußte doch sich einmal trennen. .....“ — Die Fürstin begleitete den scheidenden Gast auf die nächste Station und setzte sich zu ihm im Wagen, der ihrige folgte. „Die bedeutenden Puncte des Lebens und der Lehre“, fährt Goethe fort, dem schon längst die Natur die einzige Offenbarung geworden war, „kamen abermals zur Sprache, ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo, auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause, sie mit dem nachgelassenen Wunsche: mich, wo nicht hier, doch dort wiederzusehen.“ Die Fürstin hatte noch die Vorsorge getroffen, daß der reisende Freund von dem Postmeister nicht allein rasch gefördert, sondern auch durch Laufzettel weiter angemeldet und empfohlen ward. Wie die Unterhaltung der christlich-philosophirenden Fürstin mit diesem großen Weltkinde zu Münster die religiösen Puncte und ihren Widerschein in dem menschlichen Leben und in der Natur zur Sprache brachte, so mußte im folgenden Jahre bei der Anwesenheit derselben in Eutin derselbe Stoff um desto leichter und lebhafter an die Tagesordnung kommen, je entschiedener vor zwei Jahren die Gegenwart des Grafen und der Gräfin Stolberg in Münster und die Unterredungen mit der Fürstin, mit Fürstenberg und Overberg ausgewiesen hatten, daß die diesem Stoffe entsponnenen Fäden, im gegenseitig bereichernden Austausch der Gedanken und Empfindungen himmel- und erdwärts weiter geleitet, das Band der beseligend vereinigenden Glaubensgemeinschaft, zu der in der glaubensarmen Zeit das Bedürfniß die edelsten Seelen dringend hinwies, fester und voller zusammenweben würden. Der Fürstin und Overbergs Erscheinung machte in Eutin überall den Eindruck, welcher geistesmächtigen und würdevoll hervortretenden Persönlichkeiten als freier Tribut zufällt; selbst Voßens einstimmende Hochachtung gewannen beide; jene, eine

zurückgezogene Weltdame mit noch reizendem Gesichte, erschien ihm geistreich, heiter, unbefangen, gefühlvoll für alles Schöne und Gute, wohlwollend und entschuldigend; Overberg, ein Bild altdeutscher Redlichkeit, war ihm bescheidener Zuhörer und anziehender Kinderfreund [1]). Seine Hochachtung für beide ward erhöht durch ein Buch für Volksschulen, „welches sie unter Fürstenbergs Mitwirkung verfaßt hatten, voll Wärme für die heilbringenden Lehren des Christenthums und rein von Verdammungssucht: ein wahrhaft christkatholisches Buch, dem der protestantische Mitbruder, bis auf einzelne, für den Zweck der gemeinsamen Religion unerhebliche Meinungen, von Herzen beistimmen konnte". Aber nicht lange konnte Voß seiner gewohnten Natur entsagen; er sah die Münsterer mit gehässigem Mißtrauen an; durch die Offenheit blickte ihm etwas Hinterhältiges hervor, er sah sich nicht vertraulich genug von der Fürstin geehrt. — Die geselligen Freuden in der Stolbergschen Familie wurden in diesen Wochen noch vermehrt durch den Besuch des alten Freundes Ebert, welchen Stolberg zum letzten Male sah, durch Büsch aus Hamburg und den republikanisch-feurigen Kapellmeister Reichardt. Ueber die Fürstin äußerte sich Nicolovius mit folgenden Worten: „Tiefere Blicke in die Seele dieser großen Frau habe ich noch nie gethan, noch nie den ganzen Sinn ihres Wesens stärker geahndet. Wie ekelt einem alles sonst so Gepriesene an, und wie sehnt man sich doppelt nach der Kraft, mit der sie die Welt überwunden hat! ....." Bald nach der Rückkehr der Fürstin eilte Nicolovius nach dem Rheine zu Jacobi in Pempelfort. Hier traf er Schlosser mit seiner Familie, hier auch den Bruder Jacobi's, den Dichter, an. In diesem Kreise, in welchem er beinahe einen Monat hindurch verweilte, ward ihm das höchste Lebensglück zu Theil: er wandte Schlossers einziger Tochter aus seiner ersten Ehe mit Goethe's Schwester Cornelia, der an Geistes- und Herzensbildung reichbegabten Luise, sein Herz zu und fand Erwiederung. In der Mitte Octobers reiste er über Münster in Begleitung des Erbdrosten Freiherrn Adolf nach Holstein zurück. Von Eutin aus besuchte er sein Vaterland und die Vaterstadt Königsberg und kehrte im Juli des folgenden Jahres dorthin zurück, wo Stolberg und seine Freunde ihn

[1]) Sophronizon, Heft III, 23 fg.

in ihrer Nähe fesseln zu können wünschten und thätig waren, ihm eine angenehme Stelle zu bereiten, und wohin Schlosser mit seiner Familie von den verhaßt gewordenen kriegerischen Rheinufern seinen Wohnort zu verlegen den Entschluß gefaßt hatte. Stolbergs und Schlossers sich begegnende Wünsche für die Niederlassung ihres Freundes in Eutin trafen mit dessen Hoffnungen zusammen. Des erstern Bemühungen waren schon einige Monate nach der Reise des Nicolovius nach Königsberg so weit gediehen, daß er ihm Aussicht auf die Erlangung einer erledigten, für ihn geeigneten Stelle eröffnen konnte. Der Zurückgekehrte erhielt in eben so vertraulicher als gnädiger Weise aus dem Munde des Fürsten das sichere Versprechen einer Anstellung in Eutin bis gegen das Ende des Jahres, wenn diese von ihm gewünscht würde. Am Sylvesterabend erhielt er von Stolberg die Mittheilung, daß er zum ersten Secretär der fürstbischöflichen Kammer ernannt sei, und trat nun mit der ihm angebornen Lust und Kraft zur Thätigkeit ein Amt an, in welchem er zunächst einem Präsidenten untergeordnet war, welchen er seinen Freund nennen durfte. Im nächsten Mai eilte er nach Ansbach, wo Schlosser damals mit den Seinen sich aufhielt. Am 5. Juni fand hier die Vermählung statt; dem glücklichen Ehepaare zog Schlosser bald zur Ansiedelung in Eutin nach.

Während Stolberg dem angetretenen Amtskreise seine Thätigkeit widmete, sich mit der liebenden und geliebten Gattin der süßen Freuden erfreute, welche im Schooße der Familie die aufblühende Jugend gewährt, und der vielanregende Gedankenaustausch mit nah- und fernher kommenden gleichgesinnten Freunden über das, was in der Nähe und in der Ferne als Gegenstand der Mitfreude und des Mitleidens, der Furcht und der Hoffnung für Gegenwart und Zukunft das Urtheil und die Theilnahme gebildeter Menschenfreunde in Anspruch nimmt, in dem gemeinsamen Vertrauen der göttlichen Fürsehung und Weltregierung einen versöhnenden Abschluß fand und die Vereinten im Streben nach dem Guten und Edlen befestigte und stärkte, — während dieser Zeit, sage ich, widmete Stolberg seine stillen Mußestunden der Redaction des Reisetagebuchs mit seinen reichen Erinnerungen der beiden zuletzt verflossenen Jahre, belebte und bereicherte dann nicht

selten in geselliger Unterhaltung mit den Seinen die Gegenwart durch die nächste Vergangenheit. —

Die im folgenden Jahre in Königsberg gedruckte Reisebeschreibung ist das erste größere Prosawerk Stolbergs. Wie in der Poesie, so erkennt man auch in seinen prosaischen Schriften den Zögling der altclassischen Litteratur. Die Gedanken fließen, sich allenthalben dem Stoffe anlegend, klar und wahr in einer Sprache dahin, welche von einer harmonischen Verbindung und Wechselwirkung des Verstandes und der Phantasie zeugt. Die gewählten Gegenstände gehören mehr dem Gebiete der Darstellung, als der strengen Didactik an. Daher ist die Aufgabe nicht so sehr, die vereinzelten Begriffe der Dinge in ihrer haarspaltenden Trennung und in dehnender Verfeinerung lehrhaft auszuspinnen, als vielmehr die Natur der innern und äußern Erscheinungen und Begebenheiten in ihrem einander bedingenden und gegenseitigen wirksamen Dasein aufzufassen und so viel aus seinem Leben auszuschöpfen und darzustellen, als es die Wahrheit desselben, der geistvolle Einblick in diese und der Zweck des Darstellers erfordern. Dabei findet keine geniale Sprunghaftigkeit und kein gekünstelter Stelzengang statt, welcher mit der Poesie durch den Aufwand ihres reichen Bildervorraths kokettirt; mit sicherer Unterscheidung des poetischen und prosaischen Sprachgebrauchs, mit Sprachrichtigkeit und Reinheit schreitet der Vortrag bei minder wichtigen Gegenständen, fern von ermüdender Umständlichkeit, mit geistvoller Simplicität, bei wichtigern ohne wortverschwendende Deutlichkeit, die oft nur verdunkelt, mit energischer Erregtheit und durchsichtiger Klarheit dem Ziele zu. Der Lakonismus des Styls mit seinen versteckten Anspielungen, welcher oft in der Poesie, selbst auch in einigen prosaischen Arbeiten Klopstocks als ein ausstudirter erscheint und mißfällt, war Stolbergs Natur ganz fremd. Der mit Gedanken harmonirende Ausdruck findet ungesucht den numerösen Bau der Periode, welcher sicher in sich zurückkehrend ein leicht übersichtliches organisches Ganzes abrundet; nirgends ist eine Spur jener schon von Adelung an Wieland mit Recht getadelten Schachtelperioden, wo bis zum Verwundern zahlreich, wie am Nürnberger Tand die Schachteln, immer die eine in der anderen steckt. —

„Eine Reise nach Italien", sagt Bouterwek in der Geschichte der Poesie und Beredtsamkeit, „wie die von dem Grafen Fr. Leopold Stol-

berg, hatte man vorher auch in deutscher Sprache nicht gelesen." Wilhelm Müller, welchen zweijährige Anwesenheit in Italien, Geschmack, Kenntnisse und besondere Vertrautheit mit der italienischen Reiselitteratur zu einem vollgültigen Beurtheiler auf diesem Gebiete machten, sagt [1]): „Wir rechnen dieses Werk zu den gehaltreichsten und würdigsten, welche die deutsche Litteratur der italienischen Reisebeschreibungen besitzt, sowohl wegen der geistreich bearbeiteten Fülle antiquarischer und historischer Kenntnisse, als auch wegen des durch und durch herrschenden Tones voll Ernst und Milde, Ruhe und Wärme, der eben so fern ist von unnatürlich aufgereizter Entzückung, als von kaltwitzelnder Tadelsucht. Die schwächste Seite dieses Buches machen vielleicht die Bemerkungen und Urtheile über die bildende Kunst aus, die sich jedoch auch nicht eben breit und wichtig machen."

In dieser Zeit eröffneten sich im brieflichen Verkehr zwischen Jacobi und Stolberg die Verschiedenheiten ihrer Grundansichten über die Quellen, die Bedeutung und das Ziel des philosophischen und christlichen Denkens im bestimmtern und vollständigern Ausdruck, als er bis dahin unter ihnen zur Sprache gekommen war, Verschiedenheiten, welche hier aus dem stillen, privaten Gedankenaustausch vertrauter Freunde hervorgingen, ungefähr zwei Jahrzehente später aber, von Jacobi in vollständiger philosophischer Form, aber zugleich mit unzarter polemischer Beurtheilung seines hier ganz auf der Seite Stolbergs stehenden Freundes Claudius auf den öffentlichen litterärischen Markt gebracht, ihm entgegen von Schelling in einer Weise bekämpft wurden, die auch feste Freundschaftsbande zu lösen geeignet gewesen wäre. Jacobi [2]) fand in dem von Stolberg als Handschrift ihm mitgetheilten Schauspiel „Numa" viel Lobenswerthes, tadelnswerth dagegen den an einigen Stellen ausgesprochenen Tadel des übertriebenen Enthusiasmus für die Alten und die mit Nachdruck hervorgehobene Macht des Christenthums. Jacobi lehnte das Christenthum nicht ab, setzte es aber nicht als übernatürliche providenzielle Veranstaltung voraus, die immerfort durch die Kirche zu wirken berufen sei, sondern läßt es als Weltregierung

---

[1]) Hermes oder kritisches Jahrbuch der Litteratur vom Jahr 1821, Stück I, S. 254.

[2]) Siehe Bd. I. bei der dramatischen Poesie Stolbergs.

Gottes natürlich in der Geschichte der Menschheit aufgehen. Stolberg, nicht zufrieden mit Einräumungen, welche mehr oder weniger aus einer deistischen Weltanschauung hervorgingen, welche für die Erkenntniß und die Kraft des Handelns nicht den übernatürlichen Ausgang aus der Höhe, sondern nur den natürlichen Ausgang aus den von Gott bewegten Tiefen des menschlichen Gemüthes hatte, stellt sich in der Erwiderung, in Uebereinstimmung mit Claudius, Lavater, der Fürstin von Gallitzin u. A., auf den bestimmten historischen Standpunct des Christenthums vom Sündenfall der Menschheit bis zur Wiedergeburt derselben durch den göttlichen Erlöser, der erschienen ist in der Zeit und in ihr fortwirkt bis zu ihrem Ende. Er schrieb den 19. Februar 1794 aus Emkendorf [1]):

„Ich mache mir eine wahre Freude daraus, liebster Jacobi, Dir aus diesem Orte zu schreiben, der seit einigen Wochen so viele, die Dich lieben, vereiniget und der seiner Besitzer wegen Dir und mir so theuer ist. Wie oft Dein Name, und auf welche Art unter uns genannt werde, das müsse Dein eigenes Herz Dir sagen. Hätten nicht Freunde, jeder in dem Herzen des Andern, einen besondern Repräsentanten und Wortführer, so wäre es um das Briefschreiben ein mühseliges und eitles Ding.

„Ich freue mich, daß Dir vieles in meinem Numa so lieb geworden. ...... Ueber Deine Kritik einiger Stellen im Briefe des Onkels, gegen den übertriebenen Enthusiasmus für die Alten, würden wir uns leicht verständigen, liebster Bruder, wenn jeder im freien Gespräch seine Meinung ganz vortrüge.

„Wem selige Unsterblichkeit einzige Triebfeder und einziger Lohn wäre, der würde doch bald durch bloße Vergegenwärtigung des Unsichtbaren, durch freien Blick in die Tiefe der Aeonen, durch Bewahrheitung des Grundsatzes: Der Urheber aller Dinge stiftete einen ewigen unverbrüchlichen Ehebund zwischen Tugend und Glückseligkeit, über jede Lohnsucht erhoben werden, und Hoffnung sich in Liebe veredeln sehen. Es ist der Hauptcharakter unserer Religion, von Adam an bis auf diese Zeit, es ist ihr unterscheidender, ihrem ganzen Wesen eingewebter, ja die Seele der Religion ausmachender Charakter, daß wir alles,

---

[1]) Jacobi's A. B. II, Nr. 226 und Nr. 227.

was wir sein und thun können, mit Beziehung auf Gott sein und thun sollen. Aus der Sparsamkeit, mit welcher im alten Testament die Unsterblichkeit nur an wenigen — aber wie leuchtenden! — Stellen verheißen wird, haben manche schließen wollen, die meisten Israeliten hätten dieses Trostes entbehrt. Gewiß ist, daß diese Idee vor den Meisten im Schatten dunkler Vorstellung stand; aber umstrahlt und durchglüht waren die Erzväter, waren die Israeliten von der Idee eines Gottes, der Aller Vater wäre, mit Beziehung auf den jeder beständig handeln müßte. Liebster Bruder, ich freue mich jeder edlen Vorstellung, welche auf menschliche Würde und auf Gottheit deutet, wo ich sie in den Griechen und Römern finde. Meiner Meinung nach trifft das Sprichwort wörtlich bei ihnen ein, sie hatten aus der Noth Tugend gemacht, bürgerliche Tugend, deren sie bedurften, weil der gesittete Mensch ohne sie nicht bestehen kann. Mehrentheils war ihr *καλὸν καὶ ἀγαθόν*, ihr honestum, dieser bürgerlichen Tugend Blüthe. Schön war's, dulce et decorum pro patria mori! Aber der schönste Kranz war Schatten der Unsterblichkeit des Namens. Und wie nichtig diese Tugend war, scheint daraus zu erhellen, daß sie bei den Griechen durch den wahrhaftig göttlichen Sokrates nicht zunahm. Mit ihm oder bald nach ihm ging die glänzende Zeit der Griechen unter. Ueppigkeit und Ungerechtigkeit erstickten jede Freiheit, jeden Adel der Nation. So auch bei den Römern, deren Tugend erlosch, als sie mit der Philosophie bekannt geworden. War der unwissende Valerius Publicola ein minder guter und großer Patriot, als der liebenswürdige Valerius Messala, des Brutus Freund? War es nicht Brutus, dieser große und liebenswürdige Mann, dieser Zögling der Stoa und der Akademie, dieser Stolz des Alterthums, der sterbend ausrief: „Tugend, du bist ein Schatten, ein Name! Thoren sind's, welche dir nachgehen." In der feierlichsten, schönsten Stunde seines schönen Lebens, als er des göttlichen Platon erhabenen, Unsterblichkeit verheißenden Phädon las, gerieth Cato's großer Geist so aus aller Fassung über die Gutherzigkeit des Sklaven, der ihm den Dolch nehmen wollte, daß er ihm das Gesicht blutig schlug.

„Ich kenne und liebe die Mystik des großen Platon, eines meiner ersten Lieblinge. Neulich hab' ich auf Geheiß einer christlichen Diotima

das Gastmahl übersetzt, und hier den Phädros gelesen. Diese beiden Gespräche, die Apologie, der zweite Alcibiades, Kriton und einzelne Stellen aus der Republik und aus den Gesetzen scheinen mir das non plus ultra menschlicher, von Offenbarung nicht erleuchteter Weisheit zu sein. Sagst Du, daß Gott im Verborgenen die Seele des Sokrates erzogen, sie hohen Ahndungen geöffnet habe u. s. w. Gut, lieber Bruder, ich glaub' es gern. Gern nehme ich mit Dir die Hamannsche Anwendung des Paulinischen Wortes an: Ist Gott nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich auch der Heiden Gott. — Aber immer bleibt die Art der Offenbarung, die ihnen ward, nicht nur dem Maße und dem Grade nach, sondern der Natur und Gnade nach unterschieden von der biblischen, wie — der Himmel über der Erde ist.

„„Denn bei Dir ist die lebendige Quelle, und in Deinem Licht sehen wir das Licht!“ ruft der geweihte königliche Dichter aus. Unter tausend Stellen fällt mir die Eine ein. Wo ist etwas Aehnliches in allen Schriften der Griechen und Römer?

„„Tu fecisti nos ad Te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in Te!“ ruft der heilige Augustin aus. Diese Ruhe konnten die Heiden nicht finden noch ahnden. Die heiligen Schriften allein erregen einen Durst nach der Quelle, die sie anzeigen, und diesen Durst löscht allein Gott. Lieber Bruder, Du bedarfst nicht gegen mich der Mystik das Wort zu reden.

„Höher als alle andere menschliche Weisheit ist die Platonische Mystik, aber wie hohl ist sie gegen die christliche Mystik, welche auf dem historischen Grunde einen heiligen Tempel baut! Erst durch diesen Bau wird der historische Grund — fest, wie er an sich ist — unerschütterlich. Der historische Glaube könnte ohne Mysticismus nicht erfordert werden. Er wird von Gott gefordert, weil Gott dem Suchenden Hülfe verheißt. Wenn Christen und Lehrer der Christen den Mysticismus nicht annehmen, so ist es nicht der Bibel Schuld. Gott verheißt an zahllosen Stellen, von dem, der ihn aufrichtig suchet, sich finden zu lassen, ihn mit Seinem Geiste zu beleben, bei ihm zu wohnen. Daß wir ohne Seinen unmittelbaren Beistand nichts zum Wachsthum im Guten vermögen, daß das Wollen wie das Vollbringen von Ihm komme, ist Hauptlehre des Christenthums; ja ich meine, diese Lehre sei ihm so ausschließlich eigenthümlich, wie die Idee

allgemeiner Liebe und Demuth. — Jener Mysticismus allein kann uns unumstößliche Ueberzeugung geben. Und schon der Psalmist sagt: „Das Geheimniß des Herrn ist bei denen, die ihn fürchten, und Seinen Bund lässet Er sie wissen.“ Nicht des Mysticismus wegen, sondern unter dem Vorwand übertriebener Ausdrücke, in der That aber wegen der Eifersucht von Bossuet und des Grolles von Ludwig XIV., der im Idomeneus des Telemach sein Bild zu erkennen glaubte, ward Fénélon verfolgt. Der französische Botschafter in Rom hatte Mühe, eine Pluralität von 7 gegen 5 Commissarien aus dem heiligen Consistorio zu gewinnen, der Pabst selber weigerte sich lang; endlich erklärte die Versammlung sich gegen einige zu gewagte Sätze, der Pabst aber belohnte durch Verleihung von Bisthümern 2 oder 3 der Räthe, welche Fenelons Meinung als übereinstimmend mit allen Concilien und mit der heiligen Schrift gerechtfertigt hatten. Die erhabenste Mystik der sokratischen Philosophie ist nur speculativisch; die christliche verheißt Kraft zu jedem guten Entschluß und zur Ausführung. Man räume jener noch so viel ein, man glaube, daß Gott selbst sich auf eine uns unbekannte Art dem Confucius oder dem Sokrates geoffenbart habe, so konnten sie doch diese Offenbarung nicht mittheilen.

„Ich verstehe Dich nicht, liebster Bruder, wenn Du sagst, „daß Du alle Theologien und Offenbarungsgeschichten, als aus Einer Quelle entsprungen, ihrem innern Gehalt und mystischen Theile nach für gleich wahr, in allem ihren äußern Wesen für gleich fabelhaft und irrig — wenn auch nicht in andern Rücksichten für gleich abgeschmackt und verderblich haltest.“

„Lieber Bruder, ich sehe in der ganzen Bibel zween große Hauptvorstellungen, um welche sich alles dreht: beständige und unmittelbare Beziehung auf Gott, und Hinblick auf Christum als der Menschheit Haupt und einzigen Wiederhersteller. Alle Fäden der Geschichte des Menschengeschlechts und Israels (des Menschengeschlechts, so wie die Bibel diese Geschichte behandelt), ihrer Sitten- und Glaubenslehre werden vereinigt in Einen Punkt. Diesem setzt die Auferstehung Christi das Siegel Gottes auf und das ist unsre magna charta. Wem das Siegel unverletzt bleibt, der kann jeden Faden zurückleiten bis zum Urgewebe in Gottes Hand. Nimm das Siegel, alles fällt auseinander. Du staunest über den Trümmern oder vielmehr Bruchstücken einer

ungeheuren mosaischen Arbeit, die nun kein Gemälde, kein Ganzes ausmacht, und doch in ihren Theilen welchen Meister verrieth!

„Nach Deinen vorher von mir abgeschriebenen Worten würde ich denken müssen, daß Du Christi Erscheinung unter den Menschen nur für eine solche Veranstaltung der Vorsehung hieltest, wie die Erscheinung anderer Lehrer der Menschheit und ihrer Schriften, zu denen sich Irrthum oder Fabel gesellet; genug daß der Totaleindruck wohlthätig sei. So wie z. E. Muhameds Lehre dem wilden Türkenvolke, als es solche von seinen Besiegten annahm, sehr wohlthätig ward. Aber ich athmete wieder freier, als ich las: „die christliche Religion ist über alle Vergleichung" u. s. f.

„Lieber Bruder, wenn hier viele getauften Philosophen unter den ungetauften stehen, so ist das sehr natürlich. Der göttliche Sokrates, Platon, Xenophon, Cicero und andere erhoben sich auf Flügeln der Ahnung über die Systeme der Wissenschaft und über die niedrige Volksreligion. Mit edlerer Absicht und mit besserm Erfolg, als jene Söhne der Erde, die Giganten, trugen sie Ossa und Pelion auf den Wohnplatz der Volksgötzen, den Olymp, und athmeten Aether. Unsere Weltweisen möchten gern den mystischen Sion, dessen Gipfel sie nicht erreichen können, untergraben, und auf den Ruinen des Einsturzes ihren Babylonischen Thurm erbauen. Nicht als christliche, als antichristliche Weltweise sind sie jedem Mysticismus feind. Ich sagte vorher: die Auferstehung unseres Herrn (o laß mich Ihn unsern Herrn nennen, lieber Bruder! nicht wahr, ich darf?) habe der ganzen Offenbarung ihr Siegel aufgedrückt. Mit Recht würde man nach achtzehn Jahrhunderten die Gültigkeit unserer magna charta anfechten, wenn nicht jenes fortdauernde Wunder der Wiedergeburt durch höhere Kraft jedem insbesondere seinen Bund mit Gott, seine Ansprüche bestätigte. Zu einer Zeit, da Christus Wunder that, gab er ein schönes Kriterion der Wahrheit seiner Lehre an: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat. So jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selbst rede." Joh. VII, 17. 18.

„Tertullian hatte die Kühnheit zu behaupten, öffentlich in seiner Apologie des Christenthums: er wolle Jesu Lehre abschwören, wofern nicht jeder Christ, wenn man ihn vor ein Götzenbild führen würde,

den inwohnenden Teufel zwingen würde, zu bekennen, daß er ein Teufel sei. Das war ohne Zweifel eine große Vermessenheit! Aber jene Behauptung Christi hat sich seit achtzehn Jahrhunderten in vielen Tausenden bewährt, wird sich bewähren bis an's Ende der Tage; sie allein, diese göttliche Verheißung, macht die Annehmung des Glaubens uns zur Bedingung und zur Pflicht, indem sie der reinsten Tugend, der Tugend um Gottes willen, schon hienieden die unmittelbare Belohnung fester Ueberzeugung verspricht. Und in wie vielen Stellen wird dem, der mit Gebet und guten Entschlüssen nach Wahrheit ringet, diese Ueberzeugung sammt der Kraft zu Ausführung der Entschlüsse verheißen!

„Du siehst, liebster Bruder, daß ich, wiewohl Du Sauerteig des Materialismus an mir wahrzunehmen glaubst, ein Erzmystiker bin. Unsere ganze Religion ist Mystik. Nimm ihr diese, sie zerfällt. Daher sie denn auch subjective bei allen den saubern Lehrern schon längst zerfallen ist, welche sie auf christliche Moral einschränken wollen, deren Beobachtung doch nur auf den Weg der Vereinigung mit Gott führen soll, in welcher sich die Tugend von selber findet."

Nachdem der Briefsteller diese ausgesprochenen Ueberzeugungen als Maaßstab für die Beurtheilung einzelner Stellen des „Woldemar", des philosophischen Romans Jacobi's, angelegt, fährt er zum Schlusse fort: „Folgendes ungefähr schrieb ich neulich an die liebe Gallitzin: Möchte doch einer, mit der dreifachen Weihe des Philosophen, Dichters und Christen begabt, in einem Roman die Wahrheit des Augustinischen „Tu fecisti nos ad Te, et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in Te!" lebendig darzustellen, den Beruf und die Kraft empfangen."

Der jüngere Plinius sagt zum edlen Kaiser Trajan: „Du hast Freunde, weil Du Freund bist." Dieses Wort trifft auch beim Grafen Stolberg zu. Von dem Knabenalter an bis zu den Jahren des gereiften Mannesalters finden wir ihn in regem Verkehr mit gleichgesinnten Freunden. In Seeland sahen wir ihn und den Bruder, mit Altersgenossen vereint, die Freundschaftsideale Klopstocks selbst in den heitern Kampfspielen der Jugend zur Freude des Meisters verwirklichen. Liebe zur Dichtkunst und das Bedürfniß, aufwallende Hochgefühle in die Herzen gleichstrebender Jünglinge auszugießen,

führten beide in den Hain des Freundschaftsbundes an der Leine, welche für sie nie eine erwünschte Lethe ward. Wir sahen die Brüder auf der Reise nach der Schweiz hier und in Deutschland voll unbefangenen Vertrauens die Brust mit ihren innersten Bewegungen neuen Freunden eröffnen. Auf den folgenden Gängen des Lebens des Grafen Fr. Leopold mehrte sich die Zahl der Freunde zugleich mit den erweiterten persönlichen Berührungen von der Newa bis nach Tarent; mehreren von ihnen widmete er, wie früher Freunden geschehen war, seine Leier. Hatte auch bei ihm die Freundschaft ihre Grade, so waren diese doch nicht nach Standesunterschied gemessen, sondern nach der Würde des Gegenstandes, auf dem die Gemeinschaft der befreundeten Seelen beruhen sollte, und nach der Entschiedenheit des geneigten Willens, höhere Ziele der menschlichen Angelegenheiten im vereinten Streben zu verfolgen. Nur das Gute führt dauernd Menschen vereinigende Kraft mit sich, und nur die Tugend hält die geschlungenen Freundschaftshände mit einem in den Tiefen des Herzens gründenden und unauflöslichen Bande zusammen. Stolbergs Glaube an die höhere Bestimmung der Menschen und die Ueberzeugung, daß das Streben zum Guten in dauernder Vereinigung mit Gleichgesinnten Kräftigung gebe und empfange, führten von selbst eine engere Auswahl aus der größern Zahl jener Freunde herbei, bei denen der Verkehr zunächst auf dem Bedürfniß gesellig vertraulicher geistreicher Mittheilung über Gegenstände beruhte, welche das öffentliche Leben, die Künste und Wissenschaften ohne besondere Beziehung auf ihre moralische Natur oder christliche Endzwecke betrafen. Nirgends aber nahm Stolberg für den Bestand der Freundschaft völlig gleichgestimmte Saiten in Anspruch. Nicht der einzelne Widerspruch abweichender Ueberzeugung, noch der einzelne Fehl irrte ihn in jenem; nur da, wo der Grundton ihm als dauernd gewordener Mißton erschien und unwiederherstellbar die Harmonie, ging er, wo es möglich war, still dem Freunde aus dem Wege, und wie nachdrücklich er sich oft gegen das Schlechte und Verkehrte ereiferte, nie ist später sichtbar oder hörbar geworden ein mißtönender Laut über geschiedene Freunde, als wie da, wo die angegriffene Wahrheit und Ehre zur Vertheidigung seiner selbst und der Freunde es verlangten. — Herr von Halem hatte Stolberg mit der Nachricht von dem Rufe des jungen Woltmann nach Jena erfreut. Der Freund

schrieb am 26. Februar erwidernd u. A.: „Ich wünsche und hoffe, daß Woltmann das Steuer desto männlicher führen, den Compaß und die Seekarte desto fleißiger beobachten möge, je günstiger der Wind ihm die Segel anschwellt. In der vaterländischen Geschichte liegen noch unbefahrne Küsten, manche terra incognita, und ich traue ihm zu, daß er mit der Zeit vieles leisten werde. Die Zeit ist eine eifersüchtige Göttin, und da die Geschichte ihre eigentliche Wissenschaft ist, so müssen die Pfleger dieser Wissenschaft der Göttin gebührende Ehre erzeigen, ja sogar mit ihrer alten Kammerjungfer, der Langeweile, Geduld haben, denn in ihren Archiven sind oft die köstlichsten Hülfsmittel: roher Stoff, aus dem der freudige Forscher Weisheit und Ergötzen zu bereiten weiß." Mit diesem Schreiben bricht der Briefwechsel beider Freunde ab, welcher mehrere Jahre eine reiche Quelle für die Lebensbeschreibung des Grafen Stolberg war. Dagegen hatte Halem mit Knigge in Bremen einen Briefwechsel angeknüpft und den mit von Hennings in einen besonders lebhaften Gang gebracht. Dieser, dänischer Amtmann und Ober-Commerz-Intendant zu Plön, nicht fern von Eutin, hatte in der mit dem Beginn dieses Jahres herausgegebenen Zeitschrift „Genius der Zeit" sich die Aufgabe gestellt, die bei Manchen erschwachende Begeisterung für die Gestaltung der neufränkischen Freiheitsideen in einen weltbürgerlichen Philanthropismus einzufangen, von dem aus er mit anspruchsvollem Erleuchtungs- und Beglückungstrieb eine reichliche Aussaat für Erweckung des Hasses und des Mißtrauens gegen rechtsbegründete Zustände und Verhältnisse und ihre Vertreter zu besorgen geschäftig war. Ihm willkommene Zuträgereien brachten die Mitarbeiter, Halem und Voß, Laurer und Späher ringsum für mißdeutendes Urtheil. Wie Andere blieben auch Claudius in Wandsbeck und Stolberg in Eutin von liebloser Censur nicht frei. Beide mußte dieses empfindlich berühren; den Grund aber zum Bruche der Freundschaft zwischen von Halem und Stolberg giebt dieser einige Jahre später bei herausfordernder Gelegenheit dem ehemaligen Freunde selbst an [1]). Als Stolberg in den letzten Tagen des April 1800 auf der Reise von Eutin nach Münster einige Tage in Oldenburg verweilte und von Halem keinen Besuch von ihm erhielt, schrieb

[1]) Strackerjan 211 fgg.

dieser ihm: „Stolberg ist in Oldenburg, und besucht nicht Halem? Womit verdient das er, der ihm sonst lieb war?“ Auf diese Frage folgte, auf eine versiegelte Abschiedsvisitenkarte mit eingedrucktem Pour prendre congé geschrieben, die Antwort: „Unser ehemaliges Verhältniß zu ehren, sandte ich Ihnen keine Visitenkarte. Eben dieses ehemaligen Verhältnisses wegen lassen Sie uns ohne Rüge gesondert bleiben, wie wir ganz natürlich und still uns getrennt haben.“ Halem, damit nicht beruhigt, erwiderte am folgenden Tage u. A.: ... „Wenn Freundschaft Offenheit fordert, so ehren Sie unser ehemaliges Verhältniß nur dadurch, daß Sie mir offen sagen oder schreiben, wodurch Sie sich gekränkt halten.“ — Stolberg antwortete: „Ich habe keine persönliche Beschwerde wider Sie. Wäre das, und nur das der Fall, so würde viel dazu gehören, mich vor mir selbst zu berechtigen, einer Unterredung auszuweichen. Solche können nicht anders als fruchtlos sein, wo man persönlich nichts auszugleichen hat, sondern durch Totalverschiedenheit der Denkart auseinander kam und der jugendlichen Erwartung, den andern zur seinigen herumzubringen, entsagt. Gleiche Denkart in den wichtigsten Dingen verbindet die Menschen. In Verbindung mit dem ernsten Bestreben, dieser Denkart gemäß zu wirken, wo man kann, ist sie die Basis der Freundschaft unter Männern.

„Wenige haben mein moralisches Gefühl so empört, sind mir so zum Abscheu gewesen, wie der verstorbene Knigge. Warum? Das bedarf ich Ihnen nicht zu sagen. Sie haben ihn öffentlich gelobt, den Mann, dessen ganzes Dichten und Trachten nur Eine Tendenz hatte, eine Tendenz, welche Ihnen am wenigsten unbekannt war, und welche! Alles, was mir heilig ist, war dem Manne zuwider. Was er zu befördern suchte, war mir Greuel, und wird es immer sein. — Wie könnte ich mit seinem Schatten einen Freund in Gemeinschaft haben?“

Gleichzeitig mit von Halem brach auch mit Carl Friedrich Cramer Stolbergs Freundschaftsband. Lebhafte Jugendfreundschaft sei bei Stolberg gewichen der Verachtung und dem Hasse des in politische Irrthümer Gerathenen, der leicht von dem treu theilnehmenden Freunde wiederum auf den geraden Weg hätte geleitet werden können, so lautet die Anklage Voßens gegen Stolberg im „Sophronizon“ und Anderer auf seine Autorität in späterer Zeit. Cramer, seit 1780 Professor der Philosophie in Kiel, pries in den ersten neunziger Jahren überall

in Schrift und Wort mit überschwenglichem Enthusiasmus die allein selig machende Constitution der französischen Republik. Schon im Jahre 1792 wandte Boie sich von seinem geliebten Freunde, „dem Erzdemokraten Charles Frédéric“, wie er ihn nannte, ab. Cramer selbst schrieb im Sommer 1793 an von Halem: „Mein Buch hat mir allerlei Leidwesen zugezogen. Ich bin höhern Orts meiner Frevel wegen zur Rechenschaft gezogen worden, habe mich aber doch noch glücklich herausplaidirt. Ich war sonst, wie vielleicht kein Gelehrter in den dänischen Landen, mit allen Proceribus, Aristocraten, Ministern u. s. w., faufilirt und in Gunst; mein unseliger Iconoclasm hat aber fast alle diese Verbindungen zerstört. Selbst Stolberg, der große Freiheitssänger, obwohl ich seiner nur in höchsten Ehren im Buche gedacht, und mich überhaupt bemüht, Feind nur der bösen Sache, Freund der Personen zu sein, hat mich, den Freund von Kindesbeinen an, verlassen, und ist fünfmal durch Kiel gereist, ohne mich zu sehen. Ich habe nach Frankreich diesen Sommer gewollt, aber Bernstorff hat mir (hier exemplum sine exemplo) einen Urlaub versagt. Kurz ich stehe hier gewissermaßen mit dem Stabe in der Hand. Sie sehen also, ob es mir mit meinen Gesinnungen Ernst um's Herz ist.“ — Als sein fortgesetztes gefährliches Treiben dem edlen Minister Bernstorff angezeigt ward, ermahnte dieser wiederholt mit warmer Theilnahme den Sohn seines verehrten Freundes Andreas Cramer, warnte, drohte — vergeblich. Voß, welcher sonst der Macht seines Wortes viel vertraute, diese aber selbst nicht an dem, welcher auch sein Freund war, versuchte, legt die ganze Schwere des Unglücks Cramers der Unterlassungssünde Stolbergs bei. „Ein trauliches Wort“, versichert er, „ein herzlicher Zuspruch hätte den guten, talentvollen, nur unbesonnenen Freund gerettet.“ Wie thöricht aber jeder Versuch des Freundes zur Aenderung und Besserung der Natur des Freundes sein mußte, erhellt wie aus dem Angeführten noch besonders aus Stolbergs Schreiben an Gleim im Juni d. J.: „Cramer hat seinen Abschied nach wiederholter Warnung erhalten, und nachdem er an die deutsche Canzellei in Kopenhagen geschrieben hatte: er halt' es für seine Pflicht, seine politische Denkart zu verbreiten.“ Dieser politischen Denkart getreu, fuhr der Entlassene in leidenschaftlicher Verblendung fort, Gleim, Schlözer, Wieland und Möser lästernd zu ver-

folgen, und als er dem mißhandelten Gleim wie ein Halbreuiger sich wieder nähern wollte, schrieb dieser ihm — gewiß nicht in Voßens Sinne —: „Sie sind ein braver, freimüthiger Mann, überschreiten aber, gleich einem zügellosen Füllen, die Gränzen der Humanität und des Wohlstandes, beides weiß ich, und lasse Sie sein, was Sie sind, Sie können nichts anderes, nichts besseres, nach meinem Begriff sein!" — Und einige Tage später: „Ich habe Ihre Hefte durchgesehn und gefunden, daß Sie ein in Leidenschaft brennender Ueberspannter sind. Also fürcht' ich mich vor näherer Verbindung mit Ihnen!" — So dachte Gleim über diesen Cramer, welchem Voß als einem „guten", nur unbesonnenen Manne wider Stolberg nach fast 30 Jahren noch das Wort redet [1]).

An die Stelle der geschiedenen Freunde Stolbergs traten jüngere Freunde. Im Mai ward er erfreut durch den Besuch der Freiherren von Droste-Vischering aus Münster. Mit dem ältesten der drei nun reisenden Brüder, mit Caspar Max, dem spätern Bischof von Münster, und mit dem Stammherrn Adolf war er schon auf der Reise in Italien und Sicilien befreundet und von dem letztern, dem Neuvermählten, im vorhergehenden Herbst besucht worden; der beiden jüngern Brüder, des Freiherrn Clemens August und Franz, und ihres Hauslehrers Katerkamp reinen und edlen Sinn lernte er nun während ihres längern Aufenthaltes in Eutin näher kennen und werthschätzen.

Den nach Münster zurückkehrenden Freunden folgten im Spätsommer der Graf und die Gräfin Stolberg nach, zunächst zum Gegenbesuche der Fürstin von Gallitzin. Die Elemente der Gedanken und Empfindungen, worin das Leben des Grafen und der Gräfin und das der Fürstin, Overbergs und Fürstenbergs weseten und wirkten, hatten sich bereits in den gegenseitigen Aeußerungen als ein gemeinschaftliches Geistesbesitzthum hinlänglich offen gelegt, um von dessen fortgesetztem Genusse in der trübe umwölkten Gegenwart die Bewahrung des heitern Blickes zur reinen Himmelshöhe und Freude und Stärke zur Erfüllung der höhern Lebensaufgabe im Erkennen und Handeln erwarten zu dürfen. „Für die Fürstin", sagt Katerkamp, „welche in dieser verhängnißvollen Zeit alle Edlen, die mit ihr in Berührung kamen, gern auf-

[1]) Vergl. Hermes, Jahrgang 1820, Stück 6.

forderte, sich an einander zu schließen, und durch vereinigte geistige Bestrebungen der wilden Kraft, die Alles, was ehrwürdig und heilig ist, zu zerstören drohte, entgegen zu wirken, war es ein erfreuliches Ereigniß, ihre Verbindung mit Fürstenberg und Overberg durch den Beitritt eines Mannes verstärkt zu sehen, dessen Geist eine so nahe Verwandtschaft mit dem ihrigen hatte." — Stolberg feierte den Geburtstag der Fürstin, den 28. August, in einem lyrischen Gesange, welcher endet:

„Wie heißet das Licht
Der ewigen Sonne?
Sein Name ist Wahrheit!
Wie heißet die Gluth
Der ewigen Sonne?
Ihr Name ist Liebe!
Schauer der Ehrfurcht,
Der Freude Schauer
Beben mir, o Geliebte! durch Mark und Gebein
Bei'm Gedanken an Dich,
Die Du sonnest im Strahl
Der ewigen Sonne!
Heb', o Geliebte!
Heb', o Gesegnete des Herrn!
Auf Deinen Schwingen
Zur ewigen Sonne,
Heb', o Geliebte, mich empor!"

Der Austausch der Gedanken über confessionell verschiedene christliche Ansichten und Glaubenssätze mußte sich desto natürlicher der Unterhaltung über die dem christlichen Glauben immer mehr obsiegende Macht des Unglaubens anreihen, je fester ihnen beiderseits der gemeinsame positive Boden ihrer christlichen Ueberzeugung stand und je leichter Stolberg hatte ausfinden müssen, daß die Fürstin und ihre Freunde gründlicher und vielseitiger in den Fundamenten und dem Inhalte seines Bekenntnisses orientirt seien, als die Meisten derjenigen, welche er als gläubige Vertreter desselben durch Schrift und Wort kennen gelernt hatte, er dagegen der andern Seite gegenüber noch in bedeutendem Rückstande

sei. — Dem im November nach Eutin zurückkehrenden Grafen und der Gräfin Stolberg war ihr Freund Jacobi schon im September vom Rhein nach Holstein zuvorgeeilt, gescheucht vom Kriegsgreuel der sich nähernden Feinde. Bald nach Goethe's Aufenthalt in Pempelfort hatte er abermals Aachen besucht und hier zugesehen der Wirthschaft der Franzosen, welche nach dem Siege Dumouriez' bei Jemappes im November des Jahres 1792 bis zur Roer vorgedrungen waren, zugesehen, wie da, wo einst die althunnischen Horden mit Waffengewalt Alles niedergeworfen hatten, ihr schlaueres Gefolge, die neuhunnische Herrscherbrut, auf dem ihm anheimgefallenen Gebiete durch die Aufstellung seiner Verfassungsblendwerke und durch die dargebotenen Früchte seines eingepflanzten Freiheitsbaumes die Rückkehr zum zerstörten Zustande unmöglich und die Eroberung zu einer dauernden zu machen suchte. Von dem Freiheitsschwindel, welcher in dieser Zeit in mehreren deutschen Städten, vorzüglich in Mainz, wirbelte, nahm hier der Augenzeuge keine Spur wahr. Er schrieb den 24. Januar 1793 von Aachen aus an Goethe u. A.: „Es ist über allen Glauben toll und thöricht, wie die Citoyens mit der armen Aachner Bürgerschaft umgehen, um mit ihr einen Maulesel der Freiheit und Gleichheit zu erziehen. Bis jetzt hat das Volk sich recht gut betragen, und überall gerade so viel und nicht mehr Widerstand gethan, als es die Verhältnisse mit sich brachten. Mit Gewalt ist nun endlich ein Präsident des provisorischen Raths gewählt worden, und mit Gewalt muß er Präsident sein. So der ganze provisorische Rath. Zum Glück darf er einen Consulenten haben. Auf gestern war die ganze Bürgerschaft wieder in die Kirchen ihrer Grafschaften beschieden, um einen Maire und Repräsentanten zu einer Aachner assemblée nationale zu erwählen. Dergleichen Aufgebote geschehen immer bei Strafe von 3, 6 bis 24 Mann Execution, die jedem Nichterscheinenden in's Haus gelegt werden sollen. Da die Wahlmänner gestellt werden sollten, wurden die Bürgerhauptleute bedroht, daß man sie, wenn die Bürgerschaft nicht zusammenkäme, gefangen nach Paris schleppen würde, comme criminels de lèse-nation. Vorher hatte das Volk, das beim Freiheitsbaume war zusammenberufen worden, auf die Frage, ob es mit seiner Verfassung zufrieden sei, wie aus Einem Munde „Ja!" geantwortet, und auf die Frage, ob es keine Aenderung begehre, „Nein!" Wie dieses Nein ausgesprochen

war, liefen alle nach Hause, als wenn es hinter ihnen brennte. Die Franzosen hatten dem Bilde Karls des Großen, das auf dem Platze vor dem Rathhause steht, eine rothe Kappe aufgesetzt. Die nämliche Ehre widerfuhr einigen Crucifixen. Die bedrohten Bürgersleute brachten mit Mühe ihre Gemeinen zusammen, die nun mit lauter Stimme schrieen: Unsere Religion ist geschändet, unsere Zünfte sind offen, wir sollen Feind werden mit Kaiser und Reich; besser, wir sterben auf der Stelle; der Tod ist besser! der Tod ist uns lieber! — Dennoch wurde durch Zureden und Gewalt eine Art von Wahl, oder was den Schein davon hatte, zu Stande gebracht. Und so geht's nun fort" ....[1]). Nach dem Wechsel der Kriegsläufte stand im September des folgenden Jahres 1794 der Feind mit Zerstörung drohender Macht auf der linken Seite des Unterrheins Düsseldorf und Pempelfort gegenüber. Jacobi verließ am Ende dieses Monats seinen geliebten, nun unwirthlich gewordenen Wohnsitz, suchte in dem fernen, schon längst befreundeten Holstein im Verkehr mit alten und neuen Freunden Heimathsgefühle zu ersetzen und fand hier, umgeben von den treu sorgsamen Schwestern Lena und Charlotte im Verlaufe der nächsten Jahre eine befriedigende zweite Heimath seines Lebens. Die nächsten Wochen nach seiner Flucht brachte er bei seinem Freunde Claudius zu, mit dem er in religiös-christlichen Angelegenheiten eine mehrfache Glaubensgemeinschaft, in politischen aber den vollen Haß gegen die verwüstenden Weltbeglücker und ihre Freunde in Deutschland theilte, deren er im oft besuchten Hamburg nicht wenige sah. Auch in Emkendorf und Eutin fand er an den gleichgesinnten Freunden Trost und Stärkung zum Tragen der Unbilde der Zeit. Nachdem er einige Jahre abwechselnd in Wandsbeck, Tremsbüttel, Emkendorf und Eutin gelebt, ließ er sich dauernd an dem letzten Orte seit dem Herbste 1797 nieder, wo er im geräumigen gastlichen Hause, nahe von den nächsten Herzensfreunden umgeben, in früher gewohnter Pempelforter Weise sein Leben fortsetzte. —

---

[1]) Man sehe über die in dieser Zeit und in der ihr unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden in Aachen und auf der linken Seite des Niederrheins herrschenden öffentlichen Zustände und Begebenheiten und über die dabei auftretenden Personen das Nähere bei Clemens Th. Perthes: »Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der franz. Herrschaft«, S. 153 bis 165.

Der Wellenschlag, welcher Jacobi und andere deutsche Männer nach Hamburg und Holstein trieb, war die fortgesetzte Bewegung von jenen brausenden Wogen, welche die Stürme der wild tobenden republicanischen Gährungen Frankreichs fort und fort über die Grenzen schlugen und viele 1000 Flüchtlinge über den Rhein, die Weser und Elbe trieben. Viele durch Geburt, Besitzthum, durch bekleidete Staatsämter und durch wissenschaftliche Bildung ausgezeichnete Männer fanden in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts als französische Auswanderer in Hamburg und Lübeck und in der Landschaft Holstein während der factiösen Zerrüttungen und Verfolgungen Frankreichs bei kürzerm oder längerm Aufenthalt schützende Zuflucht und an den fürstlichen Höfen von Eutin und Plön, dem Sitze des geisteskranken Herzogs Wilhelm, und an den Edelhöfen des Landes gastfreundliche Theilnahme mannichfacher Art. Zu ihnen gehörte Louis Philipp, der Herzog von Orléans, später der König der Franzosen, Dumouriez, Charles Villers, später Professor in Göttingen, Alex. Lameth, später Präfect im Roerdepartement, und die Frau von Genlis. In Emkendorf lebte der Graf Portalis mit seiner Familie, welcher, nach Frankreich zurückgekehrt, mit Bigot und Maleville Verfasser des Code Napoléon und 1804 kaiserlicher Cultusminister wurde. In Eutin hielt sich der gelehrte und edle Quatremère de Quincy auf, der unter dem Namen Quartini ein Jahr hindurch Nicolovius' treuer Nachbar und fast täglicher Gesellschafter war, und Charles Vanderbourg, Jacobi's dauernder Gast, rühmlich bekannt als Uebersetzer der Oden des Horaz, Jacobi's „Woldemar", Lessings „Laokoon" und anderer deutscher Werke. In Tremsbüttel lebte beim Grafen Christian Stolberg zwei Jahre als Gastfreund mit Frau und Tochter der General Matthieu Dumas unter dem Namen Funk. Gerade und treuherzig, wie Wenige seiner Nation, unabhängig in seinem wissenschaftlichen Streben, in seinem Aeußern einem Deutschen ähnlich und der deutschen Sprache in einem hohen Grade mächtig geworden, war er doch durch und durch ein Franzose. Mit großer Liebe schloß er sich an Claudius, Klopstock, Jacobi und an die Familie Reventlow und Stolberg an, und hielt er sich in Hamburg auf, so fühlte er sich bei Perthes wie ein Hausgenosse heimisch. Als er später nach Frankreich zurückgekehrt und in den Diensten Napoleons zu den höchsten Stellen befördert war, hatte sein achtungswerther menschlicher

Charakter treues Andenken und Anhänglichkeit der alten deutschen Freunde ihm erhalten, auch noch im Jahre 1812 und 1813, da er als General Napoleon im Feldzuge gegen Rußland begleitete und Generalintendant der französischen Armee wurde. Daher war Niebuhr in Berlin, der ihn kannte und schätzte, eifrigst bemüht, Nachrichten über sein Schicksal in Rußland und über sein auf der Rückkehr ihn ergreifendes Nervenfieber einzuziehen und sie Perthes und durch ihn den Brüdern Stolberg mitzutheilen. Der Zurückkehrende und Genesene theilte in Briefen von Berlin aus den Grafen seine Krankheit und Trübsale mit. Eng verbunden mit dem Grafen Fr. Leopold und seiner Familie war die Schwester der Frau Lafayette, Pauline Marquise von Montagu, geborne Gräfin von Noailles; sie vertrat zweimal bei seinen Kindern Pathenstelle. Auch der Herzog von Liancourt, einst Ludwigs XVI. vertrauter Freund, gehörte in Plön zu den näher stehenden Umgangsgenossen Stolbergs. Den republicanischen Lafayette aber, welcher nach kurz wechselndem Aufenthalt in Holstein beim Herzog Wilhelm heimisch wurde, sah Stolberg öfters, aber nur in einem beschränkten Grade mochte er ihm, welchen man bei allen wechselnden Zuständen Frankreichs das Schaf wie Talleyrand den Fuchs genannt hat, seine Achtung zuwenden. Lafayette verheirathete in Plön seine Tochter mit dem Bruder des gleichfalls in Olmütz verhaftet gewesenen Generals Maubourg. Auf die Frage, wie die Verwandten, da beide ohne Vermögen seien, eine solche Heirath zugeben könnten, antwortete die genannte Schwester der Frau des Lafayette: „C'est que, malgré notre amour pour l'égalité, nous tenons un peu à la qualité" [1]).

Der Graf und die Gräfin Stolberg fanden sich nach ihrer Rückkehr wieder von dem Kreise ihrer aufblühenden Kinder umgeben und freuten sich fort und fort des glücklichen Familienlebens, dessen Genusse das Bewußtsein der Weltregierung des allliebenden Vaters eine höhere Weihe und die Theilnahme naher und entfernter Verwandten und Freunde einen Freudezuwachs gab. Zu amtlicher und wissenschaftlicher Thätigkeit fühlte sich Stolberg durch die Reise wieder gestärkt;

---

[1]) Vergl. Jacobi's A. B. II, Nr. 259, S. 228 und S. 231, und Nr. 261. Eutiner Skizzen von Bippen 230. Fr. Perthes' Leben von Cl. Theodor Perthes I, 128 fg. Lebensnachrichten über B. Georg Niebuhr I, 533, 535, 539.

seinem Freunde Voß aber war diese eine neue Quelle der Verbitterung gegen seinen Freund geworden. Erschienen diesem schon früher die wiederholten Berührungen Stolbergs mit Lavater, mit der Fürstin von Gallitzin und anderen gleichgesinnten Freunden als gefährlicher Angriff gegen seine christlichen Meinungen und als ein Eingriff in seine Rechte auf die Lenkung der Ueberzeugungen Stolbergs, so war er nun vollends in peinigender Unruhe über Stolbergs Glaubensverfassung, weil er diesen von der ihm verhaßten schlauen Verlockerin umsponnen glaubte, und setzte daher, wie sehr ihm auch seine früheren, mehr als zehnjährigen Bekehrungsversuche mißglückt waren, abermals in gesuchten Unterhaltungen seinen Eifer fort, den Umsponnenen wiederum von seinen Netzen zu befreien und ihn aus der lange starrenden Finsterniß zu den lichten Höhen seines Glaubens hinaufzuführen, und wenn Stolberg, schon längst vertraut mit der ganzen Natur und dem Umfange der Glaubenstheorie seines Freundes, schwieg, folgte dem Schweigen neues Angebot seiner Hülfe, ja zuletzt bot er großmüthig ein Privatissimum von vier bis sechs wöchentlichen Stunden an. Stolberg sprang ab. „O hättest Du", ruft Voß, der Glaubensheld, aus, „die Prüfung nicht gescheuet, manches, was Du zu verantworten hast, wäre wohl nicht geschehn!" [1]) Nichtsdestoweniger bewährte Stolberg in dieser Zeit treue Freundschaftsdienste und edle Gesinnung dem Voßischen Hause. Ernestinens jüngerer Bruder, Rudolf Boie, Voßens Schulgehülfe, lag diesen Winter 1794/95 an einer langwierigen schmerzhaften Krankheit danieder, welche ihm im April den Tod brachte. „Stolberg", erzählt Ernestine [2]), „versprach bei dem ersten Besuche mit herzlicher Theilnahme uns den traurigen Abschiedsabend versüßen zu helfen. Und dieses Wort hat er redlich erfüllt, daneben oft wiederholt, wie wohl ihm bei dem Kranken und bei uns sei. Gewöhnlich kam er gleich nach Tische, wie er sagte, um Voß nicht zu stören, und dann las er selbst vor, was sich von neuverfertigten Gedichten Voßens, welche den Kranken am meisten belebten und erfreuten, vorfand...." Im Verlaufe dieses und der folgenden Jahre stellte sich das Verhältniß der beiden Freunde in wechselnder Gestaltung dar;

[1]) Sophronizon 34.

[2]) a. a. O. III, 1, 85 fg.

nun war heiterer Sonnenschein der Freundschaft, dann folgte wieder dunkles Gewölk. Stolberg wollte das Freundschaftsideal, wie es zwanzig und einige Jahre rückwärts bestand, als jugendliche Begeisterung für das Schöne und Edle der Menschheit den Göttinger Bund vereinigte, auch nun noch in seinen zurückgebliebenen Bruchstücken in die nahe Wirklichkeit übertragen und nährte, so oft ihn auch der Freund mit seiner schroffen, gegnerischen Gesinnung von dem Boden, auf dem ein einträchtiges Zusammenleben erzielbar schien, wegstieß, immer von neuem die Hoffnung, diesen wiederzugewinnen und dauernd zu befestigen. Auf diesen Boden brachte aber die grundverschiedene Natur Beider Elemente mit, welche die Erwartung, einander in Freundschaft festhalten zu können, zur wiederholten Täuschung machen mußten. Wenn auch überhaupt der Anblick oder die Kunde einer durch die That offenbar gewordenen verkehrten Gesinnung Stolberg zum großen Zorneifer empören konnte, so riß ihn doch nie ein leicht gefaßtes persönliches Vorurtheil zum zähen Aburtheil des Fehlenden hin; trat ihm auch aus der Nähe oder Ferne eine Persönlichkeit entgegen, um durch lieblosen oder feindseligen Angriff seiner Ueberzeugungen oder Handlungen ihm wehe zu thun, — den nagenden Gram oder Haß, welcher auf Vergeltung in irgend einer Weise sinnet, kannte er nicht, er schwieg und vergaß; oder äußerte der Gereizte und Verletzte, dessen offnem Herzen eine verdeckte, zweideutige Kälte eben so sehr als Waffe der Vertheidigung wie als Vorbereitung zum künftigen Angriffe fremd war, im ersten Augenblicke des Angriffs sich im brausenden Redestrom, — die lebhafte Aeußerung umfaßte immer nur den in Rede stehenden Gegenstand, und ging am Ende die Fluth zur Ebbe über, so enthielt diese noch Fahrwasser genug für freie und friedliche Anfurth einer ihm selbst widerstrebenden Denk- und Gesinnungsart. Trat darauf das persönliche Verfahren ein, so zeigte sich das von Versöhnlichkeit und Liebe erfüllte Gemüth sowohl der anwesenden als der abwesenden Person gegenüber in seinem vollen Umfange: die Anklage der Sache endigte mit der Entschuldigung, nicht selten mit der Vertheidigung der Person. Trat namentlich zwistende Meinung unter Stolberg und den Freund Voß, wurde laut der Tadel über gehegten Irrthum und Wahn und glaubte dann der ereifernde Stolberg den Ereiferten vom Gefühle der Kränkung betroffen, so schied er nicht — Voß hat es erfahren — ohne

versöhnende Stimmung, bekundet durch das mildernde Wort und durch wohlwollendes Handeln. — Eine andere Natur war Voß. Das Bewußtsein der Mühen und Kämpfe, welche dem Strebenden die Errungenschaft eines großen geistigen Besitzthums, einer selbständigen Lebensstellung und amtlichen Wirksamkeit von Jugend an gekostet, gab seinem Wesen ein stolz ab- und ausschließendes Selbstgefühl, welches ihm, dessen Verstandesanlagen ohnehin weit die des Gefühls und der Phantasie überragten, das anerkennende Eingehen in fremde Individualitäten unmöglich machte und jeden Widerspruch als einen unbefugten, ja feindseligen Angriff auf das Gebiet seiner unbedingt herrschenden Ichheit ansah. Der aufrichtige Claudius zeichnet seinen Freund Voß ungefähr zur selben Zeit, als dieser in einem Briefe an Miller ihn einen in den ihm ein Paradies scheinenden grundlosen Morast der Pietisterei und des mystischen Unsinns immer tiefer Sinkenden nennt, in zutreffenden Zügen. Voß wünschte nämlich 1784 das Rectorat im mecklenburgischen Neubrandenburg zu erhalten. Claudius wendet sich mit der Bitte um Fürsprache für Voß beim Prinzen Carl von Mecklenburg an Herder, welcher gerade damals sich in der Nähe des Prinzen befand. Auf eine Gegenbemerkung des für Voß ungünstig gestimmten Herder schildert er den Empfohlenen folgendermaaßen [1]: „Voß ist keine weiche, gefällige Haut, die für andere Leute, noch für Kinder sanft und lustig anzufühlen ist, und darum, glaub' ich, kann zwischen ihm und Kindern so ein recht herzlicher nexus nicht statthaben. Er hat vielmehr seine eigne Form, die sich nicht anschmiegt, sondern bleibt, wie sie ist, so daß er bisweilen kalt scheint und gewiß nicht so bedachtsam, als er sein sollte, ist; dabei hat er wenig Weltkenntniß, oder gibt nichts darauf, und keine feine Lebensart, d. i. er macht seinen Bückling sehr schnell und tief herunter und so holterpolter u. s. w. Aber Voß ist auf der andern Seite ein ehrlicher Kerl, der etwas von Edelsinn in seinem Character hat, der das Seinige treu thut, der ein scharfes Gefühl von Recht hat, und wenn er es gegen sich oder andere beleidigt glaubt, sehr heftig und muthig ist; übrigens ist er ein wohlgewachsener hübscher Geselle." — Von Voßens akademischen Jahren an bis zum Ende seines Lebens bildet dieses eine bekannte ununterbrochene Kette

[1]) Düntzer, aus Herders Nachlaß I, 433 fg.

von litterärischen Streitigkeiten, in welchen sich überwiegend ein fanatisches Streben nach absoluter Herrschaft des prosaischen Verstandes kund giebt. Die schroffe und bittere Weise, in der er seine Ueberzeugungen gegen Anderer Ueberzeugungen zur Geltung zu bringen suchte, war eine Zuthat, bei welcher selbst ein Kampf für das Rechte und Wohlbegründete aufhört, eine Tugend zu sein, und welche allmälig zu einer Leidenschaft führt, die selbst die einfachen Begriffe des Guten und Rechten verwirrt und umstellt. Wie wenig Voß geneigt war, im Streite Personen von der Sache zu trennen, und wie selbst der Tod des Gegners keine versöhnende Gewalt an ihm auszuüben vermochte, zeigte er in dem vorhergehenden Jahre — 1794 —, als die nicht begründete Nachricht über Heyne's, seines frühern Lehrers und Wohlthäters, Tod nach Eutin gelangte. Er eilte in das Stolbergsche Haus mit dem Jammer, nun habe Heyne seine mythologischen Briefe — sie waren voll tödtlicher Angriffe — nicht gelesen!

Für Stolberg und Voß wären in dieser Zeit so wenig wie früher ihre auseinandergehenden Ansichten über die Poesie und ihre practische Handhabung ein Hinderniß eines freundlich-geselligen Austausches ihrer Gedanken gewesen; aber der Zwiespalt ihrer Meinungen und Gesinnungen auf dem Gebiete der religiösen, politischen und vaterländischen Angelegenheiten, welcher damals allenthalben die Gemüther in hohem Grade ergriffen, war ein zu tief in die Denkart und in das ganze Leben einschneidender geworden, als daß ein des Namens der Freundschaft werthes Verhältniß sich hätte bilden können. Der Rector Voß in Eutin schien nicht mehr der zu sein, wie er sich vor ungefähr einem Viertel-Jahrhundert in Göttingen als Stifter und Leiter des Hainbundes darstellte, am wenigsten im Verkehr mit Stolberg. „Leute“, rief er von den Grafen Stolberg aus, „so voller Feuer, Tugend und Deutschland, daß Eifersucht bei einem entsteht.“ An Brückner schrieb der deutsche Patriot: „Der Graf ist ein Feind aller Gallier, die unser deutsches Vaterland mit ihren Sitten verderben.“ In der Ode „Deutschland“ heißt es:

„Wehklag', o Stolberg! Ach, sie umklirrt uns noch,
Des Franken Fessel! .....“ [1])

---

[1]) Vergl. Bd. I, S. 41 fg.

Voßens Begeisterung für deutsche Freiheit, für's Vaterland und edle Freundschaft war damals nur gemachtes Strohfeuer, nicht wahres und warmes Feuer seiner Natur. In Eutin jubelt er der französischen Revolution und ihrem Fortgang entgegen: „Welche Zeiten erleben wir", ruft er aus, „welche Aussichten in die nahe Zukunft! — — — Die Aristocraten werden schon aufhören zu schimpfen und zu spotten; sie werden mit sardonischem Lächeln zuerst und endlich, zum Durchbruch gereift, mit wahrem Ergötzen ihre Adelsbriefe, Bänder und Schlüssel zum Mond aufsteigen sehen." — Beim Feldzuge Preußens und Oesterreichs nach Frankreich im Herbste 1792 ruft er aus: „Es wird doch ein gutes Ende nehmen, — doch! Und wenn die Welt voll Preußen wär', und wollte sie verschlingen!" — Seine Ansicht vom Adel war voll bittern Ingrimms. Jeder Edelmann war ihm ein Junker. In der Idylle „Leibeigenschaft" läßt er Michel u. A. sagen:

„Suche Treu' und Glauben bei Edelleuten! Betrüger,
Schelme sind sie und werth, am höchsten Galgen zu bummeln",

worauf Hans nur antwortet:

„Pst! Nicht so laut! Ihm könnt' es sein kleiner Finger erzählen!" [1])

Von seiner geringen Duldsamkeit gegen religiöse Ueberzeugungen Anderer begegneten uns schon mehrere Beispiele. Jeder dem positiven Ausdruck seines Confessionsglaubens Zugethaner galt ihm als ein versunkener Pietist oder lichtscheuer Schwärmer und Dummkopf, und war er ein Geistlicher, so war er noch dazu ein Pfaffe. Größeres Recht zu seinen religiösen Kämpfen würde er gehabt haben, wenn er sich, wie Lessing, mit gründlichen Waffen, mit den theologischen Wissenschaften, auszurüsten bedacht gewesen wäre. Schon in Göttingen äußert er sich, zur Rechtfertigung seines Uebergangs von der Theologie zur Philologie, in einem Briefe an den Prediger Brückner über den geringen Werth der theologischen Studien. „Wozu denn", fragt er,

---

[1]) Stolberg hatte gegen diese Idylle nur den leisen Tadel erhoben, »die Natur darin möchte nicht fein genug scheinen«. Aber auch diesen Tadel fand Voß noch im Jahre 1820 verletzend. Die Betrüger und Schelme ließ er in den spätern Ausgaben stehen, die Galgenbummelei schaffte er aber als unästhetischen Auswuchs fort.

die düstern Wissenschaften?" Die sich vorfindende Bibel hielt er für ein Buch, brauchbar für moralische und practische Erbauung, für weiter nichts. Welches Gewicht er auf den der Jugend mitzutheilenden christlichen Religionsunterricht legte, wird aus dem Berichte seines frühern Schülers Friedr. Karl Wolf über Voßens Wirksamkeit als Schulmann in Eutin deutlich [1]. „Den Unterricht in der Religion", berichtet Wolf, „wiewohl eine Stunde wöchentlich dafür bestimmt war, gab er weniger in derselben, als beiläufig bei der Erklärung der Alten. Seine Meinung war, daß Theologie überhaupt nicht für die Schule sich eigne, daß aber eine Kenntniß der einfachen Wahrheiten der Religion bei jedem nicht verwahrlosten Jünglinge vorausgesetzt werden könne. Von eigentlichen Religionsstunden versprach er sich wenig Gewinn für die Religiösität der Schüler. ....." — Das Bedürfniß Stolbergs in dem litterärisch wenig fruchtbaren Eutin, mit einem seit den akademischen Jahren bekannten Nachbar zu verkehren, dessen Verdienste um die Alterthumskunde er hochschätzte, dessen Uebersetzungen der griechischen und römischen Dichter er pries und dessen Gedichte, so sehr auch seine Ansichten über das Wesen der Poesie in mehreren Puncten verschieden waren, bei ihm einen größern Beifall fanden, als die mehrerer von ihren Zeitgenossen gepriesenen Dichter, mit dem daher ein Gedankenaustausch belebend und fruchtbar sein mußte, dieses Bedürfniß und die immer von neuem genährte Hoffnung des Freundschaftbedürftigen, die herbe Einseitigkeit, mit welcher der Freund dem Freunde seine außerhalb des Gebietes der Alterthumskunde und der Poesie gelegenen Meinungen entgegenbrachte, durch belehrende Mittheilung überwinden und dem Freunde wahrere und höhere Lebensanschauungen zugänglich machen zu können, mögen es erklärlich machen, daß Stolberg nach so häufigem Scheitern an dem Absolutismus der Persönlichkeit des Nachbars sich von diesem nicht fern hielt und eine freudelose Verbindung nicht löste. Fr. A. Krummacher [2]) bemerkt mit richtiger Würdigung der Eigenthümlichkeit beider Männer: „Es scheint mir, als ob zwischen den Beiden nie eine wahre Freundschaft gewesen

[1]) Briefe von J. H. Voß nebst Beilagen III, II, 248 fg. Beiläufig kommt hier auch Voßens völlige Unkenntniß der Lehren der katholischen Kirche zum Vorschein.

[2]) Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter, Essen 1820, S. 7.

sei, und sie es sich nur so eingebildet und einander getäuscht hätten. ... Stolberg hatte das lebendige Bedürfniß und Sehnen nach einer verbrüderten Seele, nach einem Herzensfreunde. Und so kommt er mir vor wie eine Rebe, die nach der Ulme sucht; ist aber keine zu finden. Voß ist ihm nie eine Ulme gewesen, hat es auch nicht sein können; und wenn nun Stolberg auch dem erstern um den Hals fällt, so gemahnet es mich, wie wenn eine Rebe einen glatten Obelisk für eine Ulme gehalten, aber bald wieder davon abglitschet, weil sie nirgends einhäkeln konnte. Eine Täuschung bleibet nicht ohne die zweite und dritte; so mußten sie wohl immer mehr sich Fremde werden. ....." Noch schneidender drückt sich Wilhelm von Schlegel über den Charakter Voßens aus [1]): „Er hatte eine ganz einzige Gabe, jede Sache, die er verfocht, auch die beste, durch seine Persönlichkeit unliebenswürdig zu machen. Er pries die Milde mit Bitterkeit, die Duldung mit Verfolgungseifer, den Weltbürgersinn wie ein Kleinstädter, die Denkfreiheit wie ein Gefängnißwärter, die künstlerische und gesellige Bildung der Griechen endlich wie ein nordischer Barbar." — Voßens Verdienste als Dichter, als Uebersetzer und als deutscher Sprachbildner sind von seinen Zeitgenossen zugleich mit ausgezeichneter Gunst und mit dem bittersten Tadel behandelt. Die Schätzung seiner „Luise", welche er selbst über Goethe's „Hermann und Dorothea" gestellt wissen wollte, war gewiß eine Ueberschätzung; aber nichtsdestoweniger ist sie und „der siebzigste Geburtstag" ein schätzbares Kleinod der deutschen Litteratur, und weiß er auch überhaupt in der Idylle nicht durch den Schein die Täuschung einer höhern Wirklichkeit hervorzubringen und erarbeitet der Dichter nicht selten mit zu nüchterner Verstandesthätigkeit eine gemeine Wirklichkeit, so hat doch seine Naturwahrheit des nördlichen Deutschlands längern Beifall gefunden als die ideal verstiegene, charakterlose Unschuldswelt Geßners und gehören viele seiner Lieder und mehrere Oden zu sehr der höhern Sphäre der Poesie an, als daß Urtheile wie das von Immermann im Munchausen über Voß den Dichter als „einen knolligen Kartoffelpoeten" als Wahrheit anzusehen wären, sondern vielmehr als unstatthafte Witze. — Wer als Uebersetzer, im Vertrauen auf technisches Geschick und gute Kunde, jährlich irgend

[1]) S. W. XII, 84.

einen Autor für die Messe abzuschlachten bemüht ist, der vernimmt bei der flüchtigen Arbeit nicht leicht das Wehen des Geistes des Autors, dann am wenigsten, wenn ihm eine eng umschränkte Natur das sinnige Anschmiegen an wesentlich verschiedene Individualitäten versagt; aber die Aeußerung Wilhelms von Schlegel, welcher in der Unterredung mit Fr. Perthes im Jahre 1824 in Bonn die Leistungen Voßens auf den Ausdruck dreier Worte zurückführen wollte: „dieser habe die deutsche Litteratur mit einem steinernen Homer, einem hölzernen Shakspeare und einem ledernen Aristophanes bereichert, sie ist nur theilweise wahr. Räumt man auch in Homers Uebersetzung ein, daß ihr der linde Hauch der hellenischen Muse fehle, so würden selbst die spätern, von Friedr. August Wolf in den Analecten mitgetheilten Proben einer Uebersetzung aus dem ersten und vierten Gesange der Odyssee ohne Voßens Vorarbeit schwerlich so sehr gelungen sein. —

Stolbergs freie Mußestunden waren in diesem Jahre vorzüglich einem seiner Lieblinge des Alterthums, dem Platon, zugewendet. Seine und Xenophons Schriften führten ihn zur reichen Quelle der Weisheit des Sokrates zurück. Kein Freund der damals herrschenden nüchternen Verstandesphilosophie, welcher bei dem Geschäfte der immer fortgesponnenen Verfeinerung und Spaltung der vereinzelten Begriffe die ganze Fülle des menschlichen Geistes und sein Verhältniß zur Natur und Gottheit verborgen blieb, fand er reichen Ersatz an den ideenreichen Lehren der sokratischen Schule, vorzüglich in ihrer Darstellung durch Platon, in welcher der freie göttliche Geist der Philosophie sich mit der freien Kunst vereinigte. — Ueberhaupt blieb Stolberg dem Studium der Alten sein ganzes Leben hindurch zugewendet; die griechischen und römischen Schriftsteller waren und blieben seine vertrauten Freunde, und mit welchem ernsten Fleiße er sich mit ihnen beschäftigte, davon zeugen die vielen mit eigener Hand dem Texte zugefügten Parallelstellen und kritischen Conjecturen und die aus der Lectüre hervorgegangenen, die Wörterbücher bereichernden Begriffsbestimmungen. Er war kein Alterthumskrämer, der nur die Scherben aufsucht und sammelt, sondern ein Alterthumskundiger, welcher sich in das volle geistige Eigenthum der antiken Welt so zu setzen wußte, daß ihm der classische Ausdruck, in welchem ihre Schriftsteller die höheren Lebensregungen niederlegten, jeden Augenblick zur angemessenen Verwendung

lebendig zu Gebote stand. So wenig wie auf diesem Gebiete erzielte er auch in den übrigen ihn beschäftigenden Wissenschaften das todte Zusammenhäufen des Vielwissers; vielmehr suchte er in ihnen organisch wirksame Stärkung und Bereicherung für Geist und Leben. Auch hier waren ihm die Alten Vorbild. In der „Insel" [1]) ruft Sophron aus: „Kränkelt nicht oft der Geist unsrer Gelehrten, im siechen Körper, an unmäßiger Wißbegierde? Ist nicht Hypochondrie der gewöhnliche Zustand derselben, da hingegen die Weisheit zu allen Zeiten Hand in Hand mit der Heiterkeit einherging? — Findet sokratische Weisheit Gehör im Jahrmarktsgewirre wissenschaftlicher Kenntnisse? Können Gelehrte unter beständiger Aufhäufung erworbener Vielwisserei eine frei athmende, ihrem göttlichen Ursprung nachstrebende Seele behalten? So wenig als Gesundheit des Lebens bei ihrem auf unthätigem Sessel hingehaltenen Leben. Wie wenigen unter ihnen ist es möglich, sich stark zu halten,

Auf daß der ganze Mensch von feiger Schwäche frei
Und im gesunden Leib gesund die Seele sei!

Diese Entartung kannten die Alten nicht. Immer ging ihr Bestreben dahin, die gesunde Harmonie im ganzen Menschen zu erhalten, eine Harmonie des Geistes und des Leibes, welcher sie die Musik und die Gymnastik zu Wächtern setzten." —

Der Behauptung des Sokrates im Phädros des Platon, daß derjenige, welcher nichts Köstlicheres besitzt, als was er lange Zeit hin und her wendend, aneinander leimend, davonnehmend, zusammengesetzt und geschrieben habe, kein guter Redner, noch weniger ein guter Dichter sein werde, fügt der beistimmende Uebersetzer eine Werthschätzung der verschiedenen Schriftsteller bei: „Das Mittelmäßige und Schlechte entstehet als Machwerk auf solche Weise, und wächset durch Zusatz fremder Theile wie ein Sandstein. Edle Schriften entwickeln sich von innen aus, aus dem lebendigen Keim in der Seele des Verfassers. — Ein mittelmäßiger Schriftsteller schreibt sich selbst ganz aus, putzet und schneidert am Ausgeschriebenen, und ist auch vorzüglich beflissen,

---

[1]) S. W. III, 229.

Fremdes hinzuzuleimen. Daher ist sein Machwerk zwar buntscheckig in seiner Mittelmäßigkeit, doch aber reichhaltiger als er selbst.

„Des edlen Schriftstellers Geisteskind enthält weniger als er selbst. Wird er auch von allen bewundert, ihm selber genügt seine Schrift nie ganz." — Gewiß ist es das beste und wahrste Zeugniß von dem Werth der Rede oder Schrift, wenn sie den begabten Zuhörer oder Leser zwingt, in den Augenblicken des Empfangens selbst Redner zu werden, so daß, wie jener, der Mittheilende, mit Wehmuth fühlt, daß das Wort seine Seele nicht erschöpft habe, dieser mit desto größerer Selbstgenüge verborgene Schätze seines Innern zu Tage gefördert sieht. — Dieser Wahrheit entsprechend ist des heiligen Augustinus Aufmunterung eines wackern, aber bei der Ertheilung des Religionsunterrichts sich selbst nicht genügenden Diakonus und des Kirchenvaters Berufung auf die eigene Erfahrung, daß manchmal eben die Stellen des Unterrichts, die dem Lehrenden dürftig scheinen, auf besondere Weise dem Lehrlinge zum Nutzen gereichen, und daß jenem manchmal scheine, etwas mit Schwäche oder kalt ausgedrückt zu haben, was gleichwohl den Lehrling mächtig ergreife. Stolberg, dem heiligen Augustinus beistimmend, weist noch genauer in einer Anmerkung das Verhältniß des Geistes des Schriftstellers zum Gegenstand seiner Darstellung nach. „Wer mit seinem, sei es mündlichen oder schriftlichen Vortrage leicht zufrieden ist, von dem kann man versichert sein, daß dieser Vortrag seicht, daß seicht auch sei des Vortragenden Erkenntniß oder Gefühl. Denn bei innigem Anschauen eines geistigen Gegenstandes wird der Denker und Empfinder auf Gedanken und Empfindungen geführt werden, welche auszudrücken ihm nicht leicht scheinen. Je besser der gute Schriftsteller sich ausdrückt, desto mehr wird er mit dem Ausdrucke hinter dem zurückbleiben, was er von dem Gegenstand ahndet, weil er viel ahndet; dahingegen der oberflächliche Darsteller in breiter Rede sich selbst gar leicht Genüge thun wird, weil ihm nichts ahndet von der geistigen Dinge Höh' und Tiefe" [1]).

Stolberg hatte sich früher mit der römischen als mit der griechischen Litteratur vertraut gemacht; wie er mehrere griechische Dichter aus-

---

[1]) S. W. XVII, 128, 167, 168. VI, 47. Geschichte der Religion Jesu Christi XIV, 68, 69, Beilage.

wendig wußte, so auch einige römische Dichter; jedoch zog ihn mehr der feine Natursinn der Griechen und ihr freier und heiterer Schaffenstrieb in Kunst und Wissenschaft an als die mehr auf das Practische und auf die Erreichung und Durchführung großer Weltzwecke gerichtete Gesinnung der Römer und der weniger originelle Geist ihrer Schriftsteller. Bei dem Besuche der Ueberbleibsel des alten, auf Felsen gelegenen Tauromenion in Sicilien und bei der Frage, ob die aus den Felsen erbaute Naumachie — ein großer Wasserbehälter zur Aufführung einer Seeschlacht — ein Werk der Römer oder der Griechen gewesen sei, äußert er [1]): „Ich zweifle, daß die Griechen, deren Gefühl für das Wahre in den Dingen viel feiner war, den Gedanken einer Naumachie auf einem Felsen, der am Meere liegt, hätten ausstehen können. Jeden Vortheil der Lage überhaupt, und wenn ich so sagen darf, jede Handhabe der Natur zu ergreifen, war den Griechen eigen. Diese Eigenschaft gehört dem Genie. Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche doch nur zum Verdienst wird, wenn man ihnen nicht ausweichen kann, sichtbare Anstrengung, welche in allen Dingen die Grazie tödtet, Liebe zum Ungeheuern, welches so viel leichter erreicht wird als edle Größe, charakterisirt den Geist der Nachahmung und war den Römern desto natürlicher, da sie mit diesem Geiste der Nachahmung immer zugleich den alten Charakter siegender Stärke verbinden wollten.“ — Die Vernachlässigung der griechischen Sprache im Abendlande während der letzten Epoche des römischen Reiches beklagt Stolberg nach dem Standpuncte weltgeschichtlicher Betrachtung [2]). „Beide Theile des Gesammtreichs waren sich schon durch Gebrauch verschiedner Sprachen und durch gegenseitige Unkunde derselben sehr entfremdet worden. Beiden erwuchs dadurch ein großer Schaden; doch weit größer war dieser Schaden für das Abendland, wo man ihn doch nicht beherzigt zu haben scheint. Die Vergessenheit der griechischen Sprache zog in kirchlicher, wissenschaftlicher und — man erlaube mir den Ausdruck — in menschlicher (humaniora) Hinsicht Folgen nach sich, die kaum nach einem Jahrtausende, dazu nur einigermaßen, verschmerzet worden.“ — Wodurch die Schriften des Alterthums Stolberg noch ein

[1]) S. W. IX, 268, 269.

[2]) Relig.-Gesch. XV, 151.

besonderes Interesse gewährten, das waren die in ihnen sichtbaren Spuren höherer Wahrheiten, die Zeugnisse eines göttlichen Anhauchs in der Nacht des Heidenthums und die gnadenreichen Vorahndungen der höchsten Erkenntnisse durch Christum. Er ruft mit Cicero aus: „Kein großer Mann war jemals ohne irgend einen göttlichen Anhauch", und — was noch mehr bedeutet — mit dem Jünger unseres Herrn [1]): „Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe kommt herab von dem Vater des Lichts, bei welchem ist keine Veränderung noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß." Noch in dem letzten Jahre seines Lebens preist er den heiligen Justinus, den Märtyrer [2]), welcher sagt: „Welche dem Logos gemäß lebten" (d. h. dem ewigen Worte, dem Sohne Gottes, dem wahrhaftigen Lichte, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt), „waren Christen, auch wenn sie für Atheisten gehalten wurden. Solche waren unter den Griechen Sokrates, Heraklit und andere." — So weit also war Stolberg von einem die Lectüre der alten Schriftsteller mißbilligenden oder verdammenden Standpuncte entfernt! So wahrheitswidrig ist die so oft gegen ihn erhobene Anklage, seine christliche Ueberzeugung habe ihn zum Feinde der heidnischen Litteratur gemacht! Ein einseitiger Vergötterer derselben war er freilich nicht und übersah nicht die Gefahr, welche dem entsteht, welcher auf ihren Höhen das Auge verschließt für das höchste Licht des Erkennens. „Es ist unläugbar", sagt er [3]), „daß der Zauber der Sinnlichkeit, der uns in den Schriften der Heiden leicht hinreißt, für den, der darin schwelget, gefährlich werden, und die höhere, aber ernstere Schöne der heiligen Schriften dem fleischlichen Sinne verdunkeln könne, wie Hieronymus klagt, daß ihm damals die Propheten trocken geschienen hätten."

Stolberg hielt als Uebersetzer griechischer Schriftsteller den mittlern Weg zwischen Voß und Wieland. Nicht wie jener wollte er mit aller Härte den widerstrebenden griechischen Sprachgenius in das deutsche Sprachgewand einzwängen, so daß nur dem Kenner der Urschrift die Uebertragung verständlich wird, noch wie dieser, nach dem Vorbilde

---

[1]) Jacob. I, 17.

[2]) S. W. XX, 15.

[3]) Relig.-Geschichte XIII, Beilage, S. 19.

der Franzosen, jene ihres eigenthümlichen Wesens entkleiden, um sie der allgemeinen Bildung der Gegenwart zugänglich zu machen. — Die in diesem Jahre übersetzten und mit Anmerkungen begleiteten auserlesenen Gespräche des Platon waren: 1) der Phädros, 2) das Gastmahl, oder von der Liebe, und 3) der Jon. — Schon früher hatte er es in seiner „Insel" dem geliebten Platon, dem Phönix aller Prosaisten, wie er ihn genannt hat, übel angerechnet, daß er die Dichter aus seiner Republik entlassen habe. „Ein wenig Neid", läßt er den Sophron sagen, „gegen die Dichter, nach deren Kranz er als Jüngling gestrebt hatte, scheint die sonst so schöne Seele des Weisen heimgesucht zu haben, insonderheit Neid gegen den göttlichen Homer, auf dessen Umgang in den Inseln der abgeschiedenen seligen Geister sich doch der weisere Sokrates so freute" [1]. Dagegen hatte er den siegreichen Führer der 10,000 Krieger aus Asien, Xenophon, mit besonderm Lobe erhoben. „Platon, Sokrates' erhabner Schüler, blendet oft mit falschem Licht, wenn er den Pfad des edleren, einfältigern Lehrers verläßt. Wenn er ihm folgt, so leuchtet er uns mit mildem Glanze vor. Der treuere Xenophon blieb immer auf des gemeinschaftlichen Lehrers Spur. Welcher sanfte, reine, edle Geist athmet aus den Schriften dieses unsterblichen Weisen! Das milde Feuer, welches ihn innerlich durchglühte, belebt mit gleicher Kraft Xenophon, den Pfleger der sokratischen Weisheit, und Xenophon, den Helden. ..... So viel vermochte sokratische, einfältige, daher sich mittheilende, leuchtende Weisheit eines Mannes! O daß er durch die Treulosigkeit eines eigennützigen Wahrsagers nicht wäre verhindert worden, mit dieser Heldenschaar eine Republik in Pontus zu gründen! Welches lebende Denkmal seiner Weisheit hätte Xenophon zurückgelassen! Wie groß gegen die Republik des Platon, die in zehn Büchern ein Schattenleben lebt, zwar angehaucht vom großen Hauch ihres Stifters, aber auch wie vieler Grillen voll!" — Nachdem der Uebersetzer in der Vorrede zum ersten Bande der platonischen Gespräche die verschiedenen Richtungen des Platon und Aristoteles bezeichnet, geht er über zur Würdigung des Verhältnisses des Platon und Xenophon zu ihrem Meister. „Ich habe oft dasjenige empfunden, worüber mein Freund Schlosser klagt, daß der göttliche Platon

[1]) S. W. III, 178, 227, 228.

die Lauterkeit des menschlichen Sokrates nicht mit kindlicher Unbefangenheit erfasset habe. Zarter ist und reiner der Xenophontische Geist als der Platonische. Dieser von größerm Umfang und hinreißend in poetischer Trunkenheit. — So wie nicht zwei Menschen im selbigen Buche genau dasselbige ohne Zusatz finden, sondern jeder seiniges hineindenkt, so gehet es auch im Umgang mit den Menschen. Der schöne, hohe Geist des Platon sah und hörte den größern Lehrer mit anderm Auge, mit anderm Ohr, als das edle, schöne Herz des Xenophon. — Doch gehet nicht sowohl ein anderer Sokrates aus den Schriften des Platons hervor, als aus den Xenophontischen, man kann nur sagen, daß er anders hervorgehe, dennoch derselbige. Denn weder verbirgt uns Platon die Züge der erhabenen Einfalt und reinen Liebenswürdigkeit des Mannes, der im ganzen Heidenthume einzig dasteht — Züge, welche Xenophon mit herzlicher Liebe reiner darstellt, und mehr zu Einem großen Ganzen rundet —, noch auch spricht Xenophon ohne Weihe von den hohen Ahnungen der uranischen Weisheit seines Lehrers, Ahnungen, auf deren Fittichen, in die Sonne der Urschöne schauend, Platon ‚trunkner sich emporschwingt" [1]. Am Schlusse dieser Vorrede sagt Stolberg: „Ich gestehe, daß oft, wenn ich die Xenophontischen und die Platonischen Schriften las, und lesend sie beherzigte, und sie beherzigend mich gestärket und erhoben fühlte, daß oft, sag' ich, mir zu Muthe ward, wie jenem, den der göttliche Sänger in Adams Gesicht vom Weltgerichte redend einführt [2]):

„Wenn mir etwas als Wahrheit begegnete, schaut' ich ihm richtend
Und lang forschend in's Antlitz, und spät erst wagt' ich zu sagen:
Das ist Wahrheit! Und wenn ich in jener Irre des Wissens
Spuren, wo Gott einst wandelte, sah, so betet' ich laut an:
Das ist heiliges Land! Hier ist die Pforte des Himmels!"

„Ein erquickendes und frisches Wehen gehet aus diesen Schriften aus, es war das Wehen von der Frühe des Tages, dessen Morgenröthe schon so lang einen kleinen geweiheten Winkel des Morgenlandes mit viel hellerem Licht erfreuet hatte, dessen Sonne vier Jahrhunderte

---

[1]) Vergl. »Zwo Schriften des heiligen Augustinus«, S. 154 fgg.

[2]) Messias, Gesang XVIII.

nachher in vollem Glanze strahlend aufging, „durch die herzliche Barmherzigkeit unsers Gottes, durch welche uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe, auf daß er erscheine denen, die da sitzen in Finsterniß und Schatten des Todes, und richte unsre Füße auf den Weg des Friedens.“ Lukas I, 78, 79.“

In den Anmerkungen zu diesen und den später übersetzten Gesprächen sucht Stolberg das Verständniß der Urschrift kritisch, historisch und antiquarisch zu erhellen, zugleich aber aus der Quelle sokratischer Weisheit Bäche zu leiten, welche für das Leben besseres Fahrwasser gewähren als die auf dem Gebiete der Politik, der Philosophie und der Religion herrschenden Strömungen der Gegenwart. —

Im folgenden Jahre, 1796, arbeitete er an der Uebersetzung des Platon im bisherigen Geiste fort. Die auserlesenen Gespräche waren: 1) Theages, oder von der Weisheit; 2) Gorgias, oder von der Redekunst; 3) der erste Alkibiades, oder von der menschlichen Natur; 4) der zweite Alkibiades, oder vom Gebet. Diese vier Gespräche bilden den zweiten Theil. Der dritte Theil enthält die Apologie des Sokrates, welcher die Vertheidigung des Sokrates vor seinen Richtern von Xenophon zugefügt ist, Kriton, Phädon, über die Unsterblichkeit der Seele und den Anfang des siebenten Buchs der Republik [1]). Jenen vier den zweiten Band bildenden Gesprächen schickt der Uebersetzer eine Zueignung: „An die Gesellschaft des äußern Standes von Bern“, voraus, in welcher er, eines Bessern belehrt, feierlich das in seiner Reisebeschreibung [2]) über sie gefällte Mißurtheil widerruft. Der dritte Theil ist seinen beiden heranwachsenden Söhnen zugeeignet, denen er den Wunsch und die Hoffnung ausspricht, daß sie die Schriften beider sokratischer Jünger, überhaupt alle Schriften der griechischen Weisen und ihre Dichter, deren einige auch Weise seien, dereinst in der Urschrift lesen möchten. Auch in diesem Bande bietet die Urschrift Veranlassung zu Anmerkungen, welche mit dem Lichte des athenischen Weisen und dann mit dem Aufgang aus der Höhe die dunkeln Schatten der Gegenwart zu beleuchten geeignet waren. Die bezeichnendste Stelle ist

---

[1]) Die sämmtlichen auserlesenen Gespräche wurden 1796 und 1797 zu Königsberg in 3 Bänden gedruckt. S. W. XVII, XVIII, XIX.

[2]) S. W. VI, 214.

wohl folgende: „Sokrates, der Proselytenmacher der Wahrheit, trug die Last, die Verfolgung, den Hohn dieses göttlichen Berufs, indeß die gepriesenen Weltweisen seiner Zeit, in Fülle des Reichthums, den sie sich zugleich mit dem lautesten Beifall erwarben, des demüthigen Mannes ohne Zweifel bitter spotteten, und ihn hohnlächelnd einen Schwärmer nannten. Auch sein Zeitalter war im höchsten Grade egoistisch. Auch in Athen wimmelte es von Aufklärern, welche viel zu tolerant waren, um nicht gegen den für Wahrheit glühenden Mann mit Wuth zu eifern, der so intolerant dachte, so intolerant handelte, daß er —.

„Sanfter, liebevoller Schatte des Sokrates! ich wende mich zu Dir, weg von den weisheitssatten Sophisten Deiner und meiner Zeit, von den höhnenden Spöttern des Heiligen, von den wüthenden Toleranzpredigern, die zum Theil schon mit der Verfolgung dräuen, welche ihre Brüder seit Jahren im Westen üben, wo die entlarvten Aufklärer die Fackel des Mordbrandes schwingen; ich wende mich weg von ihnen, und schaue Dir nach in's Lichtreich, wo jene heiligen Proselytenmacher sich brüderlich lieben, sie, die auch ein mühsames Leben lebten, der Bande, des Hohns, der Marter und des Todes nicht achteten, sondern umherzogen und Wahrheit verkündeten, ihrem Berufe treu, und nach dem Beispiele jenes göttlichen Proselytenmachers, dessen Leben und Tod mehr als Beispiel, dessen Leben, Tod und Auferstehung Inhalt ihrer Lehre war. Ja, dorthin seh' ich Dir nach, heiliger Schatte! dort, wo Du Ruh' und Seligkeit fandest, unter dem Einfluß jener Sonne der Geister, deren Glanz die Quelle der Wahrheit, deren Gluth die Quelle der Liebe ist" [1]).

Zu den Erlebnissen, welche in den vorhergehenden Jahren dem Grafen und der Gräfin zur Freude und zur Hoffnung auch das Leid mischten, gehörte der frühe Tod ihrer zwei Söhne. Der Mutter ältester Sohn, geboren am 21. August 1793 zu Eutin, starb bald nach seiner Geburt. Der zweite, Franz Johannes, geboren am 5. Februar 1795, folgte seinem ältern Bruder schon am 21. Juni desselben Jahres nach. Am 26. Februar dieses Jahres ward dem Vater von seiner Sophie Christian geboren.

---

[1]) S. W. XIX, 59.

Kurz vor der Vollendung der Uebersetzung platonischer Gespräche im Juli dichtete Stolberg am 3. Juni dieses Jahres die Ode „Kassandra“ [1]). Sie verursachte bei den Freunden der französischen Revolution und ihrer Anwendung in Deutschland eine noch größere Aufregung als die Anmerkungen zu der Uebersetzung des Platon. Seitdem seine Erwartung, die Nationalversammlung würde die seit Jahrhunderten der Nation und der Regierung eingewachsenen Schäden heilen und den Grund zu nationalen Rechten und Freiheiten legen, welche die Herrschaft mit geordneter Freiheit vereinigen und sichern, der Ueberzeugung von ihrer zerstörenden Natur gewichen war, ermüdete er nicht, in den folgenden Jahren, in welchen die unlautern universellen Momente jener Revolution die Gemüther in Deutschland wie in ganz Europa theils mit mehr verdeckter, theils mit offner, in fliegenden Blättern und größern Schriften genährter Sympathie erfüllten und diese zu Bundesgenossen der politischen Gewalthaber Frankreichs und ihrer entsandten Heere machten, mit aller Kraft des Wortes für die Erhaltung unserer nationalen Selbständigkeit und die Abwehr fremder Knechtschaft zu kämpfen. Er gehörte in dieser Zeit zur geringen Zahl jener Männer, welche mit schmerzlicher Empfindung einsahen, daß von den verbündeten Mächten und ihren Rathgebern und Regierungen die Natur des Krieges gegen einen Feind, welcher mit seinen ungewöhnlichen und unermeßlichen Mitteln ihn führte, gänzlich übersehen werde. Diese mußten nicht, aus Scheu, das altgewohnte Geleise zu verlassen, mit den überlieferten Mitteln die Revolution bekämpfen wollen, sondern mit ihr auf ihrem eignen Gebiete ringen und, um durch raschere Entscheidung noch größere Opfer an Blut, Geld und Freiheit den folgenden Jahren zu ersparen, von den Mitteln und Werkzeugen ihres Feindes so viel in ihre eignen Armeen und auf ihren eignen Boden verpflanzen, als die Gerechtigkeit nur immer gestattete. Zu den Gegengewichten der revolutionären Triebfedern gehörte auch die Erweckung eines lebhaften, ächten und entschlossenen Patriotismus, aus welchem den kämpfenden Heeren dauernd belebende Thatkraft hätte zugeführt werden können. Hier ging der kleinlichen, zerstückelten, nervlosen Politik der deutschen

[1]) Die Angabe im Bande II, S. 142 der S. W. ordnet sie in das Jahr 1795. Sie ist gewiß eine irrthümliche.

Fürsten die matte, herzlose, oft verrätherische Gesinnung derjenigen zur Seite, welche als geistige Hüter und Pfleger unserer überkommenen Heiligthümer durch Schrift und Wort die öffentliche Meinung mit ihren Verblendungen und Irrthümern zu belehren, zu leiten und den nationalen Enthusiasmus anzufachen berufen waren. Nicht zu gedenken einer nicht geringen Zahl von Männern, welche mit feigem Schweigen redeten und als stumme Lobpreiser der Fremdherrschaft galten, viele Schriftsteller waren mit leidenschaftlicher Betriebsamkeit geschäftig, das Gift ihrer eingesogenen Grundsätze in die Gemüther des Volkes, in die innersten Lebensgefäße der bürgerlichen Ordnung zu flößen oder Verachtung und Hohn über die ergehen zu lassen, welche es wagten, im Angesichte der immer mehr drohenden politischen und moralischen Verheerungen des Vaterlandes mit aller vom Ernste der Gefahr gebotenen Kraft zu mahnen und zu warnen. Stolbergs „Kassandra" hat noch mehr als „die Westhunnen" dieses Schicksal erfahren, und mußte es erfahren, sowohl in seiner persönlichen Nähe als in entfernten kritischen Anstalten, z. B. in der Jenaischen Litteraturzeitung, weil der Dichter den Mangel einer entschieden hervortretenden Vaterlandsgesinnung — dem Feinde willkommner als gewonnene Siege — in seinen tiefern Quellen andeutete. Die Zukunft aber enthüllte die Wahrheit der Seherin Kassandra. —

Voß war im Juni dieses Jahres zum Besuche bei Gleim, als Stolberg ihm diese Ode zur Aufnahme in den Musenalmanach zuschickte. Gleims Zeitgedichte beweisen, daß er über die französische Revolution wie Stolberg dachte und hier nicht Vossens Ansichten und Gesinnung theilte, wie dieser in seinen polemischen Schriften herauszustellen bemüht ist; nur war das kriegerische Feuer des früheren Grenadiers im Nestor-Dichter erloschen, und der gastliche Greis, welcher sein ganzes Leben hindurch mit keiner streitenden Partei es verderben wollte, ließ am alten guten Gefäß so lange vom befreundeten Gaste rütteln, bis einige Herbe gegen den entfernten Freund obenauf kam. Voß nahm die ihm verhaßte, wahnsinnige Kassandra in den Almanach auf, mit dem Vorgeben, um den verirrten Freund von der schimpflichen Theilnahme an der Eudämonia von Grollmann zu retten, welche seiner herrischen Aufklärungssucht und seinem Neuerungstrieb nur für ein Werk lichtscheuer Finsterlinge galt; Gleim aber gab nach Vossens

Eingebungen als Dämpfer der Kassandra-Begeisterung ein Spott- und Straflied für den Almanach, ohne, gegen seine Weise, seinen Namen zu unterschreiben, „aus Rücksicht auf Berlin", wie Voß sagt, „vielleicht aber aus Schonung für Stolberg" [1]). Wie wenig aber Gleim übereinstimmend mit Voß über Illuminaten und Kassandra gedacht, und wie willig Stolberg einem redlichen Freunde versöhnliche Einräumungen gewährte, bezeugt der diese Angelegenheit betreffende Briefwechsel beider. Gleim schrieb den 25. Juni während der Anwesenheit Voßens bei ihm an Stolberg: „Ihre Kassandra hat uns nur um Ihretwillen erschreckt, hat im Hüttchen den Frieden, die Ruhe gestört! Daß Kassandra s o nicht weissagen mußte, dieser Meinung waren wir Alle. Wer's mit der Menschheit gut meint, gießt kein Oel in's Feuer, trägt keinen Span zum Scheiterhaufen, ist klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. Dieser Meinung waren wir Alle. — Lassen Sie's, Theurer, bei der Unruhe, die Sie dem ruhigen Hüttner machten, ja doch bewenden, und machen Sie mit mehr Bekanntmachung Ihrer Kassandra doch ja nicht noch mehr Ruhige unruhig." Stolberg, nachgiebig und mild gegen den verehrten Freund, ein feuriger, kampflustiger Tyrtäus aber gegen den Feind, war nicht Willens, jenen lauen Vaterlands- und Freiheitsfreunden zugezählt zu sein, über deren leeres Freiheitsgerede schon zur Zeit der athenischen Freiheitsnoth der gute Corn. Nepos klagte [2]). Er antwortete den 13. Juli: „Mit herzlicher Dankbarkeit las ich den lieben Brief, welchen die Voße mir von Ihnen brachten. Bester, Vater Gleim! Ich war nicht gesonnen, den Frieden des Hüttchens oder vielmehr dessen ehrwürdige Ruhe zu stören. Das wollte, das will Kassandra auch nicht. Aber rügen will sie, so lange man noch rügen darf. Die Mordbrenner will sie in Furcht jagen, und aufmerksam auf sie machen, ehe das Haus über unsern Köpfen in Flammen steht. — — Fest überzeugt von der Existenz, Macht und Abscheulichkeit dieses höllischen Bundes, glaube ich rügen zu dürfen, und rügen zu müssen, so lange wir noch nicht das schreckliche und

---

1) Sophron. 42 fg. Bestät. 66.

2) Thrasybul. cap. II. Neque tamen pro opinione Thrasybuli auctae sunt opes. Nam iam tum illis temporibus fortius boni pro libertate loquebantur quam pugnabant.

schändliche Schicksal von Frankreich theilen, ein Schicksal, über dessen Wünschenswürdigkeit oder Verwünschungswürdigkeit sich fast alle Koryphäen zweifelhaft ausdrücken. ..... Nun les' ich den Homer, um meine heißen Rosse im Xanthos abzukühlen. Liebster Gleim, wer alle Jahr den Homer liest, ist gewiß kein Timon geworden."

Gleim schrieb den 29. August an Stolberg: „Schonen Sie, Theurer, bat ich Sie neulich, den Alten im Hüttchen! Damals kannt' ich das Buch „Spartakus und Philo" noch nicht. Nun kenn' ich's, kenne nun die Illuminaten, habe auf einer Reise viel gehört von ihnen, Rosenkreuzern, Freimaurern, Weltrepublikanern, bin nun so vollkommen wie Sie, mein Theuerster, überzeugt, daß es Ihre Illuminaten gegeben hat und noch giebt; nun erst versteh' ich Ihre Kassandra, geb' ihr Recht! — Recht? Nein, ganz nicht! Weil sie die unschuldigsten, unbefangensten Menschenkinder zu Mitgenossen des illuminatischen Wesens macht; weil sie anonymisch das Unwesen angreift, ich meine, weil sie nur andeutet, und der Unschuldigste Gefahr läuft, mit angedeutet zu sein."

Stolbergs Antwort vom 16. September lautet: „Was wünschte ich mehr, bester Gleim, als daß meine Kassandra ganz unrecht hätte! Da ich mich aber davon nie überzeugen konnte, so ist es mir sehr lieb, daß Sie ihr halb Recht geben. Das halbe Unrecht, welches Sie ihr lassen, will ich nicht vertheidigen. Wenn Gleim meine Ausdrücke mißverstehen konnte, — daß Sie, Theurer, mein Herz nicht mißverstanden, das wußte ich — so muß die Schuld an meinen Ausdrücken liegen."

Stolberg ward in dieser Zeit mit einem studirenden Jünglinge bekannt, dessen Anlagen und Fleiß große wissenschaftliche Leistungen verhießen und dessen ausgesprochene politische Gesinnung eine dem jugendlichen Alter nicht eigenthümliche Frühreife des Urtheils an den Tag legte und nach durchlebtem Mannesalter, Angesichts ähnlicher Weltereignisse, wie jene seiner Knabenjahre waren, als trübe Ahndung einer verhängnißvollen Zukunft wiederkehrend, den Abend seines Lebens verdunkelte, vielleicht ihm das Herz brach. Dieser war Barthold Georg Niebuhr, einer der jüngeren Freunde Stolbergs, deren Freundschaft, weil gegründet auf gegenseitige Hochachtung, eine mit dem Leben wachsende war und selbst mit Stolbergs Tode nicht erstarb. Sein Vater,

Carsten Niebuhr, deutscher Abkunft wie die Mutter, war neun Jahre von seinen Reisen im Orient nach Kopenhagen zurückgekehrt, als hier der Sohn 1776 geboren ward. Der Zurückgekehrte besuchte oft die Stolbergsche Familie und erzählte der Gräfin und ihren Kindern von den Wundern des Orients. Im Jahre 1778 zog Vater Niebuhr, aus dem Militärdienst tretend — er war Ingenieur-Hauptmann in Kopenhagen — als wirklicher Justizrath und Landschreiber nach Meldorf im Süddithmarschen. Im Leben seines Vaters erzählt Niebuhr selbst, daß dieser ihn Geographie, Englisch, Französisch gelehrt, Vieles aus der Geschichte ihm erzählt, auch etwas Mathematik mit ihm getrieben, daß er ihm im Lateinischen behülflich gewesen und ihm über alles Vorkommende deutliche und anschauliche Begriffe zu geben gesucht habe. Mit dem 13. Jahre trat Niebuhr in die Prima der gelehrten Schule Meldorfs ein, in welcher er, der Jüngste, die übrigen Schüler weit an Kenntnissen übertraf. Als er Michaelis 1790 von der Schule Abschied nahm, setzte er seine Studien bis Ostern 1794 fort. Eine Stunde des Tages las er mit dem Rector die schwerern griechischen und lateinischen Schriftsteller, welcher ihm zugleich in dieser Stunde Anleitung gab, diese für sich zu lesen, die Grammatik zu studiren, griechisch zu schreiben und sich im lateinischen Styl zu üben. Die übrigen Wissenschaften trieb er für sich, Mathematik mit gelegentlicher Beihülfe des Vaters. In seinen Erholungsstunden las er die Dichter und andere Schriftsteller der neueren Nationen. Die in jenen Jahren ausbrechende französische Revolution hatte auch Niebuhr von ihrem ersten Entstehen an in hohem Grade beschäftigt. Sie wirkte aber auf ihn anders als auf die meisten jungen und viele der älteren Leute jener Zeit. Er hatte die Geschichte mit einem tiefen, seinem Alter nicht gewöhnlichen Ernst studirt und erkannte früh die Wirkungen und Folgen der Volksbewegungen. Die Greuel der Anarchie und Pöbelherrschaft, welche in jener Revolution so grausenhaft hervortraten, erfüllten ihn mit tiefem Schmerz und bangen Ahndungen über das Schicksal der übrigen Welt [1]). Ueber den Standpunct seiner wissenschaftlichen Bestrebungen und Leistungen schreibt im December 1792 Boje, welcher diese durch seine einflußreiche Nähe bis dahin gefördert hatte: „..... In Carsten Niebuhrs

[1]) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr I, 11, 12, 20, 21 fgg.

Sohne haben wir einst einen Gelehrten und einen Kopf vom ersten Range zu erwarten. Noch nie sah ich in einem 16jährigen Jünglinge so tiefe Kenntniß des Alterthums und der Geschichte, auch anderer Wissenschaften, mit so viel Scharfsinn, Geist und Beurtheilung verbunden. Und alles das ist er hier durch eignen Fleiß und blos einige zeitige Winke Anderer geworden." Ostern 1794 bezog er die Universität Kiel, an welcher er während des zweijährigen Aufenthalts philosophische, juristische und naturgeschichtliche Vorlesungen hörte, seine Lieblingsfächer aber die mit Fleiß fortgesetzten philologischen und historischen Wissenschaften blieben. Unter den Fremden aus der Ferne gewannen vorzüglich Jacobi's Liebenswürdigkeit und Geistesfülle seine Liebe und Verehrung. Die kleinern Ferien benutzte er zu Reisen in der Nähe; er ging auch einigemal nach Eutin, um den von Meldorf her schon bekannten Rector Voß und Fr. L. Stolberg zu besuchen. Der gute Ruf des Jünglings war bereits nach Kopenhagen verbreitet. Der dänische Finanzminister Graf Schimmelmann ließ ihm bei seiner Anwesenheit in Eutin die Stelle eines Privatsecretärs bei ihm auf einige Jahre anbieten. Stolberg, Schimmelmanns inniger Freund, und Jacobi riethen dringend, die Stelle anzunehmen. Der Antrag ward, als der Vater es billigte, angenommen. Im März 1796 reiste er zu seiner Bestimmung ab. In Kopenhagen angelangt gewann er in kurzer Zeit Schimmelmanns Wohlwollen und Zutrauen. Im folgenden Jahre ward er Secretär an der königlichen Bibliothek, welche für die Befriedigung seines Wissenstriebes reichliche Schätze darbot. Auch ward ihm die Aussicht eröffnet, auf Staatskosten eine gelehrte Reise in's Ausland zu machen. So sehr den Alterthumsforscher anfangs Italien bei der Wahl der zu besuchenden Länder anzog, so lenkte doch bald der ihm verhaßte politische Zustand Frankreichs und Italiens in der Gegenwart von ihr wieder ab. „Mein Herz ist zu empört und zu verwundet", schrieb er an seine Freundin Dora Hensler, die Schwester seiner Braut Amalia, „um in dieser Zeit Italien oder Frankreich zu betrachten. Als Aufbewahrerinnen der Grundzüge des Alterthums interessiren mich diese Länder freilich. Aber wer giebt die Ruhe bei der zerrütteten Entstellung unsrer Zeit, der einzige zu sein, der diese Bilder aus seinem Blick entfernt, um jenes zu sehen! — Ich gestehe Ihnen, daß die untrügliche Aussicht auf politisches Unglück, ohne auch nur

die Möglichkeit, ich will nicht sagen etwas Großes, nur etwas Achtungswürdiges für sich selbst und die Nachwelt aufzustellen, — die Zerstörung des deutschen Namens und die einbrechende Barbarei zu meinem Trübsinn ein Großes beiträgt." Die Wahl fiel später auf England und Schottland. Im April 1798 kehrte er von Kopenhagen nach Holstein zurück, schiffte sich im Juni in Cuxhaven ein und kam über Yarmouth nach London. Auf dieser Seefahrt ward er mit Dr. Rogerson aus Petersburg, dem ersten Leibarzt, einem Schottländer, bekannt, welcher im Jahre vorher dem Grafen Stolberg in Petersburg das Leben gerettet hatte. Die besondern wissenschaftlichen Zwecke dieser Reise nach England waren die Fortsetzung und Ergänzung seiner bisherigen Studien, namentlich in der persischen Sprache. Dann fühlte er auch, daß sein durch wissenschaftliche Vertiefung genährtes doctrinäres Wesen eine Einseitigkeit in der Geistesrichtung mit sich führe, welche ihn der Wirklichkeit der Natur und der menschlichen Außenwelt zu sehr entfremde, daß er deswegen in den mannigfaltigen Betrieben der bürgerlichen Gesellschaft, die mit der innern Organisation des Staates im engern Zusammenhange stehen, Anschauungen und Kenntnisse erwerben müsse, um, sei es als Gelehrter, sei es als Geschäftsmann, einen Ueberblick über den Zusammenhang der Dinge in der Welt und der menschlichen Zustände fassen zu können. Diesen Zweck konnte er in keinem Lande Europa's sicherer erreichen als in England. Die auf Gemeingeist und Publicität gegründete öffentliche Meinung war hier mehr als anderswo eine unfehlbare Führerin, um der Natur der Zustände und Einrichtungen des Landes und den bedeutenden Persönlichkeiten in's Antlitz zu sehen und für die Beurtheilung einen Maaßstab zu gewinnen. Vermißte auch der fremde Gast im persönlichen Umgang Wärme, Zutrauen und Anschließung, welche Bedürfnisse seines Herzens waren; erschien der Charakter der Nation auch nicht liebenswürdig: so nahm er doch in der wundersamen Mischung der nationalen Eigenthümlichkeiten Vieles wahr, was ihm jene sehr achtungswerth für immer machte. England war damals nicht auf dem Wege, das glückliche Gleichgewicht zwischen den beiden Trägern seines nationalen Daseins zu verlieren. Die Natur des altsassischen Stammes hatte sich in den Stürmen der Jahrhunderte in das öffentliche und

in das Privatleben so eingewachsen, daß der Sicherheit dieses Hauptstuhls der dem großen Weltemporium aus der wechselnden Strömung der Geschicke und Zustände naher und entfernter Völker zufließende Weltreichthum keine Gefahren bereiten zu können schien. Unserm Reisenden trat entgegen eine rastlose Beweglichkeit, ein stetes Abändern und Fortschreiten in allen Künsten, welche zum äußern Leben gehören; dagegen in Allem, was das innere Leben ausmacht, in Hinsicht der Sitten, der Religion, der Verfassung, ein ernstes Festhalten des Hergebrachten, eine innige Anhänglichkeit an der Vorzeit, ein Sinn für das Alterthümliche, welcher wie eine Art von politischem Gewissen über sie waltete: auf der einen Seite der Handelsgeist und die Geldsucht, wie sie vielleicht bei keinem Volke im Großen stattgefunden haben; dann wiederum eine Uneigennützigkeit, ein Gemeinsinn, eine Vaterlandsliebe, die zu Entbehrungen und Aufopferungen aller Art jeden Staatsbürger antreiben; er sah ferner eine Unabhängigkeit in der Lebensart und in den gleichgültigen Dingen, die nur der Laune fröhnet, die leicht in Ungebundenheit ausartet und zum Abenteuerlichen sich neigt, — und eine Achtung für das Gesetz, die da macht, daß, wenn es auch unbewaffnet und ohne physische Gewalt gebietet, die Ungebundenheit in die gesetzmäßigen Schranken tritt und die Unabhängigkeit bis zur wahren Freiheit gesteigert wird; einen Gleichheitssinn, der sich durch eine auffallende Einfachheit und Einförmigkeit in der Kleidung, in den Gebräuchen, in den Sitten offenbart, — und zugleich eine wahre Ehrfurcht für alle Auszeichnungen und Vorrechte, die mit der Verfassung zusammenhängen, für alle Ungleichheiten des Ranges, der Titel, des politischen Einflusses, in welchen die öffentliche Meinung die Bedingung der Wohlfahrt und der Dauer des Staats sieht und anerkennt. — Niebuhrs gleichzeitige Blicke auf Frankreich und England forderten zu Vergleichungen heraus, welche seine Abneigung gegen das französische Wesen und seinen Haß gegen ihre Revolution, und was diese seit Jahrhunderten ausgeboren hatte, noch mehr bestärken mußten, und was der leider zu früh gestorbene Göde, der mehrjährige Beobachter Großbritanniens, wenige Jahre darauf in seinen mit Gründlichkeit und feinem Geschmack geschriebenen Erinnerungen berichtet, war gewiß unserm Niebuhr ganz aus der Seele geschrieben. „Wer den

Charakter der englischen Nation", sagt er [1]), „nicht kennt, müßte schon, wenn er sie unbefangen nach ihren Erscheinungen im geselligen Leben beurtheilt, eine hohe Idee von ihrer Würdigkeit erhalten; wer aber jenen gründlich aufgefaßt, wird sich kaum eines geheimen Enthusiasmus erwehren können, wenn er sieht, wie darauf alles zurückkommt, und wie schön das äußere mit dem innern Leben der Nation harmonirt. Eben darin ist wohl der schneidende, ewig unvertilgbare Contrast der Franzosen und Engländer gegründet. Bei jenen scheint das Charakteristische in der Charakterlosigkeit selbst zu liegen. Darum trägt in Frankreich alles, woran der Mensch die Idee des Ewigen zu knüpfen pflegt, Kunst, Wissenschaft, Religion, die Staatsform selbst, nur die leichte, vergängliche Farbe des Augenblicks; in Tagen geschehen Verwandlungen, zu denen bei andern Völkern Jahrhunderte nicht hinreichen würden; Meinungen werden wie die Kleider abgelegt, und gleichsam als wäre der alles in seinem Wirbel verschlingende Wechsel ein sicherer Bürge der Beständigkeit und Dauer, wird nirgends so viel von Gründlichkeit, Systemen und Grundsätzen gesprochen; und wie sich das Volk der neuerbauten Kartenhäuser freuet, so jubelt es fröhlich, wenn die luftigen Gebäude zusammenstürzen. — In Frankreich hat sich die Mode auch das Größte und Heiligste unterworfen; auf ihren Wink ist man naiv und sentimental, tugendhaft und lasterhaft, religiös und atheistisch, sclavisch und republicanisch, und im Grunde scheint man auch nur zu leben, — weil es die Mode ist. Nichts ist dem Charakter der Engländer entgegengesetzter als jene Frivolität, die sich vorzüglich darin gefällt, daß sie den moralischen Werth der Dinge umkehrt. Sie können daher auch einen Franzosen nicht begreifen, der mit lachendem Munde und leichtem Scherze von den Gräueln der Revolution spricht, und dagegen mit einer Miene voll tiefen Ernstes und Gravität die Touren eines Contretanzes auseinandersetzt." —

Zwei Jahre nach Niebuhr machte der Freiherr von Vincke seine erste Reise nach England, dessen Darstellung der innern Verwaltung Großbritanniens jener im Jahre 1815 herausgab. Man sieht, worauf auch der Herausgeber seine Aufmerksamkeit bei seiner Anwesenheit in England vorzüglich gerichtet hatte und wie er sich dem genauen

[1]) II, 275 fg.

Beobachter der innern Selbstverwaltung der Nation zur Seite stellt. Vincke sagte unter Anderm S. 8: „Die brittische Verwaltung des Innern hat das Eigenthümliche, daß sie nicht durch besoldete Beamte in mancherlei Abstuffung von Ober- und Unterbehörden, nicht durch eigne immerwährende Einwirkung schreibender Regierungsgewalten, welche alles wissen, alles leiten und regeln wollen, den Zwischenbehörden jede Bewegung vorschreiben möchten, gehandhabt wird, sondern daß sie der eignen Einsicht und Thätigkeit der Einwohner eine große Masse von Geschäften überträgt, daß sie für alle übrigen nur wirkt durch Abfassung von Gesetzen und allgemeinen Verfahrungsregeln, durch Auswahl der zur Ausführung geeignetsten Männer, welche solche unentgeldlich als Nebensache bei ihrem eigentlichen Berufe verrichten, und daß sie die Controlle ihrer Amtsgeschäftigkeit und Pflichtmäßigkeit hauptsächlich dem Publikum überläßt. .....“ Der Herausgeber spricht seine übereinstimmende Ueberzeugung, daß die Freiheit unvergleichbar mehr auf der Verwaltung als auf der Verfassung beruhe, unter Anderem in folgender Weise aus: „Unwissenheit über diese Gegenstände verfälscht das Urtheil über die Verhältnisse der Vergangenheit und die Wünsche für die Zukunft. Man hält die Verfassungen des früheren Mittelalters für despotisch, weil keine aus der Nation hervorgegangene Repräsentation sichtbar ist, und manche Gewaltsamkeit erscheint, während der Fürst jeder Gemeinde, wie jedem einzelnen, den ganzen Haushalt ungestört ließ, und die Gesetzgebung unantastbar vererbt ward; und man erwartet Freiheit von einer so oder so zu erwählenden Versammlung, unbekümmert, daß mit jedem Schritte der Gesetzgebung allenthalben irgend ein noch übriger Winkel freier Thätigkeit der Vormundschaft eines Systems besoldeter Diener unterworfen wird. England hat in dieser Hinsicht dem Erbtheil nach nichts vor Deutschland voraus; aber wir haben unsere Verwaltungsfreiheit kaum in einzelnen kleinen Gebieten bis auf die Zerstörung der letzten Zeit zu bewahren gewußt; und wo sie sich erhalten hatte, ward sie durch Mißbrauch verächtlich.“ — Niebuhr gesteht später, daß die in England aus dem Leben gewonnenen Kenntnisse die Grundlage seiner Staats- und Finanzkunde geworden seien; wollte er doch auch die letztere vielmehr eine im Leben gelernte Kunst als eine Wissenschaft genannt wissen. Der große Ruf, worin der alte Niebuhr wegen seiner

Reisen im Orient in Europa stand, war dem nach England reisenden Sohne schon längst vorausgeeilt und bereitete diesem jetzt erleichterten Zugang zu den gelehrten Männern, wie zu Wilkins, Rennel, Russell, Marsden und Andern. An Schönborn, den in Holstein und Kopenhagen bekannten und befreundeten Gelehrten, wies ihn noch besonders dessen officielle Betrauung mit der Vertretung der dänischen Angelegenheiten. Aus dem mit ihm gepflegten Verkehr ging zugleich mit der dargebotenen Gelegenheit, Einsicht in die reichen Schätze seines Wissens, besonders im Gebiete der Philosophie und der alten Litteratur, namentlich der Mathematiker derselben, zu gewinnen, eine dauernde Hochschätzung des Mannes hervor. „Wenn er", schreibt Niebuhr, „sein eignes, tief ausgedachtes und vielfach erwogenes System in weit verfolgter Ausdehnung und unter den kühnsten Wendungen zeigt, so erhellt er den Geist seines Zuhörers, und reißt ihn zu ganz neuen Ideen hin. Wenn aber eben dieser herrliche Mann von der Tiefe der Metaphysik zum Erdboden des gemeinen Lebens hinaufsteigt, so ist er gar nicht mehr derselbe. Er gleicht einem Mathematiker, der die Erde in Gedanken ausgemessen hat, aber darum ihr Antlitz doch nicht kennt. Und da meine ich wirklich weiter zu sehen als er, und wenn also unser Gespräch aus dem Aether in die gewöhnliche Atmosphaire herabkommt, so krüppelt es. Seine Gleichgültigkeit, seine Eingezogenheit scheinen ihn zu einem Fremdling in Dingen der wirklichen Welt gemacht zu haben." — Wie die Beobachtung des Lebens die erste Aufgabe Niebuhrs in England war, so sollte die Beschäftigung mit den Wissenschaften das Hauptziel seiner Anwesenheit in Schottland sein. Er reiste gegen das Ende Octobers nach Edinburg, an dessen Universität vorzüglich die Mathematik und die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften seine gelehrten Studien ausmachten. Nach einjährigem Aufenthalt kehrte er im Anfange des November 1799 von hier über London zunächst nach Holstein zu den Seinigen zurück. Später in Kopenhagen angelangt, ward er vom Grafen Schimmelmann auf's herzlichste empfangen und von dem Kronprinzen mit Wohlwollen aufgenommen, darauf zum Assessor im Commerzcollegium für das ostindische Bureau ernannt. —

Kehren wir wieder zurück nach Eutin und zum Grafen Stolberg. Dieser Ort, einem freundlichen Landstädtchen ähnlicher als einer fürstlichen Residenz, war nichtsdestoweniger in diesen Jahren ein bedeutender

Mittelpunct erhöhten geistigen Lebens, in welchem die Strebungen der bewegten Zeit mit ihren Gegensätzen und innern Widersprüchen sich sammelten und durch ausgezeichnete Männer ihren mannichfaltigen Ausdruck erhielten. Die überelbischen Lande nahmen damals eine für Litteratur, Kunst und Politik bedeutende Stellung ein, wie sie in diesem abgelegenen Theile Deutschlands weder früher noch später gesehen und der an Bedeutung keine andere Landschaft vergleichbar war. Hamburg war nicht nur der Sitz einer ungewöhnlich belebten Handelsthätigkeit und Vertreterin weltbürgerlicher Richtungen, sondern auch die geistigen Schwingungen früherer Jahrzehnte hatten ihre wirksamen Folgen noch nicht verloren, und Klopstock übte trotz seiner hohen Jahre immer noch in der nähern Umgegend eine Anziehungskraft aus, welche dem Besuche der an Glanz und Reichthum materieller Bildung ausgezeichneten Großstadt einen erhöhten Werth gab und daher Männer wie Jacobi, die Grafen Stolberg u. A. zum öfteren hinzog, und — was in der nächsten Zeit inmitten des steigenden Wohlstandes und Wohllebens der Stadt ein glückliches Gleichgewicht gegen die Gefahr des völligen Erschlaffens und Versinkens geistigen Strebens ward — Fr. Perthes entwickelte eine rasch fortschreitende litterärische Betriebsamkeit, welche über die Bannmeile Hamburgs hinaus für die höhere Bildung des ganzen nordwestlichen Deutschlands, von der Eider bis zum Niederrhein segensreiche Erfolge hatte. Perthes war 1772 zu Rudolstadt geboren, erlernte in Leipzig den Buchhandel, ging 1793 nach Hamburg und gründete hier, nachdem er drei Jahre in der Hofmannschen Buchhandlung gearbeitet, im Jahre 1796 ein buchhändlerisches Geschäft mit einer Umsicht des Geistes und mit einer reinen, edlen Gesinnung, wie sie selbst in diesem Zweige kaufmännischer Thätigkeit zu den seltensten Erscheinungen gehören. Er betrachtete und behandelte den Buchhandel nicht als einen gewöhnlichen Handelszweig und bürgerlichen Erwerb, sondern als ein Amt, welches dem Publicum und seinen Bedürfnissen gegenüber sich ernste Pflichten auflegt, deren Erfüllung die erste Richtschnur des Handelns ist, und wo der Gewinn in der zweiten Reihe steht. Im nahen Wandsbeck lebte und wirkte in gewohnter Weise Claudius, in Altona lebte der Dichter Gerstenberg, in Tremsbüttel der Graf Christ. Stolberg, in Meldorf Boje, der alte Niebuhr und zu Zeiten sein Sohn, in Neumühlen Reichardt, in Plön v. Henning,

in Lübeck Overbeck, einst auch dem Hainbunde anhängig. Von der Universität Kiel verbreitete sich das Licht der Wissenschaft zunächst in diese Gegenden. Andr. Wilhelm Cramer, der Bruder Carls, Martin Ehlers, Reinhold, Hegewisch, der ehrwürdige Archiater Hensler waren Zierden dieser Anstalt. Gediegene Einsicht in die wesentlichen Bedingungen einer für das Ganze heilsamen Entwickelung der politisch erregten Zeitrichtungen und eine mit ihr verbundene Gesinnung und Handlungsweise, welche die Anklage des Eigennutzes zurückwiesen, zeichneten den Adel Holsteins unter den Rittergeschlechtern anderer deutscher Länder nicht weniger aus, als feine Welt- und Geistesbildung, gewonnen durch Universitätsbesuch, Reisen und Uebernahme hoher Staatsämter. In Eutin selbst waren neben dem Präsidenten Stolberg heimisch Voß und sein Gehülfe Bredow, der Hofrath Helwag, zugleich als Arzt und tiefer Denker geehrt, der Minister Holmer, Nicolovius. Zwischen Eutin und jenen Gegenden fand ein häufiger Verkehr statt. Männer von ausgezeichneter Bildung und wissenschaftlicher Bedeutung kamen aus diesen zum kürzern oder längern Aufenthalt theils als nahe Freunde, theils als gern gesehene Gäste zu Stolberg und zu seiner Familie. Zu ihnen gesellte sich der Besuch der Freunde und Gäste von jenseit der Elbe und Eider, von Süd und Nord. Aus der Schweiz, aus Dänemark und aus den verschiedenen Provinzen Deutschlands kamen die bedeutendsten Persönlichkeiten nach Eutin in die gastliche Wohnung Stolbergs, in welcher zugleich oft und laut die Fußtritte und das Wortgetön der kommenden und gehenden französischen Auswanderer widerhallten. Lebendiger Austausch bei verschiedenen, ja entgegengesetzten Ansichten in den Fragen der Gegenwart über Politik, Kunst und Wissenschaft störte die Freuden der Geselligkeit nicht, noch gab er ein Richtmaaß zu verkleinernder Werthschätzung anerkannter Talente und Verdienste. Der Däne Baggesen, ein harmloser Freiheitsschwindler, welcher sich glücklich schätzte, ein Zeitgenosse der Gironde, Kants und Reinholds zu sein, und selbst zur Schreckenszeit schrieb, daß er jeden Morgen in vollem Ernste Gott danke für die Gnade, zu dieser Zeit der großen innern und äußern Offenbarung der Vernunft und Freiheit zu leben, war in diesem Jahre 1796 Stolbergs heiterer Gast in Eutin. Im Frühlinge des vorhergehenden Jahres suchte und fand der gemüthskranke Zimmermann, Lavaters,

Landsmann und steter Freund, eben so entschieden zugethan seiner Physiognomik als abgeneigt seiner religiösen Anschauungsweise, bei Stolberg diejenige Ruhe, welche ihm nur mit dem Opfer der freien geselligen Stunden gewährt werden konnte. — Zu dauernder Ansiedelung in Eutin entschloß sich endlich Schlosser, um hier, fern vom verhaßten Kriegsungethüm, bei seiner Tochter und ihrem Gemahl und in einiger Herzensfreunde Nähe die stillen Freuden des Familienlebens und der wissenschaftlichen Muse zu genießen. Im Mai verließ er mit seiner Familie Ansbach und langte am Ziele seiner Wünsche an. In Ansbach hatte er kurz vor der Abreise die Uebersetzung des platonischen Gesprächs: „Das Gastmahl, oder von der Liebe", vollendet, und wie er vor zwei Jahren den ersten Theil der Uebersetzung seinem Nicolovius gewidmet, so nun den zweiten Theil dem Grafen Stolberg mit den Worten: „Die frohe Aussicht, die ich vor mir habe, den Ueberrest meines Lebens mit Ihnen zuzubringen, hat in mir den Gedanken erweckt, diese Blätter Ihnen zu widmen.

„Sie haben durch Ihre vortrefflichen Uebersetzungen aus Plato's Schriften unsere Deutschen mit Plato's Geist so bekannt gemacht, daß die Hülle, in welcher ich meine Idee von der Liebe darstelle, wohl Niemand betrügen, noch ich, wenn ich meine Gedanken an seine anschließe, in den Verdacht kommen kann, als ob ich mich eines Platzes auf gleicher Linie mit ihm anmaßen wollte.

„Mir ist es genug, wenn ich würdig scheine, für einen nicht ganz unnützen Schüler dieses Meisters der höhern, gefühlten Philosophie gehalten und von Ihnen, Freund meines spätern Alters, und von Denen, die denken und fühlen, wie Sie, geliebt zu werden." In demselben Jahre war auch Stolbergs Uebersetzung des Gastmahls erschienen. Gemeinschaftliche griechische Studien hatten schon früher eine der Saiten der gleichgestimmten Geistesgemeinschaft der Freunde gestimmt, sie fuhren nun fort, die benachbarten zu vereinen. In den vorhergehenden Jahren waren bereits mehrere der für das Verständniß schwierigsten Schriftwerke der Griechen von Schlosser übersetzt und mit einer Einsicht in die Denkart des Alterthums und der Gegenwart erläutert, welche als Bereicherung der practischen Philosophie anerkennenden Dank fand; zu jenen gehören auch die platonischen Briefe. Unter den Anmerkungen ihrer Uebersetzung sind einige, welche Schlossers

große Begabung für die speculativ-philosophische Richtung beurkunden. In einer derselben, welche Stolbergs besondern Beifall fand, so daß er ihren Inhalt auch als seine Ueberzeugung im Phädros wieder aufführt, rechtfertigt er selbst aus der Urschrift den Plato gegen diejenigen, welche ihn beschuldigen, daß er mit Vorbedacht so dunkel wäre, und fügt hinzu: „Alle Philosophie der Menschen kann nur die Morgenröthe zeichnen, die Sonne muß geahnt werden. Diejenigen Philosophen, welche die Sonne selber malen wollten, haben sicher nur eine Theatersonne gegeben; — und viele haben, weil sie diese billig verachteten und hinter der Morgenröthe nichts ahnten, sich begnügt, uns zu rathen, lieber gar nichts mehr sehen zu wollen. Und das thue, wer mag, nur handle er alsdann nicht, als wenn er etwas sähe." — Wirft man einen aufmerksamen Blick auf das Verzeichniß der schriftstellerischen Arbeiten Schlossers, welches Nicolovius der Darstellung seines Lebens und litterärischen Wirkens beigefügt hat, so sieht man, wie er auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaften einheimisch war. Allenthalben bewährt er sich als tiefer Wahrheitsforscher und muthiger Vertheidiger des Rechts und der Tugend, der, Feind der unfruchtbaren, das nothwendig Positive abschwächenden Denkerei der philosophischen Schulen, auf dem Gebiete der Alterthumskunde, der Politik, Moral und Philosophie, Theorie und Praxis verbindend, für das Leben und die Wohlfahrt der Menschheit fruchtbare Wahrheiten aufsuchte und mit eindringlicher Kraft darstellte. Wie groß und weit verbreitet das Vertrauen zu seiner Kenntniß und Denkart war, ging aus der gewünschten Theilnahme an der Verfertigung des preußischen Landrechts hervor. Als im Jahre 1780 Friedrich II. seinem damaligen Großkanzler, dem Freiherrn von Carmer, die Ausarbeitung einer neuen Proceßordnung, so wie den Entwurf eines allgemeinen subsidiärischen Gesetzbuches, welches sich auf römisches Recht gründen, in deutscher Sprache und durchaus verständlich abgefaßt sein, und dem die nöthigen Provinzial-Gesetzbücher folgen sollten, anbefohlen hatte, trat der Oberamts-Regierungsrath Suarez in Breslau, den sich der Großkanzler zum Gehülfen ausersehen, mit Schlosser in Briefwechsel, um ihn zu bewegen, die Anfertigung eines systematischen Auszugs aus den römischen Gesetzbüchern zu übernehmen. Man konnte sich indeß über die Bedingungen nicht vereinigen. „Grade für diese Stelle" — sagt der

größte Kenner des römischen Rechts in unserer Zeit, v. Savigny — „wäre ein Mann von Geist und Gelehrsamkeit sehr wünschenswerth gewesen, und es wäre interessant, wenn man wenigstens nach einigen Proben vergleichen könnte, wie Schlosser die Aufgabe gelöst haben würde. Vielleicht lag aber in dem Mechanismus des ganzen Geschäfts der Grund, warum dieser Auftrag für einen Mann von Bedeutung und Selbstständigkeit nicht passend gewesen wäre“ [1]). Der später — in den Jahren 1784 bis 1788 — dem gesammten Publicum zur Begutachtung vorgelegte Entwurf des Gesetzbuchs veranlaßte Schlosser, 1789 seine Stimme unumwunden über denselben abzugeben in den „Briefen über die Gesetzgebung überhaupt und den Entwurf des preußischen Gesetzbuchs insbesondere“. Nach der Anerkennung der reinen und edlen Absicht der preußischen Gesetzgebung weist Schlosser Fehler in der Anlage und Fehler in der Ausführung nach und schließt mit dem Wunsche, daß dieser Entwurf immer nur ein Entwurf bleibe. Hugo, ein eben so entschiedener Verehrer der großen Verdienste Schlossers um das Studium der Rechtswissenschaft als Savigny, äußerte u. A. in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1789: „..... Geh. Hofrath Schlosser hat eine juristische Erfahrung, wie man sie durch bloßes Actenlesen und Referiren nie bekommt; seit mehr als 20 Jahren hat er als Sachwalter, als Mitglied eines Justizcollegiums und als Oberamtmann Gelegenheit genug gehabt, Partheien, Sachwalter und Richter zu beobachten, zu sehen, welche guten und welche schlimmen Folgen mancher Rechtssatz und manche Art des Verfahrens nach sich ziehe, von welchen der bloße Bücher-Gelehrte oft keine guten oder keine bösen Folgen für möglich gehalten hätte. Daß es einem Schlosser aber auch nicht an der Gabe zu beobachten und seine Beobachtungen zu verarbeiten fehlt, wem brauchen wir dies erst zu sagen? Wer weiß nicht, daß wenig bloße Bücher-Gelehrte, wenig bloße Philosophen mit den Meisterstücken der alten und neuen Litteratur so vertraut sind, als dieser juristische Geschäftsmann? — Recensent fühlt es vollkommen, wie sehr weit Herr Schlosser in allen diesen Stücken über ihm stehe. .....“ — Schlosser

[1]) Von Savigny, vom Berufe unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, S. 85, 87.

lebte in seiner angekauften Wohnung mit Stolberg in freundlicher Nachbarschaft und Gartengemeinschaft, und daß es ihm nicht, wie die Voß im Leben ihres Mannes schreibt, mit dem er freilich keinen Verkehr wünschte, an Freudigkeit zur innern Thätigkeit fehlte, bekunden seine fortgesetzten litterärischen Arbeiten. —

Nach monatlichem Kränkeln fiel Voß am 6. December in eine lebensgefährliche Krankheit; er sank ohnmächtig in einen neuntägigen Schlummer mit kurzen Augenblicken des Bewußtseins. Der Arzt Hensler erklärte das Leiden für eine Hirnentzündung, sprach von Anbohren, tröstete die Frau, vielleicht sei Genesung möglich, aber keine mit Verstand. Stolberg bewährte sich wie früher dem Voßischen Hause als edler Mensch, als wahrer Freund und Christ. „In dieser Noth", schrieb Voß noch im Jahre 1819, „war Stolberg der schlaflos ausharrenden Ernestine der alte herzliche Freund mit Rath und That, und als sie am zehnten Morgen den Fenstervorhang aufzog, sah der selbstbewußt erwachende Kranke im hellen Lichte des Frühroths Stolberg am Fuße des Bettes stehn. Was Stolberg mir in der Genesung war, das vergelt' ihm Gott! Erquickung brachte mir jetzt der bekannte Fußtritt, das freundliche Gesicht, das traute Gespräch. In einer seligen Stunde des neuen Lebens sagt' ich dem Geliebten: Nun wird doch mein Stolberg nie wieder irre an mir!" (Voß hätte das Subject umkehren sollen.) „Er drückte mir die Hand mit tiefer Rührung und schwieg." Ueber den Zustand des Kranken hatte Stolberg am 11. December Gleim berichtet: „..... Ernestine riß sich diesen Morgen, als ihr Weinen Voß zum Weinen gebracht hatte, von ihm los. Ich ging mit ihr. ..... Für diese liebe treffliche Frau, wie für die hoffnungsvollen Söhne unsers Voß, soll mit Rath und That gesorgt werden. Aber wie viel verlieren sie an diesem Manne und Vater!" —

Neunter Abschnitt.

Stolbergs zweite Gesandtschaft nach Petersburg. Klinger. Die zweite Reise der Fürstin Gallitzin und Overbergs nach Holstein und Eutin. Die Angelegenheit einer neuen Kirchen-Agende für Schleswig und Holstein. Stolbergs Blick auf den politischen Zustand Europa's in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts.

Den 17. November 1796 war Katharina, die Kaiserin von Rußland, gestorben und ihr Sohn Paul hatte den Thron bestiegen. Zu seiner Beglückwünschung ward Graf Stolberg vom Herzog und Fürstbischof mit der Gesandtschaft nach Petersburg beauftragt. Des Gesandten dringendem Wunsche gemäß begleitete ihn Nicolovius auf dieser Reise. Sie verließen den 15. Januar 1797 Eutin und langten über Stettin und Danzig in Königsberg an. Hier sah Stolberg seinen alten Freund Scheffner wieder, Nicolovius lernte hier seinen Landsmann kennen.

An einer Mittagstafel wurde der Gesandte an den Hof des Czars während der Unterhaltung von ausgesprochenen Grundsätzen überrascht, welche er hier am wenigsten erwartet hatte. In der Gesellschaft war außer Stägemann, Kraus und Andern auch der Präsident Morgenbesser, der pflichttreueste Unterthan und Beamte, persönlich dem Königshause sehr ergeben und zugleich mit Recht ein Vorläufer des Saint-Simonismus genannt. Das Gespräch fiel natürlich auch auf die Franzosen. Was noch aus ihrem Treiben werden würde? fragte Stolberg mit Heftigkeit. — „Nicht viel", erwiderte Morgenbesser, „denn da sie nicht gewagt, weiter zu gehen, sondern auf halbem Wege stehen geblieben, so haben sie ihre Sache schon selber aufgegeben." — „Nun, wahrhaftig", sagte Stolberg, „das möchte ich doch wissen, worin sie noch hätten können weiter gehen! Ich dächte, sie wären in allem bis an die äußerste Gränze gegangen!" — Morgenbesser versetzte ruhig lächelnd: „Ich will statt vieler andern nur Eine wichtige Sache nennen: das Erbrecht! Dies abzuschaffen haben die Franzosen doch nicht den Muth gehabt." Stolberg erschrak und war froh, aus der Gesellschaft bald loszukommen. Noch späterhin erzählte er dem Minister von Stein mit Entsetzen, was er in Königsberg habe hören müssen.

Von Königsberg entsandte Stolberg seine Ode „an meine Sophie“ [1]), welche mit folgenden Strophen beginnt:

„Hin in die dunkle Kluft der Trennung starret
Psyche's thränendes Auge, fühlt gebunden
Ihre Flügel, schmachtet, verschmachtet doch nicht.
Denn der erhabne
Genius reiner Liebe wehet Labsal
Ihr mit kühlendem Fittig, singt der Zukunft
Hohes, hehres, heiliges Lied; sie blickt ihm
Lächelnd in Thränen
Schweigenden Dank .....“

Von hier setzten die Reisenden ihren Weg über Riga nach Petersburg fort, welches am 15. Februar erreicht ward. Ihnen war es an Leib und Seele fühlbar geworden, daß sie nicht, wie vor sechs Jahren, sonnenwärts zu den hesperischen Gärten gingen, sondern einem Lande zueilten, welches von der Nacht kimmerischer Finsterniß umdunkelt sei, in welche nur hier und da von weiterher einzelne Lichtstrahlen fallen. Der Gesandte Stolberg nahm für das Urtheil über eines fremden Volkes Eigenthümlichkeit, Gesittung, Verfassung und Nationalwirthschaft jetzt eben so wenig den Standpunct ein, welcher seinen entscheidenden Ausgang und seinen Richtpunct von der Verwaltung des Fürstenthums Eutin nahm, als er diesem vor zwölf Jahren bei seiner ersten Reise nach Rußland innerhalb des Erfahrungsgebietes des Amtes Neuenburg seine enge Begränzung gegeben hatte. Sein durch Jahre, Reisen, Mittheilungen und Nachdenken gereifter Geist trug eine weltweite Anschauung in dieses aus asiatischen und europäischen Elementen wundersam gemischte Reich. Bis auf Peter den Großen hatte dasselbe viel mehr den asiatischen als den europäischen Charakter bewahrt. Wie Pallas Athene plötzlich und geharnischt aus dem Haupte des Juppiter hervorsprang, so sollte durch jenen ein Staat europäischer Bildung in die Staatenfamilie Europa's eintreten. Der kühne Schöpfer mochte dabei von dem Plane ausgehen, den Theil seiner Staaten, welcher sich der europäischen Staatenverbrüderung und dem europäischen Geiste anzu-

[1]) S. W. II, 159.

schließen habe, von dem zu unterscheiden, welcher dem Orient angehörig bleiben sollte, um so durch des erstern Erhebung zur politischen Kraft, mit der Grundlage der physischen im Orient verbunden, die Gesammtkraft beider zu erhöhen. Im Mittelalter hatte allenthalben, wo die slavische Bevölkerung mit der germanischen in dauernde Berührung kam, die letztere in jeder Hinsicht das siegreiche Uebergewicht behauptet; die deutsche Bildung würde auch in der neueren Zeit dem entlehnten Schematismus den fruchtbarsten Inhalt gewährt haben, wenn die Herrscher Rußlands mit entschiedenem Uebergewicht die befruchtenden Keime der europäischen Civilisation und ihre Früchte von Deutschland aus, und hier etwas tiefer und zu reineren Quellen greifend, dem großen Reiche einzupflanzen bemüht gewesen wären. Wohl hat deutsches Wissen und deutsche Betriebsamkeit manches Bedeutende in Rußland ausgerichtet; aber da die höheren Stände Deutschlands die französische Sitte als die vornehmste, französisches Wissen und Dichten als das Höchste verehrten, so sahen der kaiserliche Hof und die Großen des Reiches sich viel mehr an die Bildung Frankreichs als fertiges Muster gewiesen. Daher im vorigen Jahrhundert die widerwärtige Erscheinung der Huldigung der französischen atheistischen Philosophie und Religion der Encyclopädisten neben dem todten Festhalten der überlieferten Form der griechischen Kirche, welche in ihrer Erstarrung es zu keiner lebendigen Entfaltung im Leben, in der Kunst und Wissenschaft zu bringen gewußt hatte. Die Hofrevolutionen trugen noch bis in unser Jahrhundert hinein das Gepräge des Orientalismus und erinnerten an die Schicksale der byzantinischen Kaiser wie an den Divan und das Serail ihrer Nachfolger im neuern Byzanz, und Pauls tragisches Ende, ähnlich dem seines Vaters, bewies, daß hier der glückliche Erfolg des frevelhaft kühnen Unternehmens über das Recht und die Herrschaft entscheidet. — So wenig wie man sich für die Gewinnung der geistigen Cultur dem von innen aus allmälig wachsenden, sichern Fortgang versprechenden Wege der Natur anvertrauen wollte, so sollten auch die Kanäle materieller Bildung und Wohlfahrt vom Auslande her in das weitgedehnte Land geleitet werden. In Rußland mußten die von außen hinübergetragenen Fabrikunternehmungen um so mehr ein precäres Dasein erhalten, weil ihnen hier kein Stand tüchtiger, schaffender und arbeitender Gewerbtreibenden zur Seite stand, und sie selbst als

Product administrativer Begünstigungen oder speculirender Handelsindustrie einzeln und zerstreut dastanden mitten unter einem Volke, auf dessen großen Landflächen der Ackerbau noch wenig concentrirt ist und dem die Viehzucht, so wie das bloße Defructiciren dessen, was die Natur selbst, ohne künstliche Anstalten und Geräthe, hervorbringt, das Ueberwiegende ist. Die zu jenen Industrieunternehmungen sich gesellenden Colonisationen für den Ackerbau brachten zwar ein germanisches Lebensprincip in's Land, aber auch sie blieben als eine fremde, von außen her übertragene Pflanzung vereinzelt stehen, vermochten höchstens die Nationalen zu einzelnen Nachahmungen, wurden aber keine Keime zu politischer Selbstbildung. —

Den mündig gewordenen Sohn Paul hatte die Mutter Katharina aus Eifersucht für ihre Regierung immerfort als einen Unmündigen zu behandeln gesucht; desto weniger war seine aus guten und bösen Anlagen gemischte Natur zu einem Charakter gereift, welcher für die Fortführung der glanzvollen Regierung der Kaiserin bei den verwickeltsten Verhältnissen der Gegenwart hätte Hoffnung gewähren können. In seinem schon längst genährten Hasse gegen die französische Revolution fand er an dem Grafen Stolberg, dem Gesandten, einen willkommenen Gesinnungsgenossen, wandte aber später diesem Hasse im entscheidenden Augenblicke des gegen Frankreich geführten Krieges keine wirksame Ausdauer zu, zeigte vielmehr auch hier seine überspannte Reizbarkeit und seine willenlose Herrscherlaune.

Stolberg theilte der Gemahlin seine Erlebnisse am Hofe und in der Kaiserstadt und die Erfahrungen über Land und Leute mit; aus seinen Briefen las die Gräfin manches Herzliche und Erheiternde den Freunden, wozu auch die Voßische Familie gehörte, vor [1]). Nicolovius berichtete im Briefe vom 25. April über den Eindruck, welchen ihm das Leben in der Kaiserstadt verursachte. „Es giebt Zeiten im Leben, wo alles Edle und Gute, das ich kenne, mir verklärt erscheint und doppelt stark meine Seele hebt und mit Verlangen füllt. Mein hiesiger Aufenthalt ist eine solche Zeit. Je mehr das Körperliche hier gedeiht, der Geist darbet, desto fester drücke ich das Schöne, das nun fern von mir ist, in der Erinnerung an meine Brust. Ich habe noch kein

[1]) Sophronizon 48.

Publicum gesehen, das so entschieden nach der Maxime zu handeln scheint: leben und leben lassen! als dieses Sanct Petersburg, nämlich im allerphysischesten Sinne. Ob es hierin seines Gleichen hat, weiß ich nicht; übertroffen wird es nicht, deß bin ich gewiß. Für das hiesige Leben braucht man nicht nur einen Körper, der das physische Klima ertragen kann, sondern auch eine Seele, die das hiesige moralische Klima verträgt. Ich kann sagen, daß ich noch nie das Elend des menschlichen Glanzes so nah und deutlich gesehen und gefühlt habe als jetzt, und daß mir das, was ich von Natur schon liebe, Häuslichkeit und Genügsamkeit, jetzt auch durch den Contrast heilig und theuer werde." — Den beiden Freunden der vaterländischen Muse und Sprache war in der Stadt der Barbaren und des glänzenden Firnisses der französischen Civilisation die Vertretung derselben durch ihre Landsleute eine willkommene Erscheinung. Mit dem Dichter von Nicolai und mit Klinger knüpfte Stolberg den hier früher gepflogenen Verkehr wieder an; zu ihnen hatte sich in dieser Zeit Soltau, der geschmackvolle Uebersetzer classischer Werke des Auslandes, gesellt. Klinger, der bedeutendste unter ihnen, war nun als Freund und Verehrer seines Frankfurter Landsmanns Schlosser, von dem er mit Thränen versicherte, daß sein Bild allein ihn bewahrt habe, während seines langen Lebens in Rußland den Glauben an die Menschheit aufzugeben, für Stolberg noch wichtiger geworden. Wenige hatten den Menschen in allen Schichten der menschlichen Gesellschaft in seiner Schwäche und Größe, in seiner Höhe und Tiefe kennen zu lernen so vielfache Gelegenheit gehabt als Klinger; vielleicht Keiner hatte eine so tiefe und vielseitige Einsicht in die fürstlichen Höfe und in die innersten Triebwerke der Handlungen der Großen seiner Zeit gewonnen als er; aber auch Keiner hat mit schwererer Arbeit zu einem Dasein emporzuringen gestrebt, das neben der Hinnahme materieller Güter auch das höchste Gut, die Bewahrung der geistigen Selbständigkeit und sittlichen Freiheit, zu verbürgen scheine, als dieser zwischen der Klemme des Hasses der modernen Civilisation und ihres gesuchten Genusses eingezwängte Jünger der Lehre Rousseau's. In diesem Kampfe mit sich selbst gewann die dunkele Seite der Menschenanschauung und Menschenbeurtheilung nur zu oft das Uebergewicht, und wie oft er in dem Unwillen gegen die menschlichen Thorheiten und Verirrungen mit Stolberg übereinstimmen

mochte, dasjenige, welches, wenn es auch auf vielen Puncten des Daseins zurückgedrängt erscheint, immer noch die zusammenhaltende, vereinigende Kraft der menschlichen Gesellschaft bildet und eine heitere, versöhnende Ansicht gewährt, — die edlern Gefühle der Menschheit, das Vertrauen, die reine Verehrung, die opferwillige Freundschaft und die hingebende Liebe, erkannte er, in dieser Hinsicht von Stolberg ganz verschieden, in ihrer Wirksamkeit eben so wenig als die in der Weltregierung waltende Fürsehung Gottes. Für Hohe und Niedere, für den Einzelnen wie für ganze Staaten sind es die finstern Schicksalsmächte, die in den Spielen des Zufalls den Sterblichen die Loose zuwerfen, von deren kluger, energievoller und ausdauernder Benutzung bei der instinctmäßigen Vermeidung jener unmoralischen Mittel, welche die Zerstörung des Zweckes mit sich führen, ihr Glück bedingt sei; diese Benutzung sei also der Menschen höchste Weisheit; wahre Tugend, welche das Gute seiner selbst wegen erstrebe, nur eitler Wahn. Diese Grundsätze werden mehr oder weniger in allen Romanen Klingers, welche er seinen dramatischen Arbeiten folgen ließ, zur Geltung gebracht, auch in dem Roman: „Der Weltmann und der Dichter“, welchen er im Jahre der Anwesenheit Stolbergs in Petersburg schrieb. Dieses in lebendig fortschreitenden Gesprächen geschriebene Buch wird mit Recht als das vollendetste seiner Werke gepriesen; auch in ihm ist seine umfassende Lebenserfahrung, seine große Menschenkenntniß und Weltklugheit niedergelegt, und der Kampf zwischen den Anforderungen der Idee und der practischen Verstandesweisheit hat hier in der Charakterzeichnung des Dichters und des Weltmanns zugleich den concreten Ausdruck für die Duplicität der Persönlichkeit des Autors gefunden. Der Weltmann führt seinem Freunde, dem Dichter, mit dem er einstens auf der Schulbank saß, wie in einem großen Heldengedicht seinen Lebensgang vor, auf welchem das Ereigniß einer ihm, dem ganz unbemittelten Schüler, vom Rector unverdient gegebenen Ohrfeige der nothwendige Moment des Ausgangs für seine errungene Ministerstelle geworden sei. Klinger schloß seine schriftstellerische Laufbahn 1802 mit seinen „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Litteratur“. Vom Kaiser Alexander wie von Paul mit Vertrauen und hohen Aemtern geehrt, legte er 1822 nach 40jährigem Dienste seine meisten Posten nieder und starb 1831. —

Stolbergs Rückreise ward durch die plötzliche Erkrankung an einem heftigen Gallenfieber verzögert. Dieses betrübende Ereigniß machte Nicolovius die Reisebegleitung Stolbergs noch werthvoller und lohnender. Er konnte nun von früh bis spät sorgsam auf seine Pflege bedacht sein und die Nächte an seinem Krankenlager durchwachen; er konnte mit treuer Liebe wieder vergelten, was Stolberg ihm früher an seinem Krankenlager in Wien erwiesen hatte. Dieser Pflege und der umsichtigen Behandlung des Dr. Rogerson, des ersten Leibarztes am russischen Hofe, hatte der Erkrankte seine baldige Wiedergenesung zu danken. Bei der Abschiedsaudienz ward der Gesandte vom Kaiser mit einer goldenen Tabatière, dem St. Alexander-Newsky-Orden und dem Prädicat „Excellenz“ beschenkt. Der Tag der Abreise von Petersburg, der 21. Juni, war zugleich der Todestag des Ministers Bernstorff, des geliebten und verehrten Schwagers Stolbergs. Der Kronprinz und Mitregent Friedrich VI. ehrte den Verstorbenen und sich selbst, als er in dem zahlreichen Trauergeleite von Männern aller Stände, seinen Platz unter den Söhnen des Hingeschiedenen nehmend, dem Sarge folgte. — Zur Zeit der Rückkehr Stolbergs aus Rußland machte die Fürstin von Gallitzin, von ihrer Tochter und Overberg begleitet, ihre zweite Reise nach Holstein, um hier ihre Freunde zu besuchen. Hier kehrte sie zunächst in Wandsbeck ein und nahm ihre Wohnung bei dem schon längst gekannten und geschätzten Boten, welcher im Frühjahr dieses Jahres unter Perthes' und Klopstocks Auspicien seine silberne Hochzeit gefeiert hatte. Schon bei ihrer ersten Anwesenheit in Holstein hatte die Fürstin bei dem wiederholten Besuche der Familie des Claudius die älteste Tochter, Caroline, besonders liebgewonnen. Der Liebe erwiderte das junge Mädchen Liebe und Verehrung, welche fort und fort sich bis zum Tode der Fürstin in dem Wechsel der Briefe aussprachen. In diesem Sommer 1797 vertraute Caroline das Geheimniß ihres Herzens, die Liebe zu Perthes, vor Allen ihrer mütterlichen Freundin brieflich an, und nun — am 15. Juli — wohnte diese mit ihrer Begleitung der feierlichen Verlobung — in Holstein eine kirchliche Handlung — bei. Die festliche Feier und Freude ward noch erhöht durch die Theilnahme des Grafen Stolberg, welcher auf seiner Rückreise von Hamburg nach Wandsbeck eilte und in Claudius' Hause erschien. Den 18. Juli trafen die Reisenden, Stolberg und Nicolovius,

nach halbjähriger Abwesenheit wieder in Eutin ein und wurden mit großem Jubel empfangen. Eine Anzahl Bürger, unter ihnen Voß und Bredow, überreichten „dem edlen, geliebten Grafen“ ein Begrüßungslied, welches mit den Worten schloß:

„Du bleibst nun bei uns, daß wir Deiner Liebe
Uns lang' erfreu'n, daß uns Dein Beispiel übe,
Dir ähnlich, gut wie Du zu sein,
Daß uns're Erben noch Dich Edlen schauen,
Dir kindlich folgen, Dir wie Vater trauen,
Sich Deiner Sorg' und Deinem Schutze weih'n.“

Daheim ward unserm Nicolovius die Freude der frohen und glücklichen Heimkehr noch vermehrt durch die Ueberraschung, welche der Anblick des Knäbleins gewährte, das 18 Stunden früher seine Frau ihm geboren hatte. Stolberg aber harrte ähnlicher Gabe, dem schönsten Botenlohn, den er erwarten mochte, entgegen. Dieser ward ihm von seiner Gattin am 27. Juli zu Theil, als sie den Knaben Cajus gebar, der mit dem zweijährigen Bruder Christian als Sophiengeschenk dem glücklichen Vater sich paarte, um mit dem geliebten Agnespaar, dem heranwachsenden Ernst und Andreas, sich wieder zu paaren. Bei Cajus Johann Peter waren Taufzeugen neben Caj von Reventlow die Fürstin von Gallitzin, Overberg und die Marquise de Montagu. —

Die Wochen des geselligen Aufenthalts der Fürstin und Overbergs in Eutin bei dem Grafen und der Gräfin Stolberg zählten manche Stunden, in welchen die Gedanken und Empfindungen, wie es schon längst bekannten, vertrauten und über das Gehäuse der Außendinge der Welt hinaussehenden Freunden gebührt, den befriedigenden Stoff zur gegenseitigen Unterhaltung und Mittheilung vor Allem in demjenigen Elemente suchten und fanden, in welchem sie bereits als einem mehr oder weniger gemeinsamen eingewohnt waren, in dem Gebiete ihrer innern Seelenerfahrungen, in dem Ausdrucke des theilnehmenden Schmerzes und der Freude über die nähern und entferntern, in größern und kleinern Umkreisen durch Schrift, Wort und That offenbar gewordenen verfehlten und erfüllten Aufgaben des höhern menschlichen Daseins und dann in jenem der erkannten und der noch zu erforschenden Wege und Mittel, welche, Verstand und Herz am meisten befriedigend

und den Willen zum Guten stärkend, am sichersten dem Ziele des selbsteignen Daseins entgegenführen. Stolberg war, nach seinem oben mitgetheilten Geständniß, schon in früherer Zeit mit dem religiösen Zweifel bekannt geworden; auch die Fürstin hatte in der Entfaltung ihres geistigen Lebens die Peine desselben in sich erlebt und ihn glücklich überwunden. Es war bei beiden nicht jener Zweifel, welchen die großen christlichen Denker früherer Jahrhunderte in der achtungswerthesten Weise zur Beleuchtung und Sicherstellung der gewonnenen Wahrheit lehrten und welchen Hurter [1]) so vortrefflich zeichnet, noch jener Zweifel christlicher Denker der Neuzeit, bei dem viel mehr ein inhaltsleeres Gedankenspiel oder eine zweideutige, gefährliche Nothbrücke zum Glauben zum Vorschein kommt, als der ernste und sichere Weg zur beruhigenden Anerkennung religiöser Wahrheiten gefunden wird. Es war der auf dem Wege des Lebens jenen edlen und tiefen Geistern sich nahende Zweifel, welche, ahndend oder wissend das höhere Endziel desselben und über den von äußern Einwirkungen und innern Erlebnissen unsicher und schwankend gewordenen Standpunct ihres Wissens und Wollens in der Gegenwart beunruhigt, nun, um mit dem wieder erwachenden oder gestärkten Bewußtsein der sittlichen Freiheit die innere Sicherheit ihrer Persönlichkeit wieder zu erhalten, deutliche Einsicht zu gewinnen suchen über das, was für die Erringung des Zieles als fördernd oder hemmend und beschränkend auf dem bisher gewohnten Wege sich darbot und was sich neben diesem und über diesem als Mittel höherer, im Umkreise der Gesammtbildung der Neuzeit gelegenen christlichen Erkenntnisse darbietet. Daß Verstand und Herz, alle Geistesmächte in diesem Processe des ernsten und gewissenhaften Suchens und Forschens mit Licht und Schatten, mit der Idee und Wirklichkeit, mit Täuschung, Irrthum und Wahrheit mancherlei Kämpfe zu bestehen haben, um die Einheit des innern Lebens und Strebens wieder zu erringen, liegt sowohl in der menschlichen Natur als auch in der Hoheit des Zieles begründet. Der Fürstin kämpfender Zweifel löste sie von der atheistischen, dem Christenthum feindseligen Philosophie der Encyclopädisten ab und führte sie zuerst, wie zu einer höhern Stufe der Ueberzeugungen über menschliches Dasein und Bestimmung, zur Philosophie des

---

[1]) Geburt und Wiedergeburt I, 392.

Hemsterhuys, welche sokratische Weisheit mit platonischer Schönheit vereinte, bis sie in dem Glauben an die Kirche, von deren einzelnen in den ersten Jugendjahren ihr angehefteten Lehren und Gebräuchen sie kaum einzelne Spuren der Erinnerung bewahrt hatte, die volle, beseligende Harmonie ihres Wesens fand. Stolbergs früherer religiöser Zweifel brachte den Glauben an die ihm von Eltern und Lehrern überlieferten und angenommenen Lehren der lutherischen Confession in unruhige, gährende Bewegung, als ihm in Deutschland in den siebenziger und achtziger Jahren des Jahrhunderts der Protestantismus in einer ganz andern Gestalt, als eine die Religion, die Philosophie, die ganze Litteratur beherrschende neue Geistesmacht, entgegentrat. Wohl lockte den von Freiheitsdrang Beseelten der Geist der Verneinung, wohl trieb es ihn, der alle Halbheit haßte, mit selbstschöpferischer Vernunft sich in die Mitte einer neuen Schöpfung hinzustellen, in welcher die Gottheit und ihr Verhältniß zur Menschheit, mit etwaiger Sicht und Auswahl des früher Gegebenen und Vorhandenen, wohl in irgend einer Weise ihre Anerkennung finden würden; aber er wurde nun auch inne, was die consequente Fortführung des Systems ihm gebe, was sie ihm nehme: er sah weder bei sich, noch bei den Anderen, die desselben Weges gingen, das Geistesauge geschärft, die Schöpfung mehr verdunkelt als erhellt, die verehrte Majestät des Schöpfers mehr verringert als preis- und liebenswürdiger gemacht und die Kraft zum Guten mehr geschwächt als gestärkt. Vom wiedergewonnenen und befestigten Standpuncte des positiven Christenthums aus nahm er nun entschiedenen Antheil an dem früher erwähnten Kampf jener wenigen, aber mit überlegenem Geiste ausgerüsteten Männer gegen die öffentlichen Widersacher desselben. Wem die Sache des Christenthums eine ernste Angelegenheit geworden ist, wer weiß, daß die Lehre der christlichen Heilswahrheiten in verschiedenen kirchlichen Genossenschaften einen Ausdruck gefunden, welcher auf einen nicht allenthalben gleichen Inhalt hinweist, der wird, wenn wissenschaftliches Streben mit religiösem Interesse sich vereint, nicht umhin können, diese Verschiedenheit selbst ihrer Quelle und ihrem innern Bestande nach zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen, vor Allem in Deutschland, wo diese Verschiedenheit am nächsten neben einander steht und zugleich am meisten in die litterärische Oeffentlichkeit getreten ist. Es wäre in der That

eine über die Erweiterung der Lehre von der Seelenkunde weit hinausgehende Bereicherung, wenn viele geistig bedeutende Männer gewissenhaft, d. h. mit Wahrheits- und Menschenliebe, den bei jenen Forschungen und Zweifeln stattgefundenen Denk- und Handlungsproceß in Selbstbekenntnissen hätten offen legen wollen. Mag dieser Proceß, wenn er in Wirklichkeit beginnt und nicht, kaum begonnen, der weitern Fortführung unwerth gehalten wird, bei den Einen auf kürzerm und leichterm, bei den Anderen auf längerm und schwierigerm Wege durch mancherlei Zweifel hindurch zum beruhigenden Abschluß im Selbstbewußtsein gelangen: gewiß ist, daß der Graf Stolberg zu denen gehört, welche die dauernden Mühen des Forschens und die harten Kämpfe des Zweifelns mit freier Selbstbestimmung auf sich zu nehmen als eine hochwichtige, von ihrem Gewissen gebotene Lebensaufgabe ansahen. Wie weit die Grundsätze religiöser Duldung in der deutschen Litteratur practisch gediehen sind, trat auch im Verfahren gegen Stolberg zu Tage. Seht da, die lautesten Verkünder der Gewissensfreiheit zogen ihn und ziehen ihn noch vor ihren Richtstuhl, verdammen ihn wegen jener Geistesarbeit! — Wenn irgendwo der Grundsatz, der sichere Weg zur Findung der Wahrheit sei die Entfernung des Irrthums, seine Geltung hat, so wird ihm vor Allem bei der Untersuchung confessioneller Unterschiede in Lehre, Verfassung und Cultus Raum zu gönnen sein, und findet man sich bei der Nachfrage und Mittheilung in Einer Wahrheit über einem bis dahin der anderen Seite gegenüber genährten Irrthum betroffen, so ist es bei redlich Suchenden mehr als Befriedigung der erregten Neugierde und mehr als die gesuchte Genugthuung für die gereizte Eigenliebe, es ist der unabweisbare Wahrheitsdrang, welcher in die Wege weiterer Untersuchung führt bis zur Abrundung des Einzelnen in einem systematischen Ganzen. Da das ewige Wort Fleisch geworden und unter dem Menschengeschlecht in die Form der Zeit trat und seine Lehre, das Christenthum, dem von ihm ausgerüsteten Lehrkörper übertrug, so war dieser Kirche fernere Ausgestaltung in der weiteren Ausdehnung der Zeit und des Raumes durch die äußere Mittheilung bedingt, und gewiß konnte die innen gewordene Lehre auf innere christliche Wahrheit und auf eine innere wahre Kirche nur insofern Anspruch machen, als das in Wort und Schrift von außen Empfangene auf eine äußere

lehrende Kirche sich fortdauernd gründet, der die sichere Eine Wahrheit beiwohnt. Der innern Subjectivität mußte, wenn sie in dem angenommenen Glauben mehr als einen einzelnen vorübergehenden Moment ihrer Anregung sehen wollte, die sichere Objectivität der Lehre immerfort in erkennbarer Weise zur Seite stehen. — Wollte Stolberg über das Wesen des katholischen Christenthums sich gewisse und deutliche Einsicht verschaffen, so mußte er zunächst dem Ausdruck seiner Lehren in Schrift und Wort sein Auge und Ohr leihen. Der mühevollen, mit aller Freiheit der Selbstbestimmung fortgesetzten Arbeit kam die Freundschaft und der wiederholte Umgang mit der Fürstin Gallitzin und Overberg, welche Gottes Fürsehung — sie ist im Leben großer Männer öfter sichtbar geworden — ihm zugeführt hatte, zu Gute, auch diesesmal zu Gute, als jene Stolbergs Gäste in Eutin waren zur Zeit, da dieser bereits vier Jahre die Wege der Untersuchung betreten hatte.

Für Voß war die Anwesenheit der Fürstin in Eutin eine unwillkommene Erscheinung und mußte es sein; denn die immer noch gehegte Hoffnung, Stolberg zu seinem deistischen Christenthum zu bekehren, erschwachte nun völlig und die Furcht, er möchte fortan mehr und mehr in die ganz entgegengesetzte Bahn geleitet werden, erhielt neue Nahrung. „Als wir“, erzählt die Frau Voß in den Lebensnachrichten ihres Mannes, „nach einer ruhigen Brunnenkur aus Ditmarschen zurückkamen, fanden wir die Fürstin Gallitzin, die aber kein Bedürfniß zeigte, die erste Bekanntschaft zu erneuen. Sie war gegen uns kalt und abgemessen, ihre Tochter ernst und stille.“ Noch im September des folgenden Jahres nennt er in einem Briefe an Gleim die Fürstin eine listige und gefährliche Frau. Auf Overberg sah er anfangs mit Glimpf. „Einigemal in den Abendstunden“, erzählt Voß, „besuchte mich Overberg, den ich lieb hatte, und lenkte das Gespräch auf Religion. Wie brüderlich eins wir waren, wie altchristlich, wie entfernt von Glaubensmäkelei! .....“ Aber bald, als nach einigen Tagen Overberg Abschied von ihm genommen, und 22 Jahre später folgte der Geifer nach. Täuschung, Lüge und Unduldsamkeit, welche Alle, die nicht katholisch seien, verdamme, werden einem Manne in die Seele geschoben, dessen edle Einfalt, Weisheit, lautere Aufrichtigkeit und sanfte Liebe selbst Voß Ehrerbietung abgewonnen hatten. Wie weit Overberg von dieser

Verdammung entfernt war, konnte Voß sich klar erhellen aus dessen für die Schullehrer geschriebenem christkatholischen Religionshandbuch, welches nicht, wie Voß meint, im folgenden Jahre wieder abgeschafft, sondern in wiederholten Auflagen weit über die Gränzen des Münsterlandes hinaus in mehreren deutschen Ländern und in der Schweiz mit Segen gelesen und benutzt wurde, und in welchem es S. 458 der Ausgabe von 1804 heißt: „Bliebet ihr ohne eure Schuld draußen [außer der wahren Kirche], so würdet ihr blos deswegen der Seligkeit nicht verlustig, aber ihr verlöret doch den vollen Antheil an den Heilsmitteln, welche Christus seiner Kirche in Verwahrung gegeben hat. Dieser Heilsmittel beraubt sein, ist ein großer Verlust“ [1]).

Zu den alten Freunden der Fürstin, welche diese in Holstein und Eutin wiederfand, gehörte auch Jacobi, der vieljährige werthe Freund aus der frühern landschaftlichen Nachbarschaft, welcher um diese Zeit von Stolberg eingeladen ward, den nächsten Winter bei ihm zu wohnen. In Kiel ward der ehrwürdige alte Hensler von der Fürstin und Overberg besucht. Der junge Dr. Steffens, welcher eben in Henslers Bibliothek anwesend war, berichtet in seinen Erlebnissen über den Eindruck, den die berühmte Freundin Jacobi's und Hemsterhuys' in ihrer unvergeßlichen, bedeutenden, höchst würdigen, ja geheimnißvollen Gestalt auf ihn gemacht habe.

Von Kiel fuhr die Fürstin mit Overberg nach dem nahen Emkendorf zu ihrer seelenvertrauten Freundin, der Gräfin Julie Reventlow. Hierher waren in diesem Sommer nach fast zweijähriger Abwesenheit in Italien der Graf Friedrich Reventlow und die noch immer kränkelnde Gräfin nebst der Pflegetochter, der Gräfin Holk, später vermählt mit dem Sohne des früher erwähnten Grafen Portalis, dem Großsiegelbewahrer unter Louis Philipp, zurückgekehrt. Die Fürstin und die Gräfin, beide von körperlichen Leiden vielfach heimgesucht und geprüft, beide von einem tiefen Glaubensbedürfniß und von frommen Eifer, mit ganzer Seele ihrem unsichtbaren Herrn zu dienen, erfüllt, fanden sich in immer engerer Seelenverwandtschaft zusammen, um die der christliche Glaube das vereinigende Band schlang. Bei aller Ueber-

---

[1]) Briefe von J. H. Voß und Lebensnachrichten III, I, 116 und II, 350. Sophronizon 49 fg.

einstimmung in demselben gab es doch einzelne abweichende Puncte, die solchen zarten und sinnigen Naturen und solchen gemüths- und geistesreichen Freundinnen den willkommensten Faden zur mündlichen Unterhaltung und zu gegenseitigen Offenbarungen darbieten. Brieflicher Austausch spann den angeknüpften Faden fort. So lesen wir in einem am 23. Mai des Jahres 1799 an die Gräfin Reventlow gerichteten Brief der Fürstin u. A.: „Ich blieb Dir in meinem letzten Briefe die Beantwortung der Frage schuldig, die Du unten auf dem rückkommenden Blatte an uns richtetest, und worauf ich antworten muß: „Ja, das glauben auch wir mit der ganzen römisch-katholischen Kirche; auch Du, meine Julia, würdest wohl keinen Anstoß darüber empfunden haben, wenn Du nur in dem ersten besten, kleinen oder großen, katholischen Katechismus nachgesehen hättest, was unter dem Worte Ablaß verstanden wird. ..... Wenn Du in dem übersandten Katechismus den Artikel, welcher von den Ablässen handelt, oder besser noch, was unser öffentliches Glaubensbekenntniß, das Concilium Tridentinum, darüber erklärt, nachliesest, so wird Dir nicht mehr einfallen, daß wir an Ablässe zur Vergebung irgend einer Sünde glauben, indem Du umgekehrt finden wirst, daß ein Ablaß nur denen nützlich sein kann, die im Stande der Gnade sind, die also, wenn sie gesündigt haben, erst durch das Sakrament der Buße Vergebung ihrer Sünden erhalten haben." Dann fügt die Freundin die Definition und das Decret des Concilium Tridentinum über den Ablaß in französischer Uebersetzung bei. ..... „Uebrigens lehrt", fährt sie später fort, „was ich hier sage, nicht blos das Concilium Tridentinum, nicht blos Overberg in Münster, sondern jeder große und kleine Katechismus aller katholischen Länder, nur mehr oder weniger ausführlich und weitläufig, sowohl über die Ablässe, als über die Verehrung der Heiligen, und über alle Punkte, womit die protestantischen Gelehrten oder doch Bücher-Schreiber uns zum Skandal der wohlmeinenden unter den ihrigen an den Pranger stellen. Wirklich bin ich daran und lasse aus einer Menge großer und kleiner, Land- und Stadtkatechismen aus allen Ländern der katholischen Welt wörtlich die bei euch durch Verläumdung berüchtigte Lehre von der Anbethung der Heiligen und Reliquien herausziehen, um ein- für allemal dem immer wiederkehrenden, schon oft beantworteten Einwurf Stolbergs:

„Ja, das glaubt ihr in Münster; ja, das lehrt Overberg; aber andere Katholiken glauben, meinen, halten, was unsere Scribenten euch aufbürden!" — zu begegnen." ..... Weiterhin geht die Fürstin zu einer genauen und umfangreichen Entwickelung der Begriffe Anbetung und Verehrung nach dem Sprachgebrauch der Schriften des alten und neuen Bundes und der Neuzeit über und weist die Freundin zur Erhärtung des Behaupteten auf die Luthersche Bibelübersetzung hin. .....

Die Fürstin Gallitzin nahm nach ihrer Rückkehr Katerkamp, nachdem er als Hauslehrer die beiden jüngern Freiherren von Droste, Clemens August und Franz, auf ihren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien begleitet hatte, als Freund in ihr Haus auf. — Stolbergs Neffe, Graf Caj Reventlow, war in dieser Zeit von seinem nahe bei Emkendorf gelegenen Gute Altenhof geschieden, um in Kopenhagen die Stelle des verstorbenen Ministers Bernstorff, dessen Tochtermann er war, einzunehmen. Der Bruder, Graf Friedrich, aber suchte nach seiner Rückkehr aus Italien das rauhwinternde Emkendorf noch wohnlicher und für die aus der Nähe und Ferne kommenden Freunde noch gastlicher zu machen, indem er draußen durch kunstvolle Parkanlage der karg gebenden Natur zu Hülfe kam und das große Schloß mit Fresco ausmalen und mit werthvollen plastischen Werken schmücken ließ. Stolberg brachte einen großen Theil des Monats November hier bei dem vertrauten Freunde und der Freundin zu. — Diesen Winter rang er wiederum mit dem Kämpfer von Marathon, als er einen Theil seiner Mußestunden der im Jahre 1783 abgebrochenen Uebersetzung des Aeschylus widmete, und nahm lebhaften Antheil an der Aeneisübersetzung seines Nachbars Voß. Dieser hatte im Anfange des Winters, von der Wiederholung des vorigjährigen Schwindels und Kopfwehs geängstigt, durch öftere Bewegung in frischer Luft des Uebels Wiederkehr abgewendet und dann mit allmälig gesammelten Kräften sich an die Aeneis gewagt. „Wie lebhaft", schreibt Ernestine [1]), „nahm Stolberg Antheil an dieser Uebersetzung, die sein eigenes Ich nicht berührte! Jeden Nachmittag kam er in dem raschen Gange, der Heiterkeit anzeigte, und indem er die Thüre öffnete, sagte er die Worte

[1]) In Voßens Briefen und Lebensnachrichten III, I, 120 fg.

Virgils lateinisch, die er jezt begierig war deutsch zu hören. Oft kam der Ausruf: Teufel, wie haben Sie das erreichen können? Die Bemerkungen, wo er sich nicht befriedigt fühlte, wurden häufig benuzt, manchmal auch zu seiner Befriedigung widerlegt. Solche Aufmunterungen und Anregungen zum Bessermachen waren für Voß stets Erfrischungen bei der Arbeit. Dieselbe Art Theilnahme hatte Stolberg auch später beim Horaz, wo Voß noch viel verstimmter war. Auch diesen wußte Stolberg ganz auswendig im Original, und sagte manchmal scherzend zu mir, wenn er lateinisch und deutsch nach einander deklamirt hatte: Ich müßte nothwendig am Klange fühlen, wie lieb mein Mann seinen Horaz habe."

So vermochten die Studien und der gemeinschaftliche Genuß des classischen Alterthums die beiden Männer mit gegenseitig förderndem und erheiterndem Bande zu vereinen; trat aber die Gegenwart mit ihren Erscheinungen und Anforderungen auf dem politischen und religiösen Gebiete hervor, so erschien mit der zwistenden Ansicht und ihrer grundverschiedenen Quelle die Unmöglichkeit, sich gegenseitig Prüf- und Wetzsteine ihrer Ideen mit ausgleichendem Erfolge zu sein. Dieses zeigten wiederholt die entgegengesetzten Eindrücke, welche die Kunde über den glücklichen oder unglücklichen Fortgang des Krieges gegen Frankreich verursachte, dieses der holsteinsche Kirchen-Agendenstreit und die Angelegenheit des Religionsunterrichts in der Eutinschen Schule. Voß, welcher als Rector auch den Religionsunterricht zu ertheilen verpflichtet war, verlegte diesen in der Schule in die Erklärung der alten Classiker in eine Weise, die keine kirchliche Genossenschaft, welche ihren Bestand auf ihr Glaubensbekenntniß gründen will, genehm halten wird [1]). Die bestimmten, die christlichen Lehren betreffenden Aeußerungen, welche die beiden ältesten Söhne Stolbergs aus Voßens Unterricht dem Vater entgegenbrachten, und die mit den in der Uebersetzung und Erklärung der ländlichen Gedichte Virgils gedruckten übereinstimmten, brachten den Freund, den Vater und den Präsidenten des Consistoriums in eine peinliche Lage. Den von seinem Gewissen gebotenen Entschluß, seine Kinder nicht ferner in der öffentlichen Schule zu lassen, brachte er in

[1]) Vergl. Briefe und Lebensnachrichten III, II, 248 fgg. III, I, 121 fg. II, 248 fgg. Sophron. 62 fgg.

der mildesten Weise zuerst bei Ernestine, dann bei Voß an; aber die heranziehenden stürmenden Wolken vermochte er nicht zu beschwören. — Eine weiter greifende, öffentliche Bedeutung hatte die Angelegenheit einer neuen Kirchen-Agende für Schleswig und Holstein, welcher der benachbarte Stolberg nicht fremd bleiben wollte. Dr. Adler, Generalsuperintendent in Schleswig, war von der dänischen Regierung in Kopenhagen mit der Anfertigung dieser Agende beauftragt. Wie die dänische Regierung früher durch den seligen Kanzler Andr. Cramer diesen Landschaften ein neues Gesangbuch und einen neuen Katechismus gegeben hatte, welche die Hauptlehren des lutherischen Landesglaubens ohne Gefährde enthielten und ohne Widerrede in beiden Herzogthümern eingeführt wurden, so glaubte sie, ihrer Ankündigung gemäß, auch eine neue Kirchen-Agende würde, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach Eingang finden. Der König vollzog mit der Unterschrift des Ministers Bernstorff — es war in den letzten Monaten seines Lebens — die Genehmigung der Agende und befahl ihre Einführung. Diese verspätete sich bis zum Herbste 1797; Bernstorff erlebte sie nicht mehr. Im December erschien eine königliche Verfügung, unterzeichnet von Bernstorffs Nachfolger im Ministerium, seinem Eidam, dem Grafen Caj Reventlow, welche den Predigern Eilfertigkeit verwies und den Wunsch der Gemeinen zu befolgen gebot. Die Bekanntmachung und Einführung der Agende riefen viele Bewegungen hervor; sie fand ihre Freunde und ihre Widersacher im Lande. Während die Einen in ihr das durchsichtige Licht des neuen aufgeklärten Christenthums freudig begrüßten, sahen Andere hier Neues in Umlauf gesetzt, welches für Augsburgisches Silber ausgegeben werde, das weder Augsburgisch noch überhaupt echt sei. Stolberg unterzog im Anfange dieses Jahres ohne Angabe seines Namens die neue Agende einer genauern Beurtheilung in einem „Schreiben eines holsteinischen Kirchspielvogts über die neue Kirchen-Agende", gedruckt Hamburg bei Fr. Perthes 1798, 75 Seiten. Anfangs wurde Claudius für den Verfasser desselben gehalten, auf den seine bekannten entsprechenden Glaubensansichten hinwiesen und dem die einkleidende Form, vorzüglich in der Einleitung der Schrift, eignete. Das Schreiben beleuchtet zunächst Seite 11 und 12 den Vorbericht des Anfertigers der Agende, in welchem dieser die Veranlassung derselben den auswärtigen Lesern in folgenden Worten nachweist:

„Die Seltenheit des bisher bei den öffentlichen Gottesverehrungen gebrauchten, von dem vormaligen fürstlichen Hofprediger Adam Olearius im Jahre 1665 zu Schleswig herausgegebenen Kirchenbuchs, dessen veraltete Sprache und der unsern Zeiten nicht mehr angemessene Inhalt und Ausdruck, hatte schon lange die preiswürdige dänische Regierung auf das Bedürfniß einer neuen verbesserten Kirchen-Agende aufmerksam gemacht.“ Hieran schließt der Kirchspielvogt die Bemerkung: „Daß seit 132 Jahren — oder bestimmter, seit etwa 30 Jahren — die Begriffe vieler protestantischen Theologen, welche sich evangelisch nennen, von dem Evangelio und von der augsburgischen Confession sich in geometrischer Progression entfernt haben, das ist bekannt. Daß aber weder das Evangelium, noch die augsburgische Confession, zu welcher diese Länder sich feierlich bekannten, und zu welcher sie sich noch bekennen, für ungültig erklärt worden, das ist auch bekannt. Unbekannt dürften aber vielen andern, so auch mir, die Rechte sein, nach welchen einem Volke neue Lehren können aufgedrungen werden. Und die Art, auf welche das geschehen soll, ist befremdend, wie die Sache selbst.“ Bald darauf wendet er sich an den Schatten Bernstorffs. „Der Ausdruck“, heißt es, „que la religion d'un homme a été surprise konnte wohl nie richtiger als in diesem Falle und auf den Mann angewendet werden, dessen ehrwürdigen und theuren Namen sehr viele, weil ihnen sein Andenken heilig ist, so ungern unter dem Rescripte lasen. Freundlich, milder Schatte, Du kannst keiner Rüge zürnen, wenn sie wahr ist, denn Wahrheit war das Element Deines Geistes! Mehr als alles lag die Religion Dir am Herzen, an ihrer Hand pflanztest Du das Gute, dessen Früchte Dich erquicken werden, wenn mit zermalmten Tafeln der Weltgeschichte zugleich Dein irdisches Denkmal zertrümmert wird.“ —

Die neue, 334 Seiten zählende Kirchen-Agende zerfällt in drei Hauptstücke. Der Beurtheiler hob nur solche Stellen in ihnen hervor, welche ihm besonders auffielen. Manches, dem er beipflichtete, überging er, manches auch, was ihm mißfiel. In der ganzen Beurtheilung zeigte sich der Kirchspielvogt bibelfester und einsichtsvoller in dem, was beim öffentlichen Gottesdienste zur innern christlichen Erbauung der Gemeinen, für welche die Agende bestimmt war, angemessen und förderlich war, als der Generalsuperintendent. —

Stolbergs Haus ward in dieser Zeit ein immer mehr belebtes. Das Häuflein seiner Kinder mehrte sich und wuchs in das weitere Leben hinein. Die entfernten Glieder der zahlreichen Familie wurden von dem süßen Bande der Verwandtschaft oft nach Eutin gezogen; zum heißgeliebten Bruder kam von Bramstädt der Bruder mit seiner Gattin Luise; die unverheirathete, gern wandernde Schwester Katharina ruhte gern beim verehrten Bruder aus; beim Bruder auch suchte stärkenden Trost Bernstorffs Witwe, die Gräfin Auguste, mit ihren Kindern; lebhaft war der Verkehr der Gräfin Julia, Stolbergs jüngster Schwester, mit dem Bruder, zu dem sie oft von dem eine Meile entfernten Plön mit ihrem Gemahle, von Witzleben, dem Bruder der Gräfin Agnes, damals Hofchef des geisteskranken Herzogs Wilhelm in seiner Residenz Plön, kam. An diese reihten sich die übrigen zahlreichen, in Holstein zerstreuten, durch Verwandtschaft und Verschwägerung verbundenen Zweige der Familie. Gern und oft wurden die Eutinschen Hausfreunde gesehen und als willkommene Gäste aller Stände die aus der Nähe und Ferne ankommenden Freunde begrüßt; Theilnahme und Gastfreundschaft erfuhren auch die noch immer heimathlosen französischen Auswanderer an Stolbergs Herd. Auch die Vertretung des öffentlichen Amtes nahm seine und seines Hauses geschäftige Bewegung vielfach in Anspruch. Mit wie großer, sich hingebender Liebe und Treue er auch in alle Verhältnisse seiner beziehungsreichen Umgebung einging, so flossen ihm doch manche Stunden dabei hin, in welchen die Ausgabe seines Innern mit der Einnahme und Bereicherung desselben nicht im gewünschten Gleichgewicht erschien, und die er für die tiefere Durchforschung der Gebiete des Wahren, Schönen und Guten und für die stillere Einkehr in sich selbst verwenden zu können sich wünschte, um in dem Vielen mehr das Eine und im Vorübergehenden das Dauernde zu suchen. Er sehnte sich deswegen oft nach einer enger umgränzten Lage, in welcher er als sorgsamer Hausvater seiner selbst und seiner Familie, frei von der Verpflichtung des öffentlichen Amtes, dasjenige sicherer bestellen könne, wozu Pflicht und Neigung ihn hinzogen. Schon seit vielen Jahren hatte er seine oft wiederholte Losung seines Lebens und Strebens öffentlich ausgesprochen: „Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist.“ Und nun, als er die Mittagshöhe des Lebens

bereits zurückgelegt hatte und den Abend herannahen sah, beherzigte er mehr als je, was der Dichter bald seiner Schwester Julia sang [1]):

„Eins ist gut, nur Eins ist Noth,
Alles andre ist nur Tod!
Wo Martha fand ihr Theil,
O, da sei auch unser Heil!" [2])

Im Frühlinge dieses Jahres machte Stolberg seinem Fürsten, dessen achtungsvolle Zuneigung er besaß, die vorläufige vertrauliche Eröffnung, daß er demnächst seine Aemter niederzulegen beabsichtige. Seinem Gesuche ward indessen nicht unbedingt willfahrt, sondern er erhielt, unter rühmlicher Anerkennung seiner Verdienstlichkeit, darauf wiederholt in der ehrenvollsten Weise die Aufforderung, nicht auf seinem Entschlusse beharren zu wollen.

Zur Stärkung seiner angegriffenen Gesundheit reiste Stolberg mit seiner Gemahlin und mit den beiden ältesten Söhnen im Anfange Juni nach Karlsbad. Von den besuchten Gütern der Gräfin in der Lausitz wurden auch die nahen Herrnhuter-Gemeinden besucht. Der Graf und die Gräfin, welche sich in dieser Zeit die Untersuchung über das Wesen der verschiedenen kirchlichen Verfassungen angelegen sein ließen, mochten, wenn sie auch Manches in der eng umschränkten Wirksamkeit jener mit rührender Anerkennung wahrnahmen, doch nur eine unbefriedigende,

---

[1]) S. W. II, 174.

[2]) War dieses der Standpunct Stolbergs, von dem aus er die Endziele der Menschheit sah, so konnte er die Schule des Erkennens, der Weisheit und der Virtuosität des Handelns nicht da für die Lebensthätigkeiten abgränzen, wo die Selbstgenüge und der Zufall keine weiter strebende Bethätigung der sittlichen Freiheit kennen. Daher konnte die im damals vollendeten »Wilhelm Meister« von Goethe erscheinende Menschen-Menagerie, wie Niebuhr sie nennt, seinen Beifall nicht gewinnen; daher sonderte er die Blätter, welche die »Bekenntnisse einer schönen Seele« — des in diese Gesellschaft gerathenen Fräuleins von Klettenberg — enthielten, vom übrigen Roman sorgsam aus, ließ sie einbinden und hielt sie wie ein Kleinod, dessen Zusammenhang mit dem übrigen, für ihn abstoßenden Inhalt er nicht anerkennen wollte. Gleichen Sinnes war auch Goethe's Schwager, Schlosser, welcher seinem Schwiegersohne Nicolovius hierüber schrieb: »Ich kann noch nicht meinen Verdruß verbeißen, daß Goethe dieser reinen Seele einen Platz in seinem B...... angewiesen hat, das nur zur Herberge dienen sollte für vagabondirendes Lumpengesindel.«

unentwickelte Form des Christenthums in ihnen finden. In derselben Zeit wendete Stolberg sich mit einigen confessionellen Zweifeln an den französischen, in Deutschland flüchtigen Bischof von Boulogne J. R. Asseline, welche dieser in seinen „lettres et réflexions sur les points de doctrine controversés entre les catholiques et les luthériens" zu lösen suchte [1]). Im September langten die über Münster Zurückreisenden wieder in Eutin an. Im October verlor Stolberg seinen Freund und Nachbar Schlosser, welcher Eutin wieder verließ. Während seiner zweijährigen ruhigen und glücklichen Anwesenheit in Eutin hatte Schlosser mit angestrengtem Fleiße seine Muße der Uebersetzung und Erläuterung der Politik des Aristoteles gewidmet. Die zugleich mit ihrer Freiheit gesunkenen Staatsverfassungen der Griechen zur Zeit Philipps, Alexanders und des Aristoteles hatten durch die vergleichende Betrachtung der Gegenwart ihm ein besonderes Interesse abgewonnen, welches ihn zu jenem Werke führte, an welchem sich bewährte, daß die Energie des Denkens erst dann aufwache, wenn die Energie des Wirkens eingeschlummert ist. Ueber die Entstehung seiner Uebersetzung äußert Schlosser: „In der Zeit, in welcher Jedermann sich berufen glaubt, über Staatsformen und Revolutionen, Bürgerrechte und Regentenpflichten zu sprechen und abzusprechen, hat es mir nicht unnütz geschienen, Das, was wir noch von dem Buche übrig behalten haben, welches Aristoteles vor ein Paar tausend Jahren über die Politik geschrieben hat, in deutscher Sprache bekannt zu machen. — Ich bin weit entfernt zu glauben, daß dieses Werk des griechischen Philosophen den unter uns wieder aufgewachten Streit zwischen den Aristokraten und Demokraten, Monarcholatern und Monarchomachen entscheiden werde. Streitfragen, welche nicht der Verstand, sondern die Leidenschaft aufwirft, ernährt und behandelt, können selten oder nie von Philosophen geschlichtet werden. ....." Kaum hatte er seine litterärische Arbeit vollendet, als er in die Bahn des öffentlichen Lebens und amtlicher Wirksamkeit wieder zurückgerufen ward. Nach dem Tode seines ältern Bruders, Hieron. Peter Schlosser, welcher Mitglied des Magistrats in Frankfurt gewesen war, erging, in der ehrenvollsten

[1]) Im sechsten Theile von dessen Oeuvres choisies, publ. par l'abbé Remort, VI. vol. 12. Paris 1823.

Weise, dem einstimmigen Wunsche des Magistrats und des Bürgerausschusses seiner Vaterstadt gemäß an ihn der Ruf zu einer erledigten Syndikatsstelle. Er folgte aus Neigung und Pflicht diesem Rufe. Aber nicht ein volles Jahr war ihm von der Fürsehung gewährt, sich der Wohlfahrt seiner Mitbürger in der ihm wieder liebgewordenen öffentlichen Thätigkeit widmen zu können. Er starb nach kurzem Krankenlager im October 1799 im 60. Lebensjahre [1]).

Schlosser, genährt mit dem Marke des classischen Alterthums, stellte in seinen Schriften, beinahe stets mit Beziehung auf practische Wirksamkeit, die fruchtbarsten Wahrheiten aus dem Gebiete der Politik, Geschichte, Moral und Philosophie mit Freimüthigkeit und Beredtsamkeit dar. Der gegenwärtigen Zeit ist er als Schriftsteller entfremdet. Wenn er auch in seinem heiligen Eifer in manches Paradoxe gerieth, so verkündigte er gleichwohl mit Muth, Feuer und Kraft viele Wahrheiten, die, wenn auch in unserer Zeit verkannt, dennoch dem Zeitalter höchst dienlich sind. —

Stolbergs heimisches Familienglück vermehrte sich im folgenden Jahre durch die vermehrte Zahl seiner Kinder: am 24. Februar ward ihm wieder ein Söhnlein — Franz Friedrich Leopold — geboren. Wohl umstand die Wiege des Kindes Ruhe und stiller Friede, wohl freueten sich der ersten Regungen des jungen hoffnungsvollen Lebens auf dem Schooße der liebenden Mutter die Eltern und die Geschwister; die kindliche Seele starrte das Auge, reichte die Hände, als sei das Entfernteste ihr nahe und gehöre schon ihr an, in ihre neue Welt; aber das unruhig bewegte Leben in der Ferne, die stürmischen Wellen und die drohenden finstern Wolken der Gegenwart nahen sich nicht dem mit rührender Zuversicht in den Armen der Mutter ruhenden Kinde; diese kannte nur der Vater und die Mutter, welche die Unruhe der weiten Welt sorgenvoll in die Nähe der Wiege und die verhängnißvollen künftigen Loose, welche nach Gottes Fürsehung in dem Schooße des herannahenden neuen Jahrhunderts ruhten, mit bangen Ahndungen in den Morgen des Säuglings brachten. Stolberg hatte das ganze Jahrzehnt mit gespannter Aufmerksamkeit und mit einer von echter

---

[1]) J. G. Schlossers Leben und litterärisches Wirken von Dr. Alfred Nicolovius, S. 271 fg.

Liebe zum deutschen Vaterlande und zur menschlichen Gesellschaft beherrschten Theilnahme den moralischen und physischen Verheerungen zugesehen, welche sich von ihrem immerfort von höllischen Leidenschaften und cannibalischem Fanatismus angefachten Herde über ganz Europa zu verbreiten fortfuhren. Seiner Hoffnungen war keine, seiner Befürchtungen jegliche erfüllt. Die Zeitläufte, welche den Dichter zur Klageode der „Westhunnen“ und der „Kassandra“ stimmten, hingen jetzt mit ihren Erscheinungen drohender als je am umwölkten Himmel; denn das, was in den letzten Jahren, die Greuel der Revolution zu beschwören, in Europa geschehen war, vermochte nur den weitern Fortgang des Verderbens zu weissagen. Die große Coalition sank immer mehr zu einem wesen- und thatenlosen Schemen eines täuschungsvollen Daseins herab. Preußen hatte sich nach einem Unfalle, der für Friedrich den Großen nur die Aufforderung zu neuer Anstrengung, zur Erringung eines neuen Sieges gewesen wäre, im Jahre 1795 als ruhmloser Beobachter der sich entwickelnden verhängnißvollen Geschicke Europa's in dem thörichten Wahne, das Seinige desto sicherer zu bergen, in sich selbst zurückgezogen, bis ihm die richtige Erkenntniß zu spät — jedoch nicht für immer zu spät — kam. Oesterreich setzte den Kampf fort, aber mehr hartnäckig als mit genügender Einsicht und Kraft. Es mußte den die Revolution bekämpfenden Mächten schon längst kein Geheimniß mehr sein, daß diese die Waffen, womit sie alle ihre Widersacher überwand, in ihrem eignen Schooße, in der innersten Werkstätte ihrer eignen Schöpfungen fand, — daß revolutionärer Enthusiasmus, revolutionäre Verstärkung der Armeen, revolutionäre Entwicklung der militärischen Talente, revolutionäre Geldquellen, revolutionäre Immoralität, daß revolutionärer Propagandismus, endlich ein revolutionäres Kriegssystem Frankreich auf den Gipfel der Macht erhoben und seine siegreichen Heere zum Schrecken Europa's schufen. Wollten jene Mächte mit wahrer Einsicht, mit wahrem Willen, mit wahrer Kraft und mit gegründeter Hoffnung auf Erfolg zu Werke gehen, so mußten sie es frühzeitig als den ersten Grundsatz ihrer Unternehmungen betrachten, daß ein über alle gewöhnlichen Verhältnisse und über alle gewöhnlichen Regeln so weit hinausgerückter Feind nicht durch gewöhnliche Waffen zu besiegen sei. Sie durften in dem fürchterlichen Streite mit einer revolutionirten Nation das erste Element der ganzen

Aufgabe, den revolutionären Charakter des Krieges, keinen Augenblick aus dem Gesichte verlieren. Wie es Oesterreich an aller Einsicht in die Lage der Dinge und an aller Energie des Handelns fehlte, zeigte der italienische Feldzug vom Jahre 1796. Alles, was mit diesem zusammenhing, die Eroberung von Piemont, die Revolutionirung der Lombardei, der Untergang der alten Verfassung von Venedig und Genua, der Friede von Campo-Formio und selbst Bonaparte's Größe entsprangen aus der Schwäche und Wehrlosigkeit des Königs von Sardinien. Nie hätte eine ausgehungerte Armee von kaum vierzigtausend Mann die Pässe der Alpen und Apenninen und zehn der trefflichsten Festungen in Europa in vierzehn Tagen überwältigt, wenn ihr nicht durch einen schmählichen Tractat alle Thüren ohne Schwertstreich geöffnet worden wären. Die Noth, vielleicht auch der Schrecken, dictirte diesen Tractat; aber, was ihn auch bewirkt haben mochte, physische oder moralische Ohnmacht, dem österreichischen Hofe konnte es nicht unbekannt sein, in welchem Zustande sich Piemont befand. Die heiligsten aller Motive, die Sorge für die Sicherheit seiner eignen politischen Existenz, die Sorge für die Sicherheit aller italienischen Staaten, die Sorge für die Erhaltung des Königs von Sardinien selbst, gaben Oesterreich nicht nur das Recht, sondern machten es ihm ganz eigentlich zur Pflicht, die Sache wie die seinige zu behandeln. Daß Sardinien sich nicht vertheidigen konnte, war entschieden, also mußte Oesterreich an seiner Stelle es thun. Hätte es über seine schwachen Alliirten sogleich eine förmliche Vormundschaft verhängt, seine Pässe und Festungen besetzt, eine zahlreiche Armee an seinen bedrohten Gränzen aufgestellt und die militärischen Hülfsquellen seines Landes zum gemeinschaftlichen Zwecke gewissenhaft und freimüthig benutzt, so wäre vielleicht nie eine französische Armee in die Ebenen von Italien gedrungen.

Die Friedensartikel zu Campo-Formio enthielten die Keime eines neuen Krieges. Das rohe Benehmen der Gesandten des Directoriums zu Rastadt, ihre herrischen Herausforderungen und der Widerstand der meisten deutschen Fürsten gegen die Abtretung ihrer Länder beschleunigten und erhöhten beim deutschen Kaiser das Gefühl der Schmach, das Reich dem Erbfeinde preisgegeben zu haben, und reiften allmälig in ihm die Entschlüsse zu einem nicht fernen neuen Kampfe, als diese

von dem kühnsten Frevel der französischen Herrscherlinge, von der Eroberung der Schweiz, überrumpelt wurden. Der kleinste Ueberrest von rechtlichem Gefühl hätte dem entschlossensten Tyrannen den Eingang in dieses glückliche Land, in diese Heimath des Friedens und in diese Wohnstätte aller einfachen Tugenden versperrt. Die ängstliche, gewissenhafte Neutralität, welche die Regierungen der Cantons als unverbrüchliche Regel beobachteten, ließ dem Directorium der Verbrechen auch nicht einmal den Schatten eines rechtlichen Grundes, auch nicht einmal den Schatten eines Vorwandes übrig; aber die Schweiz war die erste militärische Position, es war die Felsenburg Europa's, deren Besitz über den glücklichen Erfolg neuer Kriege entscheiden konnte — wie er denn auch bei dem folgenden Kriege entschieden hat —; eines Mehreren bedurfte es zur Rechtfertigung des Frevels nicht. Gegen diesen mußte Oesterreich 1798 auf der Hut sein; die vorhergehenden willkürlichen Einmischungen in die innern Angelegenheiten des Landes ließen auch diesen Frevel erwarten, und da unverkennbar entschieden war, daß die revolutionäre Verruchtheit die Schweiz zum Schauplatze des beabsichtigten Krieges bestimmt habe, mußte es sich dieses Schauplatzes bemächtigen, zur eignen Sicherheit und zum Schutze gegen die räuberischen Hände, von denen nur Anfachung der Zwietracht, Brandschatzungen und Vernichtung der edelsten Güter des Landes erwartet werden konnten. Erst im nächsten Jahre, spät nach Vollendung jener That, löste sich im April der Friedenscongreß in Rastadt auf und bildete sich gegen Frankreich jene zweite Coalition, deren Ausgang für Deutschland und Europa — unseliger noch als der der ersten — der unbefangene Beobachter voraussehen konnte. — „Das Unglück von Deutschland", schrieb Gentz vor 60 Jahren [1]), „und eine der Fundamental-Ursachen des Unglücks im Revolutionskriege überhaupt lag in dem ohnmächtigen, wehrlosen Zustande der kleinen zerrissenen Staaten, die auf beiden Seiten des Rheins die ersten Angriffe zu tragen hatten. Wenn gleich bei dem Ausbruche des Krieges, wenn wenigstens von dem Augenblicke an, wo die ungeheure Uebermacht Frankreichs nicht problematisch mehr

---

[1]) Ausgewählte Schriften in der Ausgabe von Weick, Bd. II, 369 fg. Diese Arbeit enthält manche für die Gegenwart und vielleicht auch für die nahe Zukunft beherzigenswerthe Stellen. Vergl. 340, 347, 357 u. a.

war, die beiden Hauptmächte des Reiches zur freien, unbedingten Disposition über die ganze gemeinschaftliche Kraft des föderativen Staatskörpers gelangten, so würden die Fortschritte des Feindes weit leichter gehemmt worden sein. Man mußte eine Maaßregel dieser Art auf offenem Reichstage zum Vortrage bringen; man mußte durch die Vorstellung der Gefahr, durch die Hoffnung schnellerer Beendigung des Krieges, durch Alles, was Vaterlandsliebe und wohlverstandenes Interesse vermochte, alle Gemüther dafür gewinnen; man mußte den Kaiser für die südliche, den König von Preußen für die nördliche Hälfte des Reiches mit einer förmlichen interimistischen Diktatur im ganzen Sinne des Wortes bekleiden. So weit es die Führung des Krieges betraf, hätten die sämmtlichen Mitglieder des deutschen Bundes mit allen ihren Mitteln und Hülfsquellen unter dem uneingeschränkten Befehl dieser beiden großen Repräsentanten gestanden; sie allein wären für Alles verantwortlich, aber in Kraft ihrer obersten Vollmacht auch zu Allem, was die Sache erheischte, ohne Anstand und Rückfrage befugt gewesen. — An Tadlern eines solchen Systems, an Aufwieglern der öffentlichen Meinung, an Verläumdungen des Zweckes, an drohenden Schilderungen der Folgen hätte es zuverlässig nicht gefehlt, und gegen 1000 geheime Schikanen mußte der, welcher Energie genug besaß, das heilsame Werk zu vollbringen, zum voraus gefaßt und gewaffnet sein. Aber wenn auf diesem außerordentlichen Wege die Kräfte der Revolution gebrochen worden wären — ein Erfolg, dessen Möglichkeit einleuchtend ist, wenn es gleich immer noch große Talente erforderte, ihn zur Wirklichkeit zu bringen —, wenn am Ende eines glücklichen Kampfes sich jeder an seinem ehemaligen Platze, im vollen Besitz seines Gebietes und aller seiner Rechte gefunden hätte, was wäre der Ausspruch der Geretteten und der Ausspruch der Nachwelt gewesen? ....."

Die Tagesblätter und Flugschriften verfälschten noch immerfort die deutsche Gesinnung, entzogen so die wirksamsten nationalen Triebfedern den deutschen Heeren und lähmten vielfach ihren Muth und Arm; dagegen nährten sie in dieser Weise den Enthusiasmus der eitlen Nation und bestärkten diese und ihre Armeen in dem Wahne, für die Sache der Menschheit zu kämpfen. Wenige deutsche Schriftsteller

erkannten das fortschreitende Verderben und seine Wurzeln, wenige erhoben eine nationale Stimme dagegen. — Stolberg dichtete den 6. März die Ode: „Erwartung des Friedens". In ihr heißt es u. A.[1]):

Strophe VI. Was Krieg sei, weiß ich, ward mir der frühe Wunsch,
Für's Vaterland zu bluten, gleich nicht vergönnt,
Weiß, daß die Mutter händeringend
Klaget den Todten, die Braut dahinsinkt,

Noch vor der Schwester glücklich — die riß dahin
Der wilde Fremdling, als aus dem flammenden
Gehöfte sprang der Bruder, als der
Vater in starrendem Gram verstummte.

Doch kränket schnöder Friede mich mehr als Krieg,
Ein Friede, welcher Freiheit und Vaterland
Vertauschet gegen Schmach, des deutschen
Namens nicht werth, und ihn bald vertilgend.

Vertilgung! Feindeslosung; die uns're sei:
Sieg oder Tod! Wer schloß mit dem Tiger je,
Wer ungestraften Bund mit Schlangen?
Oder wer sprach zu der Pest: hier wüthe,

Nur meiner Kindlein schone! Kein schonen wird
Die Pest, wo du ihr öffnest das Haus! So schont
Auch dieser Feind, wenn wir dem Frevler
Oeffnen das Land und das Herz dem Frevel!

Einseitig ward schon einmal der Krieg gehemmt.
Wie Schnitter ruh'n am Abend, so ruhten wir,
Als treulos, ungestraft — o Schmach für
Deutsche! — der Feind in die Felsenburg zog.

---

[1]) S. W. II, 367 fgg.

Er lachte Hohn! O tiefere Schmach! es barg
Auf manches Deutschen eherner Stirne sich
Die Schadenfreude nicht, bald wird sie
Jauchzen! — Wir sterben an deutschem Gifte! .....

Im Juli begab sich Stolberg auf ärztlichen Rath in's Seebad Dobberan im Herzogthum Mecklenburg-Schwerin und kehrte im September zurück. Am 8. December vollzog er als Präsident des Consistoriums die öffentliche Einführung des Superintendenten Götschel in sein Amt als Hauptprediger in Eutin in einer Rede voll Würde und Wärme, wie es dem hochwichtigen Gegenstande angemessen war, und des Inhalts, welcher über das dem Einführenden, dem Eingeführten und der Gemeinde gemeinschaftliche christliche Glaubensgebiet nicht hinausging. Sie schloß mit folgenden Worten: „Empfangen Sie, Hochehrwürdiger, empfangen Sie meinen herzlichen Glückwunsch, mit dem die Wünsche der Tausende dieses Volkes sich vereinigen. Von heiliger Stätte erheben Wünsche für Sie zu dem Ewigen sich empor. Mögen sie alle von ihm erhört werden! Möge Kraft aus der Höhe Sie erfüllen, so oft Sie hinfort diesen Tempel betreten! Möge mit Salbung von oben dieser Lehrsitz, mit wahrem, dort oben bestätigtem Troste jener Beichtstuhl, mit überschwenglichen Gnaden dieser Altar gesegnet sein! Möge Feuertaufe des heiligen Geistes über Ihr Haupt sich ergießen, wenn durch Sie unsre Kinder in das Bad der Wiedergeburt getauchet werden! — Sie, meine Freunde, vereinigen zu diesen Wünschen sich mit mir. Wir widmen unsre Ehrerbietung, unser Vertrauen, unsere Liebe dem Manne, welcher uns und den Unsrigen sich widmet. Wie trostreich ist für uns die Ausübung seiner Pflichten! Die Kinder, welche er in die Quelle des Heils eintauchen wird, leitet, unter seiner Obhut, ein christlicher Unterricht dem großen Kinderfreunde zu. Ihm geloben sie auf dieser Stätte, wenn sie die Schwelle der Jugend betreten, ewige Treue zu dem Ewigen. Aus seinen Händen empfahen sie mit uns die Gaben des geheimnißvollen Mahls der Liebe. Ihnen und uns wandelt er mit der Leuchte des Wortes vor und mit leuchtendem Beispiel. Freimüthig in Palästen und freundlich in der Hütte, kennet er kein Ansehn der Person, denn er dienet Dem, dessen Reich

nicht von dieser Welt war, und an seiner Statt rufet er uns Allen zu: Lasset euch versöhnen mit Gott! Er bringt Trost an das Bett des Sterbenden, giebt segensreiche Kraft dem mit Schmerz und Todesangst der Hülle sich entwindenden unsterblichen Geist. Er geleitet jene Hülle zu der stillen Gruft, dorthin, wo auch ihm dereinst sich öffnen wird die stille Gruft, dorthin, wo zugleich mit uns auch ihn die Posaune des Erzengels wecken wird."

Drittes Lebensalter.

Stolbergs Greisenalter

vom Jahre 1800 bis 1819.

Erster Abschnitt.

Stolbergs Rückkehr zur katholischen Kirche im Jahre 1800 und Niederlassung in Münster. Oeffentliche Stimmen über seinen Uebertritt. Lavater.

Das Ende des Jahres nahete, mit ihm das des Jahrhunderts, dessen zweite Hälfte Stolbergs Leben bis dahin ausfüllte. Dieser stand also auf der Stufe des Alters, auf welcher die Mannesjahre zum Greisenalter hinführen. Die immer eilende Zeit steht bei der Gränzscheide des Jahres und des Jahrhunderts nicht still, sie läßt aber zu, daß man Einschnitte in sie mache, um dem ernsten Wanderer Ruhepuncte zu gewähren, auf denen er, eingedenk ihrer Flüchtigkeit, etwas von ihrer nächsten Zukunft abnimmt und als Gegenwart festhält, von der aus, ehe auch sie Vergangenheit werde, er sich deutlich besinne des bereits zurückgelegten Lebensweges und seines Endzieles, das der Zukunft angehört. In solchen Zeitmomenten wird jener vorzüglich inne werden, daß es zwei Gedankenreihen in seiner Seele gebe: eine, die, in den bunten Knäuel der kleinern und größern Welthändel verwickelt, die Lebenszeit hindurch sich fortspinnt, — ein irdischer Faden, der unwiderruflich mit dem Tode zerreißt; eine andere Gedankenreihe, eine höhere, eine Gedankenkette, die uns mit der Ewigkeit verbindet. Und dann ferner, daß es zweierlei Gesichter der Dinge gebe, die uns hier

unter den Schatten der Erde reizen, treiben, bewegen: ein vergängliches, das mit den andern Bildungen der Natur in Asche zerfällt; ein ewiges, welches sich gerade, weil das andere verdirbt, um so glänzender verklärt [1]). Von der Art und Weise, in der der gegenseitige Einschlag jener beiden Fäden vollzogen wird, von der Stellung des Schattengesichts der Erde zu unserm Dasein, ob wir es wollen dahingestellt sein lassen, bis ihm und uns der Abend und, trotz der erkünstelten Irrlichter, die finstere Nacht kommt, oder ob wir es mit unserm Wissen und Willen dem höhern Sonnenlichte zuwenden wollen, um es von ihm durchleuchten zu lassen, — davon wird, so denkt jener besonnene Wanderer, welcher bei der Scheide der Zeit sich über seine Vergangenheit und Zukunft Rechenschaft ablegen will, die Erreichung oder das Verfehlen meines Endzieles abhangen. — Der Graf Stolberg konnte beim Rückblicke auf seine Vergangenheit mit Dankgefühl zur göttlichen Fürsehung hinaufblicken, deren leitender Hand er sich auf seinem Lebenspfade immer anvertraut hatte. Wahrheit und Liebe waren ihm die Elemente seines Lebens, in welchen dieses nur wesen und gedeihen konnte. Jene aber muß immer mehr gesucht werden, um diese immer mehr zu beleben und zu stärken und so dem Urquell aller Wahrheit und Liebe uns zu nähern. „Nach Wahrheit", sagt er [2]), „lechzet der Geist, wie das Herz nach Liebe. Liebe ist das Höchste. Wahrheit wird uns offenbaret, auf daß wir lieben mögen. Wahrheiten, welche unsere ewigen Verhältnisse zu Gott betreffen, die er uns offenbarte, sind allein des Durstes unsrer unsterblichen Seele werth. Es ist aber nicht genug, daß wir die Wahrheit erkennen; ja die Erkenntniß derselben macht uns nur desto schuldiger, wenn wir diese Wahrheit nicht lieben; wir lieben sie aber nicht, wenn wir sie nicht zur Richtschnur unsers Wandels machen." — Und an einer anderen Stelle heißt es [3]): „Für die geistige Natur des Menschen giebt es zwo Dämmerungen, wie in der sichtbaren Natur. Wen Stolz und Sinnlichkeit verführen,

---

[1]) Vergl. Augustinus, von der wahren Religion und von den Sitten der katholischen Kirche an mehreren Stellen. — Adam Müller im Briefwechsel mit Gentz, S. 260.

[2]) Geschichte der Religion Jesu Christi V, 518.

[3]) Geschichte der Religion Jesu Christi XIII, S. 111, Beilage.

dem wird die Dämmerung je dunkler und dunkler, bis ihn Finsterniß umnachtet. Wer aber mit Ernst die Wahrheit sucht und mit Demuth Gott um Erkenntniß anfleht, und sich reines Wandels, um Gottes willen, befleißiget, dem wird die Dämmerung je heller und heller, „bis der Tag anbricht und der Morgenstern aufgeht in seinem Herzen", 2 Petri I, 19." — Wir sahen früher, daß Stolberg nicht nur die Offenbarungen Gottes und seines heiligen Willens in der Natur, in dem Gewissen und in der Weltgeschichte suchte und wahrnahm, sondern auch überzeugt war, daß Gott sich von Anfang an auch auf übernatürliche Weise über sein Wesen und über sein Verhältniß zur Welt und das Verhältniß dieser zu Ihm offenbart habe in Mittheilungen, welche über die Berichtigung, Erhellung und Bestärkung jener natürlichen Offenbarungen hinausgingen, zuerst an ein auserlesenes Volk, dann durch Seinen eingebornen Sohn und durch die von Ihm gestiftete Kirche an die Menschheit. Das Vorurtheil gegen das christlich Positive, das in der Gestalt des Zweifels sich ihm in frühern Jahren genaht, war ein vorübergehendes gewesen und längst überwunden; denn er war bald inne geworden, daß der, welcher von außen keine Belehrung von den göttlichen Dingen aufnehmen und ihr in seinem Innern keine Stätte zur Erleuchtung des Verstandes und zur Lenkung des Willens anweisen will, desto sicherer der Verfinsterung des Innern und der thörichtsten Knechtschaft seiner selbst verfalle. Der Standpunct, auf dem er jetzt sich befand, war der seit mehreren Jahren fortgesetzte Standpunct des Untersuchens und Forschens über das Wesen der christlichen Kirche und der von ihr aufbewahrten Heilswahrheiten und Gnadenmittel, wie dieses sich in der protestantischen und katholischen Kirche darstellte. Hätte es ihn beruhigt, wie Manche ein Doppelgänger der kirchlichen Genossenschaft zu sein, sich als einen ihr Anhängigen zu halten und so sich zu nennen und zugleich seinen eigenen, unabhängigen Ueberzeugungsweg zu gehen; hätte ferner die Sehnsucht nach der ganzen und überzeugungsvollen Kunde der Lehre des Christenthums und nach dem vollen Schatze seiner Gnadenmittel ihn nicht geleitet: so würde er in die jahrelange Erörterung über die Verschiedenheit der beiden Confessionen nach ihrem ganzen Dasein schwerlich eingegangen sein. — Weil die Reformatoren aus der Bibel ihre Confession und Kirche schufen und nicht aus der Kirche die Bibel und Confession

hervorgehen ließen, so waren seine Untersuchungen an diese Quellen zunächst gewiesen. Erleichtert wurden diese Untersuchungen durch mehrere Umstände. Den Inhalt der Bibel kannte er in einem Umfange, wie vielleicht kein gleichzeitiger protestantischer oder katholischer Gottesgelehrter — das neue Testament wußte er auswendig, die wichtigern Stellen des alten waren in ihren Hauptzügen ihm stets gegenwärtig —, ferner hatte sein lebendiges christliches Glaubensinteresse ihm eine rege Theilnahme, wie an der frühern protestantisch-theologischen Litteratur, so auch an der seiner Zeit eingegeben und er war weit über den Amtsbezirk des Consistorial-Präsidenten des Fürstenthums Eutin hinaus mit den angesehensten protestantischen Theologen in Verkehr gewesen; endlich: er war — man gestatte diesen Ausdruck — kein theologischer Zunftgelehrter, dem oft der Geschäftskreis den Gesichtskreis beengt und dieser das Urtheil; er konnte mit freierm Blicke in die Urkunden sehen, als derjenige, dessen Kanzel oder Catheder, ihm bewußt oder unbewußt, sichtbar oder unsichtbar, von mancherlei Einsicht und Willen einschränkenden und hemmenden Fäden umsponnen ist. Wollte auch der Forschende durch die Anerkennung der Autorität der Bibel und der Art ihrer Verwendung für die Begründung des kirchlichen Bekenntnisses von dem damit nothwendig verbundenen logischen Fehler der petitio principii sich nicht beirren lassen, so konnte er doch nicht Unsicherheit des Urtheils und neuem Zweifel entgehen, wenn er neuerdings die entsprechenden Religionsacten des 16. Jahrhunderts einer genauern Prüfung unterzog. Als auf demselben Boden und zu derselben Zeit neben der Augsburgischen Confession die tetrapolitana die Bibel zum Fundamente des neuen Kirchenbaues in Anspruch nahm, trat schon mit diesem Dualismus grundverschiedener Lehre, Verfassung und der Gnadenmittel eine große Gefahr für die Autorität der Bibel ein; die Autonomie im Großen, oder vielmehr die Autonomie Weniger für Viele geübt, mußte früh oder spät ihr gegenüber eine rein persönliche werden; die Bibel und die symbolischen Bücher konnten von nun an nicht immer Vorschriften des Glaubens bleiben, sie mußten allmälig mindestens zu Vorbildern herabsinken, so daß in unserer Zeit selbst solche Gottesgelehrte, welche überhaupt eine göttliche Offenbarung anzunehmen versichern, in derselben nicht sowohl eine Lehrerin irgend welcher besondern, scharf begränzten, objectiven Wahrheiten, als vielmehr nur eine Belebung

der Denkthätigkeit und ein Förderungsmittel der individuellen, subjectiven Entwickelung sehen. Ja auf Luthers Lehre und Beispiel konnte und kann der Protestantismus in seiner gedoppelten, ganz verschiedenen Gestalt, sowohl der confessionell-kirchliche, als der autonomisch-rationelle, sich berufen, indem er bekanntlich neben der geforderten Anerkennung der Autorität der Bibel und seiner auf ihre Auslegung gegründeten Confession, seinem Systeme zu Liebe, Textveränderungen in jener vornahm und an vielen Stellen seiner Schriften als höchste Schiedsrichterin der biblischen Wahrheiten die Vernunft verkündete, welche er hinwiederum an anderen Stellen nicht niederträchtig genug bei solcher Wirksamkeit in Glaubenssachen machen zu können glaubte. Mit wie geringer Ruhe und einsichtiger Klarheit Luther überhaupt über sich und sein Werk nachgedacht, zeigt sich in dem Inhalt seiner gesammelten Schriften, aus welchen sich mit leichter Mühe ein Katechismus zusammenstellen ließe, der eben so nahe dem römischen Katechismus steht als entfernt seinen beiden Wittenbergschen Katechismen. Consequenter war Melanchthon, welcher bei den versuchten Glaubensvereinbarungen die gesammte Hierarchie, und was mit ihr zusammenhing, hinzunehmen bereit war, wenn man diese für iure humano, nicht iure divino bestehend erkläre. Wollte daher dem Verstande Stolbergs die Behauptung, die lutherische Confession biete ihm das volle, reine und unverfälschte Wort Gottes dar, sich nicht einhellen, so wollte er noch weniger dem früher von ihm bekämpften Rationalismus sich anvertrauen, dessen consequente Ausgänge er bereits an Vielen wahrgenommen hatte, wenn er es auch nicht mehr erlebt hat, daß der Zweifelmuth den ganzen Inhalt der Bibel und der christlichen Offenbarung bis zur historischen Vernichtung zerzweifelte und zu einem mythologischen System verarbeitete. Stolberg wußte wohl, daß der Bibel die mündliche Verkündigung des Evangeliums durch die von Christus gesendeten und vom heiligen Geiste erfüllten Glaubensboten vorausgegangen, zum Theile eine geraume Zeit vorausgegangen, und das geschriebene Wort dem gesprochenen nachgefolgt sei, oder mit anderen Worten, daß die Kirche und die kirchliche Lehre ihren Bestand längst vor der Abfassung der Bibel hatten, und daß diese nur göttliche Wahrheiten enthalten konnte, wenn die ihr zum Grunde liegende Tradition der Kirche dieselben enthielt. Aber die Geheimschreiber Gottes hatten in der Kirche Christi gar nicht die

Absicht, den ganzen Inbegriff der göttlichen Lehre durch den Buchstaben zu verkörpern; dazu hatten sie so wenig Veranlassung, als zu irgend einer schriftlichen Verkündigung von ihrem Meister den Auftrag. Wie nun aber der Buchstabe befestigte Tradition geworden, so konnte er, wie jede Satzung oder Wahrheit, die zur Kenntniß und Richtschnur den folgenden Geschlechtern bestimmt ist, sein Leben nur von dieser erhalten, und es mußte neben ihm die kirchliche Lehre in der gemeinsamen Mutter — in der Tradition — ihre nothwendige Ergänzung suchen, wenn sie auch später in einzelnen schriftlichen Erscheinungen sich ausgestaltete. Stolbergs Hinneigung zur katholischen Lehre von der Tradition erscheint noch besonders gerechtfertigt durch den Vorgang der Reformatoren, welche die Tradition als Erkenntnißquelle der christlichen Offenbarung in der Theorie verwarfen, nichtsdestoweniger aber mehrere Lehren, welche nur in ihr begründet waren, in ihr Glaubenssystem aufnahmen. Als bibelgläubiger Christ hatte Stolberg — die Zeugnisse sprachen zu bestimmt, um Zweifel darüber zuzulassen — den Glauben an eine sichtbare, von dem Heilande durch die Apostel und den heiligen Geist gestiftete Kirche und an ihre Bestimmung, allen Völkern und Zeiten die treue Aufbewahrerin seiner Lehre und seiner Gnadenmittel zu sein, als Ausgangspunct seiner Untersuchungen festgehalten. Wollte er jene Lehre in ihrer Einheit — die Lehre Jesu Christi war nur Eine und kann nur Eine sein — und in ihrer unverfälschten Reinheit aufsuchen in der Bibel, so mußte der heilige Geist mit dem Tode der Apostel ausgewirkt und sich erst wiederum im 16. Jahrhundert in den Buchstaben eingegeistet haben, oder er mußte dem in der Schrift Suchenden eine besondere Einsprache verleihen. Einer solchen Annahme kehrte der alte Zweifel wieder zurück und neue Widersprüche gesellten sich zu den alten. Der überzeugungsvolle Glaube von dem Fortbestande der Kirche als einer untrüglichen Lehr- und Heilsanstalt führte den Denkproceß mit innerer Nöthigung zur Annahme eines immer fortgesetzten Apostolats, von dem die Verkündigung der frohen, himmlischen Botschaft an die Menschheit unter der Beiwohnung des Geistes der Wahrheit fort und fort vollzogen werde, dem also die wachsame Obhut über die Reinerhaltung der ganzen Erblehre, die Verbreitung derselben in räumlicher und zeitiger Dehnung, und wenn Abirrung von ihr und Widerspruch gegen sie zu Tage kommen, die rechtmäßige Entscheidung

anvertrauet seien, eine Entscheidung, welche mehr als jene formell-rechtmäßige und vernünftige ist, wie sie von dem über das Gesetzbuch gestellten weltlichen Richterstuhle ausgeht, die vielmehr zugleich eine spirituelle, dem Inhalte nach göttlich wahrhaftige ist. Hier langte die Untersuchung an bei der Frage über das Dasein einer kirchlichen Autorität und Verfassung. Wurden von den Männern, welche im Verlaufe unseres Jahrhunderts zur katholischen Kirche zurückkehrten, ihren veröffentlichten Bekenntnissen gemäß einige zunächst vom Standpunct politischer Anschauungen und Ueberzeugungen, wie z. B. Haller und die consequenten Anhänger seines Systems, andere, wie Brownson und Daumer, von dem Standpunct der speculativen Philosophie auf den Weg confessioneller Erörterungen geleitet; oder waren es, wie bei Hurter und Gfrörer, kirchengeschichtliche Studien, an welche sich die ersten Anfänge eines immer heller aufgehenden Lichtes und einer immer völliger werdenden Erleuchtung durch den himmlischen Gottesstrahl knüpften, oder endlich, waren es entstandene beunruhigende Zweifel über die Vernunftmäßigkeit einzelner confessionell überlieferter, die Principien der christlichen Erkenntnisse nicht unmittelbar berührender Glaubenssätze, welche den Ernst der vergleichenden Untersuchung hervorriefen, — alle fanden den Schlußstein ihrer Forschungen und Ueberzeugungen in dem Glauben an eine vom fleischgewordenen Worte und von seinem Parakletus geleitete Autorität in der Kirche. Stolbergs große Vertrautheit mit den Schriften des alten und neuen Bundes, sein lebendiger Glaube an ihren Inhalt und seine unbefangenen Deutungen derselben rechtfertigen die oben angegebene Annahme, daß jene Schriften die ersten und vorzüglichsten Leitsterne gewesen seien, welche seinem betretenen Pfade leuchteten, — eine Annahme, welche durch die Art der Verwendung derselben in seinen spätern religiösen Schriften ihre Bestätigung erhält. Von den zu seiner Zeit herrschenden philosophischen Systemen erwartete er am wenigsten Licht; dazu war er zu lutherisch; für ihn hatte das später von Möhler [1]) gesprochene Wort: „So lange die protestantische Gemeinde noch lutherisch war, hatte sie keine Philosophie, und als sie eine Philosophie hatte, war sie nicht mehr lutherisch. So flieht ihr Glaube die Philosophie und ihre

[1]) Gesammelte Schriften und Aufsätze I, 260.

Philosophie den Glauben" — seine gültige Bedeutung. Mit wie wenig Sicherheit er für die Lösung seiner Aufgabe bei den protestantischen Schriftstellern seiner Zeit sich über den Katholicismus orientiren könne, leuchtete ihm bald ein, ja er gewann die Ueberzeugung, daß er in diesem Bereiche seit vielen Jahren manche Vorurtheile aus mehrseitig vom Irrthum getrübten Quellen geschöpft habe. Wenn ein Jahrzehnt später Marheinecke in seiner christlichen Symbolik den Beweis gab, daß einem Professor der protestantischen Theologie an der ersten Universität Deutschlands die Idee der katholischen Kirche und das Verständniß mehrerer ihrer Lehren völlig fremd seien, was ließe sich vom dürren Holze erwarten, da solches dem grünen widerfuhr! Eine solche Ueberzeugung mußte einen rechtschaffenen Freund der Wahrheit schon um ihrer selbst willen zum gründlichern Eingehen in die Sache reizen. An einsichtsvolle gläubige Bekenner der katholischen Kirche fand die Forschung sich hingewiesen. Patristische Kenntnisse waren ihm schon längst nicht fremd geblieben; das Bedürfniß, seinen christlichen Glauben überhaupt zu befestigen, hatte zur Aneignung derselben hingeführt; sie kamen der Arbeit dieser Jahre zu Gute. Auf seinem Lebensgange war er mit erleuchteten Katholiken, namentlich mit Achtung erweckenden Priestern bekannt geworden, deren Wandel zugleich Achtung ihres kirchlichen Glaubens einflößte und welche Antwort dem Fragenden zu geben für mehr als die Erfüllung einer Höflichkeitspflicht hielten und das Wort bestätigten und ergänzten durch Hinweisung auf litterärische Hülfsmittel aus der Gegenwart. In Betreff einzelner confessioneller Unterscheidungslehren mochte Stolberg auch die Erfahrung gemacht haben, welche Katholiken im Verkehr mit protestantischen Gottesgelehrten oft zu machen Gelegenheit haben, daß selbst solche, welche als Rechtgläubige das Augsburgische Bekenntniß für sich in Anspruch nehmen, wider den Inhalt ihres Bekenntnisses Ansichten über einzelne christliche Lehren zu Tage bringen, welche sie zu ihrer Verwunderung als allgemein angenommene Lehrsätze der katholischen Kirche vernehmen. Er fand sodann, daß kein Lehrsatz in der katholischen Kirche in todter Vereinzelung dastehe, daß jeder ein lebendiges Glied eines organischen Ganzen sei, ferner, daß die kirchliche Verfassung und der Cultus selbst die Verauswendigung des Dogma sei, und daß die ideale und reale Mannigfaltigkeit seiner Wahrnehmungen dem gesammten Organismus

der menschlichen Natur und seinen Bedürfnissen entspreche und in der Idee der christlichen Kirche, wie er sie dem Untersuchungsprocesse zum Grunde gelegt, ihre befriedigende Einheit finde. — Hafteten auch noch im Anfange dieses Jahres einzelne Zweifel in der Seele des Denkenden, so mochten es Zweifel sein, deren Lösung durch die gewährende Gnade des Glaubens in auffallenderer Weise zu vollziehen sich Gott noch vorbehalten hatte; oder es waren solche, welche sich oft im Leben bei der entscheidenden Wahl neuer und wichtiger Lebensverhältnisse als letzte Widerhaken dem freien Willensacte und seiner Aeußerung einsetzen; man glaubt um Rath fragen und nachsuchen zu müssen, wo man, ohne sich dessen bestimmt bewußt zu sein, in der That in sich selbst schon Rath und Fund gefunden hat, und erwartet nur Bestätigung von außen. Es mußte erwartet werden, daß, wenn Stolberg von dem Glauben, mit welchem er sich sieben Jahre unter dem täglich erflehten Beistand Gottes suchend und denkend beschäftigte, völlig überzeugt war, er dann, aber auch nicht eher, denselben mit freiem Muthe bekennen und diesem Bekenntnisse gemäß sowohl die innern Richtungen des Lebens verfolgen, als auch die ihnen entsprechendsten äußern Wege desselben wählen werde. —

Um die Mitte des Februar reiste Stolberg mit seiner Familie und seinen Gästen aus Stolberg-Wernigerode nach Emkendorf, wo er, mit einer kurzen Unterbrechung einer nothwendigen Amtsanwesenheit in Eutin, bis gegen das Ende des folgenden Monats weilte. In Emkendorf ward die Verlobung seiner ältesten fünfzehnjährigen Tochter Marie Agnes mit dem zweiten Sohne des regierenden Grafen Christian Friedrich Stolberg-Wernigerode, dem Grafen Ferdinand — geboren 18. October 1775 — gefeiert. Gegen das Ende des April reiste Stolberg mit der Gemahlin, mit den Söhnen Ernst und Andreas und mit der neunjährigen Tochter Julia über Oldenburg nach Münster. In Oldenburg hielt sich in dieser Zeit der Administrator des Herzogthums, der Fürstbischof von Eutin, und mit ihm Stolbergs vieljähriger und vertrauter Freund, der Minister Holmer, auf. Hier weilte Stolberg die letzten Tage Aprils und den ersten Mai. Um dieselbe Zeit, im Monat Mai, führte Stolbergs Schwester, die Gräfin Katharina, des Bruders zwölfjährige Tochter Henriette und die verlobte Marie Agnes über Hamburg, wo sie bei ihrem alten Freunde Klopstock

einsprach und vom Hochalternden Brief und Gruß an den greisen Freund Gleim mitnahm, nach Wernigerode in's Haus der Eltern des Bräutigams Ferdinand, um hier später mit dem Bruder auf seiner Rückreise von Münster wieder zusammenzutreffen. In Münster kam Stolberg den 2. Mai an. Sein und der Gräfin Zweck des dortigen Aufenthalts war, sich in Muße und im Umgange mit längst bekannten Persönlichkeiten, denen sie bereits die Befreiung von manchem Zweifel und irrigem Vorurtheil wie von mancher Wahrheit Einsicht zu danken hatten, über einige noch gehegte Zweifel zu belehren und belehren zu lassen. Während dieser Zeit ergötzten sich fern von der Stadt die beiden Söhne in jugendlicher Maienlust auf dem schönen Landgute Darfeld, unter der Obhut des Freundes ihres Vaters, des Erbdrosten Adolf. Von Münster schrieb Stolberg den 20. Mai an Jacobi: „Nein, es soll kein ganzer Monat hingehen, ehe ich Dir ein Lebenszeichen gebe, bester Jacobi! Es ist uns bisher sehr wohl gegangen. Die Gallitzin hat seit drei Jahren sehr gealtert und an Gesundheit abgenommen, an Geist und Herz, wie natürlich, zugenommen. Sie läßt Dir sehr viel Liebes und Schönes sagen. Fürstenberg hat sich eher verjüngt. Er freute sich sehr Deines Grußes und sprach von Dir, wie sich's geziemt. ..... Welch' ein Frühling! So schön sah ich, den in Italien abgerechnet, keinen. Ich erquicke mich auch in Deiner Seele an diesen wahren Sommerlüften, welche Dir gewiß wohlthun. Grüße herzlich Voß und Ernestine; auch ihretwegen freue ich mich dieses schönen, milden Frühlings. Gott sei mit Euch! Ich umarme Dich von ganzem Herzen und von ganzer Seele." — Nach gewonnener Ueberzeugung bekannten der Graf und die Gräfin am Pfingstfeste — den 1. Juni — in der Hauskapelle der Fürstin Overberg ihr katholisches Glaubensbekenntniß. Einige Tage darauf setzten sie die Reise mit den Söhnen und ihrem Töchterchen Julia nach Wernigerode fort, wo sie am 12. Juni anlangten und auch die am 12. Mai angekommene Gräfin Katharina fanden. Den Eltern des Bräutigams seiner Tochter kündigte Stolberg hier seine Religionsveränderung an. Daß der Vater wünschte, durch die Belehrung seine verlobte Tochter für das Glaubensbekenntniß, welches er vor einigen Tagen abgelegt hatte, gewinnen zu können, wer will das Unduldsamkeit nennen? Daß er aber, laut der im Jahre 1819 und 1820 von Voß erhobenen, auf

Gleims Briefen an ihn gegründeten Anklage, irgendwie mit Gewalt seinen Glauben der Tochter im Schlosse seines Vetters, des regierenden Grafen, habe aufzwingen wollen, wer, der Stolberg kannte, konnte es außer Voß wähnen, wenn er nicht, wie der 81jährige Gleim, in der ersten leidenschaftlichen Erregtheit am Harze märchenhaft umherschweifenden Gerüchten sein Ohr geliehen hätte?! Der von Voß angeklagte Vater beruft sich in den letzten Tagen seines Lebens der Verleumdung gegenüber auf das Zeugniß der ganzen damals in Wernigerode versammelten Familie, welche nach seinem Tode mit gerechtem Unwillen die Unwahrheit der Anklage öffentlich betheuerte [1]). Nach dem Aufenthalt einiger Tage reiste der Graf Stolberg mit den beiden Söhnen über Halberstadt, wo er mit ihnen den Vater Gleim besuchte, nach Carlsbad. Erst in Chemnitz erklärte er seinen Söhnen, welchen er schon längst, als sie noch die Schule in Eutin besuchten, selbst den Religionsunterricht ertheilt hatte, daß er und die Mutter von der Wahrheit der katholischen Religion überzeugt worden und zu ihr hinübergegangen seien, und verwies sie auf den Unterricht, den er ihnen, sobald er in einer äußern ruhigen Lage sein werde, geben wolle, und äußerte mit Zuversicht die Hoffnung, ihnen seine Ueberzeugung mitzutheilen. Gegen das Ende Juli's kehrte er von Carlsbad zurück. Von hier aus, oder aus Dresden, meldete er dem Fürstbischof seinen Uebertritt zur katholischen Religion und bat um seine Dienstentlassung. Ueber Wernigerode eilte er zu seinem Bruder nach Tremsbüttel. Von ihm und seiner Gemahlin, der Gräfin Luise, begleitet, kam er am 9. August wieder in Eutin an. Die Gräfin Sophie war bald nach der Abreise des Gemahls nach Carlsbad nach Eutin zurückgekehrt; Ferdinands Braut blieb im Hause ihrer künftigen Schwiegereltern bis zu ihrer Vermählung im Jahre 1802. Dem Grafen Stolberg war sehr viel daran gelegen gewesen, daß die Religionsveränderung bis zu seiner Rückkehr ein Geheimniß bleibe, damit die schwangere Gemahlin nicht unfreundlicher Begegnung allein ausgesetzt werde. Um ihrem zurückkehrenden Gemahl die Unannehmlichkeit der ersten Eröffnung und eine unfreundliche Begegnung zu ersparen, vertraute die Gräfin den 2. August dem Freunde Jacobi in einem offenen, herzlichen Briefe, den er aber nicht aufnahm, wie sie

---

[1]) Sophronizon 78 fgg. Bestätigung 91 fg. Stolbergs Abfertigung 13.

erwarten mußte, das Geheimniß an; den 5. theilte auf einer Spazierfahrt die Gräfin Katharina dasselbe Voß in derselben Absicht mit. „Sie freute sich meiner Gelassenheit", sagt Voß a. a. St. — Die Freude wurde getäuscht. Am Tage vor der Ankunft Stolbergs dichtete der Gewissensrath „die Warnung an Stolberg" [1]), eine Ode voll Lästerung gegen Stolberg und seine Religion, welche nach Umständen ihm überreicht oder gesandt werden sollte. Am Tage seiner Ankunft wollte Stolberg Jacobi und Voß in ihrer Wohnung aufsuchen. Beide ließen sich verleugnen. Voß aber sandte gleich darauf durch seinen zweiten Sohn das Schmähgedicht an Stolberg ab mit beigefügten Zeilen, er möge dann kommen, wenn er ruhig genug wäre, über die evangelischen Kinder ein Wort zu hören. Dieser warf mit Abscheu das Gedicht von sich und schrieb zurück: „Es wird ganz von Ihnen und unserer lieben Ernestine abhangen, wann Sie mich sehen wollen. Stürmisch werden Sie mich nicht finden, auch mich nicht stürmen machen, selbst dann nicht, wenn Sie von dem, was ich nach langer Prüfung wählte, im Ton Ihres Gedichts sprächen. — Sie werden bedenken, lieber Voß, daß ich meinen anders denkenden Freunden, wie der von den seinigen angefochtene Hiob, sagen könne: Irre ich, so irre ich mir. Diese Sache ist eine Sache zwischen Gott und mir; und so ist es auch meine Leitung oder Mißleitung der Kinder, welche nicht Menschen, denen ich Rechenschaft schuldig wäre, sondern Gott mir anvertraute. Gegen Sie und Ernestine bin und bleibe ich der alte, und gebe Ihnen die Hand darauf. Nichts wird mich je dahin bringen, meinen alten Freunden nur Mitleid weihen zu können. — Bis wir uns sehen, lassen Sie uns nicht weiter an einander schreiben." — Am 13. August ward dem Grafen ein Knabe — Alfred Ferdinand — geboren. Auch des Neugebornen Wiege schaukelte, wie die frühere seiner kleinen Brüder, verhängnißvoll auf den fernen stürmischen Wellen des von den eisernen Würfeln des Krieges gewaltig bewegten Lebens; aber in die Herzen der Eltern war nicht zu erschütternder Friede und beseligende Ruhe eingekehrt. Das Glück des Hauses ließ Stolberg alsbald seinem Freunde Voß ansagen. Dieser schrieb ihm: „Halte den nicht für Unfreund, der seitwärts geht, weil er nicht helfen kann.

---

[1]) S. Gedichte III, 235 fgg. Königsberger Ausgabe vom Jahre 1802.

Segen dem Geborenen!" — Stolberg antwortete: „Dieses Wort von Ihnen, vielleicht Ihr letztes an mich in dieser Welt, war ein freundliches. Es ging nicht verloren. Herzlichen Dank und Gottes Segen über Sie, über die liebe Ernestine und alle Ihrigen!" — Jacobi, welcher dem Grafen Stolberg und der Gräfin die Thüre schloß, konnte als Philosoph, dem die Philosophie nach seinem Geständnisse nichts Anderes war, als der in Begriffe und Worte gebrachte Geist des individuellen Lebens, diesen Maaßstab an Stolbergs Individualität anlegen, wie er ihn immer bei seinem Freunde Lavater anlegte, und folgerecht seinen Freund milder beurtheilen, und als Protestant hatte der, welcher in seinem Leben dem confessionellen kirchlichen Standpunct auswich, am wenigsten Recht, hier Schiedsrichter zu sein. In der ersten Aufwallung schrieb er an die Gräfin Stolberg (den 2. August), an den Minister Holmer über Stolberg (den 5. August) und an Stolberg (den 10. August) heftige Briefe [1]). Jedoch beharrte er nicht in der leidenschaftlichen Verstimmung. Schon im dritten Briefe vom 10. August läßt durchtönende Liebe baldige Versöhnung hoffen. „Ich bin nicht lieblos, Stolberg!" schrieb er u. A. „Hinge mein Herz weniger an Dir, so hättest Du mein Herz nicht so verwunden, nicht so zerreißen können, wie Du es verwundet und zerrissen hast. Dein Andenken wird mir ewig heilig bleiben. Damit ich es aber so bewahre und behalte, darf ich Dich nicht wiedersehen. Du bist mir weggenommen von der Erde. Schone meinen unaussprechlichen Schmerz. ..... Du kannst ja hoffen, daß ich mit der Zeit mich besinnen werde; Du wirst es ja hoffen nach Deiner Denkungsart. ..... Ich bin ohne Hoffnung; keine Begeisterung unterstützt mich; ich verliere rein und unersetzlich. Um der alten Liebe willen vergönne mir die stille Flucht [2]); suche mich nicht; antworte mir nicht!" .....

Jacobi's und Voßens Verfahren blieb nicht von Freunden ungetadelt. Niebuhr erfuhr in Kopenhagen durch seine theure Freundin und Schwä-

---

[1]) Zuletzt mitgetheilt in der Schrift, herausgegeben von Dr. Schott (d. h. Voß, Paulus und Schott): »Voß und Paulus, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung«, Stuttgart 1820, S. 203 fgg.; mit einigen Abkürzungen noch später von Gelzer II, 464 fgg.

[2]) Jacobi eilte nach Hamburg.

gerin Dora Hensler in Kiel Stolbergs Religionsänderung. Er billigte sie nicht, sagen seine Lebensnachrichten [1]), vielmehr betrübte sie ihn, er sah sie als Verirrung eines an sich schönen und edlen Bedürfnisses an; er vermochte sich aber in Stolbergs Gemüthsstimmung hineinzuversetzen und war überzeugt, daß keine Art unedler Motive ihn geleitet haben konnte, wodurch allein die harte Behandlung, welche Stolberg von seinen Freunden erfuhr, hätte gerechtfertigt werden können. So lieb ihm daher auch Voß und Jacobi waren, so konnte er doch ihre Handlungsweise in dieser Hinsicht keineswegs billigen; vielmehr schmerzte sie ihn tief. Den 23. September schrieb er an Dora Hensler zurück: „..... Amalia hat Dir schon Schimmelmanns Meinung über die Religionsänderung Stolbergs, dem er in alter, unerschütterlicher Freundschaft anhängig ist, geschrieben. Schimmelmann wird nie katholisch werden, aber der jetzige Zustand des Protestantismus und die protestantische Geistlichkeit im allgemeinen sagt ihm auch keinesweges zu. Wenn auch einige wirklich etwas von dem glauben, wenn diese denken bei dem, was sie vortragen, was für ein Glaube ist das denn? Kann der denen genügen, die an einer übersinnlichen Welt mit Liebe hangen wollen? Auch bin ich gar nicht so bange vor der Intoleranz der wahren Mystiker; diese hatten sie in der That nie, wofern man sie nicht durch Verachtung und Ungezogenheit reizte: das mußte man aber nicht einmal Intoleranz heißen. Die finstern Bigotten — die fürchte ich — und die werden schon bleiben, was sie geboren sind."

Den 22. August legte Stolberg feierlich seine Aemter nieder. An demselben Tage schrieb er an Kleuker, Professor der Theologie in Kiel [2]): „Verzeihen Sie, mein theurer Freund (das müssen, das werden Sie mir immer mit gegenseitiger Liebe bleiben), verzeihen Sie, daß Sie wahrscheinlich durch Andere den wichtigen Schritt, den ich gethan, erfahren haben. ..... Er hat uns Ueberzeugung, ruhige, feste Ueberzeugung gegeben. — Ihnen muß freilich scheinen, daß wir auf einen Abweg gerathen sind; aber weder Sie noch Ihre treffliche Frau werden unsere Redlichkeit verkennen. ..... Sehen Sie uns als redliche

---

[1]) I, 274, 275, 285.

[2]) Kleuker und Briefe seiner Freunde, herausgegeben von Ratjen, S. 201.

Irrende an. Lassen Sie uns in brüderlicher Liebe vereinigt bleiben! Wir streben nach Einem Ziele! Wir haben Eine Hoffnung; wir wollen, Sie und wir, Denjenigen lieben, der uns zuerst geliebt hat." —

Die Abreise Stolbergs mit seiner Familie von Eutin und die Uebersiedelung nach Münster ward durch das Wochenbett der Gräfin verzögert. Voß fuhr in seiner feindseligen Verstimmung gegen Stolberg fort; ja 19 Jahre später drückt er seinen Unwillen über Stolbergs Verwandte und Angehörige darüber aus, daß sie lobpreisend von des Abgefallenen echt christlichem Gefühl, von dem anhaltenden Ernst und Kampf seiner Prüfung, von seiner Energie, seiner Aufopferung, seiner Duldsamkeit sprachen, und daß sie, wenn Einer für den einst herrlichen Mann es anders wünschte, heftig und ergrimmt auffuhren, mit den bittersten Vorwürfen der Unduldsamkeit [1]). — Der Michaelistag ward zur Abreise bestimmt. Stolberg und seine Gemahlin wünschten vor dem Scheiden von Voß und Ernestine Abschied zu nehmen. Das Haus, dessen Herr ihnen vor Kurzem die Thüre verschlossen, konnten sie nun mit Ehre nicht betreten; auch mochten die Seinigen in Voßens Hause erschütternde Bewegungen fürchten. Die Gräfin Luise, Christians Gemahlin, auf deren Freundschaft Voß immer den größten Werth gelegt hatte, schien die geeignetste Vermittlerin zu sein. Voß erklärte ihr endlich sich bereit, in Stolbergs Hause Abschied zu nehmen, aber nur im Zimmer Stolbergs; gegen die Gemahlin, die nie Freundin ihnen gewesen und der Fürstin Pläne begünstigt habe, könnten sie wohl Vergessenheit üben, aber nicht heuchelnde Höflichkeit. Die Gräfin wandte sich mit Unwillen und ging. Weiterm Andringen zu entgehen, schrieb mit Voßens Billigung Ernestine an Stolberg: „Ein mündliches Lebewohl müssen wir uns nicht sagen, liebster Stolberg, aus Schonung für Sie und uns. Es wäre nur eine erschütternde Scene, die keinem wohlthätig, aber leicht einem von uns nachtheilig sein könnte. Sie sehen genug, die über Ihr Losreißen weinen; warum sollen Sie auch uns noch sehen? Ihr eignes Herz soll für uns zeugen, daß kein Haß und keine Bitterkeit uns zurückhält. Wer kann den alten Stolberg so innig lieben als wir? wer kann es tiefer fühlen, als wir, daß er nach und

---

[1]) Sophron. 88.

nach aufhörte, der alte zu sein? Aber unsere Schuld ist es nicht, wenn wir fest daran glauben, daß der alte der Bessere war. Diesen alten Stolberg werden wir, so lange wir leben, mit der innigsten Anhänglichkeit lieben. Wir werden sein Andenken, wie das Andenken eines Geschiedenen, rein in unserm Herzen zu erhalten suchen, und es auch so in den Herzen unserer Kinder fortpflanzen. Wir werden sein oft mit Sehnsucht gedenken; und wann wir uns dort wiedersehen, wo Agnes ist, werden wir ohne Reue und ohne Scham darüber, daß wir jetzt uns zurückziehen, die Augen gegen ihn aufschlagen. Inniger als wir soll sich keiner freuen, wenn Sie da Ruhe finden, wo Sie jetzt sie suchen. Gott lasse Ihre Kinder zu Ihrer Freude gedeihn, lasse sie wahrhaft gute Menschen werden, lasse sie einst Ihre Asche segnen. Voß fühlt sich jetzt wieder gestärkt; er war 14 Tage lang völlig abgespannt; die Reise und Henslers Mittel haben ihn so weit wieder hergestellt, daß er seine Stunden hält und sich wohl fühlt, wenn er sich schonet. Daß Ich nicht wohl bin, kann Ihnen Kätchen sagen. Dies bestimmt uns noch mehr, nicht Abschied zu nehmen. Es wäre ja in jeder Rücksicht der bitterste Abschied, den wir je genommen. Ihre Blumen sollen mir ein heiliges Andenken sein, ich habe einige von den besten zurückbehalten [1]). Ist Ihre Moosrose aus Ihrem Garten noch nicht versagt, so schicken Sie sie mir; sie soll wie Agnes weißer Busch gepflegt werden. Ich habe mich diesen Sommer so oft daran gefreut, wie sie so schöne Knospen trieb. Gott segne Sie und die Ihrigen! Vergessen werden Sie uns nie, das weiß ich. Wir umarmen Sie mit herzlicher Liebe." — Die Gräfin Katharina theilte der Voß mit, den Bruder habe der Brief gerührt, und er lasse sie beide grüßen, die Unruhe der letzten Tage hindere ihn zu antworten. Am letzten Nachmittage brachte Katharina ihr folgende Antwort: „Also kein mündliches Lebewohl, weil Sie und Voß es nicht wollen. Von meiner Seite auch keine Vorwürfe, keine Erwiederung der mir gemachten. Ich würde Ihnen beiden meine Ideen über Toleranz nicht beibringen können, und muß es ertragen, wenn Sie glauben, und mir sagen, daß ich schlechter

---

[1]) Stolberg war gewohnt, wenn er verreiste, Ernestine seine edelsten Blumen zur Pflege anzuvertrauen, diesmal unter andern eine Auswahl schöner Nelken, die gerade in voller Blüthe standen. Lebensnachrichten und Briefe III, I, 133.

geworden bin; wenn Sie glauben, daß unser Abschied eine erschütternde Scene sein würde; wenn Sie glauben, das Zeugniß meines Herzens dafür anrufen zu müssen, daß kein Haß und keine Bitterkeit Sie zurückhalte. — Liebe Ernestine! mein Herz giebt Ihnen das Zeugniß, daß dieser fürchterliche Intolerantismus nicht in Ihrem Herzen ist. — Mir ist, seit ich katholisch bin, kein alter Freund darum weniger werth, so wie auch kein Protestant, dem das Christenthum wirklich heilig und lieb ist, sich darum von mir entfernt hat. — Jacobi, der dem Atheisten Fichte sein Haus in Pempelfort anbot, schloß mir hier das seinige. — Jede liebevolle Erwähnung meiner seligen Agnes thut meinem Herzen wohl. Ich drücke Ihnen in Gedanken die Hand dafür, daß Sie sie in Ihrem Briefe nennen. Mögen wir uns wiedersehen, dort, wo sie, die hienieden schon zum Engel reifte, unser harret! — Gott sei mit Ihnen, und mit Voß, und mit Ihren Kindern! Ich umarme Sie beide mit Wehmuth und mit herzlicher Liebe. Fr. Leop. Stolberg. — Ich freue mich, daß Sie den Moosrosenbusch werden blühen sehn." —

Am Michaelistage, am 29. September, reiste Stolberg mit seiner Familie von Eutin nach Münster ab, von seinem Bruder und dessen Gemahlin Luise bis Hamburg begleitet. Nicolovius konnte sich nicht der heißesten Thränen erwehren, als er früh am Morgen die Wagen vorbeifahren und den edlen, hohen und trefflichen Mann sich entrissen sah, und noch am 20. December schrieb er: „Welchen tiefen Schmerz Stolbergs Abschied mir verursacht hat, kannst Du denken. Er will nicht alt werden, sondern erwacht noch oft aufs Neue in mir." — Der Aufenthalt Stolbergs in Hamburg war vor Allem dem Abschiede von seinen dortigen Freunden gewidmet. Seinem ältesten Freunde, welchen er vom sechsten Jahre an von ganzer Seele verehrte und innigst liebte und der Stolberg immer den Liebling seines Herzens nannte, Klopstock, that es weh, daß der Freund von dem, was beiden das Wichtigste war, von der Religion, andere Ansichten bekommen hatte. Sein Wunsch, diese Saite nicht zu berühren, war natürlich. Klopstock, der überhaupt nichts mehr als Abschiede fürchtete und scherzhaft zu sagen pflegte, die Abschiede habe Gottsched erfunden, fürchtete auch von Stolberg Abschied zu nehmen. Er empfing seinen Freund tief bewegt und mit dem Schmerz der Liebe und ließ später durch

seine Frau ihn und seinen Bruder Christian bitten, dem Zimmer, ohne Abschied zu nehmen, zu entschlüpfen. Am 27. December schrieb er an Gleim [1]): „Unser Freund hat bei seinem so großen Irrthume eben so viel Größe des Herzens durch seine Aufopferung für das gezeigt, was ihm jetzo Religion ist.“ Mehrmals hat er später an Stolberg geschrieben und ihm Hoffnung gegeben, mit seiner Windeme ihn und seine Frau zu besuchen. — „Der in schlichter Einfalt, in holder Naivetät unnachahmliche Claudius“, sagt Stolberg, „ein Weiser in seinem Leben, wie in seinen unsterblichen Schriften, ließ kein Wölkchen über unsere Freundschaft ziehen, obschon er meinen Uebergang zur alten Kirche nicht gern sah.“ Auch blieb er mit Stolberg im Briefwechsel. Sein Schwiegersohn, Friedrich Perthes, Stolbergs jüngerer Freund, hatte bereits Gelegenheit genug gehabt, Stolbergs Charakter zu erkennen, und dieser ihn, um eine lebensdauernde, warme, gegenseitige Zuneigung und ein unbedingtes gegenseitiges Vertrauen herbeizuführen. Er beurtheilte Stolbergs Uebertritt aus demselben Gesichtspuncte wie Claudius [2]). — Ganz anders wie diese Freunde sah Gleim den Uebertritt seines Freundes an. In der Mitte des August hörte er von Dohm die aus Münster erhaltene Nachricht, Stolberg sei katholisch geworden. Voß betont in seinen genannten Streitschriften die Urtheile Gleims, welche er in dieser Zeit in Briefen an ihn über ihren gemeinschaftlichen Freund niedergelegt hatte; und wie er früher Stolberg gegenüber Gleim als einen für die neufränkische Freiheit Begeisterten darzustellen suchte, obgleich der alte Sänger seine vaterländische Gesinnung in seinen Zeitgedichten öffentlich an den Tag zu legen nicht ermüdete, so will er auch jetzt an Gleim einen Gesinnungsgenossen in der Angelegenheit des Uebertritts Stolbergs haben. Wahr ist, daß dieser Uebertritt Gleim sehr erbitterte, aber er war ihm vom fabelnden Gerüchte mit Umständen eingeraunt, die der Wahrheit völlig bar waren, und — seine Briefe bezeugen es — Voß war fort und fort geschäftig, den Zorneifer des 81jährigen Greises anzufachen. Als dieser die erste Nachricht von dem Uebertritt erhielt, antwortete er: „Lassen

---

[1]) Gleims Leben von W. Körte, Halberstadt 1811, S. 336.

[2]) Stolbergs Abfertigung 26. Claudius' Leben von Herbst 331. Friedr. Perthes' Leben I, 103. II, 125.

Sie uns von dem gemeldeten Abentheuer, dem ärgsten unsrer Zeit, nicht reden und schreiben. Sagen Sie mir nichts von Toleranz; meine Religion zankt sich mit keiner Toleranz, aber Toleranz im gegenwärtigen Falle wäre Versündigung an mir selbst. ....." Und auf jenen Brief Klopstocks antwortete er: „Friede sei mit Ihnen, Klopstock, und mit Gleim: hält jener gleich den katholisch Gewordenen für einen Aufopferer und dieser ihn für einen Apostaten. ....." Aber der edle Greis kam wieder zur Besinnung, wie wir später sehen werden, und ward wieder Freund dem Freunde. „Der alte Wein", sagte Stolberg, „war durch Schütteln und Rütteln getrübt worden, klärte sich aber bald wieder auf. Voß, der immer herbe war, ward Essig und blieb Essig." — Wilh. Körte, Gleims Erbe, Herausgeber seiner sämmtlichen Werke und sein Lebensbeschreiber, entschuldigt im Leben seines verehrten Großonkels diesen in einer Weise, welche dem Herzen des Großneffen und seiner Wahrheitsliebe zur Ehre gereicht. Gleims halber und zugleich zur Beleuchtung des Grundes der vielen öffentlichen Mißstimmen, welche bald über Stolberg laut wurden, mögen einige Stellen des Lebensbeschreibers hier angemessen sein. „Der öffentliche Uebertritt eines seiner theuersten Freunde von der lutherischen zur katholischen Kirche hatte auf Gleim einen außerordentlichen Eindruck gemacht, und es muß dessen hier erwähnt werden, weil Gleims Religiösität nirgends sich so klar und deutlich offenbarte, als bei dieser Gelegenheit; er war in seinem 81. Lebensjahre, und um so interessanter ist es, ihn jenem frommen Freunde gegenüber zu sehen. — Gleim konnte jenen Uebertritt zur katholischen Kirche nur als einen Schritt aus weltlicher Absicht begreifen, so wie er früher auch Lavaters Art und Weise irdischen Absichten Schuld gegeben hatte. Wie konnte er auch anders, er, dem jene heiße Frömmigkeit fremd war, welche das Erwählte auch vor den Menschen bekennt, auf alle Gefahr hin, im Bewußtsein der eigenen Reinheit, stark und unerschütterlich treu! Ihm war die äußere Religion nur eine von den Vätern angeerbte Form der göttlichen Erkenntniß und Verehrung. Das Heilige selbst war ihm etwas durchaus Eigenmächtiges, welches der Vernunft zu unterwerfen jedes Mündigen Pflicht sei. — Die Gottheit war in ihm, er verleugnete sie nirgends, aber er unterwarf sie überall der Vernunft, dem Gewissen, dem Herzen, seinem Herzen, das allenthalben nur das Gute wollte, und glücklich

lebte und webte in dem Gefühle wahrhafter Güte und Liebe. Das Leben und Wirken unter den Menschen befriedigte, Freundschaft und Vaterlandsliebe erfüllten ihn, also daß er in der Unschuld seines Lebens der Heiligung sich nicht bedürftig fühlte. So nun begriff er nicht, wie ein Mann auf alle Weise, auf alle Gefahr hin, sein Inneres zu befriedigen streben müsse, um den Frieden zu finden. ..... Während es ihm so des innern Sinnes ermangelte für seines Freundes Religiösität, waren ihm auch Verstand und Vernunft im practischen Leben zu theuer, als daß ihm nicht hätte im höchsten Grade verdammungswürdig erscheinen müssen, die Besonnenheit des Protestantismus mit dem Mystizism der katholischen Kirche öffentlich zu vertauschen. Solches erschien ihm als ein gränzenlos nachtheiliger Schritt wider Vernunft und Verstand, wider Gott und sein Licht. Von solchem Standpuncte aus betrachtete nicht Gleim allein seines Freundes Religiösität, und das als das heiligste Opfer ihr dargebrachte öffentliche Bekenntniß; andere Freunde verfuhren noch weit härter mit dem Manne, wider sein inneres Leben anwüthend mit kyclopischer Ohnmacht, und im unchristlichen Eifer ihrer überprotestantischer Nüchternheit auf den Märkten ihn lästernd. — Es lag dies alles gewiß nicht an Gleims Unfähigkeit zur Religion, sondern vielmehr im Geiste seiner Zeit, welcher Friederich vorstand, und in welcher die Religion der Gebildeten nur etwa ein willkührlich verständiges Glauben war. Wer nur die Schwachen und ihre Priester irgend übersah, war ein Christ von weitherzigem Gesetz, zugeschnitten je nach Bedarf und Gelegenheit. Die Religion erschien ihnen nur als eine bürgerlich nothwendige Sicherung wider die Schlechtigkeit des Geschlechts. — Jeder pure Glaube war diesen Gebildeten fremd; daher die große Nüchternheit in aller ihrer Religiösität, Philosophie und Poesie. Nirgend ein freies Leben des Glaubens auch außer dem irdischen Sinne, sondern überall nur ein angeerbtes Kirchenwesen. Wie den meisten Protestanten, war auch Gleimen der Protestantismus lieb, weil sein Cultus am wenigsten lästig fällt. Im practischen Leben war nur sein Gewissen seine Religion." —

In den ersten Tagen des Monats October kam Stolberg mit seiner Familie in Münster an. Sein Bruder, der Graf Christian, legte um dieselbe Zeit sein Amt in Tremsbüttel nieder und lebte seitdem auf

seinem Gute Windeburg bei Eckernförde im südlichen Schleswig. Nach Münster gelangte in den nächsten Tagen nach Stolbergs Ankunft die Stimme Lavaters zu ihm. Gesehen hatten sich die Freunde nicht seit dem Sommer 1793, seltener war seitdem der Briefwechsel geworden. Stolbergs Vorhaben, die wichtige Begebenheit seines Lebens dem Freunde mitzutheilen, hatte die letzte bewegungsvolle Zeit noch nicht zur Ausführung gelangen lassen, als ihm Lavater vom Schmerzenslager aus mit einem Briefe vom 4. und 5. October zuvorkam. Nach seiner Rückkehr von Kopenhagen im Jahre 1793 hatte dieser seine gewohnte Thätigkeit als Pfarrer an der St. Peterskirche in Zürich, als Dichter und religiöser Schriftsteller fortgesetzt. Die französische Revolution hatte, ehe sie sich mit Ungerechtigkeit und Blut befleckt, des Republikaners besondere Aufmerksamkeit und frohe Hoffnungen erregt; als er aber statt echter Freiheit den Geist der Lüge mächtig geworden sah, wandte er sich mit Unwillen und Abscheu von ihr ab; und als der Revolutionsgeist sich auch in der Schweiz zu regen anfing und der Parteieifer in den einzelnen Cantonen politische Bewegungen hervorrief, suchte er die erbitterten Gemüther zu besänftigen und zu versöhnen, und endlich, als die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der neuen helvetischen Gesetzgeber begannen, sprach er mit dem stärksten Feuereifer muthig und unerschrocken bei allen Gefahren, die ihm drohten, auf der Kanzel und in Schriften. Seine kühnen Aeußerungen zu bestrafen und zu unterdrücken, ward er während einer schmerzhaften Krankheit von dem helvetischen Directorium im Jahre 1796 nach Basel deportirt. Auf seine bündige Vertheidigung und Rechtfertigung wurde er nach einigen Monaten wieder entlassen und fuhr mit demselben Eifer fort, seine Ueberzeugungen an den Tag zu legen. In dem folgenden Jahre mußte er in der kränkendsten Weise erfahren, daß das vor vielen Jahren in jugendlicher Frische und mit voller Herzenswärme geschlungene Band der Freundschaft mit einem seiner innigsten Freunde völlig gelöst sei. Goethe und Lavater hatten sich in den siebziger Jahren einander Vieles gegeben. Was Goethe zu Lavater hinzog, über physiognomische Studien hinaus, war nicht der unedlere Theil seiner reichen Natur, dessen sich diese wie einer unreinen Schlacke für die spätere Erinnerung zu entledigen gehabt hätte, sondern es war das, was an einzelnen Stellen seiner Gedichte als die schönste Blüthe

seines Daseins hervorbricht, und welches in seinem allgemeinen Grunde wohl geläutert und geordnet werden kann, nie aber, am allerwenigsten durch eine öffentliche Handlung, dem Hohne der eigenen Persönlichkeit überantwortet werden soll. Als Goethe 1797 mehrere Tage in Zürich war, machte er Besuche beim Antistes Heß, dem Amtsbruder und Freunde Lavaters, bei seinem Bruder, dem Arzt Lavater, bei den Chorherren Rahn und Hottinger u. A., Lavatern selbst aber, den alten Herzensfreund, ignorirte er gänzlich, wandelte sogar auf dem Petersplatze, wo dieser wohnte, hin und her, ohne in sein Haus, wo ihm einst so wohl war, einzutreten; und als Lavater ihn im Gasthofe aufsuchte, nicht antraf und seinen Namen an die Stubenthüre schrieb, blieb er gleich unbeweglich. Auch im Briefe an den Herzog von Weimar, welcher viel auf Lavater hielt, erwähnt Goethe seiner nicht. Jedoch wurde er in späteren Jahren, als er für „Dichtung und Wahrheit" die Erinnerungen seines früheren Lebens wieder auffrischen mußte, seinem Freunde und sich selbst wieder gerechter. —

Die Schlacht bei Zürich im Jahre 1799 hatte für Lavater insbesondere einen tragischen Ausgang. Am 25. September besiegte Massena in der Nähe Zürichs die Russen unter dem General Korsakoff in blutiger Schlacht und nahm am folgenden Tage diese Stadt mit Sturm ein. Lavater, seines Berufes eingedenk, eilte auf die Straßen, um Unglücklichen beizustehen, und erhielt eine Schußwunde, welche ihn über ein Jahr an's Krankenlager fesselte [1]). Von seinem Krankenlager schrieb er viele Briefe, auch den oben erwähnten Brief an Stolberg vom 4. und 5. October des Jahres 1800. Er hatte schon in früheren Jahren öffentlich in anerkennender Weise von dem Katholicismus gesprochen, aber in mystischer Ungebundenheit, in welcher er in ihm zu viel und zu wenig sah. Er nimmt in diesem Briefe den der deistischen Aufklärung Voßens und Gleims entgegengesetzten Standpunct ein und hebt bestimmter wie je den ihn von der katholischen Kirche entfremdenden Spiritualismus seines christlichen Glaubens hervor, giebt

---

[1]) In Schlossers Gesch. des 18. und 19. Jahrhunderts V, 208 und im Namen- und Sachregister findet sich ein doppeltes Versehen. Die Verwundung wird mit der Tödtung verwechselt und diese in den August dieses Jahres versetzt.

aber zugleich seinem Freunde Veranlassung, theils einzelne Beweggründe seiner Religionsveränderung darzulegen, theils den Freund über einige von ihm gehegte Irrthümer zu belehren. Für Stolberg blieb dieser Brief ein werthvolles Denkmal des frommen christlichen Glaubens des Freundes, und selbst seinen Verwandten in der Ferne und den holsteinschen Freunden war er um so werther, als er ein Band mehr war, welches sie mit dem Theuren, Unvergeßlichen vereinte.

Lavaters Brief und Stolbergs Antwort haben in Schrift und Druck so viele abweichende Lesarten gefunden, wie kaum Stellen alter Autoren. Jener wird hier nach einer buchstäblich genauen Abschrift von dem von Lavaters wohlbekannter Hand geschriebenen Briefe mitgetheilt. Der Brief Stolbergs ist eine eben so zuverlässige Abschrift von einer Abschrift des Originals, vollzogen in seiner unmittelbaren Nähe.

Lavater schrieb:

Zürich den 4. X. 1800.

„Du wirst, lieber Fritz Stolberg, gewiß nicht erschrecken, von Lavatern einen kleinen Brief zu erhalten — den Ersten nach Deiner, mir nicht schwer begreiflichen — so genannten Glaubens- und Religionsveränderung. Du wirst von dem Protestanten keinen Hauch von Protestation erwarten? Du wirst es mir eben so brüderlich als gläubig aufnehmen, wenn ich Dir mit völliger Ueberzeugung sage: Mich freut's, wenn Du bey diesem wichtigen Schritt an Ruhe Deiner Seele, an Lust und Kraft zum evangelisch christlichen Leben, an Leichtigkeit, das höchste Gut zu genießen, an Aehnlichkeit des Sinnes Christi — gewonnen hast, oder gewinnen wirst. Ich bin so kleinsinnig nicht, irgend ein Mittel zu verachten, oder zu verlachen, wodurch ein Individuum, das anders gebaut ist und andre Bedürfnisse hat, als ich, besser, reiner, vollkommener, gottgefälliger zu werden glaubt. Gehe jeder den Weg, welchen ihn Gott und ein redliches Herz führen!"

den 5. X. 1800.

„Ich sage mehr noch: Werde die Ehre der katholischen Kirche! übe Tugenden aus, die dem Unkatholischen unmöglich seyn werden! Thue Thaten, welche beweisen, daß Deine Aenderung einen großen Zweck hatte, und daß Du den Zweck nicht verfehltest. Werd' ein

Heiliger, wie Borromäus! — Ihr habt Heilige, ich läugne es nicht. Wir haben keine, wenigstens keine, wie Ihr habt. Die Heilige, die Euere Kirche bildete, — sind das Gegengewicht gegen zahllose „Zerimonienſklaven", die ſie hervorbringt, und wenn ich ſagen darf, gefliſſentlich zu unterhalten ſcheint. Ich verehre die katholiſche Kirche als ein altes, reichlich beſchnörkeltes, majeſtätiſches, gothiſches Gebäude, das uralte theure Urkunden aufbewahrt. Der Sturz dieſes Gebäudes würde der Sturz alles kirchlichen Chriſtenthums ſeyn. Ich verehre, liebe, bewundre viele einzele Katholiken, die ich kenne, und unter meine Freunde zählen darf. Aber alle Bemühungen Einiger, mich zur katholiſchen Kirche übergehen zu machen, waren vergeblich, und werden immer vergeblich bleiben, weil ich für meine Perſon durchaus nicht von Formen abhänge, ſondern die Religion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Chriſto, und ein inneres Streben nach Aehnlichkeit mit Ihm anſehe — weil ich keines Sterblichen Sklave, wohl aber ein Eigenwillenloſer Knecht Chriſti werden möchte — weil ich mir keine Tugend, Vollkommenheit, Seeligkeit in der katholiſchen Kirche denken kann, die der redliche Chriſt nicht außer derſelben wenigſtens eben ſo leicht, wo nicht leichter, erreichen kann. Ich reſpectiere eines jeden redlichen, denkenden Menſchen Ueberzeugung, wie meine eigne. Des Menſchen Ueberzeugung iſt ſein Gott. Wer Ueberzeugung nicht reſpektirt, was Reſpektables wird er reſpektiren? Daß Ueberzeugung, und nichts als Ueberzeugung, Dich zu dem Schritte leitete, den Du gewiß nicht ohne große Verläugnungen thatſt, daran hab' ich gewiß nicht den mindſten Zweifel. — Aber Ich werde dieſen Schritt, wie ſehr es auch viele der denkendſten und verehrungswürdigſten Katholiken, die ich als Freunde innig liebe, aus den beſten, liebevollſten und religiöſeſten Abſichten wünſchen mögen, gewiß nie thun. — Ich werde nie katholiſch, das iſt Aufopferer aller meiner Denkens-Freiheit und Gewiſſens-Freiheit, d. i. Entſager aller unveräußerlichen Menſchenrechte, werden. — Ich werde, ſo lange ich hienieden walle (meine Wallfahrt ſcheint dem Ziele nahe zu ſeyn) nie katholiſch werden, das heißt: kein Menſch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die (quia abhorret a sanguine, aus Blutſcheue) ihre irrend

erklärte Kinder lebendig verbrennt [1]). Eine intolerante Kirche kann mir nie nachahmenswürdige Schülerin dessen seyn, der über die boshaftesten Verwerfer des Besten — die liebevollsten Thränen vergoß. Ich sage dieß, Lieber, hauptsächlich deswegen, um jedem Versuche der Beredung, dem redlich überzeugte Proselyten zur katholischen Kirche schwerlich widerstehen können, vorzukommen. Ich thue dieß deswegen, um Dich als Freund und Bruder (wofern Du mich noch als einen solchen anerkennen kannst und darfst) vor allem zu warnen, was nur den Schein unchristlicher Intoleranz haben mögte. Denn der Glaube, daß eine einzige ausschließend beseeligende, schlechterdings unfehlbare Kirche sey, — daß alle, die zur Erkenntniß derselben gelangen konnten, und nicht zu ihr übertreten, ewig verlohren gehen, dieser, mir abscheuliche, Dir nun heilige Glaube — macht, unter dem Schein der Rettung suchenden Liebe, hart, intolerant und lieblos. Davor Dich zu warnen, ist Freundes und Christen-Pflicht. Was ich Dir — als Grund, warum ich nie katholisch werden könne, sagte, kann Dich nicht weiter berühren, oder Zweifel in Dir erregen; denn ich denke, Du habest diese Einwendungen selbst gemacht, und sie seyen Dir auf eine für Dich genugthuende Weise beantwortet worden. Mir wurden sie es nie. Auch kann von meiner Absicht wohl nichts himmelweiter entfernt seyn, als Dich dadurch der guten Mutter, die Dich, wie jener Vater den verlohrnen Sohn, als ein verlohrnes und wiedergefundnes Kind so freudenvoll aufnahm, wieder zu entlocken. Nein! nein! bleibe Katholik! bleib' es von ganzem Herzen! Sey allen Katholiken und Unkatholiken ein leuchtendes Beispiel der nachahmenswürdigsten Tugend und christlicher Heiligkeit. Alle Tugenden der Gallitzin, der Drosten, der

---

[1]) Der Briefsteller spielt hier ohne Zweifel vor andern auf Hußens Verbrennung an und verwechselt das, was in Kostnitz der reichstagende Kaiser mit den Fürsten nach dem Gebote der Gesetze des Reichs ausführen ließ, mit dem, was ihres Amtes die Kirchenversammlung that. Daß Sigismunds Geleitsbrief den der Irrlehre Ueberführten und diese Festhaltenden gegen das Reichsgesetz nicht schützen konnte, wies schon Dr. Feßler, der bekannte zum Protestantismus übergetretene Kapuzinermönch und Schriftsteller, in seiner Geschichte von Ungarn nach. Stolberg behandelte diesen Gegenstand in der mildesten Weise; er enthielt sich der Hinweisung auf den Feuertod Servets, von Calvin betrieben und von dem sonst milden Melanchthon belobt, und auf das, was in Holland, Sachsen und an anderen Orten verübt ward.

Katerkamps, der Sailers, der Fenelons, müssen sich in Dir vereinigen. Wollte Gott, daß ich aller dieser Edeln Tugenden mir zu eigen machen könnte. Wenn der einzig-mögliche Weg dazu wäre, das Joch der katholischen Glaubensform über sich zu nehmen, ich würde wohl noch katholisch werden. Ich glaube aber, der Geist geistet, wo Er will, — und das Wort Gottes ist nicht gebunden — und der barmherzige Samariter war näher dem Reiche Gottes, als mancher orthodoxe Priester der erzkatholischen jüdischen Kirche, deren Papst Kajaphaz mit den 70 Cardinälen Christum kreuzigte. Laßt uns, Lieber, unsre Rechtgläubigkeit durch die vollkommenste Liebe beweisen. Wer gutes thut, der ist aus Gott, — und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott, und Gott in Ihm.

„Adieu, Ewiglieber! — Grüße die Engel in Menschengestalt, die Dich umgeben. — Noch leid' ich sehr und täglich mehr an den Folgen meiner Verwundung."

In die Zeit des Austausches der Briefe Lavaters und Stolbergs fällt das Antwortschreiben des Letzteren an den Grafen Schmettau, den Bruder der Fürstin von Gallitzin, welcher sich mit der Bitte um einige Aufklärung über seinen Uebertritt zur katholischen Kirche an ihn gewandt hatte [1]). Stolberg erwiderte dem Grafen, welcher sich der französischen Sprache bedient hatte, am 12. October dieses Jahres (s. Beilage A.).

Bei aller Gleichartigkeit des Inhalts mußte das Antwortschreiben Stolbergs an einen Freund und Gottesgelehrten, mit dem so viele Jahre innige Geistesgemeinschaft bestanden, als ein in die angeregten Thesen bestimmter eingehendes und mehr vom Tone herzlicher Brüderlichkeit gestimmtes seinem Ziele entgegengehen, als eine Mittheilung an den persönlich nicht gekannten Bruder der Gallitzin. Er schrieb den 26. October an Lavater:

„Wiewohl ich mich schäme, liebster Bruder Lavater! daß Du mir zuvor gekommen, und daß ich seit Wochen, ja Monaten, einen Posttag

---

[1]) Dieser Brief war, ohne den Anfang und das Ende, unter der Bezeichnung: Lettre du Comte de Stolberg au Cte Sch...... in die Hände der Redaction des Intelligenzblattes der Erlanger Zeitung gekommen, welche denselben im Mai 1801 zuerst mittheilte. In dieser Gestalt ist er später mit einzelnen Aenderungen öfters als Original und als Uebersetzung nachgedruckt.

nach dem andern meinen Vorsaz, Dir zu schreiben, aufschob, so freue ich mich dennoch Deines liebevollen Briefes, welcher mich tief gerührt, und im reichen Maße erfreuet hat, nur desto mehr, und nehme gern die verdiente Scham auf mich, weil ich Dir nun so viel mehr Dank schuldig bin; ja herzlichen, heißen Dank! und wie gern bring' ich ihn Dir!

„Vollkommen Recht hattest Du, mein verehrter und geliebter Bruder, mir mein Vertrauen in den Glimpf und in die Liebe Deiner Beurtheilung meiner zuzutrauen. — Ich war weit davon entfernt, die katholische Religion anzunehmen (obschon sie mir immer ehrwürdig war), als ich bei Lesung Deines Liedes: „Der liebt nicht ganz Dich Jesus Christus“ u. s. w. zu jeder Zeile dieses ächten Ergusses wahrer Toleranz von Herzen Ja und Amen sagte. Ich wußte ja auch, wie Dich dieser christlichen Denkart wegen die Zeloten unter den Protestanten angefeindet haben. Zeloten nemlich, nicht für die großen Wahrheiten, welche beide Kirchen gemein haben, sondern Zeloten für das Protestiren, — für das Negative, für eine Null, welcher sie keine Zahl, die ihr Gehalt geben könnte, vorzusetzen wissen. Solche und nur solche sind es auch bisher gewesen, welche mir und meiner Sophie, einige mit Härte, andere mit Hohn, den Schritt, den wir nach ernster Ueberlegung, nach siebenjähriger Untersuchung, nach täglicher Anrufung des Geistes der Wahrheit, nicht ohne Kampf mancher Art gethan haben, vorwarfen und verargten. Dein Brief beweiset mir hinlänglich, liebster Bruder! daß es von meiner Seite keiner Ausführung der Gründe, die mich bewogen haben, bedürfe. Nicht für Dich bedürfe!

„Hätte ich auch nicht den beinahe vollendeten Einsturz der protestirenden Kirche erlebt, so wäre mir doch in ihren Hallen ohne Altar, ohne praesens numen länger nicht wohl geworden.

„Sie, welche der Einsiedler in der Wüste spottet, isolirt, veröbet die sieben tausend einzeln Verstreuten der modernen großen Samaria, die, des heiligen Tempel-Dienstes beraubt, Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten [1]). Von diesen Samariten lehrt mich meine Kirche glauben, daß sie Mitglieder dieser von ihnen verkannten Kirche sind,

[1]) Eine ausführlichere Erläuterung dieser Stelle findet sich in Stolbergs späterer Geschichte der Religion Jesu Christi III, 146, 147. VI, 398.

ohne es zu wissen. — Es jammerte einst Gott des Knaben Ismael, den nicht sein Wille aus Abrahams Zelt in die Wüste geführt hatte, und in der Wüste ward ihm ein Brunnen lebendigen Wassers gezeigt. Seine Engel sind noch immer Diener, ausgesandt zum Dienste um derer willen, die ererben sollen die Seeligkeit; und sie besuchen auch noch die Wüste. Wessen Seele nach Gott, wie der Hirsch nach der Quelle, schreiet, dessen Durst wird gelöscht.

„Der würde nicht mich mehr, als meine Kirche, verkennen, welcher da glauben könnte, daß sie mich lehre, Dich oder unsern Heß, oder unsern seligen Pfenninger, oder unsern Claudius, oder unseren Hoz zu verdammen, oder auch nur die Kindschaft Gottes in Euch und anderen redlichen Anbetern Jesu Christi unter den Protestanten zu bezweifeln. Mit Ruhe und Wonne denke ich an den Engel in weiblicher Bildung, den Gott vor 12 Jahren an Deinem Geburtstage von meiner Seite weg, hinüber in das bessere Leben rief. Sie ist früher katholisch geworden, als ich, um 12 Jahr früher als ich Mitglied der großen allgemeinen Kirche, deren Kinder — theils hienieden streiten — theils in läuternden Flammen büßender Liebe, dennoch seelig in gewisser Hoffnung, ihre Litaneien — theils am Throne Gottes und des Lammes, wie Stimmen großer Wasser, ihr Hallelujah singen.

„Siehe, liebster Bruder, diese Ansicht läßt, gewährt, befiehlt mir der Glaube meiner Kirche. Nur für die, welche ihre Wahrheit erkennen, und sich durch irgend eine Unlauterkeit, mit Bewußtsein solcher, von ihr abhalten lassen, nur für diese, die allein sie Ketzer nennt, giebt und weiß sie keinen Trost.

„Gott, der seine Sonne über Gerechte und Ungerechte strahlen läßt, läßt auch manche Wolke sie verhüllen, und auch das aus Liebe. Er läßt es zu, daß so manche redliche Protestanten immer bei dem Irrthum bleiben, als sei die katholische Kirche, diese wahrhaft barmherzige Mutter gegen anders denkende, intolerant. Nicht der wahre Geist dieser Kirche hieß jene verfolgen, verfluchen, verbrennen. Unfehlbar in der Lehre, wie es die Lehrer auf Moses Stuhle waren, sichert sie keinen ihrer Anhänger gegen Fehltritt in den Handlungen, so wenig den Pabst, wie die Hohepriester. Kajaphas legte Hand an den Allerheiligsten! Aber Kajaphas weissagte selbst, indem er das ungerechteste Wort sprach, das ein Richter sprechen kann.

„Das dringende Gefühl des Bedürfnisses einer durch den Geist Gottes geleiteten, daher in der Lehre unfehlbaren Kirche, — einer Kirche, bei welcher Jesus Christus, seiner Verheißung nach, bleiben würde bis an das Ende der Tage, — einer Kirche, in welcher noch immer Machthaber des ewigen Hohenpriesters Sünden behalten, und Sünden lösen konnten, — einer Kirche, in welcher am Strahle göttlicher Liebe die Ambrosius, die Augustin, die heiligen Einsiedler in der Wüste, und Ludwig der neunte auf dem Throne, — die Leone, — die Katharinen — die Theresen — die Franziskus — die Borromäen zu Früchten für den Garten Gottes reiften, — einer Kirche, in welcher der Sohn Gottes (welcher bei uns bleiben wird, weil es Abend werden will, und der Tag sich geneigt hat), in welcher der Sohn Gottes, hochgelobt in Ewigkeit, aus den Hefen unserer Zeit, in dem Augenblicke, da der Anti-Christ mit so organisirter, so furchtbarer Macht mit dem Schlunde der geöffneten Hölle dräuete, in welcher der Sohn Gottes (hochgelobt in Ewigkeit!) solche Wunder that, und eine ganze, größtentheils verdorbene, hohe Geistlichkeit in Frankreich, welcher die Axt schon an der Wurzel zu liegen schien, auf einmal so umwandelte, daß der faule Baum Früchte des Lebens und in solcher Fülle und in solcher Reife trieb: — Freund und Bruder! das dringende heiße Gefühl des Bedürfnisses, zu einer solchen Kirche zu gehören, riß mich mit Banden, die stark sind wie der Tod, das heißt mit Banden der Liebe, unwiderstehlich zu ihr hin. Und ich fühle mich, wie so selig, obgleich wie so unwürdig, in ihrem Schooße. Da indessen sie mich gegen Sicherheit warnet; da ich, wiewohl auf Gottes Erbarmung kindlich hoffend, doch mit Furcht und Zittern meine Seeligkeit suchen soll, und also nicht weiß, ob ich ewig jauchzen werde; so will ich doch nun jauchzen und frohlocken, daß diese Kirche Gottes auf dem Felsen gegründet steht, und stehen werde, daß der Anti-Christ ihr nichts anhaben könne. Die Jungfrau Tochter Sions spottet sein, die Tochter Jerusalems schüttelt ihr Haupt ihm nach!

Ewig mit der innigsten Verehrung und Liebe."

So wenig Stolbergs Freundschaft mit Lavater erschüttert ward, eben so wenig ward Stolbergs und des Antistes J. J. Heß gegenseitige Liebe und Hochachtung gemindert. Heß, der mit hohen Verdiensten ausgeschmückte, für erkannte Wahrheit glühende Greis, wußte

die Liebe zur Wahrheit auch im Freunde zu schätzen, der nach seiner Ueberzeugung einen andern Weg einschlug. — Lavater überlebte nicht lange den Empfang des Briefes seines Freundes. Er starb am 2. Januar des Jahres 1801 im 60. Jahre seines Alters. In Lavater und Stolberg war eine lebendige Christgläubigkeit. In Stolbergs religiösen Schriften der folgenden Jahre nimmt man als Grundlage ein ordnendes System wahr, in welchem die Idee und die Wirklichkeit, das Wissen und das Glauben, das Uebernatürliche und das Natürliche eine völlig befriedigende Harmonie des ganzen Daseins finden. Lavater irrt oft mit überschwenglicher Subjectivität und Glaubseligkeit von der geordneten Bahn des Denkens und Empfindens ab und kennt so im Empfangen als im Mittheilen nicht genug die geistigen Richtscheite; aber auch in seiner excentrischen Manier gleicht er nicht selten dem stolpernden Pferde, dessen Hufe Funken entspringen. Aus seinem Leben und aus seinen Schriften können heute noch viele katholische und protestantische Geistliche Vieles lernen. —

Lavaters Brief an Stolberg und Stolbergs Antworten an ihn und an den Grafen Schmettau gingen schon im Jahre 1801 theils sagenhaft, theils in ganz abweichenden Lesarten der Schrift und des Drucks in Deutschland umher und Manchem mochte der Wunsch nahe gelegt sein, hier urkundliche Einsicht zu gewinnen. Folgender Brief Stolbergs zeigt, daß seine Freundschaftsumgebung benutzt wurde, um zum Ziele zu gelangen. Er schreibt:

„Ew. Hochwohlgeboren haben, wie ich höre, ein Verlangen geäußert, den Brief zu sehen, den mir der selige Lavater einige Monate vor seinem Tode schrieb, nebst meiner Antwort und einem Schreiben von mir an den Herren Grafen von Schmettau. Ich mache mir daher ein wahres Vergnügen und eine Pflicht daraus, Ihnen die Abschriften dieser Briefe mitzutheilen, und das um so mehr, da dieses Verlangen von Seiten Ew. Hochwohlgeb. anzuzeigen scheint, daß Sie, der Sie ein Protestant sind, wie ich es war, meinen Uebergang zur katholischen Kirche nicht unfreundlich, sondern mit lauterer Unbefangenheit beurtheilen. Da ich also diese nicht ungünstige Gesinnung bei Ihnen voraussetzen darf, so ist es mir sehr angenehm, Ew. Hochwohlgeb. sagen zu können, daß ich bisher, fast ohne Ausnahme, bei solchen Protestanten, denen die christliche Religion überhaupt lieb und heilig ist, gleiche

Unbefangenheit, gleiche Billigkeit in Beurtheilung meiner gefunden habe; dagegen aber Unglimpf, Härte der Beurtheilung oder Hohn von Seiten derer erfahren müssen, welche mir den Katholizismus mit Bitterkeit verargten, nachdem sie bisher mir schon mein protestantisches Christenthum verdacht hatten.

„Bei diesem hatte ich umsonst diejenige Beruhigung gesucht, welche das Evangelium denen, die es mit Einfalt des Herzens annehmen, verheißen, und ich ward daher desto eher veranlaßt, sichern Grund des Glaubens und den Frieden, welchen menschliche Weisheit nicht zu geben vermag, dort zu suchen, wo ihn seit 18 Jahrhunderten so viele fanden, noch finden und bis an's Ende der Tage finden werden.

„Diese freimüthige Aeußerung wird Ew. Hochwohlgeb. nicht befremden, wenn Sie bedenken wollen, daß nichts als wahrer und herzlicher Antheil, den ich an Ihnen nehme, sie bewürken konnte, ein Antheil, welcher auf der wahren und vollkommnen Hochachtung gegründet ist, mit welcher ich die Ehre habe zu verbleiben ....."

Wie Stolberg im vorigen Jahre von dem Grafen Schmettau, so ward er auch in diesem Jahre mehrseitig in Briefen ersucht, die Gründe seines Uebertritts darzulegen. Die Antworten boten ihm Gelegenheit, seine Ueberzeugung als eine eben so freudige als feste auszusprechen. Wäre der Standpunct derselben ein ästhetisch-religiöser Katholicismus gewesen, etwa dem ähnlich, wie er gleichzeitig mit großer Ueppigkeit von der romantischen Schule gepflegt ward, nirgends hätte sich eine willkommnere Veranlassung, ihn geltend zu machen — geltend zu machen mit der Hoffnung, auf den Weg der Nachfolge einzuleiten, — als in solchen brieflichen Ergießungen. Zum Belege theilen wir unten (Beilage B.) einen ziemlich umfangreichen Brief aus dieser Zeit mit.

Auch fromme weibliche Seelen nahmen an dem Uebertritte Stolbergs innigen Antheil und freueten sich der Glaubensvereinigung mit ihm. In diesem Sinne hatte sich die Fürstin von Hohenlohe im Februar schriftlich an ihn gewendet. Er antwortete ihr am 3. März dieses Jahres:

„Ich möchte es Ihnen, gnädigste Fürstinn, gerne recht stark sagen, wie tief mich Ihr aus der Fülle eines schönen Herzens geströmter Brief gerührt hat. Ihre Freude über die Gnade, welche Gott mir

erzeigt hat, indem er mich in seine Kirche aufnahm, ist eine Freude der schönsten Art, eine schöne Blume, der heiligsten Wurzel entsprossen — der Liebe zu Gott und der Liebe zum Nächsten: es ist wahrhaftig eine christkatholische Freude. —

„Nehmen Sie, gnädige Fürstinn, für die Mittheilung dieser schönen und so herzlich geäußerten Empfindung meinen innigsten Dank! —

„Die Kirche zeigt sich auch dadurch als gute Mutter und als die Braut desjenigen, der lehrend, lebend und sterbend uns die höchste Liebe lehrte, daß sie ein so liebliches und heiliges Band der Gemeinschaft um ihre Kinder schlingt. Die Gemeinschaft der Heiligen wird zwar auch in den Glaubensbekenntnissen der von der katholischen Kirche abgewichenen Partheien genannt, aber wirklich ohne daß sie einen Sinn damit zu verbinden wissen. Dasjenige, was der Katholik unter diesem Ausdruck versteht, ist unaussprechlich groß, trostvoll und heilig. Er fühlt schon hienieden in ewigen Banden wachsender Liebe sich vereinigt mit allen, welche an dem großen Weinstocke wachsen, dessen Reben sich aus der Erde und der Zeit erheben und durch den Himmel und in die Ewigkeit verbreiten! —

„Die Reise, deren Beschreibung Sie mit so vieler Güte für den Verfasser lasen, war wohl ohne Zweifel der erste Anlaß zu dem Schritte, den ich nachher that. So vieles auch einem Protestanten in Italien zum Aergerniß gereichen kann, ward es mir doch desto weniger schwer, das Falsche vom Aechten zu unterscheiden und mitten unter den Schlacken das Gold zu erkennen, da ich gleich zu Anfang meiner Reise hier zu Münster mit einer Tochter der Kirche bekannt ward, auf welcher der Geist des Christenthums, des christkatholischen Glaubens so sichtbar ruht, daß sie mir einen tiefen Eindruck von der Heiligung, die in dieser Kirche zu erreichen ist, in's Herz gab. Es ist die Fürstinn Gallizin, eine deutsche, geborne Gräfinn Schmettau. Ich sah sie zwar nur einige Tage, aber wie vieles sah und hörte ich da! Bey ihr sah ich den Professor Overberg, einen wahrhaftig apostolischen Mann. Als ich von der Reise zurückgekommen war, besuchte sie mich, und das Jahr nachher besuchte ich sie. Von der ersten Bekanntschaft an hat sie einen gleichen Eindruck auf meine Frau gewirkt. Diese Eindrücke, welche uns auf der Reise begleitet hatten, wurden immer tiefer durch persönlichen Umgang und durch Briefe.

„Der elende Zustand des Lutherthums, welches vor unsern Augen in Deismus und Atheismus einstürzt, vermehrte bald die Sehnsucht nach Ueberzeugung von der Wahrheit unsrer Kirche. Ich forschte mit Fleiß; wir beteten beyde und unsre Freundinn betete mit der ganzen Inbrunst ihres Herzens in Vereinigung mit dem apostolischen Overberg und mit andern frommen Katholiken. Voriges Frühjahr reisete ich mit meiner Frau hierher, um die Fürstin Gallizin zu besuchen. Ich hatte nun sieben Jahre gesucht und noch hielten mich Zweifel, welche mir unüberwindlich schienen. Meine Frau hingegen war schon ganz überzeugt. An einem Tage, da ich mich abgeneigter als je fühlte, die katholische Religion anzunehmen, nahm mir Gott auf einmal meine Zweifel. Es hatten eben an dem Tage die Kinder bey ihrer ersten Kommunion für mich und meine Frau gebetet. Es war das letzte Kraftmittel, was die Fürstinn von Gallizin und Herr Overberg angewendet hatten, und der Erfolg war, so wie es der Allbarmherzigkeit Gottes würdig war. —

„Ich war Ihnen, Gnädigste Fürstinn! diese Erzählung schuldig. Sie haben, ohne mich zu kennen, den Allmächtigen meinetwegen angerufen; es ist billig, daß Sie ihn auch meinetwegen und meiner guten Frauen wegen und meiner Kinder wegen preisen! Das werden Sie aus frommen Herzen thun und ich bin dessen überzeugt.

„Auch Ihre ehrwürdigen Freunde, die Herren Beauregard und Feller, werden es thun. Ich habe diese verdienstvollen Männer schon oft nennen gehört, und mir schon vor einigen Jahren die berühmte Weissagung aufgeschrieben, welche der Geist Gottes dem Vater Beauregard fünfzehn Jahre vor deren schrecklichen Erfüllung in den Mund gab.

„Wir leben in merkwürdigen Zeiten, gnädigste Fürstinn! Das Reich Jesu Christi war wohl noch nie in so sichtbarem Kampfe mit dem Reiche der Finsterniß. Dem menschlichen Ansehen nach mögt' es wohl scheinen, als ob die Finsterniß den Erdkreis bedecken sollte; aber desto herrlicher wird der Sieg des Lichtes sein. Vielleicht wird der Leuchter des Worts dem undankbaren Europa entrückt, um in einem andern Welttheile desto heller zu leuchten. Vielleicht wird Europa durch Begebenheiten, von denen wir bisher nur das Vorspiel sahen, in Flammen der Trübsal geläutert. Immer wird der Löwe vom Stamme Juda siegen und den Seinen nicht Löwe, sondern Lamm sein, das erwürgt

ward und dem auch wir einst singen werden ein neues Lied: „Das Lamm, das erwürgt ist, ist würdig zu nehmen Kraft und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob!“

„So weit hatt' ich schon vor wenigsten 3 Wochen geschrieben. Ich ließ mich abhalten von Vollendung des Briefes durch den Wunsch, Ihrem Befehle in Absicht auf Bemerkungen der von Ihnen genannten deutschen Schriftsteller besser Genüge zu leisten, als es hier geschieht und als ich zu thun im Stande bin. Ich habe seit vielen Jahren fast meine ganze Muße den Alten gewidmet, und bin in der vaterländischen Litteratur — ich möchte sagen — Fremdling. Die meisten der Schriftsteller, welche Sie nennen, sind mir nur obenhin bekannt, einige gar nicht. Meine Frau empfiehlt sich mit mir, gnädigste Fürstinn! Ihrem uns sehr theuern Andenken.“ —

Das Verhältniß, in welches Goethe sich zu seinem wärmsten Jugendfreund, zu Lavater, gesetzt hatte, läßt auch die Natur seiner Stellung erwarten, welche er in dieser Zeit zu ihrem frühern gemeinschaftlichen Freunde, zu Stolberg, einnahm. Die äußern und innern Wege und Lebensverhältnisse beider waren seit Jahren in zu verschiedenen Richtungen anders gezielt, als daß die frühere lebhafte Verbindung ohne gegenseitige Beeiferung für ihre Unterhaltung im Anfange des neuen Jahrhunderts noch hätte Bestand haben können. Was sich schon längst gelöst hatte, bedurfte nicht erst der Lösung durch eine auffallende Erscheinung oder Thatsache im Leben des Einen oder Andern. Er bemerkt in seinen Tag- und Jahres-Heften zum Jahre 1801: „Stolbergs öffentlicher Uebertritt zum katholischen Cultus zerriß die schönsten früher geknüpften Bande. Ich verlor dabei nichts, denn mein näheres Verhältniß zu ihm hatte sich schon längst in allgemeines Wohlwollen aufgelöst. Ich fühlte früh für ihn als einen wackern, liebenswürdigen, liebenden Mann wahrhafte Neigung; aber bald hatte ich zu bemerken, daß er sich nie auf sich selbst stützen werde, und sodann erschien er mir als einer, der außer dem Bereich meines Bestrebens Heil und Beruhigung suche. — Auch überraschte mich dieses Ereigniß keinesweges, ich hielt ihn längst für katholisch, und er war es ja der Gesinnung, dem Gange, der Umgebung nach, und so konnt' ich mit Ruhe dem Tumulte zusehen, der aus einer spätern Manifestation geheimer

Mißverhältnisse zuletzt entspringen mußte.“ — Vernehmen wir noch eine andere, dem Inhalte nach wichtigere Stimme aus Weimar, aus der Nähe des Hofes, welcher auch jetzt noch, wie wir es später aus der Werthschätzung seiner Geschichte der Religion Jesu Christi sehen, Verehrer Stolbergs blieb. Herder schrieb an seinen Freund Johannes Falk über Stolberg [1]): „— — — — Aber, Lieber, Bester, Stolberg wollen wir ruhen lassen und kein Wort über ihn singen und sagen. Ich halte es nicht nur für intolerant und unanständig, sondern auch äußerst unedel, über seine Gemüthskrankheit zu spotten. Finde er die Ruhe, die er sucht und die ihn bisher mit sich und der Welt in Kampf gesetzt hat, im Schooße der Mutterkirche wieder! Wir wollen ihm so lange das requiem herzlich und stille singen, bis Er angreift. — Gab und giebt es nicht in der katholischen Kirche die edelsten, frömmsten Gemüther? Sind Katholiken nicht Christen? O, wie ich den niedrigen Eifergeist im Protestantismus hasse und verachte! Ueber allen Ausdruck! Und wie trivial und unpassend ist der Jude, die Beschneidung! Auch Leibnitz war erwiesenermaaßen Katholik, und wer wollte es nicht sein, wenn der platte Aberglaube und die Hierarchie nicht Dogma wäre? Luther selbst wollte gerne katholisch bleiben.“

Zweiter Abschnitt.

Freundeskreis in Münster. Die Freiherren Caspar Maximilian, Clemens August und Franz von Droste-Vischering. Georg Kellermann. Litterärische Thätigkeit. Schönborn.

Stolbergs Einkehr in die alte Mutterkirche war nun allenthalben stadtkundig und landrüchig geworden und setzte als eine bedeutende Begebenheit der Zeit die Gemüther in der verschiedensten Weise in Bewegung. Seine hohe Geburt, seine diplomatischen Sendungen, seine Reisen in die entlegensten Länder Europa's, der Ruhm, welcher ihn

[1]) Zuerst mitgetheilt im litterärischen Wochenblatt, herausgegeben von Brockhaus, 1820, Juli.

als Dichter und Gelehrten schon längst umgab, seine Bekanntschaft mit den größten Männern in Deutschland, in Europa, erhöhten die Wichtigkeit jener Begebenheit. Unter den Mitgliedern der katholischen Kirche war sie den Einen eine willkommene Bestätigung ihres Glaubens, den Andern, und unter diesen am meisten denen, welche seines Wandels Zeugen waren, noch etwas mehr, ein verstärkter Antrieb, mit der erhöhten Glaubensfreudigkeit die Opferwilligkeit für einen gottesfürchtigen christlichen Wandel, wie der Geist der Kirche ihn verlangt, zu vereinen. Von protestantischer Seite ließ sich die Fortsetzung der Anfeindung der frühern Jahrzehnte, in welchen er zu den wenigen öffentlichen Vertretern des confessionellen Protestantismus stand, erwarten, ja diese Anfeindung mußte nun auf dem Tages- und Jahrmarkte der Litteratur verdoppelt werden, da ja, wie der Kanzler Niemeyer sagte, der rechtgläubige Protestantismus ein halber Katholicismus ist. Wollte man das, was die innerste Angelegenheit zwischen Gott und dem Gewissen eines Jeden ist, zu einer öffentlichen Parteisache machen und diese in den Lärm des litterärischen Richterstuhls ziehen, so war es genug, mit Jean Paul zu sagen, Stolbergs Uebertritt könne nur als Irrthum, nicht als Sünde erscheinen, oder vielmehr es war dann Pflicht, öffentlich diesen Irrthum mit Gründlichkeit nachzuweisen. Statt dessen wucherte desto reichlicher Dichtung und Wahrheit. Stolberg und seine Kirche standen da als mythologische Gebilde, von der phantasiereichen Leidenschaft furchtbarer gestaltet, als je die furchtbaren und scheußlichen Wesen der griechischen Urzeit, so daß schon dem Halbwisser und Halbseher beider zum wenigsten lächerliche Schaustücke dargeboten wurden. Eine ernste Mahnung und ein ausgezeichnetes Beispiel aus dem zurückgelegten Jahrhundert, wie ein Protestant, in Treuen seinen Glauben festhaltend, zugleich die Ueberzeugung eines zum Katholicismus übertretenden Glaubensgenossen ehrend anerkennen könne, war für jene erleuchteten Protestirenden verloren.

J. Jacob Moser, ein Deutscher von echtem Schrot und Korn wie Wenige, Protestant aus tiefster Ueberzeugung, sagt im Leben des katholisch gewordenen Freiherrn Georg von Spangenberg: „Man kann in Beurtheilung einer sogenannten Religionsveränderung nicht behutsam und vorsichtig genug sein; und gradehin zu billigen oder zu tadeln, zu loben oder zu verdammen, wenn ein gesetzter Mann, dem man Nach-

denken, Prüfungsgabe, Rechtschaffenheit, Sorge um seine Seele, Uneigennutz u. s. w. zutrauen kann, von einer kirchlichen Verfassung zu der andern übertritt, däucht mir Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Unverstand, es treffe eine Religionspartei, welche es wolle. Ja, frei zu bekennen, ich habe an Personen jener Gattung, die aus Ueberzeugung (von Seelenverkäufern, die aus Ehrgeiz, Hunger oder anderer leiblicher Noth es thaten, ist die Rede nicht) katholisch wurden, mehr Treue vor Gott, mehr Reinigkeit des Lebens, mehr practische Religion wahrgenommen, als unter Solchen, die aus der katholischen zu der protestantischen Kirche übergetreten sind." — Professor Planck und andere Protestanten wollen dasselbe in unserm Jahrhundert wahrgenommen haben [1]). Stolberg hielt den Waffen der feindselig Angreifenden den Schild der Duldung und der Liebe entgegen. Er ging ruhig und sicher als freier und offener, aber nicht mit gesuchter prunkender Ueberladung der Oeffentlichkeit hervortretender Bekenner der katholischen Kirche seines fernern Weges, auf dem er immer mehr inne wurde, daß tief und fest die Anker seiner Hoffnung und Sehnsucht gründeten. Es war ihm ein großer, ja wohl der größte Gedanke seines Daseins, die Wiedergeburt

[1]) Wie über Stolbergs freien, das deutsche Privat- und Staatsrecht durchaus nicht verletzenden Willens- und Handelnsact noch ein halbes Jahrhundert später die Geschichtschreiber der Nationallitteratur als Großrichter in Gewissenssachen sich zu Gerichte setzen, ist bekannt. Einer möge statt Vieler hier angeführt werden. Gervinus rechnet in seiner Ausgabe von Forsters Schriften, Band VII, 65, Stolberg seinen Uebertritt als Vergehen an, ihn bei der Zusammenstellung des von ihm gerechtfertigten politischen Apostaten Forster den Apostaten einer guten ehrlichen Confession nennend. Dieser wußte an der protestantischen Confession gewiß mehr als ihre Ehrlichkeit anzuerkennen; sie galt ihm, selbst nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche, vielleicht mehr als dem Gervinus. Ist denn in seinem Geiste nicht Raum für die Anerkennung jener Grundsätze religiöser Duldung, welche der von ihm hochgeehrte Forster, dessen Schriften er mit vieler Vorliebe herausgab, im fünften Bande derselben in einer gegen die Herausgeber der Berliner Monatsschrift gerichteten Abhandlung: »Ueber die Proselytenmacherei«, geltend machte? Und wie beweist er, daß jeder gebildete und denkende Mann durch seine Geburt prädestinirt sei, über das Verhältniß der ihm überlieferten Religion zu einer andern nicht nachdenken, diese nicht vergleichen und prüfen zu dürfen, oder, wenn ihm Untersuchung und Forschung wohl eingeräumt werden, seine gewonnene Ueberzeugung verläugnen zu müssen? — Man sieht, wie sehr ein sittlicher Hochmuth selbst dann Gefahr läuft, herrische Unduldsamkeit zu üben, wenn man der Wortredner freier Ueberzeugungen sein will!

des menschlichen Geschlechts durch Jesum Christum, das Werk seiner Erlösung, seine himmlische Lehre und seine übernatürlichen Gnaden erkennen und empfahen zu können aus gottgeweihten Gefäßen, welche, weil ihnen die sichere Verheißung der Dauer geworden, selbst bei den erschütterndsten Unbilden der Gegenwart ihren Bestand behalten und, wie hoch auch in künftigen Zeiten die Wogen der physischen und moralischen Verwüstung treiben mögen, nicht brüchig werden. Nicht in einzelnen verdeckten Rinnen und Röhren, sagt Beckedorf so wahr als schön, wird die erleuchtende göttliche Gnade nach willkürlicher Auswahl dem Einen oder dem Andern hier und dort eingeflößt, sondern wie ein breiter Strom, weit gesehen, klar und tief und unerschöpflich, fließt sie durch die Ebene der Jahrhunderte und ladet Alle ohne Ausnahme an ihre zugänglichen Ufer, zu schöpfen aus ihrer unversiegbaren Fülle. Nicht blos diesem oder jenem Einzelnen eröffnet der heilige Geist das Verständniß des göttlichen Worts mittelst geheimer Salbung, sondern als der untrügliche allgemeine Lehrer und Tröster „bleibt er in Ewigkeit" bei Seiner heiligen Kirche und „leitet sie in alle Wahrheit", damit sie in unfehlbarer Ueberlieferung die ächte Lehre der Apostel und die richtige Auslegung ihrer heiligen Schriften für alle Zeiten bewahre. — Spotteten Stolbergs viele Gegner, welche die Freiheit der Forschung verkündeten und, die Inspiration der heiligen Schriften verwerfend, desto eifriger ihre eigene unfehlbare Inspiration in Anspruch nahmen, so hatte er doch in den folgenden Jahren die freudige Genugthuung, daß inmitten der herrschenden Glaubensdürre und Glaubensleere mehreren protestantischen Gottesgelehrten sein unerschütterlicher kirchlicher Glaube als eine wichtige Autorität für ihren eigenen positiven christlichen Glauben galt. Ueberhaupt mußte Jeder, welcher in seinem confessionellen Glauben nicht zu ängstlich gepreßt war, um irgendwie und wo über seine engen Gränzen hinaus noch ein Christenthum zu ahnden, oder wer dieses nicht unter irgend eine Parteifahne gebracht hatte mit einer ihm fremden oder gar feindseligen Losung, Jeder mußte, sobald er die Umstände, unter welchen Stolberg seinen neuen Weg suchte, wählte und ihn später wandelte, als Richtmaaß für sein Urtheil anlegte, wenn nicht mit Hochachtung, doch wenigstens mit versöhnender Stimmung zum Abschluß desselben gelangen. Wer sieben Jahre ringt und kämpft für den möglichen Erwerb geistiger Güter, wer die Einbuße

weltlicher Vortheile und Glücksgüter nicht scheut, die Gefahr, von geliebten Verwandten und Freunden verkannt zu werden, nicht in Rechnung bringt und bereit ist, Gegenden zu verlassen, in welchen ihn so viele und so lange gewohnte süße Bande des Daseins fesselten, wer solche Opfer dann bringt für den sichern Einkauf jenseit des Grabes gelegener Güter, der ist kein leichtfertiger Proselyt. Und nun, da er der katholischen Kirche angehörte, verwandelte sich denn seine Liebe in Haß? Ward er in sich überstürzendem Eifer für seinen neuen Glauben ein die verlassene Kirche feindselig Angreifender? — Mit der Wahrheit war ihm die Liebe gewachsen, nicht nur die Liebeskraft an sich, nicht nur die allgemeine Menschenliebe, sondern alle Bande des Herzens und der Pflicht, durch welche er früher mit Andern verbunden war, wurden durch erhöhte Liebe gestärkt, auch gestärkt die Liebe zu Jenen, deren kirchliche Genossenschaft er verlassen hatte. Er hatte ja einen großen Bruchtheil christlicher Glaubenslehren aus ihr mitgenommen, und wenn er auch überzeugt war, daß das Princip seines jetzigen Erkennens ihm den vollen Gehalt der Lehren und Gnaden Christi mit einer vernunftmäßigern Einfassung und Handhabe und mit der nicht etwa nur factischen, sondern der grundgesetzlichen Gewährleistung des auf Einheit und auf die durch diese bedingte volle Wahrheit der Lehre und des Glaubens gegründeten kirchlichen Verbandes gewähre: so war er doch auch zugleich — die Kirche lehrte es ihn — überzeugt, daß Jene, welche mit den verliehenen wenigern Talenten in gutem Treuen und Glauben wucherten, des ewigen Lebens sicherer seien, als diejenigen, welche, seien es Priester oder Laien, das Angebot mehrerer Talente mit kaltem oder lauem Herzen hinnehmen und so dieselben vergraben. Wohl nahm er in den folgenden Jahren das Schwert der Wahrheit als eine Waffe, aber als eine heilige, der Rüstkammer Gottes entlehnt und mit der Liebe Hand geführt. Gelangte er als Schriftsteller der Religion im Fortgange der Darstellung dort an, wo die Fundamente der Erkenntnißlehre der katholischen Kirche eine genauere Erörterung, ihre Verfassung und ihr Cultus eine begründete Erklärung oder ein einzelnes Dogma hellere Beleuchtung verlangten, so wurde die unterscheidende Lehre und der abweichende Glaube der andern, auf dem Grunde des positiven Christenthums ruhenden, Confessionen einfach erwähnt und der Irrthum mit Milde behandelt. Schärfer

wurde, nach früherer Weise, der Ton da, wo der Vortrag nicht wider diese, sondern mit ihnen gegen jene gemeinschaftlichen Gegner des geoffenbarten christlichen Glaubens gerichtet war, welche, protestantische Christen sich nennend, ihre Vernunft und deren Satzungen über das Christenthum stellten und, vom Geiste der Verneinung erfüllt, durch eine viel weitere Kluft von ihnen als sie selbst von einander getrennt waren. —

Stolberg hatte in diesem Jahre seinen beiden ältesten Söhnen den Religionsunterricht zu ertheilen fortgefahren nach einem Entwurfe, welchen Kellermann im Jahre 1842 dem Druck übergab [1]). Wo die Wahrhaftigkeit zu den überlieferten Grundgesetzen des Hauses gehörte und im ganzen Leben des Lehrers die Lehre ihre veranschaulichte Wahrheit fand, da konnte die Ueberzeugung von dieser nicht zweifelhaft bleiben. Die Eltern hatten die Freude, die überzeugten Söhne in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen zu sehen.

Stolberg widmete seine von aller amtlichen Verpflichtung freie und selbständige Muße der sittlichen und geistigen Wohlfahrt seiner Familie, förderte den weitern Anbau der Wissenschaft, verjüngte sich fortwährend durch die Litteratur des classischen Alterthums, dessen mit seinen Söhnen gelesene Schriften ihm eine doppelte Freude gewährten, und empfand, Gott dafür dankend, mit immer größerer Befriedigung, daß er den von der Fürsehung ihm geöffneten Lebenspfad als einen gnadenreichen betreten habe. —

In seinem Hauswesen war seit der Uebersiedelung Manches abgeschafft, was der Glanz der Amtsrepräsentation zu Eutin mit sich geführt hatte, und so der Ersparnisse für Werke christlicher Wohlthätigkeit desto mehrere gewonnen, von welchen nicht, wie übelwollende Nachrede es verbreitete, Protestanten ausgeschlossen waren. Diese von der christlichen Liebe herbeigeführten Einschränkungen waren jedoch mit weiser Ueberlegung so berechnet, daß der Graf und die Gräfin für den Verkehr mit Personen aus dem vornehmen und gebildeten Stande ein Haus hielten, welches man immerhin ein glänzendes und besuchtes nennen konnte; namentlich fanden, wie früher in Eutin, so in Münster

---

[1]) Unterricht über einige Unterscheidungslehren der katholischen Kirche von Fr. Leop. Grafen zu Stolberg. Münster 1842.

solche unter den französischen Emigrirten, welche für die Sache der Religion und der Gerechtigkeit durch Verbannung und Verlust ihrer Güter Opfer gebracht hatten, bei ihnen, gleichwie bei der Fürstin Gallitzin und Fürstenberg, freundliche Aufnahme und freigebiges Gastrecht, selbst dann, wenn die nationalen Zugaben ihres menschlichen Wesens ihnen nicht zusagten. — Stolbergs glücklicher Gemüthsverfassung entsprach in dieser Zeit das Besitzthum einer heitern, lebensfrohen Gesundheit. Ueber beide Besitzthümer legt Katerkamp, welcher ihn fast täglich zu sehen die Gelegenheit hatte, Zeugniß ab [1]). „Wer Stolberg hier gekannt hat, weiß, daß er nicht, wie ein reisender Gelehrter in seinen Beobachtungen über Münster sagt [2]), gebückt und trübe einherging, sondern laut und klar aussprach, was schön, edel, erhaben ist. — Ich habe den Grafen gekannt, da er noch der protestantischen Confession angehörte, d. h. in jener Zeit, da Männer, die zu den geistreichsten Gelehrten Deutschlands gehörten, und entweder, durch die Stürme der Zeit aus ihrer Heimath vertrieben, einen Aufenthalt suchten, der ihrem Geiste am meisten zusagte, wie Jacobi und Schlosser, oder wie der Ritter Zimmermann in einer durch Kränklichkeit veranlaßten Gemüthsverstimmung im Umgang mit gelehrten und geistreichen Männern sich zu erheitern suchten, und in dieser Absicht Eutin zu ihrem Aufenthalt wählten, um in Stolbergs Umgang durch geistigen Genuß des Lebens froh zu werden. Ich habe ihn auch gekannt als Katholiken, während seines Aufenthalts in Münster; aber immer habe ich, so wie alle, die ihn unter diesen verschiedenen Umständen zu beobachten Gelegenheit gefunden haben, ihn unverändert gekannt, als den heitern, klaren, in unerschöpflicher Fülle von Gedanken und lebendigen Anschauungen geistreichen, alles Gute mit gränzenloser Liebe umfassenden, aber gegen engherzige Gesinnung und Beschränktheit (besonders gegen die selbstgefällige und gelehrte) eifernden Mann, für

---

[1]) Leben der Fürstin Gallitzin, S. 246 fgg.

[2]) Katerkamp hat hier den Kanzler Niemeyer und seine »Beobachtungen auf einer Reise durch Holland und Westphalen« (S. 274) im Sinne. Niemeyer hatte sich mit Stolberg, als er dänischer Gesandter in Berlin war, öfter in dem Spaldingschen Zirkel zusammengefunden. Er sprach ihn in Münster nicht, sondern sah ihn, dem Ansehen nach, wie er meldet, gebückt und trübe vorübergehen.

dessen Liebe und Abneigung es gleichviel war, ob er Gutes und Böses bei Katholiken fand oder bei Protestanten." — In seiner gewählten neuen Heimath wußte er sich bald und leicht eingewohnt: er kam ja nicht als Fremdling zu Fremden. Der früher wiederholte Aufenthalt in Münster hatte ihn mit den bedeutendsten Persönlichkeiten der Stadt bekannt gemacht, der erwiderte Besuch derselben in Eutin hatte eine auf gegenseitige Hochachtung gegründete engere freundschaftliche Verbindung herbeigeführt, welche nun in der sich offenbarenden vollen Uebereinstimmung in den wichtigsten Aufgaben und Angelegenheiten des Lebens an Tiefe und Festigkeit gewann und mit ihrer anziehenden Kraft auf einen weitern Umkreis von geistes- und gesinnungsverwandten Männern sich ausdehnte. Der Landesherr, der Fürstbischof von Münster und Kurfürst von Cöln Maximilian Franz, besuchte mit seinem Hofe während seiner Regierung Münster selten und nur auf kurze Zeit. Bedeutender für die Geschicke des Landes als er, der bedeutendste Mann des Hochstiftes war Fürstenberg, dessen Name schon längst in ganz Europa einen guten Klang hatte, dessen tief und weit eingreifende Wirksamkeit in Staat und Kirche wir schon früher in Umrissen angedeutet haben. Schon vor 10 Jahren, bald nach der ersten persönlichen Bekanntschaft mit ihm, sagt Stolberg in dem Tagebuche seiner Reise über ihn: „Deutschland kennet die Verdienste des großen Staatsmannes; das Stift Münster ehret und liebt wie einen Vater den weisen und guten Mann, welcher dem Landmanne Rechte der Menschheit sicherte, den Mönchen Fleiß und thätigen Patriotismus gab, den Kriegsstand ordnete, den Durst nach Wissenschaften erweckte, und mit so vielem Erfolge für die Befriedigung dieses edlen Durstes wirkte; der mit gleichem Eifer die herzerwärmende und geisterhellende Fackel wahrer Aufklärung in die hohen Schulen und in die kleinen Landschulen hineintrug." —

Nach der Wahl des Erzherzogs Maximilian Franz zum Coadjutor im Bisthum Münster (1780) war Fürstenberg von seinem Ministerium und der allgemeinen Landesverwaltung abberufen. Diese wurde bis zum Tode des Kurfürsten, ohne neue Ministerernennung vom Hoflager desselben, durch den kurfürstlichen Rath und Referendarius Wenner, nachher durch v. Druffel besorgt. Das Generalvicariat und die Leitung des Schul- und Unterrichtswesens war Fürstenberg seinem Wunsche

gemäß geblieben und ihm des Landesherrn volles Vertrauen in diesem Wirkungskreise erhalten. Von nun an hatte er seine ungetheilten Kräfte der sittlichen und geistigen Bildung des Landes zugewendet und mit freudiger Genugthuung gesehen, — und Viele mit ihm nahe und fern, welche in der trüben und verwirrungsvollen Zeit sich den Blick in die höhern Güter der Menschheit rein und frei erhalten hatten, — daß der dem ganzen Organismus der von ihm gegründeten oder weiter ausgebildeten Lehranstalten inwohnende Geist bildende Triebkraft zu einem allseitigen, in Staat und Kirche gesunden Dasein mit sich führe. Seine von Esser mitgetheilten Schriften über die Erziehung und über den niedern und höhern Unterricht geben Zeugniß von seiner tiefen Einsicht und seiner universellen Bildung, Zeugniß von seinem nie ermüdenden Eifer, Saamen zu streuen und Pflanzen zu pflegen für Wahrheit und Tugend, und — was noch bedeutender ist — der ihn beseelende Geist ward die Seele seiner Anstalten, und wie die Wirksamkeit des von ihm berufenen Overberg für die Volksschulen segensreiche Früchte brachte, so reiften diese unter Fürstenbergs persönlicher Pflege und Leitung an dem Gymnasium, in den philosophischen Classen, und an der Universität. Auf ihn und auf seine Werke finden Stolbergs bei einer andern Gelegenheit gesprochene, das geistige und sittliche Lebensprincip enthaltende Worte [1]) volle Anwendung: „Nichts dauert, als was sein Princip des Lebens in sich hat. Nichts gelingt, als was aus Einem großen lebendigen Princip hervorgeht, welches sich von Innen aus entwickelt, und in Gestalt oder in Wort oder in That kräftig an's Licht tritt. — Werke des Menschen, dessen Kraft ein Strahl der Gottheit ist, haben Leben und Werth, je nachdem sie aus Einem großen Gedanken hervorgingen und sich entwickelten, je nachdem sie aus Einem Funken der Liebe zur Flamme wurden, welche weit umher leuchtet und wärmt. Geist und Liebe sind es allein, welche Großes hervorbringen.“ — Fürstenberg, der selbst auf einer ungewöhnlichen Höhe universeller Bildung in Kunst und Wissenschaft stand, konnte und wollte weder sich noch seine Anstalten, namentlich die Universität, gegen die reichen Gedankenströmungen seiner Zeit verschließen.; aber er unterschied mit scharfem Urtheil in ihnen den Schaum und die in der

---

[1]) Geschichte der Religion Jesu Christi II, 341, 342.

Quelle getrübten Bäche vom guten Fahrwasser. Mit diesem suchte er die höhern Lehranstalten zu befruchten und den Hauptstuhl, welcher noch vielfach in der altsassischen Sitte und Weise wurzelte und sich im treuen Glauben an die katholische Kirche und in der Bekräftigung desselben durch das Leben sich eingefestet hatte, zu bereichern und durch diese Bereicherung jenem zugleich eine Schutzwehr zu bereiten gegen den einerseits von der absoluten Vernunftdenkerei der abwechselnd herrschenden philosophischen Systeme und ihrem natürlichen populären Ausflusse, dem gemeinen Rationalismus, andererseits von den Blendwerken der politischen Glückseligkeitsversuche bewegten Zeitgeist. Er war von der Ueberzeugung geleitet, daß Weniges gründlich wissen Vieles erkennen und Tüchtiges im Leben ausüben lehre und höhere Bildung verschaffe, als Halbheit im Hundertfältigen, daß die Vielwisserei, weit entfernt, den Menschen zu lehren sein, wer er sein soll, aus neuen Beweggründen, fester als zuvor, vielmehr die Schwächung der sittlichen Erkenntniß und der Willenskraft und die Untergrabung aller dem Guten und wahrhaft Großen zugewendeten Charakterstärke herbeiführe. Fürstenbergs große Verdienste um den höhern Unterricht leuchten noch besonders hervor, wenn man den vergleichenden Blick der vom Kurfürsten und Erzbischofe Maximilian Franz im Jahre 1786 selbst eröffneten Universität Bonn zuwendet, an der gottlose Mönche, welche das volle Gift französischer Encyclopädisten und des flachsten Rationalismus der Deutschen eingesogen hatten, den Grundsätzen der katholischen Kirche Hohn sprachen und eine böse Saat aussäeten. Und doch war der Kurfürst zugleich Fürstbischof von Münster! — Ein Charakter, wie Fürstenberg war, und der die Erziehungs- und Unterrichtsanstalten Münsters und des Münsterlandes beseelende Geist mußten der Natur des Grafen Stolberg völlig zusagen und die früher angeknüpfte Freundschaft der geistesverwandten Männer, wenn sie auch dem Alter nach mehr als zwei Jahrzehnte von einander standen, einer festen und innigen Seelengemeinschaft entgegenführen. — Die innern Lebensbezüge der Fürstin und Overbergs einerseits und des Grafen und der Gräfin Stolberg andererseits waren schon seit einem Jahrzehnt nach so vielen Seiten hin zum gegenseitigen Verständniß gediehen, daß sie nun, da derselbe Boden sie trug, und sie in derselben Atmosphäre athmeten, und frühere Ahndungen und Hoffnungen Wirklichkeit und

Erfüllung geworden, im Glauben, Hoffen und Lieben sich völlig eins wußten, und daß, wenn auch des Tages, der Monate und des Jahres Geschäft nebst seinen Beziehungen und Aufgaben mit verschiedenen Saiten bespannt war, unter diesem hellleuchtenden Dreigestirn den wahrhaft Befreundeten in trüben und hellen Tagen, im Thun und Lassen, in geselliger Mittheilung und in dem gegenseitigen stummen Einreden der Herzen der Getrennten, immer die seelenvolle Harmonie ihrer Vereinigung tönte.

Die Summe seines eigenen innern Lebens und Strebens legte der Dichter im Sommer in einer Strophe der zum Geburtstage der Fürstin von Gallitzin gedichteten Cantate nieder [1]):

„Wie aus inn'rer Lebensregung
Der Gedanke sich erhebt,
Dann mit Wohllaut und Bewegung
Auf des Liedes Flügeln schwebt:
So ist gottgeweihtes Leben
Harmonie in jedem Streben!"

Der Kreis der Freunde Overbergs, Fürstenbergs und der Fürstin war auch der Freundekreis Stolbergs. Zu diesem gehörte zunächst Theodor Katerkamp, welchen Stolberg schon früher kennen und schätzen gelernt hatte. Er war im Jahre 1764 zu Ochtrup, einem Landstädtchen im Fürstbisthum, von wohlhabenden Eltern geboren. Nachdem er in Rheine und Münster seine Gymnasial- und philosophischen Studien vollendet hatte, widmete er sich der Theologie und trat zum Priester geweiht unmittelbar aus dem bischöflichen Seminar 1788 als Lehrer und Erzieher in das freiherrliche Haus des Erbdrosten zu Vischering in Münster. Im Jahre 1796 und 1797 begleitete er seine erwachsenen Zöglinge, die Freiherren Clemens August und Franz Droste, auf einer zweijährigen Reise durch die Schweiz, Italien und Deutschland. Nach Vollendung dieser Reise ward er als Freund in das Haus der Fürstin Gallitzin aufgenommen, in welchem nun Overberg seinem jüngern Freunde ein täglich sichtbares Vorbild seines priesterlichen Berufes wurde. Angeregt durch die Vorträge Cl. Beckers, Professors der

---

[1]) S. W. II, 183 fgg.

Kirchengeschichte, und durch Sprickmanns Vorlesungen über die deutsche Reichsgeschichte, widmete er sich vorzüglich den historischen Wissenschaften, namentlich der Kirchengeschichte, welche er seit dem Jahre 1808 in der theologischen Facultät als außerordentlicher Professor lehrte. Im Jahre 1819 ward ihm die ordentliche Professur der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts übertragen [1]). — Zu den begütertsten und durch edle Gesinnung ausgezeichnetsten Adelshäusern Westphalens gehörte das freiherrliche Haus der Erbdrosten zu Vischering. Am früheften und lebhaftesten stand seit ihrer Niederlassung in Münster die Fürstin Gallitzin mit dieser Familie in Verkehr; der Graf Stolberg hatte schon in früheren Jahren derselben Besuche gegeben und von ihr in Eutin angenommen, und wie er mit dem Stammherrn Adolf und mit dem im Alter zunächst folgenden Bruder Caspar Maximilian in Neapel zusammengetroffen sei und mit ihnen die Reise durch die Insel Sicilien gemacht, ist schon erwähnt. Unter den sieben Brüdern hatten sich drei dem geistlichen Stande gewidmet: der genannte Freiherr Caspar Maximilian, Clemens August und Franz. Der letzte, als Geistlicher — Priester war er nicht — Mitglied des alten Münsterschen Domcapitels, ist weniger berühmt geworden als seine beiden älteren Brüder; aber in streng religiöser und kirchlicher Gesinnung ihnen gleich, übertraf er sie an vielseitiger wissenschaftlicher Ausbildung; nur hielt seine große stille Bescheidenheit ihn von einer größern öffentlichen Verwendung des Reichthums seines Wissens, als geschehen ist, zurück, so daß dieser nur Wenigen lautbar geworden ist. Was in der spätern Zeit Caspar Maximilian und besonders Clemens August der Kirche geworden sind, wer sollte es nicht wissen? Caspar Maximilian (1770—1846) ward im Jahre 1793 zum Priester, von dem Fürstbischofe von Münster, dem Kurfürsten Maximilian Franz, 1795 zum Weihbischofe von Münster geweiht. Clemens August (1773—1845), von Katerkamp und von den Lehranstalten Münsters, unter Fürstenbergs persönlicher Theilnahme, unterrichtet und gebildet, gewann die

---

[1]) Im Jahre 1823 ward er Domcapitular, 1831 Domdechant und starb 1834. Unter seinen Schriften hat seine Kirchengeschichte einen allgemein anerkannten großen Werth.

weitere Ausbildung durch eine zweijährige Reise, von seinem Bruder Franz und Katerkamp begleitet. Die innige Freundschaft, durch welche er und sein Bruder mit dem jungen Demetrius, dem Sohne der Fürstin, verbunden waren, hatte die Jünglinge dem Hause und dem Herzen derselben noch näher gebracht. Clemens August ward im Jahre 1798 von seinem Bruder, dem Weihbischofe, zum Priester geweiht. Obwohl er eine Präbende am Dome hatte, die ihn aller seelsorglichen Verrichtungen überhob, so übte er doch, anderen Domherren zum beschämenden Beispiel, mit seltenem Eifer am Altare, im Beichtstuhl und auf der Kanzel alle Pflichten eines eifrigen Priesters aus und gewann sich überall die Zuneigung und Liebe der Gläubigen.

Zu den den höhern Lehranstalten Münsters angehörenden Männern, mit welchen Stolberg Verkehr und Gedankenaustausch pflegte, zählen wir namentlich Gerz, Professor in der philosophischen Facultät, Hofrath und ordentlichen Professor der Reichsgeschichte und des deutschen Staats- und Lehnrechts, welchen wir schon als einen dem Göttinger Hainbunde anhängigen Dichter kennen, dessen feinen Geschmack und stylistische Fertigkeit Fürstenberg wiederholt zur Redaction öffentlicher Schriftwerke verwendete, und Hyacinth Kistemaker. Dieser — geboren im Jahre 1754 zu Nordhorn in der Grafschaft Bentheim — war am Gymnasium zu Rheine Mitschüler und Freund Overbergs, setzte in Münster seine wissenschaftliche Laufbahn fort und ward im Jahre 1775 zum Priester geweiht. Fürstenberg erkannte seine Tüchtigkeit zum Lehrfache, berief ihn als Professor am Gymnasium und nach Zumkley's Tode zur Direction desselben. Seine ausgebreiteten Kenntnisse und seine pädagogische Einsicht vermochten ihn, theils die Gymnasialhandbücher seines Vorgängers zeitgemäß zu verbessern, theils neue zu schaffen. Seit dem Jahre 1800 war er zugleich Professor der biblischen Exegese an der Universität. In späteren Jahren erklärte er auch in der philosophischen Facultät den Sophokles und Pindar. Sein gründliches und vielseitiges Wissen, das er als Lehrer und Schriftsteller zu Tage legte, seine Kenntnisse der orientalischen und der classischen Sprachen des Alterthums und vieler neueren Sprachen erwarben ihm von vielen Seiten her den Beinamen eines zweiten Erasmus. Im geselligen Umgange zeigte er neben großer Bescheiden-

heit und Anspruchslosigkeit lebhaft heitere, originelle und geistreiche Laune, in welcher seine Freunde ihn gern sahen [1]).

Der Winter hatte bereits Abschied genommen, die schöne Jahreszeit war erschienen. Stolberg, den Freund der Natur, die ihm immer jung blieb, weil er ihr nie alterte, trieb es, der Stadt zu entrinnen und sich durch eine Reise zu durchsommern, an deren Endziel ihm die Natur den bekannten Genuß ihrer schönsten und erhabensten Erscheinungen und, was noch höher stand, das Verweilen im Schooße der verwandten Familie Erneuerung und Belebung der von den süßen Banden der Verwandtschaft umschlossenen höheren Menschheitsgefühle verhieß. Der Harz und das kühne Bergschloß, die Burg ihrer Ahnen, waren schon während der in Halle und Göttingen verlebten akademischen Jahre von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold wiederholt besucht, die Waldungen des Gebirges durchwandert, die Ruinen der Harzburg und der Brocken bestiegen, und bei der sich neigenden Sonne dessen weit in das östliche Flachland geworfener großartiger Schatten bewundert. Friedrich Leopold hatte zugleich im lyrischen Gesange das werthe Cheruskerland und seine echt teutonischen Bewohner begrüßt; zu seinen frühern Empfindungen gesellte nun die frische Erinnerung noch die des nächst vorhergehenden Jahres, in welchem er zweimal seine Urheimath wieder besuchte und in ihr, in der gräflich Wernigerode'schen Familie, seine geliebte Tochter Agnes zurückließ, die er nun an sein väterliches Herz drückte.

Auf der Reise nach Wernigerode hatte Stolberg mehrere Tage in Driburg verweilt und hier ein Schreiben von Johann Ludwig Ewald, Pastor in Bremen, erhalten. Dieser, zwei Jahre älter als Stolberg, bekannt als fruchtbarer Schriftsteller und als ein in verschiedenen kirchlichen und wissenschaftlichen Amtsthätigkeiten bewährter Gottesgelehrter, war in dieser Zeit Prediger an der Stephanskirche in Bremen. Schon seit zwanzig und einigen Jahren hatte er sich, nachdem er bei seinen mannigfachen innern und äußern Lebenserfahrungen der Leerheit seiner biblischen Denkgläubigkeit inne geworden, der Freundschaft Lavaters und seiner kirchlichen Richtung zugewendet. Betroffen von einigen Stellen jenes oben erwähnten Antwortschreibens Stolbergs an den

[1]) Er starb als Domcapitular zu Münster im Jahre 1834.

Grafen de Schm., wendet er sich an Stolberg, welcher ihm nach seiner Rückkehr von Münster aus am 8. Juli antwortet. Der Brief hellet zugleich einige wichtige Stellen seines Briefes an Lavater noch bestimmter auf [1]).

Am 27. Juli im 45. Jahre seines Alters starb der Fürstbischof von Münster und Kurfürst von Cöln Maximilian Franz nach einem kurzen Krankenlager auf dem kaiserlichen Lustschlosse Hetzendorf nahe bei Wien, wo er, seit dem Jahre 1795 von den kriegerischen Unruhen aus Bonn und seinem rheinischen Kurlande weggescheucht, in den letzten Jahren seinen Wohnsitz gewählt hatte. Die Trauerbotschaft gelangte durch einen Courier sogleich nach Münster. Die Regierung des Hochstiftes fiel nun verfassungsmäßig dem Domcapitel und zunächst der ersten Dignität desselben, dem Domdechanten, dem damaligen Herrn von Spiegel, zu. Durch eine möglichst beschleunigte Wahl und zwar aus dem Erzhause Oesterreich glaubte das Domcapitel der Gefahr einer Säcularisation, welche damals über allen geistlichen Fürstenthümern schwebte, entrinnen zu können. Einstimmig ward am 9. September die Wahl eines neuen Fürsten und Bischofs in der Person des Erzherzogs Anton Victor, eines jüngern Bruders des Kaisers Franz, vollzogen und der Erwählte als neuer Landesfürst feierlich verkündigt. Uebereinstimmend mit dem Domcapitel zu Münster verfuhr das, seit dem Verluste des linken Rheinufers, in Arnsberg residirende Cölnische Domcapitel, welches denselben Prinzen auch zum Erzbischof und Kurfürsten erwählte. Die publicistische Lage Europa's, besonders des deutschen Reichs, in der Gegenwart rechtfertigte die Furcht jener Gefahr, aber auch die Hoffnung ihrer Abwehr. Die Schlacht bei Marengo am 14. Juni 1800, in welcher der General Desaix und Kellermann dem bereits siegreichen österreichischen Heere einen entscheidenden Sieg abrangen, und die gleichzeitigen Siege Moreau's in Deutschland hatten den Kaiser und das deutsche Reich den 9. Februar 1801 zum Abschluß des harten und verhängnißvollen Luneviller Friedens gezwungen, dessen siebenter Artikel entschied, „daß, da durch die Abtretung eines Theiles von Deutschland an Frankreich verschiedene einzelne Reichsfürsten ihre Besitzungen eingebüßt hätten, der Verlust aber das Ganze treffen müsse,

---

[1]) Den Brief selbst siehe Beilage C.

das Reich den erblichen Fürsten, die sich in jenem Falle befänden, eine aus seinem Innern zu nehmende Entschädigung zutheilen sollte". Die Vollziehung dieses vieldeutigen Artikels hielt noch beinahe zwei volle Jahre die meisten geistlichen Staaten in der Spannung zwischen Furcht und Hoffnung. Der erwählte Fürstbischof, welcher die Lage der Dinge bestimmter zu übersehen im Stande war, als das hoffende Hochstift und sein Domcapitel, nahm Anstand, die Wahl sofort anzunehmen und Anstalten zu treffen zum Antritte der Regierung. Das Capitel führte die Regierung des Landes fort, bis seine Geschicke im nächsten Jahre ihre Entscheidung fanden. — Daß Fürstenberg jene Bischofswahl des Erzherzogs Anton Victor mit besonderer Betriebsamkeit befördert habe, ist eine zuerst vom Herrn v. Dohm aufgestellte, nachher von Söckeland wiederholte Behauptung, deren Unwahrheit Dr. H. A. Erhard aus den archivalischen Urkunden nachgewiesen hat [1]). Die Seele der ganzen Wahlangelegenheit war der junge Domdechant Freiherr v. Spiegel. Bei dem Wahlacte selbst stimmte Fürstenberg als Domcapitular den übrigen Stimmenden einfach bei. —

Im Herbste dieses Jahres trat in die Familie des Grafen Stolberg ein junger Mann ein, dessen reichbegabtes inneres Leben in dieser zu einer Entfaltung gelangte, welche nach Gottes Fürsehung ihm selbst, dem Grafen, über sein Grab hinaus, der gräflichen Familie und zuletzt vielen Tausenden zum überaus reichen Segen werden sollte. Dieser ist Georg Kellermann, der später erwählte Bischof von Münster, der Freund und Liebling des Volkes. Er war geboren den 11. October des Jahres 1776 in Freckenhorst, einem Städtchen des Fürstenthums Münster. Sein Vater war Leinweber. Die Eltern waren dürftig, aber in der Stadt und Umgegend hochgeachtet wegen ihrer Rechtschaffenheit und musterhaften Frömmigkeit. Als Knabe übte er das Handwerk seines Vaters, aber der innigste Wunsch, sich dem priesterlichen Stande widmen zu können, trieb seinen lebhaften, mit vielen Anlagen ausgerüsteten Geist an, seine freien Stunden dem Privatstudium zu widmen, wozu ein Geistlicher seines Ortes ihm behülflich war. Mit Bewilligung seiner Eltern bezog er das Gymnasium zu Münster, wo er bald

[1]) In Ledeburs Archiv für die Geschichtskunde des Preußischen Staates, Bd. XV, S. 102 fg.

zu den besten Schülern gerechnet ward und Fürstenbergs besondere Aufmerksamkeit erweckte. Nach den zurückgelegten Gymnasialclassen ging er 1795, durch Privatstunden seinen Lebensunterhalt gewinnend, zur philosophischen Facultät über, welche dort einen zweijährigen Cursus hatte. Im September 1797 begleitete er den Professor Brockmann, welcher am Gymnasium sein Lehrer gewesen war, auf einer Reise nach Hamburg. Hier trafen diese mit den Freiherren Clemens und Franz Droste, welche in dieser Zeit, aus Italien und der Schweiz zurückkehrend, ihre Reise über Dresden nach Hamburg gezielt hatten, wohin den heimkehrenden Brüdern der Weihbischof Caspar entgegen gekommen war. Der jüngst vermählte Perthes wurde der Geleiter dieser Gesellschaft, als sie die Stadt und ihre Einrichtungen kennen lernen wollten. Mittags ließen sich die Herren gerne den spärlichen Tisch der jungen Eheleute gefallen und zwischen den Männern, die ungefähr gleichen Alters waren, entstand ein so festes gegenseitiges Vertrauen, daß die persönliche Achtung und Liebe auch später durch den verschiedenen Lebensgang und die verschiedene Lebensansicht nicht aufgehoben wurde [1]).

Kellermann widmete sich darauf der Theologie und trat später 1800 in das bischöfliche Seminar ein. Der damalige Subregens der Anstalt, A. Melchers, gewann den frommen, hoffnungsvollen Jüngling, welcher den 2. August 1801 die Priesterweihe erhielt, lieb und empfahl ihn dem Grafen Stolberg zum Hauslehrer und Erzieher seiner Kinder. So kam im October dieses Jahres Kellermann in das Stollbergsche Haus; ein Ereigniß, welches für sein ganzes folgendes Leben von der entscheidendsten Wichtigkeit war. Er blieb bis zu seinem Tode ein wahrer Hausfreund auch der nach dem Tode des Grafen in entfernten Gegenden zerstreuten Familie. Sein Verhältniß zum Grafen faßte er beinahe wie das eines Sohnes zum Vater. An Stolbergs glühender Liebe zum katholischen Glauben erwärmte sich sein Gemüth; an dessen reicher Lebenserfahrung gewann er selbst die hohe Reife des Geistes, mit der er durch ein vielbewegtes, thatenreiches Leben ging, und Stolbergs hoher Sinn für Litteratur und Kunst, für alles Gute und Edle, verlieh auch Kellermanns Geiste das Gepräge einer echten Bildung.

[1]) Friedrich Perthes Leben, aufgezeichnet von Clemens Theodor Perthes I, 102.

Stolberg aber schätzte und liebte innig das reine, priesterliche Gemüth seines würdigen Freundes und fand in ihm das Bild des katholischen Priesters verwirklicht, wie es ihm bei seiner Rückkehr zur Kirche vorgeschwebt hatte. — Kellermann, der Lehrer und Erzieher der Söhne des Grafen Stolberg, wurde zugleich ein Mitschüler derselben und Lehrling ihres Vaters. Zu den Schriftstellern des classischen Alterthums, mit welchen Stolberg in der frühern Zeit sich mit Liebe und Eifer beschäftigt hatte, gehörte auch Aeschylus. Schon zweimal hatte er, wie wir oben sahen, an der Bezwingung des Gewaltigen durch eine Uebersetzung gearbeitet, im Jahre 1783 und 1797; aber die Arbeit befriedigte ihn nicht. Im Winter des Jahres 1801 erklärte er seinen beiden ältesten Söhnen und Kellermann einige Tragödien des Dichters und übergab nach der Durchsicht und Verbesserung der Handschrift im folgenden Jahre 1802 die schon genannten Tragödien: „Prometheus in Banden, Sieben gegen Theben, die Perser und Eumeniden" der Oeffentlichkeit. Sie erschienen in Hamburg 1802 bei Fr. Perthes mit beigefügten 16 flaxmanschen Umrissen.

Zu den Kirchenvätern, deren Schriften Stolberg schon längst in hohen Ehren hielt, gehörte der heilige Augustinus. Auch die Fürstin von Gallitzin und Overberg waren große Verehrer dieses Heiligen. Stolberg wählte aus seinen zahlreichen Schriften zwei: „Von der wahren Religion, und den Sitten der katholischen Kirche" zur Uebersetzung, und gab dieselbe, mit Beilagen und erläuternden Anmerkungen begleitet und Overberg gewidmet, im folgenden Jahre in Münster und Leipzig heraus. Wie der Kirchenvater gegen die Irrlehrer seiner Zeit für die christliche Wahrheit sein Leben hindurch zu kämpfen und diese an's Licht zu stellen nicht ermüdete, so glaubte der Uebersetzer durch die Mittheilung des Inhalts der Urschrift und durch die Zugabe von Beilagen und Anmerkungen der heiligen Sache der Kirche zu dienen; denn jene beiden ausgewählten Schriften gehören nicht nur wegen der in ihnen enthaltenen, für alle Jahrhunderte geltenden Wahrheiten ihres Inhalts zu den bedeutendsten des Kirchenvaters, sondern sie boten auch dem Dolmetscher natürliche Anknüpfungspuncte zu einzelnen Erörterungen dar, deren Beherzigung vorzüglich im Anfange unseres Jahrhunderts bei der wachsenden Entchristlichung der Gemüther den Glauben der Gläubigen gegen seine Anfeindungen zu stärken geeignet war. —

Eine Stelle in der genannten ersten Schrift, worin der heilige Augustinus von Sokrates und von der platonischen Philosophie redet, veranlaßt den Uebersetzer zu einer Beilage, in welcher er zunächst ein Gebiet betritt, auf welchem der Deutsche dem Afrikaner überlegen war. „Das Griechische zu erlernen“, sagt Stolberg an einer anderen Stelle [1]), „ward dem Augustinus sehr schwer; ja er gelangte nie zu einer vollkommenen Kunde dieser schönen und an unsterblichen Werken so reichen Sprache, wiewohl er, aber nicht ohne Mühe, griechische Schriftsteller las.“ Uebrigens spricht Augustinus in jener Stelle von Sokrates und der platonischen Schule in anerkennender Weise, wenn er auch nur an den Gegenstand hinstreift. Der Erläuterer aber giebt in lichtvollen Umrissen ein Lebensbild des Weisen, und weist die Goldkörner nach, welche hier aus der Nacht des heidnischen Alterthums hervorglänzen, niedergelegt in der Lehre und in den Schriften der von Gott erleuchteten Männer und begründet so die Bemerkung des Kirchenvaters, daß das Evangelium bei den Platonikern leichten Eingang gefunden habe. Nachdem nachgewiesen, wie die folgenden philosophischen Schulen dem Christenthum nicht hätten hold sein können, daß auch die Peripatetiker und Skeptiker, ohne den ihren Schulen eigenthümlichen Begriffen zu entsagen, nicht in der Weisheit, die in Knechtsgestalt erschienen, „den Weg, die Wahrheit und das Leben“ hätten finden können, geht Stolberg zuletzt zu seiner Zeit über (Seite 154): „Ohne philosophischen Bart“, heißt es, „ohne den Mantel der Schule, gehen die Geister dieser Secte unter uns um. Sie erheben die Stimmen so laut, sind so anmaßend, so spitzfindig, so satt und selbstgenügsam, obwohl unter dem Gewölk ihres Dünkels so leer und nichtig, wie es nur je die Sophisten Athens zur Zeit des Sokrates, den sie haßten, oder jene spätern Pedanten waren, die der Spötter Lucian den Zeitgenossen, vor denen sie sich brüsteten, lächerlich, und uns bekannt gemacht. — So verschieden an Lehrgebäuden sie auch sind, deren jedes binnen Eines Menschen Alters sich erhebt und wieder einstürzt, um einem neuen Platz zu machen, so scheinen doch alle diese Sophisten in ihrer Anfeindung des Christenthums sich zu vereinigen, Titanen mit dem Willen, Pygmäen an Kraft. — Und gewiß verdient bemerkt zu werden, wie

---

[1]) Geschichte der Religion Jesu Christi XIII, 92.

sie mehrentheils auch in ihrer Geringschätzung der sokratischen Weisheit übereinstimmen; daher Platon, den das Alterthum den göttlichen nannte, in ihren Augen bald ein seichter Schwätzer, bald ein schwärmender Phantast, wenigstens zu bedauern ist, daß er nicht ihre Zeit erlebte, um seine Kerze an ihrem Lämpchen anzünden zu können.

Gleichwohl erheben Platon und Xenophon noch immer das Herz, und entzücken nach Jahrtausenden. Immer noch leuchten sie am reinen Aether wahrer Philosophie, gleich dem befreundeten Gestirne der Tyndariden, anstatt daß jene, gleich entflammten Nachtdünsten des Sumpfes, zwar eine Zeitlang scheinen und den unkundigen Wanderer irre locken, bald aber wieder erlöschen und keine Spur zurücklassen. Sie sind Kinder der Nacht, und jede Nacht bringt die ihrigen hervor.

Der Gott, welcher „Ein großes Licht" hervorrief, „das den Tag regiere, und ein klein Licht, das die Nacht regiere, dazu auch Sterne", Er, der erst Einem Volke die Morgenröthe der Erkenntniß, dann dem Erdkreise die Sonne des Heils aufgehen ließ, erbarmte Sich auch schon früh der Völker, „die in Finsterniß saßen und im Schatten des Todes." — — — —

„Moral ohne positive Vorschriften", sagt Portalis irgendwo, „läßt die Vernunft ohne Richtschnur; Moral ohne religiöse Dogmen ist eine Gerechtigkeit ohne Richterstuhl." — Die Anerkennung dieses Richterstuhls ist der zu lösende Knotenpunct. Der Wahn der Freiheit verbirgt sich lieber unter die absolute Herrschaft der Subjectivität und will nicht wissen, daß, wer menschliche oder göttliche Gesetze als Richtschnur des Handelns in sich aufzunehmen weder den Willen noch die Kraft hat, noch weniger sich selbst zu gebieten im Stande ist, vielmehr in den Fesseln der Satzungen, welche an seiner Leibeigenschaft haften, einhergeht. — Stolberg spricht in einer Anmerkung (Anm. b.) zur zweiten Schrift des heiligen Augustinus, zum Theile anknüpfend an die Gedankenreihe in jener Beilage zur ersten Schrift und dieselbe durch die von der Autorität der heiligen Schrift und ihrer authentischen Auslegung durch die Kirche erweiternd und sagt u. A.: „Wie manche Weltweise, die uns nicht zu sagen wissen, woher wir kamen? noch wohin wir gehen? von keiner, auch nicht göttlichen Autorität etwas wissen wollen, welche doch dem bescheidnen Liebhaber der Weisheit, Sokrates, so wünschenswerth schien, und wie sie den Christen vor-

werfen, daß die christliche Religion auf Autorität der Offenbarung beruhe: so werfen Mitglieder christlicher, aber von der katholischen Kirche getrennter Partheien uns Katholiken vor, daß unsere Religion nicht blos auf Autorität des göttlichen Wortes, sondern auch auf der Autorität der Kirche beruhe. Als ob irgend ein Gesetz ohne authentische Vollzieher sich in Kraft erhalten, oder, als ob die Schrift einer authentischen Erklärung entbehren könnte, welche eine Richtschnur des Lebens dem Herrscher, dem Weisen und dem Hirten auf dem Felde zieht, welche Bewegungsgrund zum Handeln und Trost im Leiden aus der künftigen Welt hernimmt; welche vom Unsichtbaren ausgeht, und auf den Unsichtbaren zurückführt! Als ob auch die Erfahrung seit 18 Jahrhunderten nicht gelehrt hätte, welcher verschiedenen Deutungen diese Schrift fähig scheine, sobald man sich erkühnt „die Gemeine des lebendigen Gottes, diesen Pfeiler und Grundveste der Wahrheit“ zu verlassen. ..... Wir Katholiken haben uns in der Lehre nie einer menschlichen Autorität, als solcher, unterworfen.

„Die Autorität der Kirche, d. h. der in ihrem Glauben vereinten Bischöfe der Kirche Gottes, ist für uns in Absicht auf Glaubenslehren göttlich, weil Christus den Aposteln und deren Nachfolgern verheißen hat, daß Er „bei ihnen sein werde alle Tage bis an der Welt Ende“, und daß „der heilige Geist, der Geist der Wahrheit, bei ihnen bleiben ewiglich, in ihnen sein, sie alles lehren, sie in alle Wahrheit leiten werde“.“ — — —

In diesem Jahre kehrte Schönborn, der langjährige, vertraute Freund Stolbergs seit den Jugendjahren, von der dänischen Gesandtschaft in London, in das in 24 Jahren nicht betretene, ihm beinahe fremd gewordene Vaterland zurück. Im Alter von 65 Jahren hatte er dringend das Bedürfniß der Ruhe und Unabhängigkeit gefühlt und um seine Entlassung gebeten, welche der König von Dänemark auf die ehrenvollste Weise durch die Verleihung der Würde eines Legationsraths und einer Pension ihm gewährte. Vier und zwanzig Jahre war er aufmerksamer und stiller Beobachter der großen Entwickelungen der europäischen Angelegenheiten in einem ihrer Mittelpuncte gewesen; doch nicht blos für sich. Während bedeutender Zwischenräume, durch den Wechsel der Gesandten und ihre Urlaubsreisen veranlaßt, ward ihm wiederholt der Posten eines Geschäftsträgers seines Hofes übertragen,

und er hat ihn, unterstützt durch die genaueste Kenntniß des Landes, der Parteien, der Hülfsquellen, so wie durch die Achtung Derer, mit welchen er zu verhandeln hatte, mit Auszeichnung verwaltet. Der in die deutsche Heimath Zurückgekehrte fand dies zunächst an der Schwelle des Vaterlandes, in Hamburg, in dem Hause eines neuen, durch gemeinsame Verbindungen, vorzüglich durch die mit Claudius und Klopstock, ihm gewonnenen Freundes. Dort wohnte er als geehrter Gast bei Fr. Perthes vom Jahre 1802 bis 1806. Hier wollt' und konnt' er sich der lang ersehnten Unabhängigkeit völlig erfreuen. Oft verließ der seltsame Mann Wochen hindurch die Wohnung nicht, sondern freuete sich des bequemen Schlafrocks und der Unordnung seines Zimmers, oder vergrub sich in den Bücherschätzen, welche die Handlung darbot. Nicht selten sahen ihn die Hausgenossen in langem, schlotterndem Oberrocke, den Stock unter dem Arm, um die Mittagsstunde aus der Hausthür treten, sich nach allen Weltgegenden wenden, wählend umschauen, schwanken, bei welchem Freunde oder in welchem Gasthofe er den Mittag zubringen wolle, und dann nach einiger Zeit in das Haus zurückkehren, um auf seiner Stube zu bleiben. In Perthes' Familie wie ein Glied derselben angesehen, ging und kam er nach Gefallen, freuete sich des lebendigen, wechselnden Verkehrs und konnte dennoch, ohne zu reden, viele Stunden zerstreut oder in träumerischer Behaglichkeit unter den Kindern oder den besuchenden Freunden hinbringen. Schweigen war ihm keine Last, auch nicht, wo Unverständige laut wurden. Wenn er aber, was Perthes meisterhaft verstand, zum Reden gebracht ward, so bildete er sogleich den Mittelpunct des Kreises, in welchem er sich befand, und der seltene Schatz von Gelehrsamkeit, von Lebenskenntnissen und Lebenserfahrungen, welcher in ihm verborgen lag, that sich in überraschenden Wendungen und in einer kurzen Kernsprache kund, die stets das unmittelbarste Erzeugniß des Augenblicks war [1]). Schönborn und Stolberg konnten sich zunächst nur mit der schreibenden Hand berühren, in die sich noch das alte Herzensblut ergoß; die lebensvolle Umarmung mußte einem spätern Jahre aufgewahrt bleiben. —

[1]) Vergl. Rist, »Schönborn und Zeitgenossen«, S. 24 fg. »Fr. Perthes Leben« von Cl. Th. Perthes. »Math. Claudius« von Herbst, S. 332.

In dieser Zeit richtete Stolberg an den Sohn der Fürstin Gallitzin, Demetrius, den er auf seiner Reise nach Italien im Jahre 1791 als einundzwanzigjährigen Jüngling hatte kennen lernen und der nun Missionär im Westen Pennsylvaniens war, ein Schreiben vom 27. März dieses Jahres, worin es heißt:

„Schon manchmal, liebster Mitri, habe ich an Sie schreiben wollen; schon zur Zeit, als ich noch in Eutin war. Da mir so viel Liebes, Unvergeßliches durch Ihre Mutter zu Theil ward, nachdem mich Gott mit einer Liebe, für die ich Ihn ewig zu preisen, sowie dieser Liebe mich ewig zu erfreuen hoffe, mit ihr verbunden hat; so wollte ich mit Ihnen von ihr reden und konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ich dem geliebten Sohne dieser Mutter fremd werden sollte. Indessen hielt mich eine Art von Scheu zurück. Ich wollte in Ihrem Herzen kein Interesse erregen oder nähren, nachdem ich glaubte, daß es Sie nur betrüben würde. Und in meinem Innersten rief mir eine, bald lauter, bald leiser redende Hoffnung zu: Du wirst vielleicht mit ihm als Kind jener großen, heiligen Mutter, die Dich jetzt in ihren Schooß ladet, und welcher er in jenem Welttheil neue Kinder zuführt, von dieser Mutter reden können und ihn auffordern, dem lieben himmlischen Vater zu danken für die Barmherzigkeit, die er mir widerfahren lassen. Das thue ich nun, liebster Mitri, wiewohl spät. Indessen wußte ich, selbst ehe Ihre liebe Mutter mir voriges Frühjahr mittheilte, was Sie aus der Fülle der Liebe über meine Frau und mich, als Sie unsern Uebergang zur Kirche erfuhren, geschrieben hatten; ich wußte, was Sie nun für uns empfanden, und freuete mich auch Ihrer Freude über das Heil, das Gott uns hat widerfahren lassen, und desto inniger, da er es uns durch Vermittelung Ihrer lieben, gesegneten Mutter erzeigt hat. Denn diese Absicht hatte Er, als Er mich vor eilf Jahren über Münster führte und auf eine Weise mich mit ihr verband, wie nur Er Seele an Seele binden kann.

„Durch sie, liebster Mitri, sind wir nahe verwandt, sind mit einander verbunden mit herzlicher Liebe in ihr. Und wenn ich sie von Ihnen reden höre, wenn, indem sie von Ihnen spricht, Sehnsucht, Liebe, Freude und Preis Gottes sich zugleich in den mütterlichsten Thränen ergießen, o liebster Mitri, da fühle ich mich mit Ihnen so nahe verwandt, so innig verbunden.

„Beten Sie für mich, für meine Sophie, für meine Kinder! Gedenken Sie unserer manchmal beim heiligen Opfer und legen Sie dem großen, allbarmherzigen Hohenpriester meine älteste Tochter an's Herz, welche allein nicht katholisch zur Zeit, wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, vielleicht schon Frau eines protestantischen Mannes sein wird, dem sie verlobt war, als uns die Kirche in ihren Schooß aufnahm. Ich kann und mag diese Saite, deren Berührung mich tief erschüttert, nicht weiter regen in diesem Briefe, als nöthig war, um Ihre Fürbitte für dieses mir sehr liebe Kind zu erbitten.

„Ich reiche Ihnen die Hand hinüber über Land und Meer, liebster Mitri, und fühle mich Ihnen nahe in Liebe, welche sich durch Zeit und Räume nicht hemmen noch stören läßt. Mit dieser Liebe drücke ich Sie an mein Herz." —

Die Frühlingssonne war wieder mit neuem Feuer an den Himmel getreten und die ewig junge Erde hatte sich wieder als Braut mit Blumen geschmückt, als Stolberg im Mai nach Wernigerode zur Feier der Vermählung seiner Tochter Marie Agnes mit dem Grafen Ferdinand Stolberg, dem zweiten Sohne des regierenden Grafen Christian Friedrich, reiste. Marie Agnes, welche die beiden letzten Jahre als verlobte Braut bei ihren Schwiegereltern gelebt hatte, war das einzige der Kinder Stolbergs, welches nicht katholisch wurde. Die Vermählung wurde am 25. Mai vollzogen. Klopstock hatte am 12. Mai an Gleim geschrieben: „Unser Fritz Stolberg kommt ja nach Wernigerode zur Hochzeit; er stört die Freude der protestantischen Geliebten gewiß nicht; er vermehrt sie vielmehr durch sein Betragen." — Klopstock war hier gewiß nicht im Irrthum, wohl aber, wenn er hinzufügt: „Er ist also in dem katholischen Glauben nicht rein orthodox." — Man sieht, daß über diesen Glauben der große Messiassänger sich nicht gründlich unterrichtet hatte. —

Dritter Abschnitt.

Die Säcularisationen und Deutschlands Schicksal. Weitere Stimmen über Stolbergs Rückkehr zur katholischen Kirche. Der älteste Sohn, Graf Ernst, verläßt das väterliche Haus.

In diesen Tagen des Aufenthalts Stolbergs in Wernigerode wurden auch die Schicksalsloose der meisten Staaten entschieden, welche seit langer Zeit mit gespannter Erwartung der Vollziehung der Säcularisation entgegengesehen hatten und noch entgegen sahen. Jene fielen nicht auf dem Reichstage zu Regensburg — schon längst war das deutsche Reich mit seinem Kaiserthum nur ein Schatten früherer Herrlichkeit geworden, — sondern, o Schmach zur Schmach! in Paris und in Petersburg. Die deutschen Fürsten, welche über die Entschädigung ihrer Verluste auf der linken Seite des Rheins hinaus einen möglichst großen Antheil an der preisgegebenen Beute zu erhaschen suchten, traten in den geschmeidigen Frohn Bonaparte's und seiner Bedienten und es begann in Paris, durch reiche Strömungen des Goldes in den Gang gebracht, der Handel mit deutschen Bisthümern, Abteien und freien Reichsstädten. Durch eine am 23. Mai unterzeichnete geheime Convention gab Frankreich Preußen das Versprechen, die vereinbarten Entschädigungen in den Theilungsplan aufzunehmen. „Nachdem der erste Consul", sagt Thiers, „mit Preußens Ansprüchen fertig war, unterzeichnete er, seinem Plane, sich mit den Hauptbetheiligten der Reihe nach einzeln zu verständigen, getreu, an demselben Tage eine Uebereinkunft mit Baiern. Er behandelte dasselbe in dieser Uebereinkunft als einen alten Bundesgenossen Frankreichs." Das Münstersche Domcapitel, Stadt und Land setzten während dieser Zeit immer noch ihre Hoffnung auf Anton Victor. Oesterreich hatte aber seit dem Luneviller Frieden mehr als auf das entlegene Hochstift seine Hoffnungen und Ansprüche auf das schöne Erzbisthum Salzburg und auf die Fürstenthümer Passau und Augsburg für den ehemaligen Großherzog von Toskana, den Erzherzog Ferdinand, und auf seine unmittelbaren Vergrößerungen in Schwaben gerichtet und bald sollten die lang genährten Hoffnungen Münsters einer niederschlagenden Täuschung weichen. — Der erste

Consul gönnte dem Kaiser Alexander die zweite Rolle einer vermittlenden Macht bei dem Geschäfte. Als Rußland durch eine besondere Convention vom 4. Juni den vorgeschlagenen Plan der Vertheilung genehmigt und nun der französische und russische Gesandte den erhaltenen Auftrag ihrer Vermittelung dem Reichstage ankündigten, beeilten sich die entschädigten Fürsten, nicht geduldig genug, den bekannten verzögernden Verlauf publicistischer Förmlichkeiten in Regensburg zwischen die Macht des Entwurfes und seine Vollziehung zu stellen, von den ihnen zugefallenen Loosen, mit Einwilligung Frankreichs, Besitz zu ergreifen, so Preußen, Württemberg, Baiern; selbst Oesterreich eilte ihnen bald nach, besetzte das Erzbisthum Salzburg und machte einen gefahrvollen Anlauf auf Passau. Preußens Entschädigungen in Westphalen umfaßten einen großen Theil des Oberstifts Münster und das Bisthum Paderborn, ferner Elten, Essen, Werder, Herford, wozu vom Mainzischen Besitz Erfurt und das Eichsfeld kamen. Am 3. August rückte der General-Lieutenant von Blücher in Münster ein und zugleich ergriff eine Civilcommission von dem Hochstift Besitz. Der Oberpräsident der bisherigen preußischen Kammern in Westphalen, Freiherr von Stein, ward durch Cabinetsordre zur Uebernahme und Einrichtung der westphälischen Bisthümer berufen. Er reiste von Nassau, wo er sich auf Urlaub befand, alsbald zu seinem neuen Posten nach Münster, wo er am 27. September ankam. Den allgemeinen Eindruck, welchen Land und Volk auf ihn machten, und seine lebhafte Theilnahme besonders für die Erhaltung und Verbesserung der vortrefflichen Erziehungsanstalten sprach er in einem Briefe vom 6. October gegen die Frau von Berg aus. „Ich bin seit 8 Tagen hier, beschäftigt, die nöthigen Erkundigungen über die Lage dieses Landes einzuziehen, wo noch so viele Spuren der weisen, menschenfreundlichen Verwaltung des respectablen Ministers von Fürstenberg sich finden. Durch seine Erziehungsanstalt hat er einen großen Vorrath von Kenntnissen, ordentlichem logischen Denken, und Moralität unter die Menschen gebracht, und wenn man diesen Geist nicht zertritt, sondern wirken läßt, so kann selbst unter den Trümmern dieser Verfassung sehr viel Gutes werden. Ich habe die Stolbergs besucht, sie leben mit wenigen Menschen, häuslich, und er hat eine litterärische

Existenz. Die Schwester (die oft genannte Gräfin Katharina) ist bei ihm ....." [1]). Fürstenberg, der Generalvicar und die Seele der höhern Unterrichtsanstalten, und Stein mußten schon Amteswegen mit einander in besondere Berührungen kommen. Der Verkehr mit dem Grafen Stolberg, welcher, früher im Hochstifte ein hochangesehener einheimisch gewordener Gast, nun zu Münster, in der preußischen Provinz als solcher zu leben fortfuhr, konnte von Stein in freierer, rein menschlicher Weise gesucht und ausgeübt werden. Das Bewußtsein, daß die Wurzeln ihrer Denkart nach vielen Seiten des Lebens gleichartige und verwandte sein, und daß der gewaltige Dämon des neuen Jahrhunderts mit ihrem gemeinsamen Hasse ertragen werde, gab den drei deutschen Männern reichlichen Stoff zum befriedigenden Austausch ihrer Gedanken, ihrer Hoffnungen und ihrer Befürchtigungen. Das verschiedene Glaubensbekenntniß Steins führte hier die Gefahr einer mißtönenden Stimmung nicht mit sich. Stein war sein ganzes Leben ein gottesfürchtiger Christ, welcher nie den aufgeklärten Protestanten sich zugezählt wissen wollte. — Am 13. November schrieb er an dieselbe Frau von Berg: „Herr von Fürstenberg hat eine große Masse gründlicher, gemeinnütziger Kenntnisse unter die hiesigen Menschen verbreitet, er hat beträchtliche Einnahmequellen den Erziehungsanstalten zu verschaffen gewußt, die noch einer größern Ergiebigkeit fähig, und zur Vervollkommnung des Zweckes, zu dem sie bestimmt, verwandt werden müssen. Er setzt vielleicht einen zu hohen Werth auf das Positive seiner Religion, auf die Form des Gottesdienstes — wacht vielleicht zu ängstlich auf Verbreitung einer gewissen Mannigfaltigkeit der Ansichten über das Uebersinnliche; unterdessen hat er doch den Zweck zum Theil erreicht, und man findet mehr äußere Achtung für Religion, mehr Menschen von frommen und andächtigen Gefühlen, als ich anderwärts gefunden, und er erhält seinen Mitbürgern den Besitz eines gewiß unschätzbaren Kleinods, dessen Verlust alle unsere Philosophismen nicht ersetzen.

„Der Münsterländer ist ein ernsthaftes, nachdenkendes, redliches Volk, das seine Verfassung liebt, weil es sich wohl darunter befand, ruhig, unabhängig lebte, wohlhabend ward. Er verliert seine Selbständigkeit, indem er ein kleiner Theil einer großen Monarchie ward, er verliert

[1]) »Das Leben des Ministers von Stein« von Pertz, I, 241 fgg.

die Aussicht zu einem bequemen sorgenlosen Auskommen, das er in der Kirche fand, seine Kräfte werden freilich gespannt, seine Thätigkeit aufgereizt werden, ob er aber darum glücklicher, besser werden wird? Aeußerung der Kraft ist freilich eine Quelle von Genuß, und da die Vorsehung alles zu einer großen Veränderung eingeleitet, so wünscht der vernünftige Mann, daß die vorliegende wohlthätig oder am wenigsten nachtheilig werden möge, er glaubt auch, daß unsere Gesetzgebung und Verfassung entschiedene Vorzüge vor der anderer, großer und kleiner, monarchischen Staaten habe. .....

„Ich würde mich sehr glücklich schätzen, Sie meine liebe Freundin hier zu sehen. Stolberg bleibt mir immer achtungswerth wegen seiner reinen Liebe zur Wahrheit und wegen der Resignation, mit der er ihr so viel aufopfert, — das Betragen seiner literarischen Freunde Jacobi und Voß bleibt hart, brutal, einseitig, sie, die mit Menschen von allen Farben und allen Meinungen und allen Kopfkrankheiten leben, warum erlauben sie Stolberg nicht seiner Ueberzeugung gemäß zu leben? Er glaubt in der katholischen Kirche Ruhe und Bestimmtheit zu finden, er findet in ihr das reine ursprüngliche Christenthum, warum ihn mit Wuth und Schimpfen verfolgen? ..... Die Fürstin Gallitzin ist unpäßlich, auch habe ich sie nicht gesehen. .....“

Die liebevolle Aufopferung, mit welcher die von Leiden selbst heimgesuchte Fürstin den leidenden Freunden Beistand gewährte, hatte Overberg in diesem Jahre erfahren. Auf ärztlichen Rath mußte der Kranke Ortsveränderung vornehmen. Die Fürstin mochte sich vom Leidenden nicht trennen, pflegte sein auf der Reise und während des Aufenthalts in Neuhaus bei Paderborn mit kindlicher Sorgfalt und mit Selbstvergessen ihrer eigenen Schmerzen. Aber auch des Schicksals der Münsteraner ist sie nicht uneingedenk, und ist sorgend für den guten, frommen Freund Conrads, Vicar in dem nahe bei Münster gelegenen Orte Mauriz. Sie schrieb an Katerkamp u. A.: „Mit den Preußen werden Sie allem Anscheine nach in guter Ruhe leben. Man ist hier überall sehr wohl mit ihnen zufrieden und schreibt von Münster das nehmliche. Gestern hörte ich, das Rombergsche Regiment sei zu Mauriz gelagert: ist es so, so schreiben Sie mir es doch und können Sie indessen meinen Vetter, den Hauptmann Schmettau, einen, so viel ich ihn kenne und von andern gehört habe, durchaus wackern

Mann eher zu sprechen bekommen, als ich ihm schreiben kann, so empfehlen Sie ihm doch in meinem Namen unsern Conrads auf's angelegentlichste. Ich bin ganz überzeugt, daß er dann alles thuen wird, was immer nur in seiner Gewalt ist, damit dieser in keiner Weise gedrückt, und wo möglich von aller Einquartirung befreiet werde, wie es angesehen seines überaus schmalen Einkommens — so lange immer noch bei Reichern Platz zu finden ist — billig wäre ....."

Die Herzen der Guten sind heilbar, sagt Homer. Schon längst hatte Jacobi das Geschehene bereuet, als im Sommer des Jahres 1802 die in Leidenschaft von ihm geschriebenen Briefe wider seinen Willen vom Herausgeber der „theologischen Annalen" bekannt gemacht wurden. Sobald er diesen Abdruck sah, gab er im September 1802 eine kleine Schrift heraus, unter dem Titel: „Fr. H. Jacobi über drei von ihm bei Gelegenheit des Stolbergischen Uebertritts zur römisch-katholischen Kirche geschriebenen Briefe, und die unverantwortliche Gemeinmachung derselben in den neuen theologischen Annalen" [1]).

„Abschriften", schreibt er u. A., „habe ich weder gegeben, noch gestattet. Nur einem Manne, vor dem ich kein Geheimniß habe, der selbst ein Freund Stolbergs ist, und mit der lebhaftesten Theilnahme mir über diese Begebenheiten geschrieben hatte, sandte ich die Briefe. Er beging die Unbedachtsamkeit, sie einem andern Freunde anzuvertrauen, der es nicht für nöthig hielt, damit so heimlich zu sein. Bald nachher erfuhr ich, daß zu Halle und Berlin Abschriften herumgingen, und that was ich konnte, um eine öffentliche Bekanntmachung derselben, die ich damals schon fürchtete, zu verhindern. Sie unterblieb, ohne Zweifel darum, weil selbst das in der Regel eben nicht zarte Gefühl der heutigen Journalisten sich vor dem Vorwurf der Rohheit fürchtete,

---

[1]) In den »neuen deutschen Mercur« nahm jene Schrift später auch Wieland auf; Jahrgang 1802. Novemberheft S. 161 fgg. Herders Nachlaß von Düntzer II, 319. Voß, welcher im Jahre 1801 und 1802 noch vielfach in Eutin mit Jacobi verkehrte, auch mit dem deutschen Mercur verkehrte, kannte diese Schrift nicht? — Er forderte im Jahre 1819 die Familie des in diesem Jahre vor Stolberg gestorbenen Jacobi auf, jene früher gedruckten Briefe neuerdings wieder gemein zu machen! Jacobi hatte kurz vor seinem Hinscheiden seinem Freunde Roth die bestimmte Weisung gegeben, von der Sammlung seiner auserlesenen Briefe jene auszuschließen.

den eine solche Gemeinmachung ihnen zuziehen würde. Der Theologe überwand diese Schüchternheit, gurtete mit den Feigenblättern der Pflicht seine Lenden, und trat unverlegen hervor, seinen Raub in der einen, eine Distelkrone in der andern Hand. — — — Ganz unerwartet, wie ein Schlag aus blauem Himmel, kam mir damals jene Begebenheit; ich konnte sie nicht fassen, nicht ertragen. Erschrocken über meinen Freund, erschrocken über meinen Verlust, rief ich das Weh, das ich fühlte, laut aus; riß die Wunden meines Herzens weit auf, mischte zu meinen Thränen Blut, und schrieb. — — Ja ich war entrüstet; ich zürnte, doch nicht mit Haß wie gegen einen Feind, sondern wie angefochtene, wie ergrimmte Liebe zürnt, mit dem Freunde zwar, aber nicht wider, sondern für ihn, rächend an ihm selbst nur ihn selber. — — Ich wußte allerdings, daß man sich, wie Stolberg, täuschen und gleichwohl kein Thor sein könne. Sie waren mir ja längst bekannt: Bossuets Schriften, die einen Gibbon, Fénélon's Gespräche, die einen Ramsey überwältigt und der römischen Kirche zugeführt hatten. Und wie oft hatte ich nicht selbst die bündigen Schlußfolgen dieser Kirche vor kirchlichen Gegnern derselben als unwiderleglich geltend gemacht, unter der allen kirchlichen Systemen als solchen gemeinschaftlichen Voraussetzung: die Religion, die allein den Menschen erleuchte und selig mache, sei an einen besondern individuellen Körper äußerlicher Geschichte und Lehre gebunden, von welchem sie ausgehe, als von ihrem Anfange, auf welchem sie beruhe, als auf ihrem Grunde; ihre Wahrheit sei eine von außen her gegebene, zuvörderst materielle Wahrheit; sie wohne mit allen ihren Kräften des Heils nothwendig in einem sichtbaren und auch physisch — d. h. durch äußerliche Verrichtungen, Handlungen und Gebräuche — wirkenden, jene Kräfte zubereitenden und bedingenden Liebe u. s. w. — — Die Zeit tröstet, die Zeit versöhnt. Wer aber mit diesem Gedanken der Zeit zuvorkommen und sie entrathen kann, der hat in Wahrheit keines Trostes beduft, und der versöhnt sich in Wahrheit nicht. — —

„Aber in dem Manne ist, womit ich dieses an ihm mir aus dem Sinne schlagen, worüber ich davon wegsehen, ja wohl allmälig es vergessen kann. Denn eine schönere Großmuth, ein reineres sich selbst Vergessen bei jeder persönlichen Beleidigung, auch der empfindlichsten, mehr Zartheit und

Adel fand ich in keines andern Menschen Herz. Und o des Himmels voll Liebe hinter seinem biedern Auge! — Daß ich nicht von ihm gelassen habe, weiß er; und wie ich gegen ihn gesinnt geblieben, hat so mancher und auf so mancherlei Weise ihm von mir zugekommene Gruß ihm bezeugen müssen — hat noch besser, vor Kurzem, mein ihm nicht unbekannt gebliebener Wunsch, ihn wiederzusehen und zu umarmen, ihm dargethan; denn daß mein Wunsch unerfüllt blieb, war nicht meine Schuld. Kann Er über das Aergerniß, welches wir nothwendig an einander gegenseitig nehmen müssen, aus Freundschaft sich erheben; ich kann es: geöffnet gegen ihn sind meine Arme, und mein Herz schlägt ihm entgegen." Eutin September 1802. —

Jacobi sandte das Schriftchen mit dem Begleitschreiben an Stolberg den 18. October. „Wirst Du die Hand, die Dir diese Blätter weiht, ergreifen oder zurückweisen? Unter allen denen, die um deinetwillen mit mir zürnen, bist Du mir gewiß der versöhnlichste. Laß Dein Herz stille sein und aufrichtig und edel, und lies, wie ich geschrieben habe, vor dem Angesicht der Wahrheit; verstehen wirst Du mich alsdann gewiß; und was bedarf ich bei Dir mehr, als daß Du mich verstehst.

„Meine ganze Seele wünscht Dir und Deinem Hause jedes Wohl."

Stolberg antwortete den 30. November: „Du wirst nicht von mir verlangen, daß ich mich über jene, wider Deinen Willen bekannt gewordenen Briefe erkläre, wenn ich Dir sage, daß ich sie, den an mich ausgenommen, nicht gelesen habe. In der ersten Aufwallung, nach meiner Heimkehr in Eutin, verlangte ich sie zu sehen, gab aber bald und gern den Bitten meiner Frau und dem Wunsche meines Bruders nach, und sah sie nicht. Auch gedruckt wollte ich sie nicht sehen. Soviel an mir liegt, möge keine Erinnerung, keine Empfindung, welche auf jene Briefe, und auf anderes mit ihnen übereinstimmendes Beziehung hat, genährt werden. Laß sie wie Disteln an meinem Grabe welken, welche zürnender Schmerz statt der Blumen hinwarf! — Freundschaftlich, sehr freundschaftlich sprichst Du von mir, in der kleinen gedruckten Schrift und an mich im begleitenden Briefe. Von dem aber, was mir heilig ist, von dem ich wünsche, daß es das Leben meines Lebens, die Seele meines Ich's werden möge, von der Religion Jesu Christi sprichst Du gehässig. —

„Du wirst, wenn Du meine Gesinnung in Absicht auf sie als etwas an mir sich befindendes, nicht in meinem innersten wohnendes, waltendes Dir aus dem Sinne schlagen, davon wegsehen, ja wohl allmälig vergessen, und im Vergessen vergeben zu können wähnest. — Wollest nicht, lieber Jacobi, wollest nicht in der Vorstellung mich von dem sondern wollen, was Dir widerwärtig ist, mir heilig! Da ist die Kluft, über welche wir uns, zur Erneuerung alten, traulichen, wohlthuenden Umgang's, die Hände nicht reichen können.

„Mir ist oft, und sehr oft, wohl und sehr wohl bei Dir geworden, lieber Jacobi! doch nie ohne Wehmuth der Liebe. Ich weiß nicht, warum Dir wohl bei mir ward, da ich doch Christ ward, ehe ich katholisch, d. h. wie Du so deutlich als wahr zu erkennen giebst, als Christ consequent ward. — Ja mir ward wohl bei Dir! Ich werde aber nicht diesseits der Kluft am erstorbenen Halme saugen, denn das vergangene hat, wie das gegenwärtige nur Gehalt in Verbindung mit der Zukunft. — Laß mir nur meine Wehmuth um Dich, meine Wünsche für Dich, meine Liebe zu Dir, und nimm freundlich die Versicherung auf, daß kein Tag vergeht, da ich nicht mit dieser Wehmuth, diesen Wünschen, dieser Liebe Dein gedenke."

Wie Jacobi's so war auch Gleim's zürnender Eifer wider Stolberg in dieser Zeit besänftigt. Die untergehende Sonne des 81jährigen Greises sollte sich noch dem alten Freunde aus ihrer Verdunkelung zuwenden. Schon im Verlaufe des Jahres 1801, in dessen Sommer Gleim den in Wernigerode anwesenden Grafen nicht sehen wollte, hatte eine Sinnesänderung Raum gewonnen. Korte berichtet im Leben seines Großoheims S. 352: „Gleim gab im Jahre 1801 wiederum Sammlungen von Zeitgedichten heraus und schrieb seinem theuern Leop. Stolberg: Säuselte, lieber, theurer, vortrefflicher Mann, die Weihe des Himmels über mir, wahrlich, so sänge ich Ihnen Anderes. Leider aber stürmen die Stürme der Zeit über meinem grauen Haupte! Gift und Galle strömen in meine Zeitgedichte! Wie könnt' ich wohl Liebliches singen!" — Stolberg, gewohnt, ihm seine Schriften zu senden, sobald sie herausgekommen, sandte ihm im folgenden Jahre seinen verdeutschten Aeschylus. Alsbald ließ der auf beiden Augen erblindete Greis folgenden Brief vom 7. November abgehen: „Am Rande des Grabes eil' ich, meinem theuersten Friedrich Leopold

Stolberg für das Geschenk seines deutschen Aeschylos, den Beweis seiner fortgedauerten Liebe, herzlich zu danken, und das letzte Lebewohl meines irdischen Lebens bis zum Wiedersehn im himmlischen aus dem Innersten meiner ihm getreu gebliebenen Seele, dem theuersten Unsterblichen zu sagen.“ Auf diesen Brief antwortete Stolberg: „Liebster Vater Gleim! Mein ganzes Herz sagt Ihnen unaussprechlichen Dank für Ihr liebevolles Schreiben, welches mich tief erschüttert, und bis in's Innerste meines Lebens dringt. Gottes Seegen über Sie, theurer, edler Greis! Aus seiner Fülle wünsch' ich Ihnen alles Gute, alles, was auf der Waage des Heiligthums gut und köstlich erfunden wird! Ich kann nichts mehr sagen, weil mir das Herz so voll ist. Aber ich reiche Ihnen die Hand, lieber Vater Gleim, mit der herzlichsten Ehrerbietung und Zärtlichkeit. Ich reiche sie Ihnen mit inniger Wehmuth, zugleich aber mit der herzerhebenden Hoffnung, Sie einst dort wieder zu umarmen, wo Freude die Fülle und liebliches Wesen ist, zur Rechten des Vaters der Freude und des Lebens und der Liebe, ohne welchen weder Freude noch Leben ist. Ich drücke Sie an mein Herz!“ Stolberg erhielt darauf, weniger als drei Monate vor seinem Tode, folgende Zeilen Gleims vom 24. November: „Ihr Schreiben, Theuerster, vom 14. dieses hat am Rande des Grabes mich erquickt, ist mir eine Muse gewesen, hat das beigehende Lied mir eingegeben. Meine Hand liegt in der Ihrigen! Lassen Sie uns, irdische Wesen, so vollkommen als möglich sein, so lange bis wir himmlische sein werden. Die Nichte dankt für das Andenken an sie. ..... Empfehlen Sie mich der mir ewig theuren Schwester. Ewig Ihr Gleim.“ — Gleim starb im 83. Jahre seines Lebens den 18. Februar 1803. Ihm folgte sein und Stolbergs Freund, Klopstock, im 79. Jahre seines Alters den 14. März im Tode nach und ward auf dem Kirchhofe zu Ottensen, in Hamburgs und Altona's Nähe, seinem Wunsche gemäß neben seiner Meta, am 22. März mit zahlreichem Gefolge aller Stände und mit Feierlichkeiten zu Grabe bestattet, welche des Andenkens an seine großen Verdienste würdig waren. Noch in den letzten Phantasien seiner Todeskrankheit hatte er geglaubt, Stolberg zu sehen, ihn angeredet und mit überwallender Liebe von ihm gesprochen. Seine Frau, Johanne von Winthem — Windeme, — gab Stolberg den so ehrenvollen als

ihn rührenden Auftrag, in ihrem Namen seine Grabschrift zu machen. Der Marmor der Erinnerung enthält dieselbe [1]).

„Deutsche, nahet mit Ehrfurcht und mit Liebe
Der Hülle eures größten Dichters!
Nahet, ihr Christen, mit Wehmuth und mit Wonne
Der Ruhestätte des heiligen Sängers,
Dessen Gesang, Leben und Tod, Jesum Christum pries!
Er sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Sein großer Lohn ihm, eine goldne,
Heilige Schaale voll Christenthränen."

Als Klopstocks und Herders Witwe sich im folgenden Jahre über den Austausch des Briefwechsels ihrer verstorbenen Männer zum Zwecke ihrer Veröffentlichung nicht einigen konnten, schlug Windeme als Austrag vor, beiderseits die gesammelten Briefe dem Grafen Stolberg mit der Bitte zuzusenden, die Auswahl aus denselben treffen zu wollen [2]).

Am 25. Februar gelangte die außerordentliche Deputation zu Regensburg, welcher der Reichstag das Geschäft der Neugestaltung Deutschlands übertragen hatte, zum endlichen Abschluß dessen, was größern Theils bereits vollendete Thatsache geworden war. Zu den säcularisirten Bisthümern gehörte auch das protestantische Fürstbisthum Lübeck; das Ländchen Eutin fiel nun als erbliches Fürstenthum dem Herzog von Oldenburg, Peter Ludwig, zu, welcher bis dahin als Fürstbischof mit seinem Hofe oft den Aufenthalt in Eutin hatte, nun aber dauernd den herzoglichen Hof nach Oldenburg verlegte. Als bald darauf — im Jahre 1805, — auch das, was als bedeutende Persönlichkeiten noch zurückgeblieben war, von Eutin fortzog, als Jacobi nach München, Nicolovius wieder nach Königsberg ging, blieb dem kleinen freundlichen Städtchen nur die Erinnerung, einige Jahrzehnte eine der bedeutendsten Stätten geistiger Regsamkeit für die deutsche Litteratur und — wir können auch hinzufügen, denn oft weilten hier Schulz, Reichard,

---

[1]) Vergl. Schmidlin III, 225—226.

[2]) Düntzer aus Herders Nachlaß I, 362.

Tischbein und andere Künstler und hier steht die Wiege von C. Maria Weber — für Kunst gewesen zu sein. —

Bedeutender für den fernern Bestand des Reichsgebiets und der Reichsverfassung als das Schicksal des Fürstenthums Eutins und Münsters war die Säcularisation der drei geistlichen Kurfürstenthümer am Rhein; mit ihr war der Verlust eines großen, dem alten Erbfeinde abgetretenen Ländergebiets verbunden. Dieses enthielt Provinzen, in welchen in den frühesten Jahrhunderten das deutsche Leben am reinsten und hellsten strömte, ein großartiger Handelsverkehr den Rhein und seine Städte belebte, die wissenschaftliche Bildung geehrt und gepflegt wurde, und die vorzüglich der religiösen Begeisterung gewidmete Kunst blühte, welche in unvergänglichen Denkmalen der Gegenwart sich laut bezeugt. Der tiefe christliche Sinn der Vorfahren, die Gunst frommer Kaiser und die anerkannten Verdienste der die wichtigsten Reichsangelegenheiten ausführenden Erzbischöfe hatten hier früher als in den übrigen Gauen Deutschlands die Güter der Kirchen, ihre Rechte und Freiheiten so gemehrt, daß allmälig auf dem Fundamente des christlichen Glaubens und der christlichen Kirche eine Reichsunmittelbarkeit der kirchlichen Würdeträger erwuchs, welche der vieler glücklichen weltlichen Beamten gleich war, und daß dem geistlichen Hirtenstabe auch die leitende Obsorge für die staatliche Obsorge zufiel. Was Glück, Einsicht und Frommsinn als Mittel zum höhern Zwecke geschaffen, ward in der Strömung der neuern Zeit vielfach in das Entgegengesetzte verkehrt. Jene Kirchenfürsten trachteten nicht mehr zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit; vergessend des Felsens, der sie gezeugt, war es ihnen nicht mehr heimisch und wohnlich in dem ursprünglich auf ihm erbauten Tempel, sondern vielmehr in dem spätern Anbau, im Palaste und in den Lustschlössern; und was zu dienen bestimmt war, gewann die Herrschaft, der Geist ward dem Fleische unterthänig. Sie, die schönsten Zierden des Reiches und berufene Hüter seiner Ehre und Würde, ließen sich in den beiden letzten Jahrhunderten durch Dummheit, Furcht oder Eigennutz oft in die Netze des lauernden Nachbarn im Westen einfangen und statt wachsame Vorposten zu sein zur schützenden Abwehr, wurden sie müßige Zuschauer des Kriegsspiels oder gar die Vorposten des Angriffs gegen ihr Vaterland. Als dann in der zweiten Hälfte des vorigen Jahr-

hunderts die der Religion und dem Christenthum feindselige Aufklärung in der Wissenschaft und im Leben in Frankreich herrschendes System wurde, setzte dieses seine Gifte zunächst in den benachbarten geistlichen Gefäßen der Kurfürstenthümer auswärts ab, und es trat eine Zeit ein, in welcher der kirchlichen Verwaltung vielmehr eine Vermehrung als eine Verminderung der Reservatrechte, und statt einer darüber wegsehenden General-Superintendentur eine wirksame oberbischöfliche Aufsicht Noth waren. Der eitle Schaum gallicanischer Kirchenfreiheiten und die von dem neuen Zeitgeiste angefachte Sucht, dasjenige, was zum heilsamen und nothwendigen Bestande des Ganzen in der organischen Gliederung des Verbandes die obere Stelle einnimmt, als Zubehör und Eigenthum in den Umkreis der eigenen Willensverfügung herabzuziehen, führten im Jahre 1786 die drei geistlichen Kurfürsten und den gefürsteten Erzbischof von Salzburg mit ihren kirchlich und staatlich erleuchteten Räthen zum Congreß in Ems zusammen, um hier unter dem Schutze und Beistande des nie ruhenden Projectenmachers Joseph II. und seiner dienstgefügigen Hofcanonisten, Freiheiten der Kirche zu erobern, die, wenn sie auch in die Wirklichkeit getreten und nicht bald am ernüchternden Morgen als leere Träume verflogen wären, ihrer sinkenden geistlichen Würde und ihrer weltlichen Macht keine Stützen gewährt hätten. Wie wenig sie diese kannten oder wollten, zeigt die Fahrlässigkeit, mit welcher sie das erste und vorzüglichste Fundament ihrer geistlichen und politischen Existenz, die Reinerhaltung und Fortpflanzung der katholischen Kirchenlehre und die darauf gegründete Gottesfurcht behandelten. Daß ihre geistlichen und weltlichen Diener durch wissenschaftlichen Unterricht gelehrter Schulen müßten gebildet werden, wußten sie wohl; aber nichts desto weniger scheuten sie sich nicht, diesen erhabenen Beruf geistlichen Lotterbuben zu übergeben, die vor allem geschäftig waren, durch Lehre und Leben ihren der Religion und dem Christenthum feindseligen, dem Dienste der frivolen Zeitgötzen zugewendeten Geist der Jugend einzuflößen, und an den Gymnasien in Bonn und Arensberg, in Trier und Coblenz, in Mainz und Aschaffenburg hatten am Ende des vorigen Jahrhunderts die frivolen Geister einen freien Spielraum, welcher heute nicht über Einen Tag hinaus Bestand haben könnte. Die geistlichen Kurfürsten hatten zuerst sich selbst säcularisirt, und nun kam die Hand des

Gewaltigen, welche die Säcularisation und Confiscation des Landes vollzog. Was der Eine von ihnen — der Kurerzkanzler — in Gnaden von diesem als Ersatz jenseit des Rheines erhielt, waren Sitze ohne Wurzeln, die von der Willkür hingestellt, recht bald von der Bewegung der Zeit umgestoßen wurden. —

Was Stolberg in den früheren Lebensjahren jährlich erfuhr: daß das Herz ihm kränkele in der Stadt, das erfuhr er auch fortwährend im Greisenalter [1]). „Mit geschwächten Geistes- und Leibeskräften", schrieb er im Jahre 1777, „verlass' ich jeden Frühling die Stadt, schöpfe aus der Fülle Gottes in der Natur und freue mich meiner jährlichen Genesung. Wie die Ameise für den Winter Körner einsammelt, so sammle ich Naturideen für das Stadtleben. ....." — Eine kleine halbe Stunde von Münster liegt Lütjenbeck, ein in früheren Jahren zum Aufenthalt der Familie der Erbdrosten Vischering bestimmtes Schloß. Vor seinem vollendeten Ausbau ward dasselbe ein Raub der Flammen, nur ein Thurm, ein Flügelgebäude desselben, blieb unversehrt, ein Wiederaufbau des Schlosses unterblieb. Den Thurm und das nahe an ihn stoßende landwirthschaftliche Haus ließ Stolberg zum Sommeraufenthalt seiner Familie einrichten; auch für eine Gartenanlage mit einem Blumengärtchen wurde Sorge getragen, bei welcher die Kunst eine mäßige Hülfe der Natur gewährte, bis diese an Wiese und Wald und am scheidenden Bach ihr volles Recht einnahm. Dorthin weckte Sehnsucht das erscheinende Schneeglöckchen; und wenn nun bald laue Lüfte wehten, die Lerche himmelan wirbelte und die Schwalbe die Ankunft des Frühlings meldete, dann war schneller Aufbruch die Loosung, und in fröhlicher Erregtheit schritt, um keinen lenzlichen Tag in der Stadt zu verlieren, das ganze Haus zur tumultuarisch raschen Uebersiedelung, bei der eine 10 Minuten sich dehnende Allee breit- und hochstämmiger Eichen den Eingang durchs große Flügelthor in den weiten Hofraum führte. Enge und für die zahlreiche Familie beschränkend waren die Wohnungen, die Zimmer hatten eine niedrige Decke; aber dagegen gab reichen Ersatz die in der Fülle bräutlicher Schönheit erwachende Natur, der grüne Teppich der Wiesen, das Gemurmel der Bäche in Feldern und Auen ringsum, der Schatten des Waldes und

---

[1]) S. W. X, 364, 365.

die Majestäten des weiten und hohen Himmelsgewölbes im Aufgang und im Niedergang. Eine halbe Stunde über Lütjenbeck hinaus im Dörfchen Angelmodde hatte die Fürstin Gallitzin seit ihrer Uebersiedelung nach Münster ihren sommerlichen Aufenthalt im Hause eines Pachters gewählt. Die Nachbarschaft belebte den Verkehr der beiden Familien und lud zum häufigen Austausch der Gedanken und Empfindungen zwischen den Geistesverwandten, der Fürstin und dem Grafen und der Gräfin ein. Hier war es auch, wo die frühere Diotima Hemsterhuys, nun Stolbergs Diotima diesen wiederholt zum sie verherrlichenden Gesange begeisterte [1]).

Erst wenn der goldene Herbst gänzlich erblich, und das welke Laub über das Grab der Natur schüttete, pflegte Stolberg mit seiner Familie von Lütjenbeck zur Stadt zurückzukehren. — In dem Sommer dieses Jahres verließ der älteste Sohn, der Graf Ernst, das elterliche Haus, um in den österreichischen Kriegsdienst zu treten. Vor dem Tage der Trennung, am 30. Juli, an welchem Tage der scheidende Jüngling in sein 21. Lebensjahr trat, fügte der Vater der Familienfeier des Geburtstages einen Geleitsbrief an seinen Sohn zu, welcher in seinem einfachen, herzlichen Ausdruck den Blick in das fromme, christliche und väterliche Herz und in den Geist, welcher die Erziehung der Kinder und das ganze Leben der Familie nach allen Seiten umhütete und zugleich beseelte, eröffnet. Der Vater schrieb an jenem Tage in Lütjenbeck an seinen Ernst:

„Je tiefer und schmerzlicher ich unsere nahe Trennung empfinde, mein geliebter Ernst, desto mehr wünsche ich Dir aus meinem Innersten noch etwas zur Erinnerung, Erwägung und Beherzigung ans Herz zu legen. Ich werde Dir nichts sagen, was Du nicht schon weißt, aber es ist uns Allen heilsam, ja nöthig, uns an große Wahrheiten, die auf unsre ewige Bestimmung sich beziehen, oft und lebhaft zu erinnern. Nützlich ist es auch, die Regeln, nach welchen man seiner Lage und seinem Stande gemäß am sichersten, sorgenlosesten, mit möglichster Freiheit durch die Welt kömmt, sich geläufig zu machen, und um desto mehr, da der wahre Christ weder wahre Sorgenlosigkeit, noch auch wahre Freiheit wo anders finden kann, als in einem

[1]) S. W. II, 180, 183, 188, 211.

guten Gewissen. Wo der Sinn des Gewissens erweckt und zart ist, da wacht er über alle Handlungen, und je schonender wir sein achten, desto mehr wird uns dieser Sinn, wiewohl er uns anfangs Zwang aufzulegen scheint, ein Princip des Lebens, welches uns mit uns selbst in Harmonie, also in wahre Freiheit setzt.

„Was Gott dem Abraham sagte, das sagt er auch Dir: „Wandle vor mir, und sei vollkommen!“ Gott ist immer bei uns, wir mögen es wissen, oder nicht, wir mögen uns dessen freuen, oder nicht. Suchen wir ihm wohlgefällig zu sein, suchen wir es mit ganzem Ernst, so dürfen wir uns seiner Gegenwart freuen; und straucheln wir, oder fallen wir auch einmal, so wenden wir uns zu ihm, wie der verlorne Sohn: „Vater, ich habe gesündiget wider den Himmel und vor dir!“ Sagen wir es mit seiner Empfindung, mit seinem Vorsatze, so finden wir Verzeihung und Gnade, wie er.

„Mit dem Morgengebete beginne Deinen Tag, und schließe ihn mit dem Abendgebete. Aber beide werden Dir nicht genügen, wenn Du sie recht betest. Du wirst immer mehr inne werden, mein lieber Ernst, daß wir uns im hohen Grade verabsäumen, wenn wir dem Gott, in dem wir leben, weben und sind, nur einige Minuten des Tages weihen, und in der Zwischenzeit uns nicht um ihn bekümmern.

„Suche Gottes bei Tage zu gedenken, mit Rücksicht auf ihn zu reden und zu handeln. Widme der Betrachtung Gottes und göttlicher Dinge ein Viertelstündchen des Tages, suche Dir da seine Größe und Liebe, und Dein Nichts vor die Augen des Geistes zu bringen, da werde Dir die Erbarmung und Liebe Gottes, die uns seinen eingebornen Sohn gab, da werde Dir Jesus Christus in Gethsemane und auf Golgatha in fruchtbarer Beherzigung gegenwärtig; da die Liebe des heiligen Geistes, der seine Liebe in Dein Herz ergießen will, wenn Du es von ihm nur willst reinigen und leeren lassen von allem, was nicht gut ist. Ich bitte Dich, lieber Ernst, ich beschwöre Dich bei den Wunden Jesu Christi, fasse den Vorsatz, Dir ein solches Viertelstündchen täglich zu nehmen, so früh als möglich, im Rückblick auf Deine Handlungen, wenn Du nicht ohne Deine Schuld daran verhindert wirst. Auch will ich nicht sagen, daß Du es Dir zur Sünde anrechnen solltest, wenn Du ein- oder andermal aus Schwäche es unterließest; aber es zu unterlassen, ist nicht gut. Eine große und

heilige Seele, die ein Licht in der Kirche Gottes war, die heilige **Theresia**, sagt: „Sie halte es für unmöglich, daß einer verloren gehen könnte, der in dieser Uebung treu bliebe". Von der Art diese Betrachtungen anzustellen, würde ich nur stammeln können. Aber Herr **Overberg** hat Dich ohne Zweifel darüber unterrichtet.

„Vor dem Abendgebete prüfe Dich vor Gott, wie Du den Tag zugebracht in Gedanken, Reden und Handlungen. Empfiehl Dich täglich dem Schutze der Mutter Gottes und Deines Schutzengels, daß sie für Dich bitten.

„Mögest Du immer mit zerknirschtem Herze zur Beichte gehen, und mit leichtem Herze zurückkehren!

„Es erwarten Dich große Gefahren der Seele. — Viel Böses wirst Du sehen und hören. Die verderbte Natur wird Dich zur Sünde reitzen, und Andere werden geflissentlich suchen Dich zu verführen. Jeden Tag wirst Du in den Fall kommen, zu wählen, ob Du der bösen Natur und den Versuchungen nachgeben oder ob Du mit **Joseph** in Deinem Herzen sagen willst: „Wie sollte ich ein so groß Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen?"

„Laß das Wort Gottes Deine Leuchte, Dein Licht auf Deinem Wege sein!

„Ich bezeuge Dir vor Gott, mein lieber **Ernst**, daß wir nie Mißtrauen genug gegen uns selbst, und nie Vertrauen genug in die Barmherzigkeit und Hülfe Gottes haben können. „Ohne mich könnt ihr nichts thun", sagt **Jesus Christus**; und **Paulus** sagt: „Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, **Christus**".

„**Christus** will, daß wir uns zutraulich an ihn anschließen, und mit ihm über Alles uns berathen sollen. Er will, daß wir ringen sollen, um in das ewige Leben durch die schmale Pforte einzugehen.

„Nichts ist so gefährlich für Jünglinge, als die falsche Schaam. Die Furcht, lächerlich zu scheinen, stürzt die meisten Jünglinge in's Verderben. Waffne Dich dawider mit dem Gedanken an Gott, mit der Vorstellung der Leiden und des Todes **Jesu Christi**, mit dem Schilde des Worts: „Wer sich mein und meiner Worte schämet, deß wird sich des Menschen Sohn auch schämen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit und seines Vaters und heiligen Engel". Uebrigens liegt eine falsche Vorstellung mehrentheils zum Grunde, wenn man

aus falscher Schaam sich zu den ersten Schritten verleiten läßt. Denn es ist viel leichter, der ersten Versuchung zu gering scheinenden Vergehen zu widerstehen, als ein Ziel zu setzen, wenn man sich zur Abweichung hinreißen ließ. Aber es steht auch in keines Menschen Kraft, sich ein solches Ziel zu setzen; denn mit jedem Schritte, den wir auf dem Pfade des Verderbens thun, nimmt unsere Kraft ab, und die Bahn wird immer abschüssiger. Auf Gottes Beistand aber dürfen wir nicht rechnen, ehe wir durch wahre Reue und ernste Buße der Gnade Gottes wieder fähig werden, und diese Reue und Buße sind schon Gnaden, auf welche im Voraus rechnen, indem wir Gott beleidigen, Thorheit und Frevel wäre.

„Fleuch den Müßiggang, fleuch leeren Umgang, er ist der gefährlichste Müßiggang. Wache vor allen Dingen über Deine Zunge. „Wer in keinem Worte fehlt, der ist ein vollkommener Mann, und kann seinen ganzen Leib in Zaum halten", so sagt ein großer Apostel, den Jesus Christus würdigte, mit Petrus und Johannes Zeuge seiner Verklärung und seines Todeskampfes sein zu lassen.

„Sei ernst und freundlich in Gesellschaft, „langsam zum Reden und langsam zum Zorn", wie auch Jakobus sagt. Vor Allem spotte nie über Andere, sie seien gegenwärtig oder abwesend. Ziehe keinen auf. Laß manches Wort aus dem Munde Anderer fallen, ohne darauf zu achten, und freue Dich mit Demuth und Dankbarkeit gegen Gott jedesmal, daß Du Dir diesen Zwang angethan, ein Wort zu unterdrücken, welches Dir schon auf der Zunge war; es ist ein Opfer, welches Du Gott für das Heil Deiner Seele bringst. Auch die kleinsten Opfer, die wir Gott bringen, sieht er immer gnädig an, und gibt uns neue Kraft dafür. Wenden wir dann auch diese wohl an, so nehmen wir Gnade um Gnade. Oft gibt Gott auch fühlbare Freudigkeit zur ersten Belohnung.

„Deine Zunge bleibe keusch. Erlaubst Du Dir Theil zu nehmen an unzüchtigen Reden, so verfällst Du in die Unzucht selbst. Laß Dich nie zu vielem Wein, und den Wein Dich nie zu Thorheiten verleiten. Trinke des Abends gewöhnlich keinen Wein. Iß des Abends wenig. Gehe früh zur Ruhe, und stehe früh auf. Treibe täglich Leibesübungen. Vergiß das Schwimmen nicht, und auch nicht das Voltigiren. Suche an um Erlaubniß, die jungen Pferde der Schwadron zu tummeln.

„Fechte, wofern Du es vermeiden kannst, mit Keinem, der nicht Dein Freund ist. Wirst Du inne, daß der, welcher mit Dir ficht, hitzig oder unmuthig wird, so wache Du desto mehr über Deine Fassung, und suche dem Dinge bald ein Ende zu machen.

„Laß Uebungen des Geistes mit Uebungen des Leibes abwechseln.

„Fahre fort, alle Theile der Kriegskunst zu studieren. Nimm Gegenden auf. Befleißige Dich in militairischen Zeichnungen, und strebe zuvörderst nach vollkommener Richtigkeit, dann nach Schnelligkeit, dann erst nach Eleganz.

„Lies täglich, so wirst Du gewiß immer mehr Geschmack am Lesen finden. Theile Deine Zeit nach einer gewissen Regel ein, von welcher Du nicht gerne abweichen, doch nicht so Dich ihr unterwerfen wollest, daß eine Störung Dir üble Laune machen sollte.

„Versäume die alten Sprachen nicht, da Du so weit gekommen bist. Laß das Latein Dir geläufig bleiben. Mache Dich immer bekannter mit dem griechischen neuen Testament, und laß Homer Deinen treuen Begleiter sein. Hüte Dich vor dem leidigen Romanenschwall, welcher die Zeit offenbar raubt, und die Unschuld leise stiehlt, schaal ist, und gute Bücher schaal scheinen macht, auch mehrentheils die Religion anfeindet. Geschichte aller Zeiten, Lebensbeschreibungen, gute Reisen, bewährte Werke der Naturgeschichte, die besten Dichter, auch die englischen Wochenschriften, Spectator u. s. w., empfehle ich Dir vorzüglich.

„Findest Du Gelegenheit zur Jagd, so nütze sie, doch hüte Dich vor leidenschaftlicher Jagdlust. Habe immer gute Pferde, ein gutes Schwert, eine gute Uhr. Liebe Deine Pferde, und wenn sie die Last und Hitze des Tages mit Dir getragen und getheilt haben, so sorge für ihre Pflege, ehe Du an Dich denkst.

„Meide das Spiel, es ist jedem gefährlich, am meisten dem jungen Officier. Du hast nichts übrig zu verlieren, es würde Dich unmuthig machen, wenn Du verlörest. Und wie möchtest Du Dich freuen wollen, einem Andern abzugewinnen? Es ist eine schändliche Freude, deren Du Dich schämen würdest. Welche Lust könnte Dir denn das Spiel gewähren, das Dir solche Freude auf der einen Seite, auf der andern Verlust, Unmuth, Entbehrung und Gelegenheit zu bösen Händeln darbietet, zugleich Dich auch in schlechte Gesellschaft verwickelt, Uebeln, denen ein spielender Officier nicht leicht ausweicht. Verlaß Dich nicht

darauf, daß Du keine besondere Spiellust bei Dir spürst, sie kömmt, ehe man sichs versieht, und wird zur Leidenschaft. Eine schnöde Leidenschaft! Solltest Du Dich einmal hinreissen lassen und verlieren, so bezahle gleich, und überlasse Dich nicht der täuschenden Vorstellung, daß Du das Verlorne wieder gewinnen werdest. Diese führt von Ruin zu Ruin.

„Du bist wahrhaft von Natur, und, um Gottes Willen, immer müsse Dir die Wahrheit heilig sein! Denn Wahrhaftigkeit wird Dir allgemeines Vertrauen erwerben. Es müsse statt alles Zeugnisses — wie es der Fall bei Deinem seligen Großvater war — gelten, wenn man sagt, Stolberg hat es gesagt.

„Sei aufmerksam, wacker, pünktlich und freudig im Dienste, ehrerbietig gegen die Obern, gefällig gegen die andern Officiere, ohne Aufopferung Deiner Selbständigkeit. Mache Dich nicht gemein im Umgange mit den gemeinen Soldaten, aber laß sie inne werden, daß ihr Wohl Dir am Herzen liegt, und mildere die nöthige Strenge des Dienstes durch ernste Freundlichkeit. Nimmer verleite Dich Strenge zum Zorn, und wenn Du strafen mußt, so rufe eine Empfindung des Wohlwollens für den zu Strafenden in Dir hervor. Bete heimlich für den, dem Du aus Pflicht unerbittlich bist, so wirst Du einst den Richter nicht unerbittlich finden.

„Suche es Dir überhaupt zur unabweichlichen Gewohnheit zu machen, für jeden Menschen, wider den Du Zorn oder Abneigung empfindest, gleich zu beten, bei jeder Versuchung der Wollust, des Zorns, in unlauterer Gesellschaft, beim Wein, einen Augenblick das Herz zu Gott zu erheben. Thust Du das mit Treue, mein lieber Ernst, so wird Dir Gott, so wahr er Gott ist, kräftig zur Seite stehen im Leben und im Tode. Auch die blinde Wuth des Feindes müsse Dich nie zum Zorn verleiten. Menschen, welche wir aus Pflicht tödten, haben ein doppeltes Recht auf unser Gebet. Ueberrascht Dich der Zorn, so laß die Sonne nicht untergehen über Deinen Zorn, und bedenke täglich, was Du bittest, wenn Du sagst: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern". Dieses ist so sehr die Hauptlehre des Christenthums, daß Jesus Christus, ohne die erhabenen ersten Bitten des Vaterunsers zu erläutern, nur auf diese zurückkömmt, und unmittelbar nach dem Vaterunser hinzufügt: „Denn so ihr den

Menschen ihre Fehler vergebet, so wird euch euer himmlischer Vater auch vergeben; wo ihr aber den Menschen nicht ihre Fehler vergebet, so wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben".

„Laß Dich nicht beflecken von dem Geiste dieser Welt. Die Welt ist die Feindinn Gottes. Wie sollten wir uns der Welt gleich stellen? wie ihrem Geiste huldigen wollen? da Jesus Christus, als sein Herz sich in Liebe für die Seinigen ergoß, unmittelbar ehe er dem Todeskampf entgegenging, seinem Vater sagte: „ich bitte nicht für die Welt". Falsches Maß und Gewicht ist dem Herrn ein Greuel. Die Welt aber hat für Alles, was heilig oder frevelhaft ist, falsches Maß und Gewicht. Mit dem Stempel ihrer Ehre bezeichnet sie den Mörder und oft mit Schmach den, dem das Gesetz Gottes heilig ist. „Wem nicht die Ehre vor den Menschen lieber ist, als die Ehre vor Gott", wer, wie Paulus sagt: „Gedenke ich Menschen gefällig zu sein? Wenn ich den Menschen noch gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht", wer die Worte Jesu Christi beherziget: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, und litte Schaden an seiner Seele?" „Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen vor meinem himmlischen Vater; wer mich aber verläugnet vor den Menschen, den will ich auch verläugnen vor meinem himmlischen Vater", der wird bei jeder Versuchung der Welt, es sei, daß sie ihn zur Wollust reizen, oder mit ihrer Schmach schrecken, mit ihrer Ehre locken will, sagen: „wie sollte ich ein so groß Uebel thun, und wider Gott sündigen".

„Ich weiß, daß Du gute Vorsätze hast, mein geliebter Ernst; aber ich wiederhole es Dir: vertraue nicht Dir, sondern allein der Gnade Gottes, und in diese habe das kindlichste, freudigste Vertrauen. Dieses Vertrauen verlasse Dich nicht, auch wo Du fehltest. Und solltest Du, wofür Dich Gott bewahren wolle, solltest Du in große Sünde fallen, so vertraue fest auf Gott und wende Dich mit zerknirschtem Herzen zu dem, „der nicht der Gesunden, sondern der Kranken Arzt ist; der nicht kam, die Gerechten zur Buße zu rufen, sondern die Sünder; der uns, die wir arg sind, lehrte, daß wir siebenzigmahl unsern Nächsten verzeihen sollen; der das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen wird"; darum werde, auch wenn Du noch so oft und noch so tief fallen solltest, nicht scheu,

und laß nicht den Unmuth Dein Herz verschließen, sondern öffne es der demüthigen, vertrauensvollen Reue. Denke an die Geschichte des verlornen Sohns, an David, an Petrus, an den Schächer am Kreuze. Laß Dir gesagt sein, was der Lieblingsjünger Jesu sagte: „Meine Kindlein, solches schreibe ich euch, auf daß ihr nicht sündiget, und ob jemand sündiget, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater Jesus Christus, der gerecht ist".

„Lieber Ernst, Du wurdest von Deiner lieben seligen Mutter auf Gott geworfen von Mutterleibe an. Ich weiß, wie oft sie, als sie Dich noch unter ihrem reinen Herzen trug, und als sie an ihren Brüsten Dich säugte, zu Gott mit Thränen gefleht hat, daß er Dich ihm heiligen, und wofern er voraussähe, daß Du nicht ihm leben werdest, Dich früh von ihrem Herzen reißen und zu sich nehmen möchte. Deine zweite Mutter, welche Dich so mütterlich liebt, ermahnte Dich oft mit Liebe, und betet mit herzlicher Liebe für Dich. Du liegst mir mehr am Herzen, als ich es Dir sagen kann, mehr, als Du es wissen kannst, und ich rede öfter mit Gott von Dir, als mit Dir von Gott. Er hat Dich mit uns in seine heilige Kirche geführt, in die Gemeinschaft der noch streitenden Heiligen, der Heiligen, die nicht mehr gefährdet, gleichwohl noch geläutert werden, und der vollendeten Heiligen, welche sein Antlitz schauen. Er gab Dir zum Seelenführer einen lieben heiligen Mann, dessen Bild Dir täglich vorschweben, dessen Lehren in Dir ewige Früchte des Heils tragen müssen.

„Gott hat sein Werk in Dir angefangen, und will es so gern in Dir vollenden, darum sei getreu, wache, bete. Laß Dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Sei allezeit fröhlich; bete ohne Unterlaß; sei dankbar in allen Dingen, denn das ist der Wille Gottes in Christo Jesu an uns. Prüfe Alles, und das Gute behalte. Meide allen bösen Schein.

„Er aber, der Gott des Friedens, heilige Dich durch und durch, daß Dein Geist ganz sammt Seele und Leib behalten werde, unsträflich auf die Zukunft unsers Herrn Jesu Christi.

„„Getreu ist er, der Dich rufet, welcher wird's auch thun". Rufe alle Tage die Mutter Gottes an. Bete für mich, für die Mama, für die Geschwister, für alle Unsrige, unsere Freunde, Deine Obrigkeit,

für die heilige Kirche, die Irrgläubigen, alle Menschen! Bete für die Seelen im Fegfeuer, und wer von uns vor Dir stirbt, für den bete; wer von den Unsrigen schon starb, für den bete!

„Gott, der Vater im Himmel und auf Erden, segne Dich! Jesus Christus, unser Bruder, unser Herr und Gott, segne Dich! und vertrete Dich als ewiger hoher Priester! Der heilige Geist segne Dich, und erfülle Dich mit seiner Liebe! Amen!"

Herder hatte, wie wir sahen, im Jahre 1792 in den Bädern Aachens Heil gesucht und gefunden. Als im Jahre 1802 seine frühere Augenschwäche in erhöhtem Grade eintrat und Hofrath Starke in Jena zu einer Hauptkur rieth, wünschte Herder selbst nirgends andershin als nach Aachen, das ihm vor 10 Jahren so wohlthätig gewesen war. Aber weder diese Kur, noch die des folgenden Jahres zu Eger brachte die gehoffte Wirkung; das Augenübel ward an dem erschwachten Körper nicht gehoben und bald nach seiner Rückkehr nach Weimar ließen die schon längst zu sehr gereizten und geschwächten Nerven völlig die Lebenskräfte sinken. Am Morgen des 18. December fiel er in einen Schlaf, in welchem er spät am Abend sanft und ohne Schmerzen in die Ewigkeit hinüberschlummerte. Die Herzogin-Mutter, Amalia, theilte die Nachricht von seinem Tode dem Erzbischof von Tarent, Capeno-Latro, mit, welcher dem Hingeschiedenen während seines Aufenthalts in Neapel vertrauter Freund geworden war, wie er ebenso bald darauf Stolbergs geschätzter Freund ward. Der Erzbischof antwortete der Herzogin in einer lateinischen Elegie, welche der Biographie des Verstorbenen zugefügt ist. — Wiewohl Stolberg Herders große Anlagen und Verdienste hochschätzte, gehörte er doch mehr zu seinen Bekannten als zu seinen nahen Freunden. — Herder hat, mehr als einer, den Gesichtskreis der deutschen Litteratur zuerst in die universelle Weite geführt, von woher er mit geistiger Elasticität und dichterischer Begabung eine Fülle von Goldkörnern in glänzenden Schaalen den Deutschen darbrachte. Als aber sein Altmeister Hamann nicht mehr war, die Freundschaft mit Lavater und Claudius lockerer ward, in der zweiten Hälfte seines Lebens, wußte er den Stamm und die Früchte des Baumes der Erkenntniß, in welchem seine frühere Hauptaufgabe wurzeln sollte, weder sich noch manchen Andern zur durchgreifenden

Anerkenntniß und zum befriedigenden Genusse zu bringen, ohne darum, wie Niebuhr zu strenge urtheilt, aufzuhören religiös zu sein [1]).

Der Segen einer reichen Nachkommenschaft ruhte auf Stolbergs Hause. In die noch immer wachsende Reihe der ihm gebornen Söhne und Töchter trat am 17. Januar 1804 der erstgeborne Enkel, Friedrich, Sohn des Grafen Ferdinand Stolberg-Wernigerode und der Maria Agnes. Am Geburtstage der Mutter des Knäbleins, am 4. Mai, begrüßte aus der Ferne der Großvater den Morgen des jungen Lebens und sang der Dichter zum Angebinde in die Wiege des Säuglings die Liebe, die Liebe auch zum Vater der Liebe [2]).

„Lächle mit ahnendem Sinne der liebenden Mutter entgegen,
Wenn sie an nährende Brust heut' in der Frühe Dich drückt!
Knabe, wer liebt Dich wie sie? O, saug' an liebendem Herzen
Liebe! Für Liebe gebahr, Knabe, für Liebe sie Dich!
Eine liebende Mutter gebahr die liebende Mutter;
Heute begehn wir den Tag, da sie die Mutter gebahr.
Lächle mit ahnendem Sinne der liebenden Mutter entgegen,
Ahnung gängle Dich früh, Knabe, sie gängelt auch uns!
Deine Mutter, Dein Vater und ich, mit der greisenden Locke,
Kind, sind Kinder wie Du, säugen an Brüsten wie Du.
Deine Mutter werde Dir Bild der ewigen Liebe,
Die das Würmchen am Halme säugt, und den Engel am Thron;
Ihren Brüsten allein entströmen Leben und Liebe,
Ewig säuge sie Dich, ewig die Eltern mit Dir!"

Neben sprossendem Zweige wuchs in demselben Jahre noch Ast zu Aesten am Stamme. Am 12. August wurde der neunte der noch lebenden Söhne Stolbergs, Joseph Theodor, geboren, dem im Alter zunächst die beiden Brüder: Bernhard Joseph, geboren den 30. April 1803, und Franz, geboren den 8. Januar 1802, vorhergingen.

---

[1]) Düntzer aus Herders Nachlaß II, 320. — Niebuhrs Leben und Briefe I, 532. — Joh. v. Müllers Briefe, S. W. VII, 115. — Herders Leben, S. W. XXI, am Ende.

[2]) S. W. II, 206.

Im August feierten in Ulm Trümmer des ehemaligen Hainbundes an der Leine, Voß und Miller, nicht ohne Andenken an Stolberg, im wehmuthsvollen Nachklange der Erinnerung die verschwundenen Tage des im Bunde vereinten und in jugendlicher Begeisterung aufstrebenden Dichtens und Schaffens. „Wenn es das Heiligste nicht galt", berichtet die Gefährtin der Reisegesellschaft ihres Mannes, Ernestine, „waren sie in allen Wendungen des Gesprächs bei den wichtigsten Dingen eines Sinnes [1]).

Dem Rector Voß war im September 1802 die vom Herzog erbetene Dienstentlassung mit einer Pension von 600 Thalern und mit der Erlaubniß im Auslande zu leben, gewährt und hatte er seinen neuen Aufenthaltsort in Jena gewählt, um seinen beiden hier studirenden Söhnen, Heinrich und Wilhelm, nahe zu sein. Von hieraus machte er im August 1804 mit seiner Frau die Reise nach Schwaben und der Pfalz, besuchte in Ulm seinen Freund Miller und kam nach Heidelberg, wohin ihn im Sommer des Jahres 1805 zur neuorganisirten Universität der Kurfürst von Baden unter ehrenvollen Bedingungen berief. —

Friedrich Jacobi hatte schon vor zwei Jahren öffentlich über die Gemeinmachung seiner im ersten Sturme der Empfindung geschriebenen Briefe seinen lebhaften Unwillen, und in dem Briefe an Stolberg sein wieder erwachtes Freundschaftsgefühl ausgesprochen; die Reise seiner beiden Söhne, Joh. Friedrich und Max, Brüder des uns schon bekannten Georg Arnold, im September, nach dem Rheine zu, benutzte er als willkommene Veranlassung durch diese Dolmetscher seiner Empfindungen und durch den mitgegebenen Geleitsbrief dem Freunde die noch lebenden Gefühle der Hochachtung und Liebe persönlich auszudrücken. Er schrieb in Eutin am 1. September: „Mein ewig geliebter Stolberg! Das bleibst Du trotz dem Scheidebriefe, den Du mir vor zwei Jahren sandtest. Er gilt nicht, weil es vor Gott nicht wahr ist, wessen Du mich darin anklagst. Heute will ich Dich nur bitten, daß Du meinen Söhnen, Joh. Friedrich und Max, die morgen nach Münster reisen, vergönnest, Dich und Sophien zu begrüßen. Max, der nur wegen des kranken Sohnes, seines Bruders, bis Münster mitreist, wird von dort

[1]) Briefe von J. H. Voß III, II, 35.

gerades Weges hierhin zurückkehren; es liegt mir darum am mehrsten daran, daß dieser Euch sehe und spreche. Ich habe gehört, daß Sophie Dir in diesen Tagen wieder einen Sohn geboren hat, und wünsche Euch beiden von Herzen Glück dazu. Von mir und überhaupt von Entin werden Euch meine Kinder alles erzählen, was Ihr zu wissen verlangen möchtet. — Grüße die Prinzessin und Fürstenbergen von mir, wenn sie Grüße von mir annehmen wollen. Je älter ich werde, je dankbarer wird mein Herz gegen jeden, der mir Gutes erwiesen hat. In diesem Sinne gedenke ich Deiner und auch Sophiens öfter und inniger, als Ihr es ahnet. Möge es Euch nur recht wohl gehen auch um meinetwillen. Ich bin und bleibe unverändert Dein treuer Freund."

Stolberg erwiederte, Lütjenbeck, den 11. September: „Als ich gestern durch einen Brief von unserm Claudius erfuhr, daß Deine Söhne nach Münster kämen, erwartete ich, daß sie mich besuchen, mir Grüße von Dir, vielleicht einen Brief mitbringen würden. Ich danke Dir, lieber Jacobi, daß mein Vertrauen gegründet war. Wollest bemerken, daß es sich mit einem Scheidebriefe, den ich Dir, Deiner Meinung nach, geschrieben habe, nicht wohl reimet. Ich weiß diesen Augenblick nicht bestimmt, was ich Dir vor einigen Jahren schrieb; nur so viel weiß ich, daß ich mit Besonnenheit und mit der Empfindung an Dich schrieb, welche Dein Andenken immer in mir erweckt. Es ist keine solche, die ein Scheidebrief eingeben könnte, vielmehr ist es die Empfindung des entflammten Verlangens innigster Vereinigung. Doch keiner solchen, in welcher ich den Standpunct meines Seyns verlassen könnte, der mir allein das Seyn werth macht, wohl aber einer Vereinigung, in welcher ich Dich mit Jugendkraft — denn ewige Jugend gehört der Liebe — hinüber ziehen möchte in mein Element, weil es mir ausgemacht ist, daß es unser Element sei. Mit entflammten Wünschen möcht' ich Dich hinüberziehen, und Dich dann ewig an mein Herz drücken. Was ich Dir von mir sage, kann ich Dir auch in Sophiens Seele sagen, welche mit mir Dich und Deine Schwestern mit Rührung grüßt. Ich umarme Dich von ganzem Herzen." —

So viel Freundliches und Glückliches auch Stolberg und seiner Familie aus der Ferne und in der Nähe zu Theil ward, so legte doch die Gegenwart ihre finstern Schatten über seine Tage. Denn es genügte

ihm nicht, sein Dasein im stillen Genusse des freudenreichen Familienlebens und in dem Bewußtsein theilnehmender Verwandten und Freunde eng zu umschränken und abzuschließen; sein Herz fuhr vielmehr fort, nach dem Austritt aus dem öffentlichen Amte noch lebendiger in dem größern Ganzen der Menschheit, und insbesondere seines Vaterlandes zu pulsiren, und deswegen den Blick auf den politischen und christlich-religiösen Horizont der Zeit zu richten. Die Weissagungen der Cassandra gingen ihren verhängnißvollen Erfüllungen entgegen. In Frankreich, dem Herde der Revolution, hatte diese, bis auf wenige nicht gefährliche Funken in der Asche, sich durch sich selbst verzehrt. Das französische Volk hatte nach 10 entsetzlichen Jahren, von einer Stufe des Elends zur andern gestoßen, in Blut und in Thränen getränkt, von allen Gräueln des furchtbarsten Tyrannen, der Anarchie, verfolgt, für sich und die Welt die belehrende Erfahrung gemacht, daß eine Republik von 30 Millionen Menschen das schrecklichste Blendwerk sei; und selbst die, welche von der Schrankenlosigkeit der Herrschaft eines Einzigen in günstigern Zeiten zurückgebebt haben würden, sahen diese jetzt als einen Nothhafen an, zu welchem sie, der Ungewitter müde, mit freudiger Zuversicht flohen. Nach innerm Frieden sehnte sich die große Mehrheit der Nation; was diesen beförderte und verbürgte, wurde unmittelbar als Wohlthat betrachtet, unter welcher Bedingung es auch erreicht, um welchen Preis es auch erworben werden mochte. Ein überspanntes Streben nach Freiheit hatte so ungeheure Uebel geboren, daß nun von dem Beherrscher als eine Gunst gefordert wurde, die Unterwerfung recht vollständig zu machen. Was schon in den ersten Jahren der Revolution als Thatsache der Zukunft angekündigt war, trat in die Gegenwart; der größte und glücklichste Feldherr brachte das strenge Gesetz und die feste Organisation des Kriegslagers in die aufgelöste, zerrüttete nationale Gesellschaft und errichtete auf den Trümmern derselben den Cäsarenthron, der in der weiten Einöde der Gleichheit keine jener Schranken kannte und vorfand, mit welchen Gesetze, uraltes Herkommen, wohlerworbene Rechte der Stände und Provinzen oder durch Verjährung geheiligte Formen selbst die Macht der mächtigsten Könige umgeben und eingeengt hatten. Der Imperator, welcher am 2. December dieses Jahres sich selbst die Krone aufgesetzt, in dessen Willen bereits die Geschicke Italiens, der Schweiz, Bataviens und die des sogenannten Bundesgenossen, Spaniens, lagen, dessen

kriegerischem Gelüste diese Außenwerke seiner colossalen Macht sich zu Gebote stellen mußten, sollte er mit dem Rheine und mit der Demarcationslinie die Schranken seiner Herrschaft begrenzen wollen? — Fürstenberg und Stolberg kannten das heilige römische Reich deutscher Nation, kannten die Höfe deutscher Fürsten, wußten, was von ihnen und ihren Verhältnissen zu einander zu hoffen und zu fürchten sei. — Der in Deutschland vorherrschende Geist der Wissenschaft, weit entfernt, in der geistigen Befruchtung der positiven Grundlagen der staatlichen und kirchlichen Gesellschaft seine letzte und höchste Aufgabe zu suchen, baute in wechselnden Systemen philosophischer Schulen den Absolutismus einer Vernunftdenkerei auf, welcher die edelsten Kräfte der Jugend für den Geist der Abschwächung und Verneinung jener Fundamente verwendend, die Wehrhaftmachung der nationalen Gemüther und Arme lähmte, und dann, bei dem nothwendigen Uebergange von der ideellen Welt in die Wirklichkeit desto zahlreicher die Geister dem Dienste jenes absoluten Herrn zuführte, in welchem die Revolution verkörpert, und so Vielen auch verkörpert erschien, als der erhoffte neue Messias, welcher, nachdem er den christlichen Aberglauben und seine Diener mit anscheinender Milde und nachsichtiger Duldung zu seinem Dienste in die Staatspolizeiordnung allseitig eingepfercht hatte, das Reich der Aufklärung zur allgemeinen Herrschaft zu führen berufen sei. Wie in Deutschlands Süd und Nord dieser bereits vorgearbeitet war, lag zu Tage, und die Klage Einzelner über die Verstopfung der Brunnen des christlichen Glaubens durch seine bestellten Diener fand nur bei Einzelnen wehmuthsvollen Widerhall. „Wenn ich vor aller Welt Augen", schreibt Joh. v. Müller am Ende dieses Jahres 1804 [1]) an den Oberconsistorialrath Reinhard zu Dresden, „ich will nicht sagen, die hebräischen Denkmale eines nach dem andern, sondern selbst Johannis Evangelium, wie neulich, aus wirklich sehr willkürlich angenommenen Grundsätzen, gegen die Stimme der ältesten Zeugen, den Verfassern abgesprochen, und so alle Haltung mehr und mehr untergraben sehe, so weiß ich nicht, warum der christliche Name nicht lieber ganz aufgegeben wird. Sollte dieses ohne Erschütterung der öffentlichen Moralität nicht wohl thunlich sein, wie grausam ist

[1]) S. W. XXVII, 310 fgg.

dann die seine Hauptelemente so absprechend wegwerfende Kühnheit, seiner vorgeblichen Lehrer! Wenn weder in einem Achtungsgefühl für das Alterthum oder für das Volk, noch in einer humanen Scheu vor den Folgen, noch in irgend einer Polizei, wie auch eine Demokratie eine haben muß, wider Attentate dieser Art ein Zaum oder ein mäßigendes Mittel ist, so gestehe ich, daß die Neigung, welche Ihrem Blicke nicht entging, wieder in eine Kirche zu kehren, wo doch noch einige Aufsicht ist, an guten sorgsamen Christen mir natürlich und entschuldigungswürdig scheint. Die Wuth des Niederwerfens aller alten Autorität durch selbstersonnene Regeln, die nichts für zu heilig achten, wird freilich, wie andere Fieber, womit unser Zeitalter behaftet war, ausrasen; ist es aber ganz grundlose Besorgniß, daß man dadurch in die eiserne Arme des Aberglaubens und der Barbarei zurückgeschleudert werden könnte? ..... Wer hiewider zeugt, wer an heilsame Schranken erinnert, wer von den Abgründen zurückruft, ist wahrer Wohlthäter der Menschheit.“ —

Vierter Abschnitt.

Anregungen zu einer Geschichte der Religion Jesu Christi. Die Uebersetzung Ossians und die Ossiansfrage.

Angesichts solcher flüssig gewordenen öffentlichen Zustände, welche aus dem vollen Brechen mit der politischen und religiösen Ueberlieferung und Gewohnheit hervorgingen und ihre fortschreitende Entwickelung erwarten ließen, richtete Stolberg mit desto unerschütterlicherer Zuversicht den Blick zu jenen höhern Gestirnen, die an keinem Tage untergehen und auch die trübe Gegenwart dem Kundigen zu durchleuchten vermögen. Hatte er doch seit vielen Jahren ihren Aufgang und ihren unaufhaltbaren Wandel durch die Jahrhunderte beobachtet und ihrer sichern Führung sich anvertraut; denn vernahm er in der stummen Bilderschrift der Natur die Stimme Gottes, noch lauter diese in seinem Gewissen, so erkannte er doch dieselbe am vernehmbarsten, deutlichsten und vollständigsten in Seinen Offenbarungen an die Menschheit von

Anfang an und hielt sich deswegen an die zeitliche Form ihrer Erscheinungen, an die Geschichte gewiesen, deren Inhalt den großen Weltplan Gottes in der Erziehung des Menschengeschlechts in nicht unleserlichen Zügen mittheilt und dem himmelwärts blickenden Wanderer auch auf umwölkten Pfaden des Lebensganges Licht, Vertrauen und Stärke gewährt [1]). Auf diesem Gebiete des Erkennens und Mittheilens einen großen Theil der Muße seinen Kindern und einem größern Kreise frucht- und segenbar zu machen, war ein von Stolberg schon wiederholt genährter Wunsch, als Anregungen von Außen diesem bestimmtere Gestalt gaben und auf den Versuch seiner Ausführung die Gedanken zu richten ermunterten. Der oben erwähnte Domcapitular Clemens August Droste-Vischering, einer der jüngern Freunde Stolbergs, wandte sich an ihn mit einem vertraulichen Briefe, dessen Inhalt im Wesentlichen folgender war [2]):

„Die allgemeine Weltgeschichte bietet in der Vertheilung der Zeitabschnitte und in der Unterscheidung der besondern Zeiten und Theile derselben eine so große Mannigfaltigkeit dar, daß dadurch die Uebersicht des Ganzen im hohen Grade erschwert wird.

„Die Darstellung der Geschichte mußte vereinfachet und eben dadurch die Uebersicht der Thatsachen und ihre Vereinigung zu Einem großen Bilde der Menschheit erleichtert werden, wenn in der großen Menge der zu berücksichtigenden Seiten es eine durchgreifende gäbe, welche allen Zeitabschnitten und Theilen so gemeinschaftlich zum Grunde läge, daß die übrigen leicht an dieselbe angeknüpft, oder aus derselben hergeleitet werden könnten. — Eine solche stetig durchgreifende Seite gibt es aber für Jeden, der die Menschheit und ihre Geschichte im Glauben beurtheilt; diese Seite ist nämlich die wahre Religion, d. h. Gottes Offenbarung an die Menschheit, oder was dasselbe ist: Seine leitende Vorsehung zur Erhaltung und Förderung der wahren Religion, wo

---

[1]) »Die Vorsehung des Ewigen wandelt auf umwölktem Pfade, läßt aber nach sich leuchtende Spur. Die Weltgeschichte ist eigentlich nur der Stab, um den sich die Geschichte des lebendigen Geistes windet.« Geschichte der Religion Jesu Christi XIII, 302.

[2]) Katerkamp, »das Leben der Fürstin Gallitzin«, S. 252 fgg.

sie einmal erkannt, und zu ihrer Ausbreitung, wo sie noch unbekannt, verdunkelt oder erloschen ist.

„Die Grundlage und der Stützpunct der wahren Religion ist aber zu allen Zeiten der Glaube an Jesus Christus den Versöhner, und zwar in der alten Zeit an den sehnlich erwarteten, und sodann an den gekommenen.“ —

Zum Schlusse enthält dieser Brief eine Einladung und Bitte an den Grafen: „Er wolle eine Geschichte in diesem Geiste zu schreiben sich entschließen.“

Stolberg gab darauf in Lütjenbeck am 2. October folgende Antwort: „Der Wunsch, den Sie schon lange in petto haben, bester Clemens, daß ein solches Buch, wie Sie es sich denken, über die heilige Schrift geschrieben würde, ist ein schöner und frommer Wunsch! Den Gesichtspunct, von dem Sie ausgehen, hat meines Wissens noch keiner mit der Absicht, diesen Stoff zum Gegenstand eines Werks zu machen, so gefasset.

„Vor etwa 35 Jahren las ich mit meiner seligen Mutter Jerusalems Briefe, d. h. Briefe über das erste Buch Moses von Jerusalem. In sofern ich meinem Gedächtniß, und meiner damaligen sehr jugendlichen Ansicht trauen kann, enthalten diese Briefe viel Interessantes, Wahres und Schönes. Jerusalem war ein Mann von Geist und edlem Character, und dem — so neologisch er auch war — doch das, was ihm Wahrheit blieb, sehr heilig war. Indessen konnte er bei seiner Ansicht doch wohl nur einzelne Theile richtig umfassen; nicht das Ganze, weil, wie Sie so wahr sagen, die Sehnsucht nach dem Erlöser der Hauptzug des ganzen alten Testaments ist.

„Er, der da ist und der da war, und der da kommt, ist das *A* und das *Ω*, der Anfang und das Ende in der ganzen heiligen Schrift. Vom „Werde“ an, das der Schöpfer durch Ihn, den Schöpfer aussprach, bis zum Seufzer der Liebe, mit welchem sein Jünger, den er lieb hatte, die Offenbarung beschließt: „Ja! Komm'! Herr Jesu! Amen.“ — Die ganze heilige Schrift faßt einen unendlichen Inbegriff von Wahrheiten und Schönheiten in sich; aber alle diese Wahrheiten und Schönheiten erscheinen wie zerstreute Theile eines Ganzen, das man sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht aus dem Einen Gesichtspuncte ausgeht. — Sie muß daher Gelehrten, Philosophen,

Theologen, schönen Geistern — wenn sie auch, wie Rousseau, Herder und andere mehr, ihren einzelnen Zügen huldigen, doch ein Chaos scheinen und mit dem Getöse ihrer Wässer, über denen sie den schwebenden Geist Gottes nicht inne wurden, sie betäuben, wenn sie nichts von der Beziehung auf das *A* und *Ω* ahnden, welches dem Ganzen Bestand, Wahrheit und Leben gibt, welches allein es zu Einem Ganzen macht. — Dies ist meine Ansicht von der Sache, wie die Ihrige, liebster Clemens; und darum würde auch mir ein solches Buch, wie Sie es wünschen, sehr willkommen sein. — Wenn aber Ihre Güte und Liebe Sie für mich so unpartheiisch macht, daß Sie mich für fähig halten, an einem solchen Werke schreiben zu können und zu dürfen, so darf doch ich diese Meinung nicht von mir haben, es auch nur auf einen gewissen Grad zu können, dazu würde es vieler Gelehrsamkeit, die ich nicht mehr erwerben kann; es würde eines philosophischen Geistes, den ich nicht habe; endlich einer beiwohnenden und waltenden Gnade bedürfen, welche Gott zu meiner eignen Bekehrung und Belehrung mir geben wolle. In Hoffnung auf diese Gnade, quae mecum sit mecumque laboret in meinem täglichen Thun und Treiben, ein solches meine Kräfte weit übersteigendes Werk zu beginnen, das wäre sehr vermessen von mir, liebster Clemens! und ich würde weder vor Gott noch vor Menschen Ehre davon haben. — Ich läugne übrigens nicht, daß ich oft den Wunsch habe, auf eine meinen Kräften und meiner Individualität entsprechende Art, Etwas zur Ehre Gottes zu den Füßen des Altars niederzulegen, ehe man mich in die schweigende Gruft versenkt; und es gehen mir auch manche Gedanken von einem Vermächtniß an meine Kinder durch den Kopf, aber es sind auch nur flüchtige Gedanken, welche sich noch nicht um irgend eine Fahne fixirter Vorstellungen gesammelt haben. Vielleicht sind es nur Fliegen; dann wird mein nahender Winter sie erstarren machen; sind es aber Bienen, so muß Gott einen Korb hinsetzen, in den sie sich sammeln und Honig eintragen können. Er wird doch den Kindern angenehm sein." —

Auf eine Geschichte der christlichen Religion, wie sie der Freiherr Clemens im Sinne trug, und ihre Ausführung von Stolberg erbat, hatte um dieselbe Zeit auch die Fürstin von Gallitzin ihre Wünsche gerichtet und war deshalb mit einem jungen talentvollen Manne,

welcher sich diese Angelegenheit gern an's Herz legen ließ, in Gedankenaustausch getreten. Da dieser aber seine Reise zur Befähigung für amtliche Geschäfte fortzusetzen genöthigt war und dann eine genügende Vorbereitung für diese Aufgabe in Anspruch nehmen zu müssen erklärte, so sprach die Fürstin den Grafen Stolberg an, mit einem solchen Werke den Anfang zu machen, dem jungen Manne den Weg zu zeigen, auf welchem er es fortsetzen könne. Stolberg hatte zu gleicher Zeit denselben als einen wegen seiner Kenntnisse und seines beachtungswerthen Strebens hoffnungsvollen kennen gelernt und in der Erfüllung der Bitte der Fürstin sah er zugleich den Wunsch und die vorhergegangene Bitte seines Freundes Droste und zugleich auch die Befriedigung seines eigenen Herzensbedürfnisses erfüllt. Als nach zwei Jahren der erste Band der Religionsgeschichte erschien, glaubte jener junge Mann nicht in der Weise Stolbergs fortarbeiten zu können, welcher nun die Fortsetzung dieser seine ganze Seele erfüllenden Arbeit zur Hauptaufgabe seiner Lebensjahre bis etwa zwei Jahre vor seinem Tode machte.

Mit den begonnenen Vorarbeiten für sein festgesetztes Ziel trat er das neue Jahr an und setzte dieselben in dem angetretenen fort. Hatte er mit Mißtrauen in seine Kräfte sich einer gewünschten Arbeit genähert, welche dem Hauptnerve ihres Inhalts nach ihn vorbereitet und gerüstet fand, wie Wenige, die an eine solche gingen, so ist das Bekenntniß desselben nicht nur ein Beitrag für die Würdigung des Bekenners, sondern es gewährt auch günstige Aussicht für das Gelingen des Unternehmens und für die Bewährung dessen, was er anderswo dem christlichen Kämpfer an's Herz legt [1]). „Mißtrauen in eigne Kraft ist der Schild, Vertrauen in die Kraft Gottes ist das Schwert des in Heldenmuth demüthigen, in Demuth heldenmüthigen Christen.“ — „Erfolg und Segen“, schrieb die Gräfin Stolberg im Jahre 1828 an Katerkamp, „hoffte der Selige nur von Gott und arbeitete nie, ohne Gott inbrünstig um seine Gnade zu seiner Arbeit zu bitten.“ Bevor Stolberg in der Geschichte der Religion Jesu Christi zur Fülle der Zeiten kam und zu Dem, der zum Lichte der Nationen bestimmt war, führte ihn nothwendiger Weise sein erhabener Gegenstand zu dem

---

[1]) Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift I, 432.

Volke hin, welchem die noch unter dem Horizonte stehende Sonne in immer helleren Dämmerungen sich röthete und dessen nationale Kirche die Vorhalle und den Eingang in die künftige allgemeine Weltkirche bildete, zum Volke Israels und zu seiner Urzeit. Die Geschichte und die Urkunden dieses Volkes hatten ihm schon früh, wie den Jugendjahren mancher Dichter eine reiche Welt poetischer Anschauungen, von dem lieblichen Idylle des Büchleins Ruth an, worin der Reiz der Darstellung durch das Interesse der Wahrheit noch erhöht wird, bis zum kühnen Psalmenschwunge des königlichen Dichters, eröffnet. Waren ihm jene auch noch etwas Höheres — Bestätigung der Wahrheit des neuen Bundes —, so hatten sie doch als Darstellung eines einfachen, von den Schattenseiten einer spätern Culturentwickelung wenig berührten Naturvolkes für seine Geistesrichtung schon einen unbedingten Werth, und standen mit der ihm lieb gewordenen Welt des Homer und Ossian in naher Verwandtschaft. Der Ansicht zugeneigt, daß allenthalben das Schöne die in Bewegung gesetzte Handlung des Guten sei oder werde, mußte er um desto mehr diesen Dichtern, wenn sie ihm auch nicht über Moses und die Propheten gingen, ihre ehrenvolle Stellung im großen und schönen Meergarten Gottes auch in der Gegenwart bewahren, und waren sie und ihre Welt vorzüglich geeignet, ihm geliebte Ruheplätze zu gewähren auf seinem längern und mühevollern Wege, welcher dem Aufgange der Sonne und ihrem weitern Wandel zugerichtet war. Er arbeitete in diesem Jahre an der Religionsgeschichte und an der Uebersetzung der Gedichte Ossians nach dem Englischen des Macpherson. Mit der englischen Sprache und Litteratur waren die beiden Brüder Christian und Friedrich Leopold schon früh vertraut geworden und hatten den Homer früher in der Uebersetzung von Pope als in der Urschrift gelesen. Den größern Zeitraum ihres jugendlichen Alters verlebten sie in Seeland, in und bei Kopenhagen, wo überhaupt der Verkehr mit England und mit der englischen Sprache und Litteratur größer war als in Deutschland. Auch die Eltern waren mit der brittischen Muse vertraut und mit Edward Young persönlich befreundet, und das Land in früheren Jahren nicht bereist zu haben, bedauerte Friedrich Leopold wiederholt und mit Nachdruck im spätern Alter. Ueber den Werth der englischen Sprache spricht er unter anderen Stellen

im Leben des Königs Alfred [1]): „..... Die jetzige englische Sprache ist ein Gemisch vieler Sprachen, an sich sehr unvollkommen, aber durch Verfassung des Landes, welche die Beredtsamkeit begünstigt und übt, durch Freiheit, welche den Geist erhellet, ihm Schwung giebt und das Herz erhebt, daher auch durch große Zahl geistreicher Schriftsteller zu einer Würde gelanget, welche durch Bestimmtheit gesichert, und durch kräftigen Gebrauch in Rede, Schrift und Gesang edel geworden." Macphersons englische Uebersetzung führte ihn auf ein ganz anderes Gebiet der Sprache und der Dichtung, führte ihn zu dem galischen oder celtischen Dichter Ossian, dessen Dasein, Zeitalter und Dichtungen von der Kritik ebenso umnebelt sind, wie die Hochlande Schottlands, seines angeblichen Vaterlandes. Für Ossian hatte gleich nach der ersten Uebersetzung Macphersons Klopstock geschwärmt und seine Empfindungen für ihn der ihn umgebenden Jugend, auch den beiden Brüdern Stolberg mitgetheilt. Er war ihm eine willkommene Erscheinung, um seine Systeme des Druiden-, Scalden- und Bardenthums zu bekräftigen und zu verherrlichen, und wie früher die altnordische Poesie der Scandinaver, für welche sein Freund Suhm als Dichter und zugleich als gründlicherer Forscher neben ihm eintrat, unbedingt und vollständig in das deutsche Eigenthum genommen war, so waren ihm sofort die Gälen oder Celten Schottlands Germanen und Ossian ein deutscher Barde, welchen er in der Ode „Unsere Sprache" im Jahre 1767, also bald nach der Bekanntwerdung seiner Gedichte, über Homer zu stellen geneigt war.

„Strophe XIV. Die Vergessenheit umhüllt', o Ossian, auch Dich!
Dich huben sie hervor, und Du stehest nun da;
Gleichest Dich dem Griechen, trotzest ihm,
Und fragst, ob, wie Du, er entflamme den Gesang!" .....

Der Alte fachte durch die jungen Grafen Stolberg in dem jugendlichen Dichterbunde in Göttingen, der, wie der Verfasser des Werthers ohnehin schon, im Widerstreite gegen die überlieferte Regel und den herrschenden Kunstgeschmack, für die volle Natur des Ossian schwärmte, einen noch gesteigerten Enthusiasmus für denselben an. Voß schrieb im

---

[1]) S. W. X, 63, 64.

Jahre 1775, bevor seine Uebersetzung der Odyssee einen Dämpfer auf die Ossianische Begeisterung setzte, an Brückner: „Der Schotte Ossian ist ein größerer Dichter als der Jonier Homer". In dem beschreibenden Gedichte Stolbergs „Hellebeck", aus dem Jahre 1776, tönen in der Form der Erzählung Ossianische Anklänge. In dem zweiten, dem lyrischen Theile seiner Insel aus dem Jahre 1788 [1]) erschienen als Muster für die Naturpoesie des neuen Inselvölkchens neben Homer und David Ossianische Anschauungen und Tonfärbungen; aber, legte er auch in dem ersten Theile dieses Werkes dem Sophron die Worte in den Mund: „Ihr kennet alle Ossian. Welchen Dichter kann man über ihn setzen? Man braucht ihn nur aufzuschlagen, um überall die schönste, edelste Poesie zu finden". — Ossian verdrängte nie den Homer von der höhern Stelle seiner Werthschätzung. — Der gleich nach der erschienenen Macphersonschen Uebersetzung in Schottland und England erhobene Streit über das Dasein und die Echtheit des Originals berührte mit seiner Zweideutigkeit die aufflammende Begeisterung der Deutschen für Ossian, den Urdichter der Natur, während der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts nicht im mindesten. Die Kritik und die wiederholten Uebertragungen der Macphersonschen Uebersetzung nährten und bekundeten dieselbe. In dem Briefe an v. Halem des Jahres 1787 schrieb Stolberg, als anderweitig von dem Engländer Johnson, welcher mit der größten Entschiedenheit die Behauptung, Macpherson verhülle seine eigenen Dichtungen unter dem Namen des Ossian, durchzuführen versucht hatte, die Rede war: „Ich mag Johnson nicht, ihn, der keine Empfindung für Ossian hatte" [2]). Mit dem Anfange unsers Jahrhunderts, als Sturm und Drang dem celtischen Barden zu Gute zu kommen bereits aufgehört hatten, ging die Kritik und der Geschmack für Ossian auch in Deutschland zur Entzweiung über, welche an zweien, in Liebe und in ihren kritischen Bestrebungen so vielfach vereinten Brüdern ihren merkwürdigsten Ausdruck fand: Wilhelm und Friedrich v. Schlegel standen in der Ossiansfrage geharnischt wider einander. Friedrich Schlegel beharrte wie Stolberg und Andere in der Ossiansverehrung, und wurden freudig überrascht,

---

[1]) S. W. I, 138. III, 255. 267 fgg.

[2]) v. Halem a. a. O. 54. — Johnson starb 1784, Macpherson 1796.

als im Jahre 1807 die lang vergebens gesuchte Handschrift des gälischen Originals aufgefunden ward, und wenn auch die bald folgende Ahlwahrdtsche Uebersetzung aus dem Gälischen nicht völlig befriedigte, die Ossiansfreunde fanden in ihr doch einen Beitrag mehr für die Bestätigung ihrer gehegten Ueberzeugung, daß Macpherson nur der Uebersetzer gewesen sei. In Hinsicht des Alterthums der Gedichte stimmte Stolberg [1]) Macpherson bei, welcher den in diesem Gesange erwähnten Karakul für Caracalla, den Sohn des Kaisers Severus, hielt, welche beide im Jahre 208 den Krieg wider die Bewohner Schottlands begannen. Bestimmter als in den den Text erklärenden Anmerkungen zur Uebersetzung spricht er sich in den folgenden Jahren an einigen Stellen der Religionsgeschichte über Ossian, seine Zeit und sein Volk aus. In der Beilage zum zweiten Bande derselben: „Ueber den Glauben der Erzväter und der Israeliten an ein Leben nach dem Tode" heißt es beim Uebergange von dem Glauben der Griechen zu dem der Caledonier: „Ossian, dieser liebenswürdige Sänger, der seinen Helden und Weibern den Adel seiner schönen Seele einhaucht, erwähnt keiner Gottheit, und die Vorstellungen, so er vom Leben nach dem Tode hegt, sind zwar weniger düster als der homerische Hades, aber wie dürftig, wie traurig auch sie! In Nebel gehüllt, durch welche die Sterne schimmern, gleiten die Seelen der Helden unter dem Lufthimmel dahin, mit nichtigem Speer, und zischen Klagetöne, oder zeigen auf ihre Todeswunde; und wird ihnen wohl, so versammeln sie sich in einer Wolkenhalle um die Seele des Stammvaters ihres Geschlechts, der ihnen nichtigen Trank in der Nebelmuschel darreicht." Darauf geht er, zum Beweise, daß er nicht, wie Klopstock, Ossian für einen Deutschen hielt, mit einem neuen Ansatz zu den alten Deutschen und den Scandinavern über. — Die Feldzüge des Severus und Caracalla führen den Geschichtsschreiber zu Fingal und Ossian, seinem Sohne und zu dem Culturzustande seines Stammes, mit dessen von Dio Cassius erwähnten Wildheit kein Ossian bestehen konnte. Indessen giebt dieser abergläubische und zur rednerischen Ausschmückung nur zu geneigte Schriftsteller keine Gewähr für die Wahrheit seiner Beschreibung.

---

[1]) In einer Anmerkung zur Uebersetzung des Gesanges »Komala« I, 248. Vergl. I, 260.

„Dio macht uns“, schreibt Stolberg [1]), „eine sehr abenteuerliche Beschreibung von diesen Völkern Schottlands, die er als äußerst barbarisch schildert. Er sagt, daß sie nackt wären, daß sie oft ganze Tage bis an den Kopf in den Sümpfen stäken, daß sie Gemeinschaft der Weiber hätten. Wir kennen dieses edelmüthige, kühne, zarter Empfindungen sehr empfängliche Volk aus den unsterblichen Gesängen eines der größten Dichter, so je lebten, der ein Fürst unter ihnen war, Ossian, der Sohn Fingals, Fingals, dessen gefeierter Name noch anizt in den Thälern der schottischen Gebürge wiederhallt und in den Inseln; Fingals, welcher eben an diesem römischen Kriege Antheil nahm in seiner Jugend, und die Welteroberer besiegte. Auch unter Barbaren können große Dichter aufkommen; aber ossianische Sittengemählde zeugen von hoher und von zarter Empfindung, deren rohe Barbaren nicht empfänglich sind. Dio gibt uns einen Beweis von seiner Leichtgläubigkeit und von großem Mangel des Urtheils, wenn er sagt, diese Völker hatten eine Art von Speise bereitet, von welcher ein Stückchen, groß wie eine Bohne, hinreichend gewesen, den Hunger und den Durst zu stillen.“ — An einer dritten Stelle fügt er dem Nachweise über das Dasein des Christenthums in Britannien seit der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts hinzu [2]), wahrscheinlich zur Unterstützung der Angaben des Macpherson: „Aus der römischen Provinz in Britanien mochten sich wohl, zur Zeit der diocletianischen Verfolgung, christliche Lehrer in's unabhängige heidnische Irland und in Schotland zurückgezogen, und das Evangelium in diese Länder gebracht haben. Ossian, der große caledonische Sänger, der nach Macpherson's Meinung, sein hohes, noch immer gesangreiches Alter bis auf die Zeit jener Christenverfolgung brachte, hat einige seiner letzten Gesänge an christliche Boten des Evangeliums gerichtet. ..... Wo die höchste und heiligste Gabe Gottes nicht würdigen Empfang findet, da wird manchmal der Leuchter hinweggerückt zu andern.“ — Leitende Gedanken, welche den Wolffschen Untersuchungen über die Entstehung der Gedichte Homer's zu Grunde lagen, und die Stolberg so wenig wie Voß sich eigen machen wollte, finden hier, wenn auch nicht Ossiane zum Ossian hin, doch nach ihm

[1]) a. a. O. VIII, 286.
[2]) a. a. O. VIII, 230.

für die mögliche Erhaltung und Fortpflanzung seiner Gesänge während eines viel größern Zeitraums ihre Anwendung. Eingehender und vollständiger behandelte etwas später Fr. Schlegel im zweiten Hefte des ersten Bandes des „deutschen Museums“ in der Abhandlung „über nordische Dichtkunst“ das Zeitalter des Ossian. Er verlegt dieses in jene Periode, in welcher sich die Schotten von Irland aus, Fingal und Ossian an ihrer Spitze, im Lande der Caledonier niedergelassen hätten, in das 9. und 10. Jahrhundert, also in die Zeit der kühnen Züge und Kriege der Normannen, mit denen Fingals Geschlecht durch die steten Abenteuer und Seefahrten in feindselige Kämpfe und zu den Mahlen der Gastfreundschaft gekommen sei. — Wie das kühne Heldenleben der Normannen dieser Zeit Sage und Gesang hervorrief, so mögen auch der eigene Thatenstoff und der Verkehr mit diesen scandinavischen Vorbildern die Phantasie der schottischen Sänger in der ihnen eigenthümlichen Welt zu Gesängen belebt haben. Jedoch konnte von Lochlins Gestaden her wegen der Stammverschiedenheit der beiden Völker der Einfluß der Normannen nicht so groß sein als bei den stammverwandten Deutschen am Rheine, dessen Mündungen sie, zugleich mit der Ansiedelung in Friesland, stromaufwärts hinauf Xanten vorbei bis Coblenz fuhren, und welche während eines längern Aufenthalts in diesen Gegenden ein großes Stück ihrer nordischen Sagenwelt der oberrheinischen Heldensage überließen, welches, trotz aller künstlichen Anschweißung und Ueberbrückung, seinen phantastischen nordischen Charakter, das Mährchen zu Xanten halbweges Frieslands abgerechnet, auch dann noch behielt, als Masse und Münster und Zubehör der alteinheimischen Sage zugegeben wurde. Der verschlossene und trübere Geist, welcher vom Volke der verschwindenden Druiden nicht wich, wurde in seinen Sängern vielmehr auf das engere Gebiet einer Innerlichkeit hingewiesen, welche in sentimentaler Schwermuth sich ergoß und eben so wenig sich eignete zur breiten Strömung epischer Gesänge als zur heitern Darstellung der liederreichen Gudrun. —

In der neuesten Zeit hat Professor Loebell in seiner Entwickelung der deutschen Poesie — I, 272 — die ossianische Frage allseitig und gründlich erörtert. Aber da, wo das Endurtheil dem Gefühle der poetischen Werthschätzung des Einzelnen anheim gegeben werden soll, hat die historische Kritik, selbst mit dem Aufgebot des größten Scharf-

sinns, den Gegenstand nicht spruchreif gemacht, und daß am Ossian des Macpherson nicht alles Wind und Staub ist, wie Loebell anzunehmen geneigt ist, liegt in seiner Behauptung begründet, daß die in den Gedichten vorkommenden handgreiflichen Anachronismen nicht auf Rechnung des Uebersetzers zu setzen seien, sondern ihrer Mehrzahl nach gewiß den Umbildungen angehören, welche die Gedichte im Laufe der Jahrhunderte in Schottland erfahren hätten. Die letzte Entscheidung hat Macpherson als Geheimniß mit in's Grab genommen, und wird dieses dort wohl, bei der gegenwärtigen Lage der Sache, wie der Nibelungenhort im Rhein, ruhen bis zum jüngsten Tage. —

Trüber und schwüler als auf den Hochlanden Ossians hingen in diesem Sommer die Wolken über dem europäischen Gemeinwesen, vorzüglich über Deutschland. Nachdem der neue Cäsar die Krone auf seine Degenspitze gesetzt, schaltete er seit dem Anfange dieses Jahres in Italien, als wenn hier der Luneviller Friede alles seiner Willkür und Gewalt überliefert habe. Das System des europäischen Gleichgewichts schien völlig zertrümmert, und die Universalmonarchie, nicht mehr, wie vor Kurzem, ein interessantes großartiges Schauspiel für den Beobachter entlegener Zeiten, trat mit allen Schrecknissen ihres Gefolges in die Gegenwart. Im Süden Deutschlands war der Gewalthaber der Vasallenschaft Badens, Württembergs und Baierns sicher; im Norden, in Hannover, in der Mitte des preußischen Staates, stand ungeachtet aller Verträge seine schlagfertige Armee. Preußen trug, thörichten Wahns in ruhmlosem Frieden das Seinige desto sicherer zu bergen, seit 10 Jahren wunddrückendeude Fesseln [1]), welche den Geist der Monarchie Friedrichs des Großen zu entnerven und zuletzt zu ertödten drohten. Oesterreich stand auf dem Festlande vereinzelt da; das durch zweimalige Anstrengungen erschöpfte Staatshaushaltswesen wollte der friedliebende Kaiser nicht dem dritten Wagniß des Kriegsspiels überlassen. — Ferner wurden in den Gemüthern der deutschen Nation immer herrschender Gleichgültigkeit und Kaltsinn gegen alles, was für Gesittung, Religion und politische Ordnung mit Mühe und Einsicht von den Vorfahren den Nachkommen überliefert war und nun

[1]) Inter inpotentes et validos falso quiescas; ubi manu agitur, modestia ac probitas nomina superioris sunt. Tacit. Germ. XXXVI.

des heimischen, von der Gegenwart geforderten Ausbaues nicht würdig geachtet, unter dem Beifall und der Leitung fröhnender Schriftsteller den neuen Zeitgötzen gänzlich preisgegeben ward. Die geringe Zahl Derer, welche sich aufrecht erhielten im Vertrauen auf Gottes Fürsehung, welche wohl Weltgeißel und Weltgerichte schicke, nicht aber den Untergang alles Edlen, Großen und der Menschheit Guten wolle, richtete ihre Hoffnungen auf England und auf die auf dem vaterländischen Boden zerstreuten aber innerlich verbrüderten Männer, welche durch Schrift und That das heilige Feuer am Altare des sinkenden Vaterlandes für eine glücklichere Zukunft unterhielten. Diesen war der Zuruf von Johannes v. Müller an die unterdrückten Eidgenossen, welche in diesem Sommer im vierten Bande der Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft erschien, ein mahnender und stärkender Zuruf und das Losungswort auch für ihre Eidgenossenschaft. Stolberg, welcher für das Vaterland Tells und Winkelrids und für seine schwer errungene Freiheit auch im Alter seine jugendliche Theilnahme nicht minderte, hatte längst den Geschichtschreiber seines Vaterlandes, den öffentlichen, beredten Schutzredner der moralischen und politischen Ordnung und Verfassung Alteuropa's gegen ihre dünkelhaften und seichten Gegner, und den vertrauten Freund vieler seiner Freunde schätzen gelernt; desto gründlicher mußte das flammende Wort nun zünden. Während seines zweiten Aufenthalts in der Schweiz schrieb Stolberg von Joh. v. Müller (1752—1809): „Der große Geschichtschreiber der Eidgenossen, welcher mit Adel des Gefühls und hellem Geistesblick eine seltene Stärke der Schreibart verbindet, ist ein geborner Bürger von Schaffhausen. Sparsam mit Worten, originell im Ausdruck und in Wendungen, belohnt er mit reingedachter Inhaltsfülle den Leser selbst dann reichlich, wenn dieser der gedrängten Periode auch nicht immer schnell mit dem Kopfe folgen kann. Bei Schriftstellern von solchem Werthe würde mir, wenn ich für meine schriftstellerischen Sünden zum Recensiren und Kritisiren verdammt wäre, die Feder aus der Hand fallen." Der Glanz seiner Verdienste und des Ruhmes würde, trotz seiner landesverrätherischen Feinde, ohne Verdunkelung geblieben sein, wenn er die Feuerprobe der Zeit bis zum Ende seines Lebens zu bestehen Kraft genug behalten, und bewährt hätte, was er im April dieses Jahres an Gentz schrieb: „Mein Leben kennt keinen

höhern Zweck als mitbeizutragen zu der Rettung der Ueberbleibsel von Humanität in einer Epoche, wo alles zusammensinkt in eine Verfassung, die der Tod alles Edlen und Wahren sein wird." Auswärtige Hülfe hatten Stolberg und seine vaterländischen Freunde gehofft als im vorigen Jahre William Pitt das Staatsruder Englands zum zweiten Male anvertraut ward, dem es in diesem Jahre gelang, wenn auch nicht alle, wie es sein großer Plan war, doch mehrere continentale Mächte für die Befreiung Europa's von der Uebermacht Frankreichs zu vereinen. Der Köhig Gustav IV., schon längst ein maaß- und planloser Feind Frankreichs und seines Beherrschers, und der Kaiser Alexander, seit Kurzem immer mehr gegen den offenbaren Verletzer des Völkerrechts erbittert, nahmen von England statt Truppen Hülfsgelder, um mit diesen Mitteln den gewollten Krieg mit desto größern Kräften führen zu können. Im August verbündete sich Oesterreich mit Rußland zur Führung des Krieges, mit dessen wirklichem Ausbruch erst eine unmittelbare Unterhandlung zwischen London und Wien begann. Preußen, durch dessen Theilnahme der glückliche Ausgang gesichert erschien, verließ seine neutrale Stellung nicht. Gentz, welcher im Wiener Cabinet damals noch als Freiwilliger arbeitete und die Lage der Dinge gründlicher als irgend Einer durchschaute, blickte mit böser Ahndung in die nahe Zukunft; er schrieb am 27. August an Johann v. Müller, den Historiographen des königlichen Hauses zu Berlin, welcher früher vom Jahre 1793 bis 1804 im österreichischen Staatsdienste gestanden: „..... Von dem Kriege, den Rußland und Oesterreich jetzt führen werden, verspreche ich mir nichts. Ohne Preußen kann nun einmal nichts Rechtschaffenes gegen Frankreich ausgeführt werden; und so lange der hiesige Hof nicht ernsthafte Schritte thut, um Preußen zu gewinnen — noch geschah kein einziger —, ist an ein wahres und großes Sistem durchaus nicht zu denken. Ich läugne nicht, daß mit ausgezeichneten Köpfen und wackerer Anstrengung auch ein russisch-österreichischer Bund schon immer viel Nützliches thun könnte; aber, was ist von einem Projecte zu hoffen, das unter den ungünstigsten Auspicien beginnt! In Rußland ist — wenigstens unter den Regierenden — auch nicht ein einziger Mann von Talenten — Genie mag ich gar nicht einmal aussprechen — sichtbar. Das Cabinet besteht aus höchst mittelmäßigen Personen. Czartoriski, Stroganoff,

Novosiltzoff, Kotschubey, die Freunde des Kaisers, sind wohlmeinende Philanthropen, mit einigen Fragmenten wissenschaftlicher Bildung geschmückt, übrigens ohne Kraft, ohne Geist, ohne große Ansichten, ohne Muth und Beharrlichkeit. ..... Generale haben sie gar nicht; der einzige sehr brauchbare wäre Pahlen, der aber nie wieder zu Gnaden gelangt. — Wie es in Wien steht, wissen Sie; unser Cabinet kennen Sie; was ein Colloredo, ein Cobentzl, ein Collenbach vermag, ist Ihnen bekannt. Wir besitzen, das ist wahr, sehr viele geschickte Generale, und das Militär ist, ohne allen Vergleich, der am besten verwaltete Zweig der österreichischen Macht; aber wir haben keinen, in dem eine große Seele wohnte. Mack versteht eine Armee zu bilden, mit Ordnung und Methode zu einem Feldzuge Vorbereitungen zu machen, aber ausführen kann und weiß er nicht. Er wünscht auch nicht einmal den Krieg, und ist ein so elender Politiker, daß er kaum die Nothwendigkeit desselben fühlt. .....“ — Jene Ahndungen gingen in Erfüllung. Macks schmähliche Capitulation in Ulm am 17. October, der Einzug der Franzosen in Wien am 11. November, die Schlacht bei Austerlitz am 2. December warfen den Kaiser Franz zu den Füßen des Siegers, welcher die Gewährung des Friedens zu Presburg am 25. December gegen die Abtretung der besten Provinzen und drei Millionen Unterthanen eine großmüthige Behandlung nannte. Preußen hatte auch dann noch in seinen Entschlüssen geschwankt, als Bernadottes Heereszug von Hannover durch Anspach zur Donau hin der Neutralität Hohn gesprochen, hatte in der elften Stunde durch Rüstungen gedroht und unterhandelt, und mußte nun, um den Zorn des Gewaltigen zu entwaffnen, gegen die abgetretenen Provinzen Neuchatel, Cleve und Anspach in dem aufgedrungenen Hannover das Verderben drohende und bringende Nessusgewand hinnehmen. So schienen mit dem Ende des Jahres die vaterländischen Schutzgeister die alte Heimath für immer verlassen und diese der schaltenden Willkür des welschen Herrschers und seiner gekrönten und nicht gekrönten Waffenträger und Statthalter überlassen zu haben; denn was im Norden noch aufrecht stand, das sah der offene Blick in die Gegenwart seinem nahen Geschick des Untergangs bereits verfallen. — Pitt sah die letzte Arbeit seines mühebeladenen, der Freiheit Englands und Europa's gewidmeten Lebens vernichtet: die Nachricht von der Auflösung der Coalition brach

dem Kranken das Herz; er starb den 23. Januar 1806, arm, weil er nur an das Vaterland und Europa gedacht, aber würdig und theilhaftig des unsterblichen Ruhmes bei der Nachwelt, weil er, erhaben über eine Popularität, die dem gefälligen Diener der flüchtigen Tagesbewegung von selbst zufällt, und welche er gern Fox überließ, sich der dauernden Verfassung, Wohlfahrt und Freiheit seines Vaterlandes opferte. — Die Trauerbotschaft aus Osten über den Untergang der Hoffnungen kam nach Münster, als man der Feier der Ankunft der frohen Botschaft an die Menschheit entgegenging; Stolberg sah auf das Kind in der Krippe, dem der Allherrscher Gewalt und das Reich verliehen, dem unvergänglich Licht und Wahrheit innewohnen. Am fröhlichen Abende der Christbescherung seiner Kinder hatte der glückliche Vater schon am Tage die schönste, hoffnungsvollste Gabe von der Gattin empfangen, welche ihm ein Töchterchen — Maria Theresia — geboren hatte.

Der Waller setzte, aus dem Buche der Jahrhunderte wohl wissend, daß der Herr oft mächtige Reiche stolzer Eroberer zertrümmert und sie selbst in den Staub getreten habe, getrost seinen Wanderstab in das neue Jahr ein. Von Liebe und Verehrung nahe und fern umgeben, schritt er mit seiner Tagesarbeit fort. Den 30. Januar sandte er auf den Flügeln des Gesanges seinem fernen Bruder die vollendete, ihm, dem immer nahen, gewidmete Uebersetzung des Ossian. Diese, die fünfte der vorhandenen vollständigen deutschen Uebersetzungen, erschien in drei Bänden in Hamburg bei Fr. Perthes in diesem Jahre. Die der Uebersetzung beigefügten, das Verständniß des Textes erhellenden Anmerkungen Macphersons sind vom deutschen Uebersetzer vermehrt und die einzelnen größtentheils kritischen Abhandlungen des Herausgebers im gedrängten Auszuge mitgetheilt. Daß den vorhergegangenen Uebersetzungen die Stolbergsche den Ehrenpreis abgewann, war nicht nur in der gründlichen Kenntniß der englischen Sprache, sondern noch mehr in der dichterischen Begabung des Uebersetzers begründet. —

Fünfter Abschnitt.

Der Fürstin von Gallitzin Tod. Die Geschichte der Religion Jesu Christi.

Die Erscheinung des ersten Bandes der Stolbergschen Religionsgeschichte sollte die Fürstin Gallitzin als sichtbaren Lohn ihrer anregenden Theilnahme für die Unternehmung dieses Werkes nicht erleben. — Sie hatte im Jahre 1792 ihren seit zwei Jahren in militärischen Wissenschaften und Uebungen vorgebildeten Sohn Demetrius unter der Begleitung des ihr befreundeten Geistlichen Brosius, welcher in dieser Zeit zu einer Mission in Amerika sich entschlossen hatte, eine Reise dorthin antreten lassen, damit er durch zweijährige Reisen in den Provinzen dieses Landes gebildet und zur Selbständigkeit des Charakters gereift, nach Europa heimkehrend in den russischen Kriegsdienst trete. Die Mutter begleitete den Sohn bis Rotterdam. Jedoch nach nicht langer Anwesenheit in Amerika entschloß sich der junge Fürst, sein Leben dem geistlichen Stande und der Mission zu widmen und zog sich deshalb in das Seminar zu Baltimore zurück. Die von dieser Nachricht betroffene Mutter verzögerte wiederholt die Einwilligung zum gewählten Beruf, und gab diese endlich nach allseitiger Erwägung der Umstände und bei dem festen Beharren des Sohnes auf seinem Entschlusse. Auch der Vater ließ endlich vom Widerstreben ab und gab dem Missionspriester den kindlich erflehten väterlichen Segen und die Versicherung, daß er wieder in seinem Vaterherzen den frühern Platz gefunden habe. Der Fürst Gallitzin war auf seinem Gesandtschaftsposten im Haag geblieben bis die Franzosen Holland einnahmen. Er zog sich darauf nach Braunschweig zurück, wo er, ohne öffentlichen Charakter, seine Lieblingsstudien, die Naturgeschichte, fortsetzte. Mitglied der Akademien in Petersburg, Stockholm, Berlin und Brüssel übernahm er auch das Präsidium der mineralischen Gesellschaft in Jena, deren Sitzungen er pünctlich beiwohnte, der er auch sein reiches Naturaliencabinet zugewendet hat. Seine Gemahlin, mit der er immerfort im vollkommensten Einverständniß lebte, besuchte er

früher vom Haag, später von Braunschweig aus jeden Sommer. Er starb den 6. März 1803 zu Braunschweig eines plötzlichen Todes. —

Der Gesundheitszustand der Fürstin war seit vielen Jahren mannigfachem Leiden unterworfen. Sie litt zu Zeiten an ischiatischen Schmerzen von heftiger Art, welche, wenn sie von diesem Uebel am gewaltigsten ergriffen ward, von ihrem Sitze, den Hüften, aus, den ganzen Körper ergriffen und von dem Anfalle einer physischen Hypochondrie begleitet waren. Diese Hypochondrie störte aber die Heiterkeit ihres Geistes und die Theilnahme an gesellschaftlichen Unterhaltungen nicht. Auf Erfahrung gestützt hatte sie, durch die Kraft des Gedankens, physische Hypochondrie von dem geistigen Trübsinn zu unterscheiden gelernt, und die Religion gab ihr die Kraft, in ihrem heitern Lichte die Dinge anzusehen, worüber der körperliche Zustand einen dunkeln Schleier warf. Nicht Ich bin traurig, pflegte sie dann zu sagen, sondern meine körperliche Umgebung ist es blos. Sie verglich die geistige Heiterkeit bei körperlicher Hypochondrie mit dem Zustande eines Reisenden, wenn er auf den Spitzen hoher Berge unten in den Thälern Nebel erblickt oder Stürme und Gewitter wüthen sieht, während er selber ungetrübt und unerschüttert im erfreulichen Lichte der Sonne steht. In den letzten Jahren ihres Lebens kehrten ihre Leiden häufiger und heftiger wieder, aber damit wuchs auch ihre Geduld zu dem großen Dulder am Kreuze. Zwar blieb sie im Winter und im Frühjahr 1805 von den heftigern Anfällen ihrer gewöhnlichen Krankheiten verschont; nichtsdestoweniger zeigte sich eine Erschöpfung ihrer körperlichen Kräfte, welche sie selbst aber nicht groß genug erachtete, um sie von der Erfüllung der ihr dringend erscheinenden Liebespflichten zurückzuhalten. Mit diesem immer auf Gebet gestützten Vertrauen in ihre Kräfte hielt sie sich verpflichtet, den Herrn von Fürstenberg auf einer nothwendigen, nicht auszusetzenden Reise nach Hildesheim zu begleiten. Diese Reise ward im Mai bei sehr rauher Witterung unternommen. Die Ehrfurcht gegen diesen beinahe 80jährigen und kränklichen Freund, gegen den sie eine Hochachtung, wie gegen keinen Andern, hegte, gab ihr den Muth zum Entschlusse und erhöhte mit dem Muthe die Kraft, sich ihm auf dieser Reise ganz weihen zu können. Dieses erhöhte Kraftgefühl war jedoch nur vorübergehend, denn es ging aus einer Erhebung hervor, welche an ihren Kräften zehrte; als sie zurückkam, trat die Erschöpfung verdoppelt ein.

Nichtsdestoweniger reiste sie nicht lange darauf, begleitet von Overberg, im Vertrauen auf hinreichend wieder gesammelte Kräfte, nach Vreden, um hier der schwer erkrankten Aebtissin, der Gräfin Theresia von Truchseß, Liebesdienste zu erweisen. Seit drittehalb Jahren hatte sie das große Gemüth und den hohen Geist dieser einfach stillen, reinen und demüthig frommen Seele kennen gelernt, und war ihr, der an Jahren jungen, innige Freundin, und als sie ihre Mutter verloren, eine liebende geistliche Mutter geworden. Während ihres Aufenthalts von drei Wochen diente sie, bei Tag und Nacht, am Krankenlager ihrer Freundin. Im Winter wurde der Fürstin Zustand leidender als je, und es gesellte sich zu den frühern Leiden die Wassersucht, welche die Kranke seit dem 6. März dauernd an's Bett fesselte. Bald zeigte sich der Körper völlig abgezehrt, heiter aber blieb das Auge und es strahlte aus demselben eine Zufriedenheit, welche von den Anwesenden als eine auffallende Stärkung von Oben mitgefühlt wurde. Es nahte der 27. April, der Sonntag Jubilate, und bereits war die Mitternachtsstunde eingetreten, welche sie gewohnt war, schlaflos dem Mitgefühl der Leiden Jesu zu widmen. Das Evangelium des Tages sprach den Umstehenden die zweite und vollkommene Wiedergeburt aus, die eben jetzt unter den schmerzhaftesten Wehen vollendet werden sollte. „Ueber ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen und über ein Kleines sehet ihr mich. Wenn das Weib im Gebären begriffen ist, hat sie Trauer; wenn aber die Geburt vollendet ist, freuet sie sich, weil ein neues Leben hervorgegangen ist.“ Johannes XVI, 16 fgg. — Als Overberg ihr die heilige Communion brachte, erinnerte er sie an die ersten Worte des Evangeliums, und sprach sie lateinisch aus, weil die Fürstin in dieser Sprache die heilige Schrift las. In der Frühstunde dieses Sonntags, um halb drei Uhr, trat die Stunde der Erlösung von ihren Leiden und die der Wiedergeburt eines neuen Lebens ein. Ihre Leiche wurde, wie sie es gewünscht hatte, nach dem Dorfe Angelmodde gebracht, und hier, nach feierlichem Todtenamte, dicht an der Kirche in die Erde gesenkt; die Ruhestätte ist bezeichnet durch das Zeichen der Erlösung, auf dessen Fußgestell die den christlichen Charakter der Heimgegangenen bezeichnenden Worte eingegraben sind: „Ich achte alles für Schaden gegen die Alles übertreffende Erkenntniß Christi, und halte es für Koth, damit ich Christum gewinne.“ Phil. III, 8.

Das Scheiden der Fürstin verursachte Overbergs äußerm und innerm Leben eine schwer zu verschmerzende Lücke. Sie war ihm, wie er wiederholt sagte, Tochter und Mutter, Schwester und Freundin gewesen. Er hatte sich täglich an dem Ernste ihres Strebens nach Vollkommenheit und an ihrer hohen christlichen Weisheit erbauet. Nach ihrem Tode wohnte er fortwährend in ihrem Hause bei der Tochter Marianne, in deren Armen die Mutter gestorben war, bis er als Regens des bischöflichen Seminars im Jahre 1809 in diesem seine Wohnung nehmen mußte. Die Fürstin Marianne war später vermählt mit dem Wittwer Fürsten Salm-Reifferscheid-Krautheim und starb im Jahre 1823 zu Düsseldorf. —

Ueber die Gemüther der Bewohner Münsters verbreitete die Kunde von dem Tode der Fürstin eine von Dank und Verehrung ganz erfüllte Stimmung. Sie war ihnen gleichsam eine aus weiter Ferne gekommene, viele Jahre hindurch bei ihnen weilende Schutzheilige des Orts gewesen, die nun wieder aus ihrer Mitte genommen sei. Den nächsten Vertrauten ihres gemüths- und geistesreichen Daseins war für ein höheres Erkennen und Wollen eine segensreiche Quelle versiegt; jedoch in dem hinterlassenen großen Erbtheil ihres Lebens fanden sie Trost und beseligenden Ersatz. Dieses empfanden die Fürstin Marianne, Overberg und Katerkamp, die täglichen Lebenszeugen bis zum letzten Athem der Heimgegangenen, dieses Fürstenberg, der Graf und die Gräfin Stolberg und die Erbdrosten. Auch in der Ferne, wo immer sie weilen mochte, war ihre Erscheinung eine unvergeßliche geworden, und mehrere von ihrer periheliſchen Gegenwart Berührte gingen in die Gemeinschaft der Empfindungen ein, welche jene immer Nahen beseelte.

Der, welcher ihrem Herzen am nächsten gestanden, war der entfernteste. Schon seit einigen Jahren hatte die Mutter den Sohn, der Sohn die Mutter zu umarmen sehnlichst gewünscht; aber die neue Pflanzung, das Städtchen Loretto in Pensylvanien und seinen weit umlegenen Missionsbezirk wollte der nicht zu ersetzende, gewissenhafte Seelenhirt durch seine längere Entfernung nicht den Gefahren ihres Wiederhinwelkens oder Absterbens preisgeben, auch da dieselbe nicht gefährden, als die reiche Erbschaft seines verstorbenen Vaters in Rußland wegen seiner Abwesenheit auf dem Spiele stand. Die Schwester theilte dem

Bruder am 28. April die Trauerkunde von dem Tode der Mutter mit. Worte des Trostes fügten der Weihbischof Caspar Max und Clemens Droste, die Gräfin Stolberg und der Graf bei. „Gelobt sei Jesus Christus!" schrieb dieser. „Sie lobt ihn jetzt besser, als wir, liebster Mitri! — ich kann den geliebten Sohn meiner geliebtesten Freundin nicht anders nennen, als sie ihn nannte, und Sie erlauben es mir gewiß — sie lobt ihn jetzt besser als wir; doch wollen auch wir ihn loben, so gut wir können, und nicht nur überhaupt, denn das versteht sich ja von selbst und das sollen wir mit jedem Athemzuge, — aber ins Besondere jetzt dafür, daß er Ihre himmlische Mutter so unaussprechlich begnadigt hat. Er hat sie heimgesucht mit langen, unaussprechlich schmerzhaften Leiden, aber im Leiden war er ihr unaussprechlich nahe. Sie ward ihm ähnlich an Leiden, um ihm desto ähnlicher zu werden an ewiger Herrlichkeit. Sie bedürfen nicht, bester Mitri, daß ich Ihnen sage, welch' ein Engel Ihre Mutter war, aber ich bedarf es in meinem tiefen Schmerze, Ihnen zu sagen, daß ich, seit ich sie kannte, nicht ohne die tiefste Ehrfurcht, herzlichste Liebe und Wonne über das Band, welches Gott, aus Erbarmung für mich, zwischen ihr und mir knüpfte, an sie denken kann. Meine Seele ist tief betrübt, aber mein Geist freuet sich gleich wohl, denn sie hat das Ziel erreicht und hilft mir noch durch ihre kräftige Fürbitte. Freuen Sie sich, liebster Mitri, der geliebte Sohn einer Heiligen zu sein; ihr schon hienieden so große Freude gemacht zu haben; zu wissen, daß sie mit unaussprechlicher Mutterliebe Sie segnet und für Sie bittet, das ist ein großes Glück. Ich reiche Ihnen die Hand hinüber über's Meer, liebster Mitri, und vereinige mich im Geiste mit Ihnen und mit unsrer Verklärten im Gruße der Erdenpilger und der Vollendeten: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit!"

Den Gesammtbrief sandte Stolberg an den Bischof von Baltimore, Johannes Carrol, in dessen Diözese Loretto lag, mit der Bitte, den Sohn der Fürstin auf den Inhalt des Briefes vorzubereiten. Der Missionär starb im Jahr 1840, nach einem langen, mühebeladenen apostolischen Leben. Kein Antrag eines höhern Kirchenamtes hatte ihn seinem Loretto entziehen können. Sein Andenken lebt weit über Loretto hinaus noch in den dankbaren und ihn verehrenden Herzen vieler Amerikaner fort. —

An demselben zweiten Tage nach dem Heimgange der Fürstin meldete diesen der Weihbischof Caspar Max Droste seinem Freunde Perthes, mit welchem er ein Vierteljahrhundert hindurch in einem, dem Herzen angehörenden Briefwechsel war, und welcher noch in spätern Jahren die Verstorbene seine mütterliche Freundin nannte: „Seit gestern sehen wir unserer lieben Gallitzin in die ihr gewiß zu Theil gewordenen ewigen Freuden nach, und betrauern mit zerrissenem Herzen, daß sie nicht mehr unter uns lebt. Am 27. gegen halb 3 Uhr rief Gott sie zu sich. Ihm gehörte sie ganz, nun ist sie gewiß in unaussprechlicher Glückseligkeit ewig bei ihm. Die letzten fünf Stunden waren noch harte Stunden für sie, aber gewiß auch gnadenreiche. Mit vollem Bewußtsein nahte sie sich ihrer Vollendung, opferte sich und ihre Leiden ganz ihrem Gott, und empfieng noch ungefähr eine Viertelstunde vor ihrem Tode ihren Herrn und Heiland im allerheiligsten Sakrament. So schied ihre schöne, geläuterte, heilige Seele in der seligsten innigsten Vereinigung. Ein schöner Tod, lieber Perthes! Beten Sie vorzüglich für die liebe Tochter der Fürstin, damit Gott ihr zu Hülfe kommen möge mit seiner Gnade!“ Einen noch tiefern Eindruck als auf Perthes und seinen Schwiegervater Claudius mußte diese Nachricht auf das zart empfindende Gemüth der Karoline Perthes machen. Schon mehre Jahre vorher, als Perthes diese sah, hatte der Geist der Fürstin in dem Hause und dem Herzen ihres Vaters seinen Platz eingenommen und die Tochter Karoline die Verehrung der Fürstin als dankbare Erwiederung für ihre Zuneigung und liebevolle Theilnahme später in das Haus ihres Gemahls hinübergenommen und jene im fortgesetzten Briefwechsel mit der Fürstin gepflegt. „Durch nichts in der Welt,“ schrieb sie, als die Todeskrankheit der Fürstin bekannt ward, „habe ich einen so großen und so bleibenden Eindruck wie durch die Fürstin erhalten, und von dem Augenblicke an, in welchem ich sie zuerst sah, ist sie mein Leiter zu Gott gewesen.“ —

Der Graf Stolberg gab am 7. Mai seinem und der Fürstin Freunde Jacobi in München die Nachricht über die letzten Tage der Seligen: „Du wirst vielleicht schon wissen, was ich Dir mit tief gerührtem Herzen melde. Am 27. v. M. übergab die Gallitzin ihre schöne, große, liebevolle Seele in die Hände Gottes. Seit vorigem Herbst hatte sie weit

mehr als je an ischiatischen Schmerzen gelitten. Seit dem 3. März lag sie im Bette. Das Uebel ergriff die Eingeweide; diese wurden entzündet. Hieraus entstand eine Wassersucht. Sie hat während acht Wochen unaussprechliche Pein gelitten. Ihr innerer Friede blieb unangefochten; ihr ganzes Wesen war Glaube, Hoffnung und Liebe. Jedesmal daß wir sie sahen, ergriff uns der Anblick ihres äußern Zustandes und Aussehens; wir verließen sie nie ohne Trost des Himmels. Ihr Ende war nicht sanft, aber triumphirend, wie das Ende der Märtyrer. Ihr Puls hörte auf zu schlagen unter schrecklichen Schmerzen. Ihr letzter Gedanke war Dankgebet für die so eben empfangene hl. Communion. Du hast sie gekannt, das heißt geehrt und geliebt, wie man wenige auf Erden ehren und lieben kann. Du kannst Dir meinen und Sophiens namenlosen Verlust vorstellen. Ich war sehr besorgt für Fürstenberg; Du weißt, wie er sie liebte, und sie ihn. Er läßt Dich grüßen und Dir sagen, daß er nie ohne Liebe und Wehmuth an Dich denke. — Lebe wohl, lieber Jacobi. Ich habe das vorige Jahr die Unruhen und Sorgen Deiner Lage ganz mit Dir getheilt. Aber wir sind beide in einem Alter, welches uns lehrt, die Beschwerden und den Kummer dieses zeitlichen Lebens als Mückenstiche eines schwülen — wohl schwülen — Abends zu empfinden." — Jacobi erwiederte u. A.: „Wohl, Lieber, habe auch ich sie gekannt, geehrt und geliebt! Ich kann ihn ganz fühlen, Deinen und Sophiens namenlosen Verlust. Nicht zu vergessen Gesichte des Göttlichen, wo sie mir wurden, ist die unablässige Sorge meines leidvollen Alters. So traure ich mit Euch und tröste mich mit Euch.... Habe Dank, Lieber, für Deinen Ossian, den mir Perthes zu meiner großen Freude in Deinem Namen gesandt hat. Ist keine Hoffnung zur Vollendung Deines Aeschylus? — Ich lebe hier sehr still und ziemlich einfach. Was ich gerne noch ausarbeiten und bei meinem Leben bekannt machen möchte, ist das Sistem meiner Ueberzeugungen. — Möge es Dir und Sophien und Euern Kindern so wohl gehen, als ich es Euch aus treuem, liebevollem Herzen wünsche. Sage Fürstenbergen in meinem Namen aus Deiner ahndungsvollen Seele, was meine Dir anbefiehlt. Mit uns allen sei Gott, der, wie Lavater irgendwo anführt, jedem begegnet, wer ihn nur grüßen könnte."

Ein öffentliches Andenken widmete Stolberg der verstorbenen Freundin drei Jahre später, als in der Erzählung der Evangeliengeschichte [1]), nach dem Evangelisten Johannes die Stelle VII, 16, 17, die Veranlassung dazu darbot. „Eine der reichhaltigsten, größten und liebevollsten Seelen, so ich gekannt habe, war schon in früher Jugend durch die große Welt von der christlichen Religion entfremdet worden, aber nie hatte ihr die Welt genüget, immer hatte sie der Tugend gehuldigt; und sie suchte Wahrheit mit einem Durste, welchen Gott nicht umsonst suchen läßt. Sie hoffte lang ihn zu stillen an der Weisheit des Sokrates, dessen erhabene Einfalt, Sehnsucht nach dem Ueberirdischen, glühender Eifer für erkannte Wahrheit, und liebenswürdige Bescheidenheit sie mit sympathetischer Gewalt anzogen. Dennoch fing sie an nach Höherem sich zu sehnen; und als aus dem Wandel und Wesen einiger Christen dasjenige hervorging, was sie nimmermehr geahndet hatte, da begann sie das Evangelium des Johannes zu lesen. Sie ward ergriffen von dieser Hoheit! von dieser Einfalt! von dieser Reinheit! von dem Wehen dieser Liebe! Als sie an die Stelle kam, wo unser Heiland sagt: „Meine Lehre ist nicht Mein, sondern Deß, Der Mich gesandt hat. So jemand will Deß Willen thun, so wird er inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob Ich von Mir Selbst rede.“ Da sprang sie freudig auf, und rief aus: Nein, so hat kein Weiser, der nur Mensch war, je gesprochen! Solcher Prüfung unterwarf kein Weiser der Erde seine Lehre! Sie forschte nur mit desto mehr Eifer und mit immer wachsender Liebe; mit Gebet zum Wesen der Wesen, welches ihrem Herzen immer mehr und mehr als Vater, nun als Vater in Jesu Christi Sich offenbarte. Sie ward vollkommen inne, weß diese Lehre sei, da sie Seinen Willen that; sie erfuhr „die Seligkeit derer, die nicht sehen und doch glauben;“ sie ward Vielen Führerin, Trösterin, und ein so erhabenes als holdes Beispiel von dem, was die Religion Jesu Christi vermag, wenn eine große Seele unbedingt aus Liebe von ihr sich leiten läßt. Weltweisen bewunderten sie in ihrem Leben, und die unschuldige Jugend eines Dörfchens, in dessen anmuthiger Umgebung sie die Ruhe der Einsamkeit oft gesucht, und in Ruhe der Einsamkeit ihren Gott gefunden hatte, streuet mit reiner

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi V, 382, 83.

Dankbarkeit Blumen auf das Grab der Edlen, welche sie manchmal freundlich um sich her versammelte, um sie dem großen Kinderfreunde zuzuführen, Den sie im Leben liebte, Dessen Preis von ersterbenden Lippen zugleich mit ihrem Geiste sich zu Ihm erhub." — Noch in den letzten Tagen seines Lebens veranlaßte die Voßische Schmähschrift, welche auch der längst dahingeschiedenen Fürstin nicht schonte, Stolberg zum letzten Nachruf auf dieselbe. Es heißt in der Abfertigung jener u. A.: „Nicht nur richtete sie Niemand, aber jedes harte Urtheil war ihr ein Gräuel. Labsal den Kranken, Trost den Leidenden zu bringen, getrennte Freunde zu sühnen, die Kinder eines anmuthigen Dörfchens, in welchem sie oft Wochen und Monate zubrachte, um sich zu sammeln, sie zu erfreuen, Theil zu nehmen an ihren Ergötzungen und durch Liebe sie dem großen Kinderfreunde zuzuführen, dem ihr Gebet sie ans Herz legte, das war die größte Freude dieser heitern, wahrhaftig weisen und liebevollen Christin." —

Selten hat sich in einem weiblichen Wesen mit einem so großen Maaße geistiger Anlagen eine so große Willensenergie in dem Ausbau derselben vereint vorgefunden; noch seltener aber sehen wir die Schärfe des Verstandes und die Tiefe des Gefühls und den wissenschaftlichen Reichthum, mit einem solchen ernsten Kampfe für das letzte Endziel, für die sittliche Vervollkommnung verwendet, wie dieses bei der Fürstin stattfand. Wie weit die Spannkraft ihres Geistes auf wissenschaftliche Bestrebungen gerichtet war in der frühern Epoche ihres Lebens, haben wir oben gesehen, und möge hier noch zu dessen Belege die Stelle aus einem Briefe an Sömmering angeführt werden: „Aus dem Eifer," schrieb sie, „mit welchem wir uns die Geburten berühmter und bewährter Schriftsteller zu verschaffen wissen, werden Sie hoffentlich urtheilen: daß Münster des rühmlichen Namens „Jüngern Athens" so unwerth nicht ist." In den letzten Jahren ihres Lebens, bei sinkendem Alter und vermehrten Leiden, gebot ihr die gewissenhafte Haushaltung mit ihrer Zeit und ihren Kräften den Umkreis ihres geistigen Schauens und Wirkens enger zusammenzuziehen, aber innerhalb dieser immerhin noch eine große Welt umschließenden Schranken mit desto größerm Nachdruck das zu thun, was vor Allem noth thut, und das christliche Leben, nach Taulers Ausdruck, in zwei stets wechselnden Uebungen zu bethätigen: Einkehren in sich selbst

durch Meditation und Gebet, und Auslaufen durch wirksame Liebe, wozu das Gebet die Kraft gibt. — Sie sprach ihre Grundsätze des Lebens, sagt Katerkamp, offen aus; aber was sie wirkte, geschah in der Stille. —

Im September d. J. vollendete Stolberg den ersten Band der Geschichte der Religion Jesu Christi [1]) mit der Zueignung derselben an seine Söhne und Töchter. Ihnen zuvörderst wünschte er, wie er schrieb, dieses Andenken seiner Wallfahrt auf Erden zu hinterlassen; ihnen zuvörderst den Gegenstand dieser Schrift, die Religion Jesu Christi, an's Herz zu legen. Nach der Beherzigung der Würde der menschlichen Bestimmung und des hohen Werthes der mittelbaren und unmittelbaren Offenbarungen Gottes an die Menschheit vom Anfang an, ruft er gegen das Ende der Zueignung den Seinigen zu: „O meine lieben Kinder, bekennet Ihn, den Gekreuzigten, vor den Ohren der Welt frank und frei mit dem Munde! Bekennet Ihn kühn vor den Augen der Welt durch euren Wandel und lasset euer Licht leuchten! Bekennet Ihn in eurem Innersten durch Gehorsam der Liebe, durch Wachsamkeit, durch rege Scheu! Erhebet euch nie in eurem Herzen über des Nächsten Fall, denn ihr seid gleicher Art mit ihm, hinfällig und gebrechlich von Natur, wie er!“ ......

Mit freudiger Rüstigkeit arbeitete er in den nächsten Jahren an diesem Werke fort, so daß er im Jahre 1809 mit dem 4. Bande die Geschichte des alten Bundes vollendete. Es ist schon oben angedeutet, mit welchem Anfange der Zeit, dem Plane der ganzen Arbeit gemäß, die Behandlung der Geschichte der Religion Jesu Christi beginne. Weiset auch die ausführliche Darstellung des Verfassers die nothwendige Zusammengehörigkeit des alten und des neuen Bundes nach, wie mit dem Sündenfalle des ersten Menschen die Verheißung der Erlösung beginne, und wie in der Geschichte und den heiligen Büchern des auserwählten Volkes, — in dieser nationalen Kirche nicht nur das Vorbild der künftigen Weltkirche erscheine, sondern auch daß der erscheinende Messias, seine Lehre und der neue Bund nur in ihr Verständniß und Beglaubigung finden können; so hat der Verfasser es doch für angemessen gehalten im Verlaufe der Behandlung der heiligen

---

[1]) Dieser und die folgenden 14 Bände erschienen in Hamburg bei Fr. Perthes.

Geschichte an vielen Stellen in kurzen aber lichtvollen Zügen auf das Hauptziel seiner Aufgabe hinzuweisen. Die lebhafte Ueberzeugung von der Wahrheit des Gedachten und der Wunsch, diese den Lesern recht eindringlich zu machen, mochten einen eben so großen Antheil an diesem Verfahren haben, als der Umstand, daß in der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte bis dahin die Wichtigkeit der alttestamentalischen Geschichte nicht zur erforderlichen allgemeinen Anerkennung gelangt war. Wir heben einige den Inhalt und die Richtung sowohl der vier ersten als der zunächst folgenden Bände vorzüglich beleuchtenden Stellen hervor. „Jesus Christus," schreibt er [1]) „ist der Inhalt der ganzen heiligen Schrift, der Bücher des alten und der Bücher des neuen Bundes. Ohne den Blick auf den Messias sind die Schriften des alten Bundes ein verschlossenes Buch, aus welchem, bei aller seiner nie genug zu bewundernden Erhabenheit und Schönheit, doch kein Ganzes hervorgeht, ja in welchem wir, wofern wir es nicht in diesem Gesichtspunct betrachten, keinen Zusammenhang, dem Scheine nach Zweckloses, ja, ich möchte sagen, manchmal Ungereimtes zn finden wähnen.

„Gleich jenen Tempeln, in welchen das Licht von Oben her hineinstrahlt, und in denen, wenn eine neidische Hand die Oeffnung der obersten Wölbung mit Teppichen bedeckte, man beim geringen Lichte der geöffneten Thür das Ganze nicht übersehen könnte, und je weiter man hineingienge, desto weniger sähe, bis man endlich zwischen den herrlichen Säulengängen wie ein Blinder tappte; so ist, ohne Beziehung auf Jesum Christum, das ganze alte Testament. Wird aber die dem Tempel fremde, von bösem Unglauben gelegte Bedeckung abgenommen, dann ergeußt sich oben herab vom Himmel das Licht; was Steine des Anstoßes waren, das erscheint nun in seiner wahren Gestalt als stützender und herrlicher Säulenbau, und wir überschauen den Tempel in seiner ganzen hehren und harmonischen Einheit. —

Der wesentliche, in der Natur der Sache gegründete Unterschied zwischen dem alten und dem neuen Testament liegt allein in der Zeit, in welcher sie vom h. Geiste sind eingegeben worden. Es ist der Un-

---

[1]) In den Betrachtungen und Beherzigungen der h. Schrift I, 265 fg. Diese sind später herausgekommen, behandeln aber auch die Geschichte des alten Bundes

terschied zwischen der Verheißung und der Erfüllung, zwischen dem Versprechen und der Gabe....."

Von den Weissagungen auf den Messias sagt der Verfasser: [1]) „Sie sind herrliche Wandelsterne an der Himmelsveste des alten Testaments, die ihr Licht schöpften aus der Sonne, die noch unter dem Horizont war." — Dann wiederum von den Weissagungen und Schriften der Hebräer heißt es in der Geschichte der Religion Jesu Christi III, 253, 54: „Oeftere und aufmerksame Lesung der Weissagungen, Vergleichung derselben mit der Geschichte, und Vergleichung derselben unter sich werden dem wahrheitsuchenden Leser zeigen, daß bei dem vielen, was noch dunkel bleibt — dessen manches aber es nur darum ist, weil die Erfüllung noch bevorsteht — doch auch vieles nach und nach sich dem Untersucher aufhellet, sobald er nur jenen großen vom Sohne Gottes selbst — Lukas XXIV. 44 bis 47 — seinen Jüngern angegebenen Gesichtspunct nicht aus den Augen läßt....." — „Wer für den kühnsten Schwung erhabenster Urpoesie Sinn hat, der wird von dem mächtigen Geiste dieser Schriften von Höhe zu Höhe, staunend und mit Wonne, von Morgenröthe zu Morgenröthe dahingerissen. Fehlt ihm aber der wahre Gesichtspunct, so sind sie ihm dennoch nur Rapsodien; so ahndet er nicht, von welcher Sonne diese Himmel sich rötheten." — „Sind die heiligen Sänger," sagt wiederum eine andere Stelle a. a. O. III, 478, „erfüllt von der tiefsten Ehrerbietung für einen solchen Gott, werden sie hingerissen von der entzücktesten Bewunderung, sind sie durchglüht von der heiligsten Liebe; so werden alle diese Empfindungen erhöht durch die Erfüllung der großen Verheißung, welche Gott von Anbeginn an, mit immer mehr sich erhellender Offenbarung, zuerst Adam, dann den Erzvätern, dann Moses gegeben hatte. — Die Psalmen und die Propheten hatten für die hoffende Kirche des alten, sie haben für die glaubende Kirche des neuen Bundes durch die Weissagungen des Messias ihren höchsten Werth. Die Psalmsänger und die Propheten erhielten nicht etwa nur mit sparsamem Oel den Docht der Hoffnung, welche Israel leuchtete; sie zündeten der heiligen Lampen so viele, daß sie beinah die Tageshelle der Zeiten des neuen Bundes in Israel verbreiteten...." Dann wiederum hebt er die Wich-

---

[1]) a. a. O. I, 260.

tigkeit der historischen Bücher des alten Bundes hervor [1]). „Enthalten zwar die historischen Bücher des alten Bundes die Geschichte der Untreue, des öftern Abfalls dieses Volkes von Gott, schien gleich das heilige Feuer oft gefährdet, so ließ Gott es dennoch nicht erlöschen, vielmehr erhielt Er und vermehrte es durch wunderbare Erweisungen Seiner Gerechtigkeit und Seiner Erbarmung, und ließ es anfachen durch den Hauch Seiner heiligen Propheten, daß es heller und heller brannte, bis die Zeit erfüllt ward, auf welche schon die Verheißung des Weibessamens im Paradiese, auf welche Enos und Henoch in den Tagen der Urwelt, dann Noa, Sem und andere frühe Noachiden, von deren Lehre die Ueberlieferungen unter den Nationen zeugen, dann Abraham, Isaak und Jakob, dann Moses, und die von Gott gestifteten Gebräuche, und selbst die Geschichte des erkornen Volkes, und die Psalmen und die Propheten, mit zunehmendem Lichte der Offenbarungen, hingedeutet hatten; bis nun endlich das gehoffte Heil „die Erwartung der Völker“ erschien, als „aus Bethlehem Juda kam, Der in Israel Herr sein sollte, Deß Ausgang von Anbeginn und von Ewigkeit her gewesen ist“, ... zur Zeit da die, welche gebären sollte, geboren hatte“: als aufging die Sonne der Gerechtigkeit und Heil unter ihren Flügeln [2]). — Mit dem gegen diesen Aufgang gerichteten Blicke muß die Geschichte des Volkes Gottes, müssen alle Schriften des alten Bundes betrachtet und beherzigt werden. Wer diesem Aufgange den Rücken kehrt, der irret in einem Labyrinth ohne leitenden Faden. Wer aber den wahren Gesichtspunct mit dem Blicke des Glaubens erfaßt und festhält, der findet in diesen göttlichen Schriften allenthalben Absicht und Ordnung; Ordnung unendlicher Weisheit, Absicht unendlicher Liebe. .....“

Ferner gehörte zum Plane der Behandlung der Stolbergschen Kirchengeschichte die Einverleibung der Weltgeschichte da, wo die alte Kirche mit ihr in Berührung kommt: mit dem Beginne der christlichen Neuzeit bot die Geschichte des römischen Reiches den äußern Leitfaden für die fortschreitende Darstellung der Geschichte der Kirche. Von dieser Behandlungsweise, welche sich von selbst rechtfertigt, gibt der Verfasser

---

[1]) Betracht. und Beherzig. I, 424 fg.

[2]) 1 Moses II, 10. Michäas V, 2, 3. Malach. IV, 2.

selbst auf die ausdrücklichste Weise Rechenschaft. „In einem hellern Lichte", sagt er Band IX, 471, „wird uns die diocletianische Christenverfolgung erscheinen, wenn wir die Uebersicht der weltlichen Ereignisse, wie bisher geschehen, vorangehen lassen; denn die Kirche Christi ward gegründet in der Welt, angefeindet vom Geiste der Welt, geprüft und geläutert durch Leiden, welche die Welt ihr anthat, und siegte über die Welt, so wie der Geist Jesu Christi in jedem der Seinigen den Geist der Welt überwinden muß. So wie die Bekenntnisse eines Christen ohne Erwähnung der äußern Ereignisse seines Lebens sich nicht wohl denken lassen, so kann auch nach meiner innigsten Ueberzeugung eine Geschichte der Religion ohne Uebersicht der weltlichen Ereignisse weder vollständig noch einleuchtend dargestellt werden." —

Von einem Manne, wie Stolberg war, dem in allen Dingen Wahrheit und das ernste Suchen nach ihr das Lebenselement war, muß erwartet werden, daß nicht blinder Glaube auf dem Wege der historischen Forschung sein Führer gewesen sei. Er ist eben so weit von jenem kritischen Leichtsinne und verneinenden Pyrrhonismus, welcher sich in dem spitzfindelnden Aufsuchen der Gründe innerer Unwahrscheinlichkeiten der von gültigen Zeugen verbürgten Erzählungen gefällt, entfernt, als von einer historischen Starkgläubigkeit, die sich bei allen der herrschenden Gemüthsstimmung entsprechenden Nachrichten und Erzählungen beruhigt. Er bekundet eine bei den Kirchenhistorikern seltene genaue Kenntniß der griechischen und römischen Litteratur, nicht nur zur Zeit ihrer Blüthe, sondern auch der des sinkenden Geschmacks und sichtet oft scharf die Glaubwürdigkeit einzelner Schriftwerke und Schriftstellen derselben. — Daß es bei der Benutzung der kirchenhistorischen Quellen nur auf eine breite Legendensammlung abgesehen sei, bei der die Prüfung der Wahrheit der frommen Absicht sich unterordne, war ein Vorwurf jener, welche der Macht des christlichen Glaubens und ihrer Kundgebung durch das Leben überhaupt mißtrauten, oder der Absicht des Verfassers, zugleich zu belehren und zu erbauen, nicht gerecht sein wollten. Das umsichtige Schöpfen aus der ersten Quelle ist allenthalben sichtbar, sein zuverlässiges Allegiren derselben von Nachforschenden anerkannt worden und die Benutzung der gelehrten Hülfsmittel, welche in der neuern Zeit katholische und protestantische Schriftsteller verschiedener Nationen darboten, steht in der zweiten Ordnung

der Werthschätzung, nicht wie es hier und da bei den Kirchengeschichts-schreibern der Fall ist, in der ersten; und war er zu seinem wiederholt ausgedrückten Bedauern der hebräischen Sprache unkundig, so war er desto sorgfältiger und gewissenhafter in der angestellten Vergleichung der besten Uebersetzer und Ausleger des alten Testaments [1]). Wiederholt finden wir das Zeugenverhör seiner Gewährsmänner vorgeführt und den Ueberschwang gewichtiger Gründe das Urtheil bestimmen. „Lernen wir aus diesem Beispiel", heißt es am Ende des 115. Kapitels B. X, 472, „wie behutsam man sein müsse bei Aufnahme von Erzählungen, deren Quellen verdächtig sind." — Nachdem er B. VIII, 633 das unkritische Hinaufrücken des Lebens und Wirkens heiliger Männer in eine frühere Zeit an einzelnen Beispielen getadelt, schließt er mit der allgemeinen Bemerkung: „Eitles Streben nach alterthümlicher Würde schleichet nur zu leicht, auch bei Verhältnissen der Religion, in die Herzen der Menschen ein, denen es so schwer wird zu fassen, daß das Ewige in keinem Verhältniß stehe mit der Zeit, und daß es nicht sowohl darauf ankomme, ob die himmlische Gabe seit Jahrtausenden, als darauf, ob sie sich rein, in dankbaren nach Gott strebenden Herzen, bei uns erhalten habe." — Zum oftsten wird die Leichtgläubigkeit und kritische Fahrlässigkeit des Baronius getadelt, mehrere Male auch Orosius und selbst auch der heilige Hieronymus entgeht als Kirchengeschichtschreiber seinem Tadel nicht. „..... Aber wer darf läugnen", lesen wir VIII, 626, „daß dieser Kirchenvater, bei alle seinem Verstande und bei seiner großen Gelehrsamkeit, sich von seiner feurigen Phantasie manchmal über die Richtschnur des gesunden Urtheils habe dahinreißen lassen? ....." Er erkennet bei weitem nicht allenthalben die historische Glaubwürdigkeit der Acten der Märtyrer an. Den Gesichtspunct seines Verfahrens bei denselben giebt er u. A. B. VII, 710, 11 an, wo er sagt: „Verschiedene Verzeichnisse von Märtyrern nennen uns viele, die zu Hadrians Zeit sollen sein gepeiniget und getödtet worden für die Lehre Jesu Christi. Diese Er-

---

[1]) Daß der Mangel der Kenntniß der Sprache eines Volkes nicht immer das Hinderniß einer gründlichen Durchforschung seiner Geschichte und Litteratur sei, haben die Ergebnisse des Streites Heerens und Wilhelms v. Schlegel über die Sanskritlitteratur gezeigt.

zählungen beruhen aber auf unsichern Berichten späterer Zeit. Ich darf sie weder läugnen noch auch als sichere Zeugnisse aufnehmen, indem ich weniger den Vorwurf der Leichtgläubigen, welche alles ergreifen, was je von dieser Art erzählt ward, scheuen darf, als die gerechte Rüge derjenigen, die, gleiches Sinnes mit mir, in der Geschichte vor allen nach Wahrheit forschen. Unsichere Erzählungen, als solche mit offner Darlegung der Zweifel mittheilen, ist allerdings erlaubt, scheint mir aber wenig rathsam, da der nicht zu bezweifelnden, herzerhebenden Martergeschichten so viele sind, daß ich eine Wahl unter ihnen werde treffen müssen; daher meine Leser aus Uebergehung mancher derselben mir nicht Zweifel an ihrer Wahrheit beimessen, sondern bedenken wollen, daß die Reichhaltigkeit eines vielseitigen Inhalts dem Geschichtsschreiber andere Grenzen setze als demjenigen, der Jahrbücher schreibt" [1]).

Da Stolberg seine, auf eine ausführliche Behandlung berechnete Arbeit in einem schon weit fortgerückten Alter begann, so ließ sich erwarten, daß diese nicht viele Jahrhunderte der christlichen Zeit umfassen würde: ein Umstand, welcher auf die Anordnung des geschichtlichen Stoffes von entschiedenem Einflusse sein mußte. Was in den ersten Jahrhunderten der kirchlichen Genossenschaft von der Energie des christlichen Glaubens und von der Fülle der christlichen Liebe in einer innerlichen Einheit verbunden und nach Außen wirksam war, das für die Darstellung zu zerlegen, wissenschaftlich zu schematisiren und in abgesonderter Selbstständigkeit zu behandeln, ward von der Natur des Gegenstandes nicht verlangt, ja seinem Hauptzwecke hinderlich. Nicht als wenn der Verfasser, hätte er die Ausbreitung der christlichen Lehre, die Häresien, den christlichen Cultus, die Kirchenverfassung, die Kirchenzucht und die kirchlichen Alterthümer in gesonderten Abschnitten behandeln wollen, der Andern nicht fremd gebliebenen Gefahr ausgesetzt gewesen wäre, durch die ausgeübte kritische Scheidekunst skeptischer und verneinender, oder durch das Streben nach dem formalen wissenschaftlichen Ausbau an Hypothesen erfindungsreicher, oder gar im Grundton der Stimmung polemischer zu werden: aber die Erneuung der Welt durch Christum und durch die von ihm gegründete und von dem

[1]) Vergl. IX, 48, 49.

heiligen Geiste erfüllte lehrende Kirche, die Verbreitung ihrer Lehren und ihrer anvertrauten Gnadenmittel in die Tiefe der Zeit und die Breite des Raumes und zugleich die Reinerhaltung und Befestigung derselben gegen Wahn und Irrthum und die Kraft der weltüberwindenden und todverachtenden Liebe der hörenden und glaubenden Kirche, diese Gesammtanschauung von der Kirche Christi, nach dem Plane Gottes als Heilsordnung für die Menschheit von Anfang an, konnte der Verfasser sicherer zur lebendigen und überzeugungsvollen Darstellung zu bringen hoffen, wenn er, wie es wirklich geschehen, auf dem Wege der von ihm durchwanderten fünf ersten Jahrhunderte auf diese ungetheilt sein Hauptaugenmerk gerichtet hielt. Was von dem neuen Geiste des Glaubens und der Liebe vielseitig als organische Entfaltung in's Leben trat und wie dieses, gleich jeglichem Leben, nach Bildung strebte und Gestalt annahm, das findet seine naturgemäße Erwähnung bei der ersten Erscheinung der Keime und später bei seinem Wachsthum, immer aber mit Hinweisung auf Den, der die Quelle des Lebens ist, gestern und heute und derselbige in Ewigkeit. —

So wie die historische Forschung ist auch die historische Darstellung vom ernsten Wahrheitssinne beherrscht. Nichts ist derselben fremder als eine Gefühlsaffectation, oder irgend ein Streben, durch Einstreuung feiner, beziehungsreicher Gedanken in den Stoff geistreich oder gar philosophisch zu erscheinen, oder durch absichtlich eingelegten rhetorischen und dichterischen Schmuck Interesse für den Gegenstand zu erkünsteln. Der reine, mit einer lebendigen Empfindung verbundene, aber von ihr nicht gestörte Wahrheitssinn, welcher den Verfasser zur Arbeit geführt und bei der Fortsetzung immer beseelte, machte ihm jede künstliche Zurüstung für die Erreichung seines hohen Zieles unzugänglich. Mit dem viel verzweigten Gegenstand erhebt sich auch immer der Vortrag. Einfach und schmucklos ist die Erzählung da, wo diese minder wichtige, aber mit einem Größern zusammenhangende Handlungen und Begebenheiten der Deutlichkeit wegen in sich aufnehmen muß; wo aber die menschliche Natur in ihrer Größe oder Niedrigkeit zu Tage kommt, wo Trübung oder hellere Erleuchtung und durchgreifendere Kraft in Begebenheiten, Handlungen und Charakteren auffallender erscheinen und die Schicksale der Kirche eine größere Theilnahme in Anspruch nehmen, da erfüllt der Gegenstand die ganze Seele des Darstellers, und aus

der Tiefe des Gemüthes und von der energisch erregten Phantasie werden Bilder und Sprachformen dargeboten, welche, weil sie der harmonischen Wirksamkeit der gesammten Seelenkräfte in ihrem tiefsten Grunde angehören, nicht als gesuchte dichterische, noch weniger als ein das Interesse an der Wahrheit abschwächende Zuthat erscheinen. Malerische Anschaulichkeit und moralische Wärme ziehen sich durch das ganze Werk als hervorstechende Eigenschaften. In der Schilderung der Charaktere bewundert man den scharfen und vielseitigen Blick in die ganze Natur des Menschen, in ihrer Größe und in ihrer Entartung und wollen wir nicht zunächst auf einzelne christliche Glaubens- und Tugendhelden hinweisen: in kurzen, meisterhaft hingeworfenen Zügen treten uns Bilder römischer Kaiser und Großen in lebensvoller Nähe entgegen, und nirgends wird man die Geschichte Herodes des Großen mit solcher lebendigen Wahrheit und mit solchem Pragmatismus im guten Sinne des Wortes behandelt finden, als in dem vierten Bande der Geschichte Stolbergs. — Diese Geschichte der Religion Jesu Christi hat in höhern und niedern Ständen großen Segen verbreitet, vorzüglich in jenen Jahren, in welchen die Fluthen der geistigen Bewegungen und der staatlichen Umwälzungen alles, was aus der Vorwelt als höhere Güter der Menschheit noch erhalten war, wegzuschwemmen drohten, um der Willkür des gefürchteten und gehaßten oder des angebetenen neuen Weltgötzen und seiner Schöpfungen das Feld zu ebnen. Die glaubenstreue und überzeugungsvolle Hinweisung auf Den, dessen Reich und Herrschaft keinem Wechsel der Zeit erliegt, hat damals in vielen Gemüthern Vieles erbaut und aufrecht erhalten sowohl bei Protestanten als Katholiken, und jetzt noch, sagt Gelzer, giebt es in beiden Kirchen Viele, denen Stolbergs Name als eine unangefochtene Autorität gilt. „Stolbergs Geschichte der Religion Jesu Christi“, sagt Katerkamp im Leben der Fürstin Gallitzin, „welche ungeachtet der tiefen Schätze von Gelehrsamkeit, die sie enthält, dennoch mehr die erbauende als gelehrte Tendenz hat, hat in jener verkommenen Zeit nicht wenig theils zur Erhaltung, theils zur Wiedererweckung christlicher Gesinnung gewürkt. Sie wurde mit gleichem Interesse von Protestanten und Katholiken gelesen. Und als die Zeit der Befreiung von der Fremdherrschaft gekommen war, erkannte man in den Gegenden, wo dieselbe durch längern Bestand zur Zerstörung christlicher Gesinnung

am meisten geschadet hatte, die Rückkehr zum Glauben darin, daß Gesellschaften sich bildeten, in welchen zur Belehrung und Erbauung die Religionsgeschichte vorgelesen wurde. Nicht leicht wird irgendwo auf stillem Wege, und in kleinern Verbindungen, dennoch in so großer Ausdehnung zur Verbreitung ächt religiöser Gesinnung mehr gewirkt worden sein, als durch Stolberg in der gebildeten Welt überhaupt, und durch Overberg in den gemeinen und mittleren Klassen der katholischen Kirche." — Im Jahre 1826 erklärte der Verleger Friedrich Perthes, daß über 8000 Exemplare abgesetzt seien, wobei der Nachdruck in der Schweiz und der von Perthes selbst geförderte Wiener Nachdruck nicht in Berechnung kamen. Daß gleich beim ersten Erscheinen das Werk seine zahlreichen Widersacher fand, lag im Geiste desselben, der dem Geiste der Zeit widersprach, nicht etwa in einer lieblosen und herausfordernden Polemik, die der Verfasser nicht kannte, begründet; jener gute Geist war den meisten öffentlichen Wortführern im Gebiete der philosophischen, geschichtlichen und religiösen Erkenntnisse völlig fremd, ja einigen zu Spott und Haß geworden. Jedoch wurden auch lobende Stimmen von wissenschaftlicher Bedeutung vernehmbar, auch Stimmen von politischen Schriftstellern, welche wohl wußten und anerkannten, daß mit der Erhaltung und Belebung des Einen, was hier zur Geltung kam, auch das Schicksal des Andern, was sie zunächst erstrebten, in enger Verbindung stehe. So schrieb Joh. v. Müller an seinen Bruder: „Ich habe den vierten Theil von Stolbergs Kirchengeschichte gelesen, mit der ich, bei manchem vielleicht Auszustellenden, weit mehr doch, als mit unsern Theologen, eins bin. Den Verfasser verehre und liebe ich." Auch am Hofe zu Weimar hatte Stolbergs Religionsgeschichte eine günstige Aufnahme gefunden, nicht aber bei seinem frühern Jugendfreunde, bei Goethe. Eine, seine Denkart in religiösen Angelegenheiten bezeichnende Situation berichtet uns v. Binzer in Goethe's Briefen an die Gräfin Auguste Stolberg: „Man fragte ihn einst in Jena, als die Kirchengeschichte Stolbergs sehr gepriesen ward und Damen sie lasen, was er davon halte? — Goethe verfiel sofort aus einer heitern Laune in eine sehr ernste, wurde zurückhaltend in seinen Aeußerungen und sprach nur mit wenigen Worten die Ansicht aus: „„Man müsse sich von solchen Büchern nicht führen lassen;

man urtheile danach über menschliche und göttliche Dinge und am mehrsten über eigene Zustände befangen."" Er wurde dann, obwohl er im Kreise schöner Frauen war und lange weilte, immer stummer, und saß wohl zwei Stunden, nur einzelne halbdeutliche Laute sprechend, fast unbeweglich auf seinem Stuhle, wobei die Augen häufig rollten. Ich sollte meinen", schließt Binzer, „es ging damals an seiner Seele viel vorüber."

Sechster Abschnitt.

Oesterreichs und Preußens Unglück im Jahre 1805, 1806 und 1807. Friedrich v. Gentz und Joh. v. Müller, oder die in dieser Zeit dem Vaterlande bewährte Treue und ihr Gegentheil.

Indem Stolberg sich selbst, seine Kinder und Zeitgenossen inmitten der wankenden und wechselnden Welt mit fortwährender Entschiedenheit auf Den hinwies, der das Steuer nie aus den Händen läßt, der mit seinen Gerichten durch die Jahrtausende dahinfährt, und keine fremde Götter neben sich duldet, als zur zeitweiligen Prüfung der Seinigen, war er in dieser unscheinbaren Rüstung zugleich ein Kämpfer für das tiefgedrückte Vaterland. Die Blätter seiner Religionsgeschichte unterhielten oder fachten wieder an bei Vielen die Sehnsucht nach jenen unsichtbaren Gütern, die der Leichtsinn der Zeit verwahrlost hatte und deren Vernachlässigung man einen großen Antheil der Schuld an dem Verluste des höchsten irdischen Gutes, dem der nationalen Selbständigkeit und Freiheit, einzuräumen sich gedrungen fühlte, und hauchten mit ihren Lehren der Vergangenheit Trost und Muth in der Ertragung der Gegenwart, und Hoffnung und Zuversicht für die Tage der Zukunft in die Seelen. —

Das vorhergehende Jahr — 1805 — hatte, wie wir sahen, mit einer für die Schicksale Deutschlands und Europa's verhängnißvollen Katastrophe geendet. Zertrümmerungen und neue Schöpfungen nach der Laune des Siegers mit der Dienstbeflissenheit seiner ihm untergebenen Herrscherlinge erfüllten mehr als irgend ein früheres der Jahr-

bücher der deutschen Geschichte das Jahrbuch 1806 mit Unglück, Demüthigung und Schmach der Nation und ihrer Fürsten. Wer überhaupt die Leidensepoche Deutschlands vom Anfange des Jahrhunderts bis zum Sturze Napoleons der Erinnerung wieder vorführen, wer von der Gegenwart aus nicht etwa nur zum Genusse geistiger Erregtheit, sondern jene vielmehr in Freud und Leid und zur ernsten Belehrung und Ermahnung für die Tage der Gefahr wieder durchleben will, suche sie, außer in einigen öffentlichen Manifesten, vor allen auf in den geheimen Leidträgern der hinsterbenden Nation, in den auf ihrem Wechselgange gefahrvoll umspähten Briefen der Freunde und in einzelnen gedruckten Blättern, welche den Urheber und den Geburtsort verleugnen und das Tageslicht scheuen mußten. In der Rangordnung der brieflichen Quellen nimmt der vor mehrern Jahren veröffentlichte Briefwechsel zwischen den innigst verbundenen Freunden Joh. von Müller und Gentz, geführt bis zu jenem tragischen Moment, in welchem der eine der Freunde in das Lager des gemeinschaftlichen Feindes übergieng, eine vorzügliche Stelle ein. Keiner hat in jener Epoche mit solcher Geistesmacht und mit einem solchen von edler Leidenschaft ergriffnen Herzen für die Sache des unterdrückten Deutschlands und Europa's gekämpft, als der von Natur weiche und furchtsame Publizist Gentz: Keiner hat der allgemeinen Versunkenheit, Erschlaffung und Verzweiflung mit so großer Ausdauer und Energie öffentlichen Widerstand geleistet, und das Zerstreute zu sammlen, das Gesunkene wieder aufzurichten, das Erstorbene wieder zu beleben gerungen als er: Keiner hat Völkern, Fürsten und ihren Dienern mit kühnerm Freimuth in's Gewissen geredet als dieser geschmähte Fürstenknecht, und dieses zu einer Zeit, in welcher der Ausgang seines Kampfes nicht etwa zweifelhaft, sondern nach aller menschlichen Berechnung, wenigstens für die Dauer seines Lebens, eben so gewiß als ein unglücklicher erschien, wie in den spätern Jahren des wiedererwachten und bereits siegreichen Deutschlands und Europa's die That der allgemeinen Begeisterung dem redenden Wort der Begeisterung ein siegreiches Ende verhieß. Hätte er dem Zeitgeiste sich dienstbar gemacht, hätte er mit seiner herrschenden Woge schwimmen wollen, Gunst und Geld wären ihm viel leichter und in einem noch größern Maaße zugefallen, als ihm nun auf seiner von Seelen-Kämpfen und Leiden erfüllten Laufbahn zu dem von

dem Rufe der Ueberzeugung und des Gewissens geforderten Ziele hin zu Theil ward. — Aber was wollte, was konnte ein Charakter wie Gentz, der in den Zirkeln der Berliner und Wiener völlig entnervte Sybarit! So riefen und rufen die Stimmen unendlich Vieler, am lautesten jener, denen ein Kreislauf nur weniger Jahre nothwendig war, um sieben Mal sich neu zu häuten, und die auf dem Strome zu Berg und zu Thal wiederholt nach wechselndem Fahrwasser sich umsahen, um sicher ihr Fahrzeug zu steuern. Daß jene Sinnenberauschung mit ihrem Gefolge der sittlichen Entnervung ihn nicht in dem Grade beherrscht und übermannt habe, welchen Unwissenheit und Dummheit, oder Neid und politischer Partheigeist zu einem feststehenden Glaubenssatz haben erheben wollen, beweisen hinlänglich die lang dauernde, große, alle Saiten der seelenverzehrenden Empfindungen berührende Spannkraft seines Geistes, die mehr als 1000, oft zu einer Abhandlung anwachsenden jährlich geschriebenen Briefe, gerichtet an die meisten Regenten und die Mitglieder der Cabinette von Europa, an Männer und Freunde aus allen Ständen, welche mit seiner europäischen Wirksamkeit und mit seiner Lebensaufgabe irgend wie zusammenhingen, ferner seine zahlreichen auf gründlichem Studium und Nachdenken ruhenden und mit großem Fleiße ausgefeilten publizistischen Schriften von der mannigfaltigsten Art, welche, wie seine Briefe erst zum geringern Theile gedruckt sind. Seine Schwächen und Fehler, insbesondere seine Lebensgewöhnung, Ueppigkeit und Verschwendung, die er mit seinen Einnahmen nicht in das rechte Gleichgewicht zu bringen wußte, tadelt sein Freund Varnhagen von Ense, ohne die Züge seines achtungswerthen Charakters, seiner Geistesgröße und den hohen Werth seines erstrebten Zieles zu verkennen [1]). Die große Schaar seiner mit ihm so

---

[1]) Denkwürdigkeiten und verm. Schr. B. V, 1 bis 38: Ueber seine verschwenderische Freigebigkeit und über seinen eisernen Fleiß und seine beharrliche Anstrengung vergleiche man vorzüglich B. VIII, 141 fg. Gegen das Ende des vierten Jahrzehnts sammelten Weick und Schlesier Schriften von Gentz, die zum Theil sich ergänzen, aber nicht die Hälfte seiner Geistesproducte enthalten. Mit umsichtig sammlendem Fleiße und im Geiste der Uebereinstimmung mit dem Urtheile weniger, aber zum Urtheile berechtigter Männer, daß Gentz, der erste, ja in gewisser Hinsicht der einzige politische Schriftsteller der Deutschen sei, suchte Schlesier dem von Napoleon gefürchteten, von der undankbaren Mit- und Nachwelt Mißachteten und Vergessenen

strenge in's moralische Gericht gehenden öffentlichen Feinde hätten zuvörderst sich selbst zu Gericht sitzen sollen mit der ernsten Frage des Gewissens, ob sie etwa mit den anklagenden Aeußerungen ihrer feindseligen Gesinnung dasjenige als Reichthum sich selbst einzuräumen und Andern offenzulegen wünschten, was als Geistesarmuth in ihnen war, und dasjenige zuzudecken, was sie als hinreichenden Vorrath in sich fanden. Unparteiisches und auf vollgültige Zeugnisse gestütztes Gericht würde die Mißstimmung, welche das Mißverhältniß seines Privatlebens zu dem großen und erhabenen von ihm verfolgten Ziele hervorruft, nicht aufgelöst — das durfte nicht gefordert werden —, aber doch auf einen geringern, der Wahrheit zugleich entsprechenderen Grad herabgestimmt haben. Wenn im gewöhnlichen Leben an dem mit ausgezeichneten Geistesanlagen Begabten moralische Verkehrtheiten zum Vorschein kommen, pflegt in der natürlichen und unbefangenen Stimmung des Wahrnehmenden mit der Bewunderung jener unwillkürlich sich milderndes Mitleid mit diesem zu mischen, welches wohl, wenn die hohen Jahre die berechnende Hoffnung der Weisheit vereiteln, herbern Zusatz annimmt, nie aber zu gehässiger und schadenfroher Beurtheilung übergeht; wenn unreine Hände die Heiligthümer der Menschheit berühren, wendet der Verehrer derselben von jenen mit schweigendem Kummer sich ab und umfaßt diese mit desto größerer Verehrung; wenn wir Männer der früheren Jahrhunderte mit Gefahr, Muth und Ausdauer das Palladium und das heilige Feuer des Vaterlandes aus den verzehrenden Flammen zu retten angestrengt sehen, halten wir nicht erst ängstliche Nachfrage nach den sittlichen Mängeln und Fehlern des Privatlebens, und der gerechte Haß des Demosthenes und M. Tullius gegen Philipp und M. Antonius hat bei der Mit- und Nachwelt jene theils gemildert, theils mit Vergessenheit begraben. Keiner von diesen der bessern menschlichen Natur entnommenen Maaßstäben ist weder

---

ein von ihm zeugendes Ehrendenkmal zu errichten; aber Prokesch-Osten rief dem Herausgeber der zwei ersten Bände des Werkes am Schlusse seiner gehaltreichen Beurtheilung des ihn und seine Freunde nicht befriedigenden Unternehmens zu: »Wir waren ihm nahe; wir haben Jahre und gar mancherlei Verhältnisse mit ihm durchgewandelt, Du aber kanntest ihn nicht. Unsere Quelle ist er selbst; die Deine sind einige Fragmente seiner schriftstellerischen Leistungen und das Geschwätz einer anmaßenden Mittelmäßigkeit oder das Gezisch im Lager der Feinde.«

Gentz noch seinem Vaterlande, außer bei Wenigen, zu Gute gekommen, sondern ihm ist das von den Seinen zu Theil geworden, was ihm, dem Sohne jedes andern Vaterlandes nicht zu Theil geworden wäre, auch von seinen Feinden nicht. Woher kommt dieses?! — — — —

Führen wir uns das Ende des Jahres 1805 nochmals nach der zeichnenden Hand jenes Meisters vor die Seele, um durch den Sturz der zweiten deutschen Großmacht, welcher in diesem Jahre (1806) sobald dem der ersten folgte, desto sicht- und fühlbarer dem öffentlichen Jammer und der allgemeinen Hoffnungslosigkeit das Siegel aufgedrückt zu sehen. Die Anführung einiger Stellen aus Briefen jener Zeit von Gentz an Joh. v. Müller wird hier am zweckdienlichsten sein; sie kennzeichnen vor Allem die damalige politische Situation und zugleich den in den Briefen an seine vertrautsten Freunde am unverhülltsten sich offenlegenden Briefsteller [1]). Er war damals noch als Schriftsteller und Rathgeber ein Freiwilliger im Dienste des österreichischen Staates; seine frühern lebhaften Warnungen und Ermahnungen waren bei den Staatsmännern fruchtlos zu Boden gefallen. Von Napoleon feindselig verfolgt, floh er nach der Schlacht bei Turas am 2. December aus dem Hauptquartier nach Breslau und schrieb von hier an Joh. v. Müller in Berlin am 14. December u. A.: „Das Schauspiel geht zu Ende, liebster Freund, und bald wird es heißen: Et nunc, spectatores, plaudite! Was jetzt erfolgt, sah ich, wie meine Briefe Ihnen wohl gezeigt haben werden, längst voraus; aber da es nun zur Wirklichkeit kömmt, so übermannt mich denn doch Wuth und Schmerz, und ich weiß kaum, wie ich nach diesem noch leben soll. Am 4., zwei Tage nach der unglücklichen Schlacht von Turas, entschloß sich der Kaiser von Deutschland, persönlich in's Hauptquartier des Bonaparte zu gehen, und um Frieden zu bitten. Er ging, von keinem andern (Cobentzl wollte er von Teschen holen lassen, der verfaulte Leichnam konnte sich aber nicht schnell genug nach Holitsch begeben) als Lamberti!! begleitet, in seiner gewöhnlichen, mitleidswürdigen, jetzt mehr als je verfallenen Gestalt; und Bonaparte empfing ihn, von allen seinen Generalen und Kammerherren und Ceremonienmeistern und dem ganzen Pomp der Majestät umgeben! Er verzieh

---

[1]) Vergl. den vierten Band der Schriften bei Schlesier.

ihm! Er versprach ihm Frieden, und zwar auf billige Bedingungen (ohne sie zu nennen); doch war die erste und vorläufige von allen — schleunige Entfernung der Russen! So kam der Kaiser zurück und berichtete dem Kaiser Alexander vom Erfolg. ..... Da das Wiener Kabinet nun frei, das heißt, seiner eigenthümlichen Infamie ohne Schranken überlassen ist, so wird der sogenannte Friede bald genug zu Stande kommen. Den Kothseelen ist alles gleich, wenn er nur Wien herausgiebt! In Troppau sagte der Finanzminister Zichy in meiner Gegenwart: mit Tyrol und einem Stücke von Oberösterreich ist der Friede wohlfeil gekauft. Ach! wenn diese nur untergingen, welche Wollust wäre der Sturz der Monarchie! Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland, Europa verlieren und — die Zichy, die Ugarte, die Cobentzl, die Collenbach, die Lamberti, die Dietrichstein u. s. w. behalten zu müssen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht einer der Hunde gehängt oder geviertheilt — das ist unmöglich zu verdauen. ..... Der Krieg wird von nun an ein bloßer Ritterkrieg; der Kaiser von Rußland wünscht ihn jetzt offenbar nur, um seine Ehre zu behaupten. — ..... Eine ganz andere Frage ist nun aber, ob Bonaparte Preußen wird loslassen wollen; ob er nicht beschlossen hat, für die letztverflossenen zwei Monate Rache zu nehmen? Hierüber vermag ich nichts und vermag wohl Niemand, der nicht das Geheimniß des Tyrannen besitzt, etwas zu entscheiden. Wer berechnet dieses wilde, von allen Leidenschaften zerrissene Gemüth? Etwas geschieht gewiß; es sei nun ein gefahrvoller, halsbrechender Krieg, oder irgend eine traurige Pacification; aber irgend etwas Böses steht auch dem nördlichen Deutschland nahe bevor?

„Welcher Augenblick, zu dem wir nun endlich gelangt sind! Alle Hoffnungen (nicht die meinigen; ich nährte keine) in den Staub getreten; unser Elend zehnmal größer als zuvor; jede Aussicht in die Zukunft verloren; Deutschland — von den Franzosen tyrannisirt, von Russen verspottet und verflucht; die schönsten Länder verwüstet, um unsern Fall recht vollständig zu machen! ..... Ich weiß wohl, daß wir jetzt unsere Würde als Deutsche kaum geltend machen dürfen, dafür haben unsere Regenten gesorgt; aber wenn man sich doch sagt, was die Russen gegen uns sind, wenn man nun überdies zwei Monate lang Zeuge, betrübter Zeuge davon war, wie sie trotz der

Tapferkeit ihrer Truppen doch nichts gegen die Franzosen vermögen, wie sie wirklich unsere Sache eher noch verschlimmert als verbessert haben, kurz, wenn man sich von denen beschimpft und verschmäht sehen muß, die auch nicht einmal das Verdienst hatten, uns zu retten — so fühlt man recht, wie elend man geworden. ..... In Ansehung meiner Schriftstellerei, so wie überhaupt in Ansehung meiner ganzen künftigen Bestimmung, bin ich in einer sonderbaren Lage. Ich fürchte nichts; denn physisch untergehen oder bürgerlich, davor ist mir nie bange; und der innere Tod trifft auch nur die, die nicht Willen genug haben, zu leben. ..... Wahrscheinlich wird man mich nach dem Frieden von Wien exiliren. Ich sehe dem allem mit großer Ruhe entgegen. — Ich sprach gestern mit Armfeldt über die große Nützlichkeit, die in einem Zeitraum wie der jetzige eine geheime Gesellschaft haben müßte. Ich haßte, oder besser, ich verachtete von jeher alles, was diesen Namen führt; aber die Noth lehrt beten; jetzt würde ich sie als eine selige Zuflucht betrachten. Wissen Sie aber, was jeden Gedanken, eine solche Gesellschaft in meinem Sinne zu stiften, sogleich niederschlägt? Ich kenne in der ganzen Welt nicht sechs Menschen, die ich dazu aufnehmen wollte. Armfeldt und Panin sind eigentlich sogar die einzigen, die ich dazu fähig glaube. Sie werden sich nicht wenig wundern, zu vernehmen, daß ich nicht einmal auf Sie rechne. Niemand bewundert und liebt Sie mehr als ich; in den Hauptbeziehungen des menschlichen Lebens sehe ich Sie hoch über mir, und wie große Dinge in Ihrem Sinne von Ihnen zu erwarten sind, weiß ich; auch mag Ihr Sinn wohl eigentlich (ich ahnde es fast) der rechte sein. Aber so viel weiß ich doch jetzt, es ist nicht ganz der meinige; es ist wenigstens nicht der, dem ich eine geheime Gesellschaft widmen wollte. Ich möchte nämlich, nicht blind, aber doch ausschließend (in dieser Bestimmung liegt mir alles) an der Aufrechthaltung der alten Weltordnungen arbeiten. Sie, — ein genaues, tiefes Studium Ihres vierten Theiles, welches ich grade in der Emigration vorgenommen, hat mich ganz darüber in's Klare gebracht — Sie wollen das Neue immerfort in das Alte hineinweben; Sie nehmen nach den Grundsätzen eines gewissen Fatalismus die Begebenheiten der Welt so, wie die Natur und das Schicksal sie giebt, nicht ohne Freude oder ohne Gram, aber immer der Beruhigung und dem Troste näher; und jene

erhabene Unpartheilichkeit, mit der Sie hoch über den Dingen thronen, und die Sie, nach meiner innigsten Ueberzeugung, zum ersten Geschichtschreiber aller Zeiten und Völker macht, tragen Sie — für meine Wünsche zu sehr — auf Ihre Privatverhältnisse über, und streifen zuweilen an Indifferentismus hin. Dies ist hier nur ganz roh skizzirt; ich werde es Ihnen aber nächstens, mit allen Beweisstellen versehen, viel umständlicher auseinandersetzen. Bemerken Sie nur wohl, daß ich dies, was ich hier gefunden zu haben glaube, Ihnen nicht etwa zum Tadel anrechne; ich sage bloß, für das einseitige Unternehmen, dem ich mein Leben widmen möchte (es giebt ja andere genug und mehr als zu viel, die das Neue triumphiren machen), für dies halte ich Sie nicht unbedingt brauchbar, und meine geheime Gesellschaft kann also auf Ihnen nicht ruhen. Außer mir selbst ist eigentlich Armfeldt — und vielleicht Adam Müller, wenn nicht Grübeleien ihn extenuiren — der einzige, der in diesen Kram taugt. Wir werden also stocken, ohne es auszuführen. .....“ — In dem zweitfolgenden Briefe, in dem vom 23. December, sagt er u. A.: „— — — Daß Cultur mir verhaßt sei, sagte oder wenigstens meinte ich nicht. Wie könnte ich mich eines so großen Mißgriffs schuldig machen! Was ich meinte, war ungefähr Folgendes: Zwei Principien constituiren die moralische und die intelligible Welt. Das eine ist das des immerwährenden Fortschrittes, das andere das der nothwendigen Beschränkung dieses Fortschrittes. Regierte jenes allein, so wäre nichts mehr fest und bleibend auf Erden, und die ganze gesellschaftliche Existenz ein Spiel der Winde und Wellen. Regierte dieses allein, oder gewänne auch nur ein schädliches Uebergewicht, so würde alles versteinern oder verfaulen. Die besten Zeiten der Welt sind immer die, wo diese beiden entgegengesetzten Principien im glücklichsten Gleichgewicht stehen. In solchen Zeiten muß denn auch jeder gebildete Mensch beide gemeinschaftlich in sein Inneres und in seine Thätigkeit aufnehmen, und mit einer Hand entwickeln, was er kann, mit der andern hemmen und aufhalten, was er soll. In wilden und stürmischen Zeiten aber, wo jenes Gleichgewicht wider das Erhaltungsprincip, so wie in finstern und barbarischen, wo es wider das Fortschreitungsprincip gestört ist, muß, wie mich dünkt, auch der einzelne Mensch eine Parthei ergreifen und gewissermaßen einseitig werden, um nur der Unordnung, die

außer ihm ist, eine Art von Gegengewicht zu halten. Wenn Wahrheitsscheu, Verfolgung, Stupidität den menschlichen Geist unterdrücken, so müssen die Besten ihrer Zeit für die Cultur bis zum Märtyrerthum arbeiten. Wenn hingegen, wie in unserm Jahrhundert, Zerstörung alles Alten die herrschende, die überwiegende Tendenz wird, so müssen die ausgezeichneten Menschen bis zur Halsstarrigkeit altgläubig werden. So allein verstand ich es. Auch jetzt, auch in diesen Zeiten der Auflösung müssen sehr viele, das versteht sich von selbst, an der Cultur des Menschengeschlechts arbeiten; aber einige müssen sich schlechterdings ganz dem schwereren, dem undankbareren, dem gefahrvolleren Geschäft widmen, das Uebermaß dieser Cultur zu bekämpfen. Daß diese vor allen Dingen selbst hoch cultivirt sein müssen, setze ich als ganz unumgänglich voraus. Nun, für einen der hiezu Bestimmten halte ich mich und halte ich ganz vorzüglich Sie wegen Ihrer mit nichts zu vergleichenden Kenntniß alles Alten, Ihrer reinen Liebe zu demselben und Ihrer hohen Kraft zum Kampfe mit den Krankheiten der Zeit. Warum wollen Sie also neue Länder cultiviren — geschehen muß dieses freilich, aber dazu fehlt es ja an Arbeitern nie — und nicht lieber im letzten Winkel der ältern den erhabenen Funken einer ewigen Opposition gegen die Wuth und das Verderben der weltverwüstenden Neuerungen bewahren? Mir scheint, daß, wenn ich auch auf Lebenslang zum Stillschweigen verdammt wäre, meine bloße Existenz an diesem oder jenem abgelegenen Orte, und die Ueberzeugung meiner Zeitgenossen, daß dort einer wohnt, der niemals Friede mit der Ungerechtigkeit schließt, noch immer ein weit größerer Gewinn für das wahre Interesse der Menschheit sein würde, als die halbe Civilisation von zwei oder drei russischen Gouvernements. Wenn Christus sagte: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern Krieg", so meinte er, der göttliche Friedensfürst, damit gewiß nicht, daß er den Frieden haßte — wie Sie mich im Verdacht haben, die Cultur zu hassen —, sondern bloß, daß seine Bestimmung auf Erden nun einmal sei, die bösen Tendenzen, die er vorfand, zu bekämpfen, um durch den Kampf zum Frieden zu gelangen. ..... Sie haben das Culturprincip als Ziel beständig vor Augen; aber zu groß und zu weise, um blind darauf loszustürzen, haben Sie gelernt und lehren andere vortrefflich, wie man hemmen muß, indem man treibt. Ich

habe das Erhaltungsprincip zu meinem unmittelbaren Leitstern gewählt, vergesse aber nie, daß man treiben kann und muß, indem man hemmt. .....“ Den 6. Januar 1806 schrieb er an denselben Freund: „..... Eben so wenig bin ich im Stande, Ihnen auch nur mit irgend einer Wahrscheinlichkeit zu sagen, was künftig aus mir werden wird. Der Himmel weiß es! Mich beunruhigt es keinen Augenblick. Ich habe viele Jahre lang mit Glück und Glanz gelebt, ohne jemals um die Mittel dazu besorgt zu sein; sie fielen mir zu, ich war kaum Jemanden Dank dafür schuldig. Geht es ferner so, wohlan! Geht es nicht, bin ich auch gefaßt. Ich kenne zum Glück mehr als eine Gattung von Zufriedenheit und Genuß; und soviel, als ich brauchen werde, um in einem stillen Winkel der Welt bequem und angenehm zu leben, wird mir nie entgehen. Die Sache aufgeben zu müssen — dies, dies wäre das Entsetzlichste; aber auch dies dämmert schon vor meinem Blicke. .....“ —

Joh. v. Müller fuhr auch in diesem Jahre, 1806, in vielen Freundesbriefen die nationalen Leiden zu beklagen fort, aber schon zu sehr in der Sprache sentimentaler Empfindungen und weltgeschichtlicher und weltbürgerlicher Reflexionen, mit dem Bedürfniß, viel mehr Trost zu empfangen als mitzutheilen, und mit einer Hinneigung zum Zweifelmuth, den die steigende Gefahr leicht zu wankenden Entschlüssen und ihren unseligen Folgen bringen konnte. So schrieb er den 5. Mai an Professor Windischmann in Aschaffenburg u. A.: „In Zeiten voll Mißtönen ist der Einklang eines Gemüthes, wie das Ihrige, eine wahrhaft labende Wohlthat, und unter dem betäubenden Geschwätz der feilen und verrückten Sophisten ist unschätzbar, hin und wieder einen Geist zu treffen, der von unsern Alten und aus Perioden gesunden Geschmacks und Verstandes wie auf uns herab gekommen. Ich sehe und erkenne genug in Ihrem Briefe, daß wir gemacht sind, uns brüderlich zu umarmen. So ein heiliger Bund Gleichgesinnter muß sein, auf daß das heilige Feuer unterhalten und von jedem seinen Umgebungen freudig mitgetheilt werde. Ich habe starke Zweifel an der Herstellung des Guten in unserem Europa — Zweifel, noch nicht Unglaube! .....“ Am 1. Juli schrieb er an Fr. Perthes, welcher durch Müllers öffentliche Anreden voll kühnen, nationalen Aufschwungs in seinen Hoffnungen emporgehoben und angefeuert, sich seit einem

Jahre, der jüngere an den ältern, mit Dank, Wärme und Zutrauen gewendet und so einen, die nächsten Jahre fortgesetzten Briefverkehr eingeleitet hatte: „Die Weltbegebenheiten sind nun über alle politische Berechnungskunst erwachsen; gewöhnliches hilft nicht mehr; auch zeigt sich, auch ist kein Schein von Hülfe; Gott muß Einen wegnehmen, oder einen größern wecken, oder sonst etwas unvorsehbares herbeiführen. Zorn und Furcht sind von mir gewichen. Die Scene wird zu feierlich. Der Alte der Tage sitzt zu Gericht; die Bücher werden aufgethan, und die Nationen und ihre Fürsten gewogen. Welcher wird der Ausgang sein! Eine neue Ordnung bereitet sich, ganz etwas anderes, als die ahnden, welche die blinden Werkzeuge sind. Was ist, wird nicht bleiben; was war, schwerlich so wiederkommen. .....“

Napoleon waltete inmitten der Zertrümmerungen mit dem Gelüste tumultuarischer Schaffens- und Aenderungslaune in dem ihm unterworfenen französischen Reiche. Die Staaten des südwestlichen Deutschlands, welche schon längst auf ihn als die aufgehende Sonne sahen, unter die Herrschaft seiner Willkür zu bringen, bedurfte es für's Erste, das Ziel mit der täuschenden Form der Freiheit zu umhüllen. Schon im April hatte er seinem Minister Talleyrand den Befehl gegeben, einen Vorschlag zur Bildung einer rheinischen Conföderation zu machen. Der allenthalben schaffensreiche und immer dienstgefügige Kurerzkanzler — Carl Theodor von Dalberg heißt er — entwarf demnächst die Acte des Bundes. Durch meisterndes Wegschneiden und Zufügung neuer Glieder von Talleyrand umgestaltet und den Plänen seines Herrn mundgerecht gemacht, ward dieselbe lebensfähig erklärt. Furcht, zu verlieren, und Hoffnung, Länder zu gewinnen, und der täuschende Zauber einer neuen Souveränetät gaben dem König von Baiern und Württemberg, dem Kurerzkanzler, dem Kurfürsten von Baden, dem Herzog von Berg und Cleve, dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt und mehreren kleinen deutschen Fürsten den Anstoß, in Paris am 12. Juli die Unterzeichnung der Conföderationsacte zu beeilen. Napoleon übernahm großmüthig das Protectorat dieses Bundes, dessen organisirte Dienstbarkeit ihm zu seinen nächsten Kriegsunternehmungen ein bedeutendes Heer seiner Vasallen sicherte. Die Erklärung des neuen Gewaltherrn und die der mit dem alten Reichsfeinde verbündeten Herrscherlinge an den Reichstag am 1. August, daß sie das deutsche

Reich nicht mehr anerkennten, stürzte das tausendjährige Gebäude desselben nach langem Wanken völlig ein. Am 6. August legte der Kaiser Franz II. die römisch-deutsche Wahlkrone nieder und entband alle Stände des Reiches, die Mitglieder der höchsten Reichsgerichte und die übrige Reichsdienerschaft ihrer Pflichten. Fortan lebte der deutsche Kaiser nur in den Büchern der Geschichte und in den Gemüthern der Deutschen. Das Recht des Stärkern war das Gesetz der Gegenwart! Davon wurde sofort, zur ernsten Erinnerung, dem aufgerichteten Rheinbunde an dem politischen Morde des Buchhändlers Palm, des Unterthans des Königs von Baiern, vollzogen auf die Anklage der Verbreitung einer Schrift von Gentz und von Arndts „Geist der Zeit", ein Beispiel vor die Seele geführt. Preußen war bereits seit 10 Jahren gesinnungsloser Zuschauer der wachsenden Uebermacht Frankreichs und des sinkenden Europa gewesen. Die kopf- und herzlosen Gängler Haugwitz, Lombard, Lucchesini, Zastrow hatten keine Ahndung, daß sie mit einem Freunde durch eine Neutralität verbunden seien, der auf die Dauer keine wollte. Im vorigen Jahre war das Schicksal Deutschlands und Oesterreichs Preußens Entschlüssen anheimgegeben. Hätte dieses, eingedenk der seine Selbständigkeit bedrohenden Gegenwart, eingedenk jener Jahre, in welchen es, zum Schutze des Reiches, dem der Obmacht über Europa zueilenden vierzehnten Ludwig den dauerndsten und ruhmreichsten Widerstand leistete, und brandenburgisch-preußische Truppen zum Schutze der Habsburgschen Hausmacht, nach der Theiß und der Donau eilend, dem Bundesgenossen bei Zentha und Turin den Sieg errangen, hätte es nun mit rascher und thatkräftiger Entschlossenheit seine Heere nach der Donau entsandt, das Unglück bei Austerlitz wäre nicht auch sein Unglück geworden. Das Cabinet setzte in dem folgenden Jahre seine schmachvolle Haltung fort, unterhandelte noch, als die wiederholten Demüthigungen des Gewaltherren den beabsichtigten Sturz des Ganzen ankündigten, mit dem unter sich und gegen das Ausland doppelsichtigen Ministerium Fox und Granville für Frieden und Bündniß, ohne Hannover aufgeben zu wollen, und offenbarte seine Verblendung über die Lage Europa's und über sich selbst noch vollständiger, als es nach dem Tode Fox' im September den Besitz Hollands zum Ersatz für Hannover sich verbürgt wissen wollte. — Der Krieg zwischen Frankreich und

Preußen begann im October, dessen für die preußische Monarchie unglücklicher Ausgang schon vor seinem Anfang entschieden war. Dafür hatten gesorgt: die Rath- und Planlosigkeit des Cabinets, seine Zaghaftigkeit und zugleich sein Uebermuth, die von da sich dem Kriegsplan und dem eröffneten Feldzuge mittheilten und hier, unter der Oberanführung eines kopflosen Greises, als vollständige Desorganisation eines jahrelang nicht kriegsgeübten, aber doch von einem vortrefflichen Geiste beseelten Heeres zu Tage kamen. Dreizehn Tage nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt, am 27. October, hielt Napoleon seinen Einzug in Berlin, von wo die königliche Familie nach Königsberg geflohen war. Was dem Sieger noch nicht unterworfen war, überlieferten ihm in den nächsten Wochen Feigheit und Verrath, bis auf wenige Puncte, in welchen die vaterländische Ehre und Treue ihre Bollwerke behaupteten. Furcht und Hoffnung waren nie so schnell der grausamen Erfüllung entgegengeeilt. Um dieselbe Zeit wurden Münster, Osnabrück und die Grafschaft Mark von den Truppen des Königs von Holland, Ludwig Napoleon, besetzt. — Das Jahr neigte sich der zerstreuten, das heilige vaterländische Feuer im Innern nährenden Gemeinde, mehr noch als das vorhergehende, mit niederschlagendem und drückendem Ausgange: Stolberg und seine Leidensgefährten sahen die zweite Macht Deutschlands hoffnungslos in wenigen Wochen zertrümmert, und, was noch mehr beugte, deutsche Fürsten und Völker halfen dem Erbfeinde, im Kampfe mit den Deutschen, Deutschland völlig niederwerfen und diesem das allgemeine Grab der Knechtschaft bereiten; ferner ward es auch mit Schmerz wahrgenommen, daß das, was lang kränkelnder thörichter Dünkel sich selbst und Anderen als Stärke angelogen, nun in den Tagen der Bewährung des Muthes und der Treue als Feigheit und Verrath gegen den König und das Vaterland hervortrat. Selbst von dem Schmerze, einen ihrer edelsten Mitkämpfer die Gefahr der ernstprüfenden Zeit nicht bestehen zu sehen, sollten die Getreuen des deutschen Vaterlandes nicht verschont bleiben. Einige Tage nach seinem Einzuge in Berlin beschied Napoleon den Geschichtschreiber des königlichen Hauses, Joh. v. Müller, zu sich und unterhielt sich anderthalb Stunden mit ihm in der vertrautesten Weise. Dieser vertraute in den folgenden Tagen seinem Bruder Georg in Schaffhausen das erfolgreiche Ereigniß an. Der Verfasser der Philippiken und

der Posaune des heiligen Krieges theilt ihm u. A. mit: „..... Gott, ich sehe es, hat ihm das Reich und die Welt gegeben. Da das Alte, Unhaltbare, Verrostete einmal untergehen sollte, so ist das größte Glück, daß der Sieg ihm und einer Nation gegeben ward, welche doch milde Sitten und für Wissenschaften mehr als andere Empfänglichkeit und Schätzung hat. ..... Die nöthige Unterkunft zu finden, wäre Paris mir am liebsten: außer, daß ich der großen Städte nun einmal gewöhnt bin, ist Paris jetzt, wie das alte Rom, die eigentliche Hauptstadt der civilisirten Welt. ..... Die von Napoleon mir gewährte Audienz war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert." — Auch Müllers Lebenslauf wiederholt die traurige Erfahrung, wie die aus der schönsten, hoffnungsreichsten Blüthe hervorreifenden Früchte des reinsten Strebens, vom giftigen Hauche eines neu herrschenden Zeitgeistes berührt, einer finstern Macht zum Raube niederfallen können. Als 25jähriger Jüngling schrieb er: „..... Wenn der Despotismus die altgewohnte Freiheit eines republikanischen Volkes unter sein Joch zwingt, so ist sein Gesetz wie jener morgenländische Wind, welchen die Alten den Engel des Todes genannt, weil sein feuriger Hauch alles tödtet, was er berührt, und nur diejenigen schont, welche sich niederwerfen. Daher kömmt es, daß erobernde Despoten zu unserer Zeit nur von bezahlten und hungrigen Sophisten und von solchen, die selbst nichts lobenswerthes in sich fühlen, um dergleichen Thaten gelobt werden. Die Stimme der Besten ist meistens leise, aber die Nachwelt spricht nach, und bei fernern Fortschritten der Vernunft ist glaubwürdig, daß Räuber der Freiheit eines Volkes ihren Rang in der öffentlichen Meinung endlich neben den anderen Räubern haben werden." Den Grundsatz seiner spätern Capitulation spricht er am bestimmtesten in einem Briefe an einen Freund in Wien vom 25. October 1806 aus, in welchem er u. A. schreibt: „Ich finde in der Geschichte, daß, wenn zu einer großen Veränderung die Zeit da war, alles dawider nichts half; die wahre Klugheit ist: Erkenntniß der Zeichen der Zeit; die wahre Tugend ist: nicht schlecht zu werden, wenn diese oder jene Form verfällt; wer sich selbst nicht vergißt, wer durch Geschicklichkeit und Muth Werth hat, den wird auch der Weltherrscher nicht

verachten. .....“ [1]). Den 29. Januar 1807 hielt er in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften in französischer Sprache die Rede: „Von Friedrichs Ruhm“, zur Zeit als der König wegen der Nähe der Feinde mit seinem Hofe von Königsberg nach Memel, dem äußersten Winkel seines Reiches, floh. Die vergleichende Zusammenstellung Friedrichs mit Napoleon war vielmehr eine Leichenrede auf die preußische Monarchie als eine Lobrede auf den großen König. Um dieselbe Zeit wurde der beredteste Vertheidiger der alten Reichsverfassung in der, der Jenaer „allgemeinen Litteratur-Zeitung“ mitgetheilten Beurtheilung der von Winkopp herausgegebenen Hefte des „Rheinischen Bundes“ der Lobpreiser dieser Conföderation. Hätte der Beurtheiler den hier vorkommenden Gemeinplatz: „der Phönix hat seine Zeit; er würde nie mehr jung, wäre er nicht Asche geworden“, in die Rede über Friedrich den Großen verlegt, so hätte er noch das Verdienst gehabt, ein Kaiphas auf seinem Stuhle, prophetische Worte gesprochen zu haben. — Im Anfange des Jahres 1807 hatte Müller mit mehr Zurückhaltung und mit gedämpfterer Stimme als im Briefe an den Bruder seinem Freunde Böttícher in Dresden das Glück, in der Majestät des Kaisers Napoleon sich gesonnt zu haben, mitgetheilt. Er äußert in diesem Briefe u. A.: „Der Kaiser habe so leise und zutraulich gesprochen, daß es Entweihung und Indiskretion zugleich wäre, ein Wort von der Unterredung wieder zu sagen. Er sei mit Rücksicht behandelt worden, die die innigste Dankbarkeit verdiene. Was aus Preußen werden würde, sei nicht zu sagen; er, Johannes, sei über das Schicksal dieser Monarchie zu seiner Tagesordnung übergegangen, d. h. er arbeite wieder seine 16 Stunden. ..... Die an das morsch gewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden; Gott sei es ja, der die Regierungen einsetze. Man müsse sich umdenken. Friedrich sei bei Scipio und Cäsar; von unsern Leuten sei doch nichts mehr zu hoffen.“ — Ueber diesen ihm von seinem Freunde Böttícher mitgetheilten Inhalt benachrichtigt Adam Müller, von Dresden aus, Gentz in Prag und schließt die Nachricht mit den Worten: „Lassen wir Böttícher ihn absolviren und gehen wir über ihn zu unserer Tagesordnung, zu treuer

---

[1]) S., W. XXVII, 45. XVII, 428.

Verheißung unerschütterlicher Gemeinschaft der Zuneigung und des Wirkens, wohlversichert, daß wir auf höchst mannigfaltige Weise das Eine, Selbige, Höchste und Heiligste wollen, dessen Erkenntniß allein, und allein jenen fehlte, die so tief sinken konnten, als jener Schächer." — Gentz war schon im Verlaufe des vorigen Jahres in ängstlicher Besorgniß um Müllers treue und standhafte Gesinnung und unablässig bemüht gewesen, den Freund durch stärkenden Zuruf aufrecht zu erhalten, und sah nun die Verbindung mit dem jahrelang gemeinschaftlichen Mitkämpfer für die heilige Sache auf die grausamste Weise aufgelöst. Er schrieb, als des Freundes Abfall erst im Geheimen, dann öffentlich durch ihn selbst kund ward, nach langer Zurückhaltung, aber nun mit feuersprühendem Zorneifer, den letzten Brief aus Prag vom 27. Februar 1807 an den Freund, in welchem wir u. A. lesen: „Daß Sie längst schon Muth und Neigung verloren hatten, für eine hochbedrängte Sache zu kämpfen, war mir bekannt. Daß Sie sich schon im vorigen Frühjahr ganz und gar davon zurückgezogen haben würden, wenn nicht der beständige Zuspruch Ihrer Freunde, Ihre Achtung vor einigen, Ihre Furcht vor andern, Sie gehalten hätte, wußte ich. ..... Daß Sie nun, nachdem dies einmal geschehen, Ihre Grundsätze, Ihren Ruhm, Ihre Freunde, die Sache Deutschlands, alles Große und Gute, das Sie Jahre lang gepredigt und verfochten hatten, in feigherziger Nachgiebigkeit gegen den Sieger, in lichtscheuen Unterhandlungen mit ihm, in doppelzüngigen Bekenntnissen und Erklärungen verläugnen und aufgeben würden, darauf war ich vollkommen gefaßt. Daß Sie aber alles, was Ihnen theuer sein sollte, verrathen, sich öffentlich davon lossagen könnten — diesen Grad von Verwegenheit in der Untreue hätte ich nicht in Ihnen gesucht. ..... Die Parallele zwischen Friedrich und Bonaparte hätte ich Ihnen, so anstößig sie auch sein mochte, zuletzt doch wohl verziehen; ich weiß, wie sehr die Gegenwart Ihnen imponirt; und am Ende war ja Ihr Friedrich von jeher ein eben so wesenloses Schattenbild als heute Ihr Bonaparte. Empfindlicher war es mir, zu vernehmen, „Sie wären über das Schicksal der preußischen Monarchie zur Tagesordnung übergegangen", eine Aeußerung voll unwürdigen Leichtsinns, barbarischer Selbstsucht und sträflicher Undankbarkeit gegen einen Staat, dem Sie, wenn nicht mehr, doch wenigstens einige der angenehmsten Jahre Ihres Lebens

schuldig sind. — Ganz aber fiel der Schleier, als ich las: „Die an das morschgewordene Alte nutzlos verschwendeten Kräfte müßten auf das Neue übertragen werden u. s. w.“ Es ist unnöthig zu sagen, daß es eines Mehrern nicht bedurfte, um mich jedes Band zwischen uns als zerrissen, jedes Verhältniß als aufgelöst betrachten zu lassen. Indessen war es mein sehr fester Vorsatz, Sie nie zur Rede zu stellen. ..... Das Geheimniß Ihrer Schwäche hatte ich längst durchdrungen. Noch schmeichelte ich mir immer, vorübergehende Veranlassungen, augenblickliche Verlegenheit oder Reiz haben Sie fortgerissen in diese schlüpfrige Bahn, und mit der Krisis werde Ihre Verirrung auch enden. — Aber selbst diese letzte dürftige Hoffnung ist jetzt dahin. Eine öffentliche und sehr bestimmte Erklärung über die sogenannte neue Ordnung der Dinge in Deutschland enthüllt Johannes Müllers Gedanken über die sogenannte Rheinische Conföderation. Die gehässigste, schmählichste, frechste, verkehrteste, nichtswürdigste, unerträglichste aller Neuerungen unsrer Zeit hat an Ihnen einen Lobredner gewonnen. In diesem meuchelmörderischen Attentat, wodurch der fremde Usurpator einer fremden Regierungsgewalt alles, was noch national bei uns war, unter die Hufen seiner Pferde gestampft hat, in dieser Schimpf- und Spott-Constitution, gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen — einem Sklaven-Volke unter einem doppelten Herrn — Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höhern Gebieters — und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Ober-Despoten — in diesem verworfenen Machwerk der Tyrannei, konnte der lorbeerreiche Herold helvetischer und germanischer Freiheit „den Keim einer trefflichen Verfassung“ und Stoffe und Anlagen finden, die es jedem Deutschen (pro pudor) werth machen müssen, in seinen Kreisen zu leben! Und um unsere oder seine Schmach zu vollenden, bietet er uns als Ausleger, Gewährsmann und Hüter dieser neuen Goldenen Bulle, den sogenannten Großherzog von Berg, einen französischen Abentheurer dar, dessen bloße Existenz auf unserm Boden eine Landplage der erschrecklichsten Gattung und ein unauslöschlicher Schandfleck für Deutschland ist.

„Wie soll man solche Dinge erklären? Wurde Ihr heller und durchdringender Geist urplötzlich so grausam verfinstert, daß Sie das, was Ihnen kaum sechs Monate zuvor (wie schrieben Sie noch im Juni

an Dalberg!) in seiner ganzen Abscheulichkeit erschien, heute für wohlthätig und ehrenvoll halten. ..... Ich schmeichle mir, Sie tiefer durchschauet zu haben. Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit 20 Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich blos für Andere zu entwickeln; in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können; Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks. Stets bereit, alles anzuerkennen, alles gelten zu lassen, alles zu umfassen, sich gleichsam mit allem zu vermählen, was nur irgend in Ihre Nachbarschaft tritt, konnten Sie nie zu einem gründlichen Haß oder zu einer gründlichen Anhänglichkeit gelangen. Ihr Leben ist eine immerwährende Capitulation. Wenn der Teufel in Person auf Erden erschien, ich wiese ihm die Mittel nach, in 24 Stunden einen Bund mit Ihnen zu schließen. Die wahre Quelle Ihrer jetzigen Verirrung ist blos, daß Sie, von allen Guten getrennt, von Schwachköpfen oder Schurken umringt, nichts mehr sahen, noch hörten, als das Böse. Wenn Sie sich entschließen konnten, Berlin aufzugeben, so waren Sie wahrscheinlich gerettet. Warum folgten Sie dem Könige nicht? ..... Glauben Sie nicht, daß ich diesen harten Brief ohne die lebhaftesten Schmerzen geschrieben habe. Ob ich Sie zu schätzen gewußt, mag Ihr Herz, mag die Vergangenheit Ihnen sagen. Ich fühle also, was es heißt, Sie verlieren. Als Streiter für eine geheiligte Sache spreche ich über Ihre frevelhafte Apostasie ein unerbittliches Verdammungs-Urtheil aus; als Mensch, als Ihr ehemaliger Freund empfinde ich nichts als Mitleid für Sie; Sie zu hassen, ist mehr als ich vermag. Wenn Gott unsere Wünsche erfüllt und meine und anderer Gleichgesinnten Bemühung krönt, so wartet Ihrer nur eine einzige Strafe; aber diese ist von allmächtigem Gewicht. *Die Ordnung und die Gesetze werden zurückkehren; die Räuber und der Usurpator werden fallen; Deutschland wird wieder frei und, glücklich und geehrt, unter weisen Regenten emporblühen!*“

Ersatz für den Verlust dieses Freundes und vielleicht auch einige Beruhigung für sein Gewissen mochte Joh. v. Müller an Goethe's

Theilnahme für sein jetziges ausgesprochenes politisches Glaubensbekenntniß finden. Als Goethe Müllers Rede „Friedrichs Ruhm" übersetzt und der Oeffentlichkeit übergeben hatte, wendet dieser sich mit dem Ausdrucke des wärmsten Dankes an Den, dessen Briefverkehr er bis dahin nicht, wie den so vieler Anderer, gesucht hatte. Er schrieb den 6. März u. A. an Goethe, — an ihn, der in diesem Jahre gegen Riemer zu behaupten wagte, daß es zwei Formeln seien, in denen die sämmtliche Opposition gegen Napoleon sich befassen lasse: Afterredung aus Besserwissen-Wollen und Hypochondrie —: „..... Haben Sie Dank, großer und edler Mensch, Sie die Zier und der Erste der Deutschen! Ihr Name ist meine Aegide gegen den Neid, Ihr Beifall instar omnium gegen alle Welt. ..... Ich habe meine Grundsätze nicht geändert: Geändert aber hat sich die Welt: Was können wir dafür? Und, da es nun so ist, sollen wir denn alle conspiriren wie Brutus oder uns erstechen wie Cato? ....." Am Schlusse des Briefes sagt er: „Noch manche Monarchie kann fallen, gesprengt werden mehr als Ein Staatensystem: Das Göttliche, Schöne, Edle, dessen Hoherpriester man in Goethe verehrt, bleibt ewig, wie meine Liebe für Sie." — Im November reiste Müller nach Paris, um hier die Verfügung seines neuen Dienstherrn über ihn zu vernehmen. Er ward zum Minister-Staatssecretair Jerome's, Königs von Westphalen, ernannt und traf im December in Kassel ein. Hier starb er den 29. Mai 1809.

Die Nachricht über Müllers Lossagung von der Sache der Freiheit und des Vaterlandes und von seiner Hingebung an den verkörperten neuen Weltgenius riefen in Stolberg die schmerzlichsten Empfindungen hervor. Die Aeußerungen derselben behandelte er im Kreise der Seinen hier, wie immer, wenn moralische Verirrungen an Großen oder Kleinen zu Tage kamen, in einer Weise, welche wohl Haß des Bösen, aber nie Haß der Bösen in seinem Innern ankündigte. Nachdem der Unwille einen rasch forteilenden Ausdruck für den erscheinenden Fehl gefunden, pflegte der lebendige Redestrom zur Lobpreisung der jenem entgegengesetzten Tugend überzugehen und zuletzt im beruhigten Gange mit mild entschuldigender Beurtheilung des Irrenden oder Fehlenden und mit Betonnng seiner sonst bekannten guten Eigenschaften zu enden, so daß nur Mitleid mit dem Gefallenen und wiederversöhnende

Hoffnung auf seine moralische Wiedererhebung in der Stimmung der Zuhörer zurückblieben. Im gegenwärtigen Falle erleichterten Müllers bekannte persönliche Lage und manche ihm beiwohnende Eigenschaften eines guten Menschen und Christen ihm seine Handlungsweise. Wie hoch ragte Müller immer noch über den Schweizer Zschokke, über Friedrich Buchholz, Woltmann, Bülow und ihre Gesinnungsgenossen in dieser Zeit hervor! — Stolberg fuhr fort, den öffentlichen Drangsalen gegenüber, seine Gattin zur Seite, das heimische, dem Feinde nicht erreichbare Familienglück zu pflegen und sich seiner sowohl in leiblicher als auch in moralischer und geistiger Gesundheit theils frisch aufblühender, theils reifender Kinderschaar zu freuen. Auch in diesem Jahre war der Segen einer zahlreichen Nachkommenschaft wieder sichtbar. Am 12. April ward ihm ein Töchterchen — Maria Amalia — geboren. Das Bewußtsein wahrer und warmer Theilnahme längst bewährter, gleichgesinnter Freunde in der Nähe mehrte Stolbergs Familienglück. So groß die Zahl der Münsterschen Inwohner war, welche in der wechselvollen, manches von der theuer gewordenen Gewohnheit des Daseins ablösenden Zeit auf ihn und seine Familie als einen dauernden, vieles gewährenden Schatz mit Verehrung sah; in jenen Haus- und Herzensfreunden hatte er und seine Familie sich zu einer gleichsam durch eine Blutsverwandtschaft verbundenen größern ausgegliedert. Denn aus ihren gemeinschaftlichen Wurzeln des Denkens und Strebens hatten die bewegten Jahre eine Vereinigung zusammenwachsen lassen, welche, einem kräftigen, allen Stürmen in Zweigen und Aesten trotzenden Stamme gleich, standhaft in der Welt voll Wankens auf den Grundsätzen in der Werthschätzung der Dinge beharrten und in Freud und Leid, in Hoffen und Harren, in Liebe und Haß das Steuer auf dem Wege zum Ziele des Lebens vereint festhielten. Wir kennen bereits die Mitglieder dieser verehrungswürdigen Genossenschaft. Die Prinzessin Marianne Gallitzin war schon durch ihre Mutter eine Angehörige, und desto werther ihre Erscheinung, je deutlicher sie auf den Geist der Mutter im diesseitigen und jenseitigen Leben hinwies. Der jüngste der Hausfreunde war Georg Kellermann, im Verlaufe von sechs Jahren als Lehrer und Erzieher der Kinder und als Hausgeistlicher der Familie Stolbergs ganz angehörig geworden. Ein lebendiges, von jeglicher unreinen Beimischung freies Gemüth und eine unumwölkte Geistesheiterkeit

im Empfangen und Mittheilen, welche ihren Sonnenschein auch über den ernsten Betrieb seiner pflichtlichen Angelegenheiten verbreitete, waren hervorstechende Züge seines Wesens [1]). Um in späteren Jahren den Standpunct einer weitgreifenden kirchlichen Wirksamkeit einzunehmen, konnte der junge Kellermann in keine glücklichere Vorbildungsschule gelangen als in die Stolbergsche Familie, und schwerlich würde ein Anderer das für diese haben sein können, was Kellermann ihr ward. Selbst die übrigen, neben ihm thätigen Hauslehrer würden an einem andern nicht mit so leichter Selbstentäußerung den überwiegenden Einfluß seiner Wirksamkeit anerkannt und ihre eigene von solcher innern Freudigkeit gehoben gefühlt haben. Sein mit der sittlichen Entwickelung fortschreitendes Bedürfniß zu wissenschaftlicher Fortbildung fand an dem Reichthum der mitgetheilten Kenntnisse und großen Welterfahrungen Stolbergs die vollste Befriedigung, und Stolberg kam dieser desto freudiger entgegen, je lebendiger er seinen Grundsatz: „Vereinigung des Schönen und Wahren mit dem Guten" in concreter Gestalt vor sich sah und je sicherer er wußte, daß er durch diesen Kanal das Wachsthum des geistigen und sittlichen Lebens der Seinen fördere. Auch mit der Litteratur des classischen Alterthums ward Kellermann näher befreundet. Die erklärende Lectüre römischer, noch häufiger griechischer Schriftsteller mit seinen Söhnen gewährte Stolberg täglich die genußreichste Abendstunde. Kellermann, der mitlernende, wurde dann an einer der Morgenstunden des folgenden Tages der wiederholende Lehrer seiner Mitschüler und Zöglinge. Schon mehrere Jahre vor seinem Uebertritt in das Stolbergsche Haus hatte Fürstenberg große Hoffnungen auf ihn gesetzt und mit Gunst den Jüngling behandelt. — Fürstenberg war der älteste im Kreise der vertrauten Freunde Stolbergs. Nach der Vereinigung Münsters mit der Krone Preußens hatte er es für Pflicht gehalten, der neuen Landesregiernng Rechenschaft über die von ihm ausgegangene Einrichtung des höhern und niedern Schulwesens abzulegen. Dieses geschah in der von Esser am Ende seines Werkes über Fürstenberg mitgetheilten meisterhaften Darstellung, die mit den Worten schließt: „Diese Schilderung zeigt, daß die Institute der National-Erziehung im hiesigen Lande ein einziges, systematisch

---

[1]) Vergl. oben (Bd. II.) S. 145.

geordnetes Ganzes ausmachen, wovon alle Theile ineinander greifen und sich wechselseitig voraussetzen.“ Er ward im Juni 1805 vom hohen Ministerium wegen seines erreichten hohen Alters und seiner ihm, als General-Vicar obliegenden Arbeiten von dem Curatorium, welches bei der bevorstehenden nähern Einrichtung der Universität mit mühsamen Arbeiten verbunden sein durfte, unter Bezeugung der höchsten Zufriedenheit dispensirt, und es wurde nunmehr eine Universitäts-Einrichtungs-Commission ernannt, an deren Spitze der Oberpräsident Freiherr v. Vincke und der Dombechant Graf Spiegel standen. Im Anfange des Jahres 1807 schlug er, im Gefühle seiner geschwächten Gesundheit, den 34jährigen Domherrn Clemens August Droste dem Domcapitel zur Wahl seines Coadjutors als General-Vicar vor. Im wählenden Capitel obsiegte Clemens August dem Mitbewerber, dem Dechanten Grafen Spiegel. — Schon am 9. Juli d. J. legte Fürstenberg die ganze Verwaltung in die Hände des gewählten Coadjutors und zog sich gänzlich von den Geschäften zurück. „Ich muß“, so schrieb er dem Capitel über Clemens August, „diesem Herren das Zeugniß geben, daß er das Beste der Kirche auf das Thätigste zu befördern gesucht und in jeder Hinsicht seine Pflicht auf die würdigste Weise erfüllt habe; und es gereicht mir zur größten Beruhigung, daß ich ihn als meinen Successor nunmehr völlig eintreten, und die für unsern katholischen Glauben so wichtige Stelle so reinen Händen anvertraut sehen kann“.

Der Graf Stolberg hatte bereits jenes Alter erreicht, in welchem man die Jahre der Jugend schon lange hinter sich verschwunden sieht und mit mehrerem Interesse das Gesehene wieder zu sehen, als nach dem Anblick des Neuen zu verlangen pflegt. „Sehnet man sich nach dem Neuen mit Inbrunst“, sagt' er schon im Jahre 1791 [1]), „so spannet der Geist größere Segel, welche „„Lüfte, wie diese, die die Erd' umathmen,““, weder wölben sollen, noch zu wölben vermögen“. Während seiner siebenjährigen Abwesenheit von Holstein hatte ihn wiederholter Besuch der Verwandten und Freunde in Münster und Lütjenbeck erfreuet; auch hatte ein häufiger Briefverkehr das Vergangene ihm vielfach in seine Gegenwart fortgesponnen und die dortige

[1]) S. W. VI, 263.

Gegenwart in seine theilnehmende Nähe gebracht. Das in der Erinnerung fortlebende Alte durch die Macht der Sinnengegenwärtigkeit wieder stärker zu beleben, die mannichfachen Lebensbilder der Geliebten, eingefaßt in den Rahmen ihrer Oertlichkeit, aufzusuchen und sie mit dem vollen Lebensgenuß der Wirklichkeit zu genießen, war schon seit langem ein Bedürfniß des Grafen und der Gräfin gewesen.

Sie traten im Anfange Septembers d. J. mit den Töchtern die Reise nach Holstein an. Die Söhne blieben unter Kellermanns sorgender Obhut zurück und wanderten mit ihm während der Ferien zum Rheine. In Hamburg sah Stolberg seinen jüngern Freund Perthes, und in Wandsbeck den ihm in treuer Liebe längst bewährten Boten wieder. Von Hamburg schrieb er am 12. September an Kellermann: „Hier an der Elbe sind Sie, lieber Pilger zum schönern Rhein, mit Ihren kleinen Begleitern, mir dennoch nahe; und da jedes bessere Gefühl in uns sich hieniden immer in Sehnsucht auflößt, und auflösen soll, so begreife ich es gar wohl, warum Sie mir itzt in wahrer Nähe oft gegenwärtiger scheinen als in Münster, und selbst im lieben Lütjenbeck.

„Bei sinnlicher Gegenwart des Freundes läßt sich das Bedürfniß desjenigen, was das Auge nicht sieht und das Ohr nicht hört, zu oft einschläfern. Invisibilia non fallunt. Von unserer glücklichen Reise werden die Erzählerinnen ohne Zweifel berichtet haben oder noch berichten. Es ward uns recht wohl, auch auf der gränzenlosen Haide, und wir werden noch lange mit Vergnügen an die Tage der Reise denken. — Ich werde viele, die mir sehr lieb sind, wiedersehen; aber zu viele, und oft den weisen Spruch des Hesiodus beherzigen, daß die Hälfte mehr als das Ganze sey. — Ich sehne mich schon herzlich aus dem Gewühl dieser großen Stadt, wo den Menschen die Stunden wie das Geld zwischen den Fingern läuft.

„Ich küsse Ihre kleinen Reisegefährten. Grüßen Sie den guten Brockmann. Gott sey mit uns und führe uns froh wieder zusammen, und wenn es Sein Wille ist, auf lange Zeit. Ich umarme Sie von Herzen.“

An demselben Tage schrieb die Gräfin an Kellermann u. A.: „..... Ach welches Gewühl ist hier, und wie ist das Herz gepreßt

in dem Gedanken, daß die weit größere Anzahl aller dieser Menschen nur in zeitlichem Treiben lebt und webt! — Wir haben heute hier gebeichtet bei dem Missionar Sentrup, morgen wird uns das Glück zu Theil, zu communiciren. Aber dann werden wir wohl 6 Wochen ganz ohne Gottesdienst sein. .....“

Das verödete Eutin bot mehr wehmuthsvolle Erinnerungen als erhebenden Geistesgenuß der Gegenwart dar. Emkendorf, der immer noch der heitern, freien Geselligkeit geweihte Ort, wo der Graf Friedrich Reventlow und seine Gattin, die ihres häufigen Schmerzenlagers ungeachtet, immer freundliche, geistreiche und himmlischgesinnte Gräfin Julia mit edlen Freunden und Verwandten in Geist und Herz erhebendem Austausch der Gedanken und Empfindungen verkehrten, dieses gastliche, in frühern Jahren so oft von Stolberg besuchte Emkendorf war auch jetzt die Stolberg, seine Verwandten und Freunde versammelnde Hauptstätte. Hier reihten sich von nah und fern, jung und alt die verschiedenen Glieder seiner Familie zu einem lebensvollen Ganzen zusammen, in welches auch die Freundschaft ihre Kränze wand. Stolbergs langgenährte Sehnsucht, Schönborn, den geliebten Jugendfreund nach seiner vieljährigen Abwesenheit in Algier und England, wieder zu umarmen, ging noch in Emkendorf, wohin dieser vor einem Jahre von Hamburg gewandert, und wo er nicht als Gast, sondern als Hausgenosse empfangen und festgehalten wurde, in Erfüllung. Ein günstiges Geschick brachte Stolberg auch den Liebling unter seinen jüngern Verwandten, den Neffen Grafen Christian Günther von Bernstorff, den dänischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nahe. Dieser hatte in dem vorhergehenden Jahre sein häusliches Glück durch die Vermählung mit seiner Nichte, der Gräfin von Dernath, in Emkendorf begründet, und war nun in der Nähe Emkendorfs, in Kiel, dem Hof- und Heerlager des Kronprinz-Regenten Friedrich während dieses Sommers. Der Graf Christian, der Bruder und die Schwägerin Luise führten den Bruder und seine Familie auch nach dem nahen Windeburg, seit einigen Jahren Christians Wohnsitz seiner Ruhe und seines Alters. Aber auch der entfernten Ihrigen gedachten der Graf und die Gräfin oft und mit Wehmuth. Am 11. October schrieb Stolberg von Emkendorf aus an Kellermann: „Sie haben mir liebe Briefe

geschrieben, bester Kellermann, und ich würde Ihnen früher mit der Feder, wie ich es oft im Geiste gethan, meinen herzlichsten Dank gesagt haben, wenn ich nicht seit einigen Wochen so viele Worte mündlich wechseln müßte, daß ich mehrentheils, wenn ich in mein stilles Zimmer zurückkomme, mich für jede Mittheilung zu erschöpft fühlte. — Ich genieße zwar wahrer, oft großer Freude im Umgange mit sehr trefflichen und geliebten Personen, die ich hier wieder sehe, aber die Menge der Worte, daher das viele mit unterlaufende Leere, ermatten mich mehr als irgend eine Arbeit, und machen es mir sehr fühlbar, daß die gehemmte fuga vacui eine peinliche Empfindung gebe.

„Es bedarf indeß dieser Empfindung nicht, um meine Sehnsucht nach der Heimkunft, die mit jedem Tage zunimmt, in mir zu nähren. Im stillen und lebendigen häuslichen Leben wird mir desto mehr wohl werden, da ich mich hier von einem Strudel ergriffen, nicht hingerissen, fühle. Daß ich Sie, mein so herzlich geliebter Freund, oft vermisse, das muß Ihnen Ihr eigenes Herz sagen. Am meisten vermisse ich Sie bei meiner duldenden Freundin, welche meine verklärte Freundin [1]), die nicht leicht canonisirte, eine heilige Seele nannte. Sie würden sich ihrer von ganzer Seele freuen, und ihr sehr lieb werden. Es rührt und erfreut mich sehr, daß die Knaben uns vermissen. Wolle Gott sie alle mit großem Liebensvermögen ausrüsten, und es heiligen! Diese und uns empfehle ich Ihrem Gebet, und drücke Sie an mein Herz.“ —

Wohin Stolberg in der seinen früheren Lebensverhältnissen vielseitig eingewachsenen Landschaft kam, alle erfreueten sich des durch die Jahre und die Entfernung nicht geminderten herzlichen Wohlwollens des noch jugendlichen Greises. Mochte auch hier und da ein zuerst in der Materie und dann in dem persönlichen Gegenstande des Urtheils mit einseitiger Befangenheit Denkender sich wundern, daß der in der Fremde seine Religion wechselnde Stolberg nicht völlig ein anderer geworden sei; dem nähern und schärfern Blicke entging es nicht, daß in dem, in den mannichfaltigsten Windungen sich ergießenden lebendigen Redefluß und in seiner regsamen Theilnahme an allem Guten und Schönen eine in

[1]) Die Fürstin von Gallitzin.

frühern Jahren oft vermißte volle Harmonie eines befriedigten Daseins nun als ein sicheres, im tiefsten Seelengrunde ruhendes Eigenthum sich offenbare. — Der Reisende blieb während seiner Anwesenheit in seinem Geburtslande Holstein auch hier nicht unberührt von den verhängnißvollen, über ganz Europa schwebenden Ereignissen. Nach der Auflösung des deutschen Reiches ward den Dänen die Versuchung nahe gelegt, das deutsche Holstein in Verfassung, Sprache und Bildung Dänemark gänzlich einzuverleiben, und als nun wegen der nahen Kriegsläufte zum Schutze der Neutralität zwischen den kriegführenden Mächten der Prinz-Regent mit einem dänischen Heere an den Gränzen seines Reichs erschien, ward der Uebermuth der Dänen gegen die auch nun noch deutschgesinnte Bevölkerung besonders laut, deren vielfach geäußerter Unwille in dem wechselnden Austausch der Gedanken Stolbergs und seiner Freunde einen nachdrucksvollen Widerhall fand. Als Stolberg im Begriffe war, auf der Rückkehr nach Münster Holstein wieder zu verlassen, ward ihm, der Gräfin und dem sie bis Hamburg begleitenden Bruder Christian noch ein besonderer Freudetag zu Theil. Den 26. October feierte in Wandsbeck Claudius den Geburtstag seiner holden Rebekka mit seinen Kindern und seinem Eidam, den trefflichen Perthes, in so eigenthümlicher als herzlicher Weise. Jene nahmen an der festlichen Freude des Tages wie Familienangehörige Antheil, dessen Erinnerung Stolberg noch in dem letzten Monat seines Lebens mit innigster Empfindung als die eines schönen Tages zurückrief [1]). Den Heimgekehrten folgte bald der Genius der Freundschaft und des Gesanges nach. Schönborn erhob seine des Fluges lang entwöhnten Fittige wieder und sandte zur Feier des Geburtstages der Gräfin und des Grafen am 4. und 7. November seinen Dichtergruß:

„Umwunden, umwunden mit den Freuden
Der goldenen Frühlingstage des Wiedersehns,
O, mit der Ambrosia des Herzendrucks
Nach so langem, langem Absein
Vom zärtlichsten der Herzen!

---

[1]) Vergl. »Kurze Abfertigung der Voßischen Schmähschrift«, S. 27.

Mit der Blüthe umwunden der Empfindungen Aller,
Die aufwuchsen vom eindringenden
Leben des erneuten Himmelsstroms der Freundschaft,
Geht, freundliche Himmelskinder
Du der Vierte, der Siebente du des Monden,
Geht aus von meinem Herzen
Hin zum Herzen der Freundinn,
Zum Herzen des Freundes hin,
Athmet Sie an mit der Gluth
Die vom Meinigen ihr mitnahmt, — — — —" [1]).

Die eisernen Würfel des Krieges hatten bereits wie über so Vieles, auch über das Schicksal Münsters die Entscheidung gebracht. Zu den vom räuberischen Sieger im Tilsiter Frieden vom 9. Juli dem niedergeworfenen Preußen auferlegten Bedingungen gehörte die Abtretung seiner Länder zwischen Elbe und Rhein: was brutale Großmuth dem Besiegten gelassen, blieb noch über ein Jahr dem Hohne und Druck der französischen Kriegsmacht unterworfen. Im nordwestlichen Deutschland machte aus dem Kerne der, in der treuen Bewahrung der alten Sitte, in der Anhänglichkeit an ihren Landesherrn ausgezeichnetesten Sassenlande der große Kaiser eine, seinem Bruder Jerome unter dem Namen: „Königreich Westphalen" verliehene französische Satrapie. Zu dieser wurde auch Münster geschlagen. Wenden wir von hier den Blick nach Nordosten, nach der entferntesten Stätte der deutschen Zunge, so finden wir in dieser Zeit den König Friedrich Wilhelm III. und seinen Hof in Memel, dem einzigen Winkel seines Königreichs, den der Hufschlag des Feindes nicht berührte. Von hierher schrieb den 12. November der außerordentliche Bevollmächtigte Schwedens am preußischen Hofe, Gustav v. Brinkmann, der auf deutschen Universitäten gebildete; die Ehre Deutschlands warm in der Seele tragende Fremdling Worte an Gentz, welche den an der Zukunft des Vaterlandes nicht Verzweifelnden ganz aus der Seele gesprochen waren. Er schrieb u. A.: „..... Die Waffen sind uns geraubt, aber neue müssen wir schmieden zum künftigen Gebrauch. Unsere Fürsten, die Wipfel des deutschen

[1]) Stolbergs S. W. II, 236. 237. Der antwortende Dichterdank 238. 239.

Eichenhains, sind gebrochen, aber die Wurzeln schlingen sich noch fest und vielgliedrig durch den vaterländischen Boden. Die Schmarozerpflanzen, welche fremder Trotz, mit fremdem Unverstand verschwistert, unsern kraftvollen Stämmen einzuimpfen versucht, werden dort nicht gedeihen; und der Sturm, dem diese trotzen, möge immer alle die verkrüppelten Aeste zerspalten, an welche sich jene ganz vorzüglich angesaugt haben.

„Noch einmal mein Lieber! aus der Tiefe erwarte ich unser Heil, aus der Höhe, leider! nicht mehr. Auf Deutschland rechne ich noch, auf keinen einzelnen Staat des gemeinschaftlichen Vaterlandes. Was aufgelöst und geschieden wurde durch rohe Gewalt oder treulose Verschmitztheit, wird sich wieder binden und vereinigen in den Tiefen des Volkscharacters nach den Gesetzen einer höhern Wahlverwandtschaft. Das edlere Denken, Sprechen und Schreiben sichert uns eine noch unbesiegte Sprache, die glücklicher Weise, ihrer höhern Eigenthümlichkeit nach, von den Fremdlingen nicht begriffen wird. Hier dürfen wir uns noch immer ungestört bereichern, und mit diesem innern Wohlstand wird auch unser Muth wachsen, unsere Volkskraft sich immer gediegener emporheben. Alsdann wird die Auferstehung erfolgen, welche auch ich als einen der troſtreichsten Glaubensartikel unserer Lehre betrachte. .....“

Von der richtigen Erkenntniß und Würdigung dessen geleitet, was einer künftigen Wiedergeburt und Auferstehung des gesunkenen Staates den Weg zu bahnen berufen sei — die Schöpfung sittlich-geistiger Gegengewichte gegen den Verlust materiellen Besitzthums —, hatte der König Friedrich Wilhelm schon durch Cabinetsordre vom 4. September in Memel die Errichtung einer allgemeinen Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften erklärt. —

Die Wiederablösung der Stadt Münster und des ehemaligen preußischen Antheils des Fürstenthums von dem Königreich Westphalen am 1. März 1808 war für Stolbergs Gemüthsverfassung kein erheblicher Gewinn. Das in wechselnder Laune Abgerissene ward vom Machtgebieter zum Großherzogthum Berg geschlagen; statt des Bruders trat der Schwager Napoleons, Murat, als Herrscher ein. In dieser Zeit schrieb Perthes an Stolberg: „..... Welcher Bau sich auf den

Trümmern erheben wird, weiß ich nicht; aber das Entsetzlichste von allem wäre, wenn nach dieser Zeit des Schreckens die alte matte Zeit mit ihren zerbrochenen Formen wiederkehren sollte. Zu einer neuen Ordnung will Gott uns auf practischen Noth- und Angstwegen führen. Rückwärts läßt sich das Stück nicht spielen, also vorwärts! Es falle, was nicht stehen kann! ..... Wer jetzt noch das Rad rückwärts drehen will, der will nur Ruhe, Bequemlichkeit und Privatglück. Diesen Dreien ist die Zeit freilich nicht günstig; aber danach kann die Vorsehung sich nicht bequemen; wir vielmehr sind es, die sich der Zeit gewachsen halten müssen, und wer wollte auch Anfang und Ende einer solchen Umwälzung, wie die gegenwärtige ist, in ein Menschenleben zusammendrängen." — „Ja das alte Laub muß herunter", entgegnete ihm Stolberg, „auf daß der noch in brauner Knospe schlummernde Frühling für die Entwickelung aufbewahrt bleibe. Ach könnten wir nur die erste grüne Spitze sehen!"

In derselben Zeit weist Stolberg öffentlich in der Religions-Geschichte [1]) auf die Erniederung der deutschen Nation und auf die nothwendige Zucht Gottes hin: „Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir erleben müssen, was wir erleben? — Oeffentliches Unglück, Erniederung unter Feinden, welche zu besiegen wir gewohnt waren, ist manchmal ein letztes Mittel der erbarmenden Vorsehung. Und es ist billig, daß Nationen, welche, ihres Gottes vergessend, sich auf den fleischlichen Arm verlassen, oder auf gehäuftes Geld, es ist billig, daß solche durch Noth und Wehe zur Besinnung kommen; durch großes Wehe, wenn sie sich vom kleinern nicht wecken ließen; wenn sie Schmach wie Wasser soffen, und dennoch nicht nüchtern wurden!" — Die Psalmen des königlichen Dichters, welche Stolberg im Fortgange seiner Geschichte in diesem Jahre beschäftigten, waren geeignet, seinen Geist über die dunkle, ihm nur scheinbar hoffnungslose Gegenwart weg zu den lichten Höhen der Poesie und von diesen hinauf, auf den Flügeln der Sehnsucht, zum Urquelle der Liebe zu erheben. Er sagt bei dieser Gelegenheit Worte, welche seinen noch regen poetischen Sinn und zugleich seine Gedanken über die höchste Weihe der Poesie ausdrücken: „Es hat mir von Jugend an geschienen, und das Nachdenken

[1]) III, 4.

hat mich in meiner Meinung bestärkt, daß die Poesie Tochter der Sehnsucht sei. So wie eine leise Wallung des Meeres dem Sturme, so gehet mehrentheils der Begeisterung ein unbestimmtes Gefühl wehmüthiger Ahndung vor. — Wir tragen die Sehnsucht nach Etwas, das wir hienieden nicht erlangen, in der irdischen Brust. Sie ist eine Andeutung von unsrer hohen Abkunft, ein Pfand unsrer hohen Bestimmung. ..... Der poetische Sinn geht aus den Armen der Sehnsucht hervor, man nenne sie seine Mutter oder Amme. „„Weinen ist unsre erste Stimme gewesen““ — Weisheit VII, 3 — und ein Schrei der Sehnsucht, dem die Leidenschaft Rythmus gab, war die erste Poesie. — Da die liebevolle Weisheit unsers Gottes, Seine Welt mit Schönheiten aller Art geschmückt hat, so eilet ihnen das Verlangen mit Liebe entgegen. Der poetische Sinn wird von Schönheit angezogen. Je ungemischter die Liebe zu dieser ist, desto ächter die Begeisterung. Die Liebe leidet, wofern das Verlangen nach Lob sich ihrem Verlangen zugesellet. Der Dichter wird, in ruhigen Stunden, sich des Lobes der Weisen freuen; aber die Poesie verliert ihre jungfräuliche Schöne, wenn der Sirenengesang der Eitelkeit ihm im Augenblicke der Begeisterung tönet und den freien Schwung der Sehnsucht stört. — Alle Schönheit ist ein Ausfluß der Urschöne, und erreget Ahndung von ihr: und mit der Ahndung Sehnsucht. Daher unsre süße, namenlose Wehmuth beim Anblick der schönen Natur. Es sei, daß unsre Seele sich wiege auf den Wogen des Meeres; daß sie durch das Auge hinabgleite auf den Strom, und von Welle zu Welle mit ihm dahingleite zwischen Hügel und Wald; daß sie sich versenke in's Thal an der murmelnden Quelle; daß sie schwebe im Mondschein oder im Morgenroth; daß sie höheres Fluges zu der Sonnensaat des Himmels sich erschwinge; daß sie den Melodien der holden Nachtigall lausche, oder mit innerm Ohre sich an der Sphairen Harmonie ergötze. — „„Das Auge siehet sich nimmer satt, und das Ohr hört sich nimmer satt.““ Pred. Salom. I, 8. — Aber wir sollen auch hienieden nicht gesättigt werden. Sehnsucht der Liebe soll uns gängeln zur Urliebe. Wohl uns, wenn wir in allen Gegenständen so uns hienieden wohlgefallen, Ausflüsse der Urschöne sehen und lieben; wenn wir in ihnen den Urquell der Liebe lieben!“ ..... [1]).

---

[1]) Rel.-Gesch. III, 454 fg.

Im Sommer dieses Jahres weilte Stolberg einige Wochen in Wernigerode, von woher er den 22. Juli u. A. an Kellermann schreibt: „Das Herz ist mir hier bei meiner Mariagnes weich und warm und schwer. Mariagnes hat seltene Einfalt des Herzens, Reinheit und Liebe. Sie und ihren biedern edlen Mann, und die hoffnungsvollen Kinder, deren ältestes sich so kindlich mir anschmiegt, nicht im Schooße der Kirche zu sehen, ist mir — zwar seit 8 Jahren täglich — aber vorzüglich itzt, ein herbes Leiden. Uebrigens hat sie einen frommen Gott ergebenen Sinn, welcher sie der Erleuchtung empfänglich machen wird, wofern Gott sie erleuchten will; oder sie entschuldigen wird, wofern sie bona fide im Irrthum beharret. — Es ist ihr Ernst um die Kindschaft des himmlischen Vaters; wie sollte Er sie zurückstoßen? Ich weiß, Sie beten für sie und für uns alle. Ich umarme Sie von ganzer Seele." — Während der gewaltige Kriegsfürst in diesen Jahren Fluch und Verderben von Frankreich aus über Deutschland verbreitete, gewann Münster aus dem Vaterlande des heiligen Vincentius von Paula eine stille Pflanzung des Friedens und des Segens christlicher Liebe. Diese, die erste auf deutschem Boden, entstand nicht ohne den belebenden Einfluß Stolbergs, des innigen Verehrers des heiligen Vincentius, des Stifters der Congregation der barmherzigen Schwestern in Frankreich. Der Generalvicar Clemens August von Droste brachte unter den schwierigsten Zeitumständen durch Beharrlichkeit und Gottvertrauen die Stiftung der Genossenschaft der barmherzigen Schwestern in Münster zu Stande. Maria Alberti, die Tochter des berühmten Predigers Alberti in Hamburg, ward die erste Oberin derselben. Maria hatte sich, ganz unabhängig von ihren beiden katholisch gewordenen Schwestern, der Gemahlin Möllers und Tiecks, dem katholischen Glauben zugewendet, und suchte nun, allen Freuden der Welt entsagend, mit allen Kräften des Leibes und der Seele den in Liebe werkthätigen Glauben im Ertragen der Leiden der Welt und in der Linderung der leidenden Mitmenschen zu bethätigen. — Vier Jahre früher war ihre Schwester, die Frau Möllers in Münster, katholisch geworden. Nicolaus Möller, der noch in Löwen lebende 86jährige Greis, dessen Sohn Johannes eine Zierde der dortigen Universität ist, ist ein Norweger von Geburt. Im jugendlichen Alter kam er nach Kopenhagen, und studirte in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, das juristische Studium mit

dem Bergfach vertauschend, in Kiel. Auf der Reise nach Freiberg begriffen, ward er in Berlin mit seinem Landsmann Heinrich Steffens, welcher wie er mit einem von der dänischen Regierung erhaltenen Reisestipendium nach Freiberg zielte, bekannt. An der Bergakademie Freiberg ward Möller ein inniger Vertrauter von Novalis. Steffens gedenkt an vielen Stellen seiner Selbsterlebnisse des vortrefflichen Mannes, welcher durch dauernde Freundschaft und durch Verschwägerung mit ihm verbunden wurde [1]). In Norwegen war im Anfange unsers Jahrhunderts noch kein katholischer Priester, und da er nach mannichfachen Glaubenskämpfen und Zweifeln das innerste Bedürfniß in die katholische Kirche einzukehren fühlte, wandte er sich brieflich an den Grafen Stolberg, der ihn nach Münster zu kommen einlud, wo er und seine Frau das katholische Glaubensbekenntniß ablegten, und, wie der Greis noch vor Kurzem schrieb, der großmüthige Mann wie ein zweiter Vater für ihn sorgte. —

Stolberg, der Kirchengeschichtschreiber, aus der Vergangenheit zur Gegenwart redend und dieser die ewigen Urquellen des Heiles offen zu legen bemüht, wollte nicht immer die vom Stoffe dargebotene Gelegenheit, die Schatten der Gegenwart in die unmittelbare Nähe des Lichtes der Wahrheit zu bringen, unbenutzt lassen. Der Sohn des Vaterlandes würde gewiß öfterer und lauterer zum Vaterlande gesprochen haben, wenn nicht die immer mehr wachsende Macht der Späher das Wort in der Brust und der Feder ihm zurückgehalten hätte; wo er aber als Christ auf dem Gebiete des sittlichen Lebens oder dem der Wissenschaft geheime oder offene, die besten Kräfte der Nation austrocknende Schäden entdeckte, da konnte er, weil das Auge des Feindes so weit nicht reichte, die Axt an die Wurzel setzen und ein Wort zu seiner Zeit reden. Und er that's mit aller Entschiedenheit. In jener zuerst angedeuteten Richtung mochte er in diesem Jahre auf das schmähliche dienstgefügige Wesen deutscher Männer an den neuen Höfen der Napoleoniden in folgender, zugleich auf das Glück seines gewählten Privatlebens einen Lichtstreifen verbreitenden Stelle hinweisen wollen [2]). „Der Hauch der Hofgunst ist kein mildes Wehen; wen er anschwellt,

---

[1]) Siehe besonders B. IV, 200 fgg. 274 fgg. VIII, 321 fgg.

[2]) S. W. IV, 140, 141.

der muß oft sich wieder leer fühlen, wie ein Blasebalg in der Hand des Schmiedes. Auch der Günstling soll sich abhängig fühlen, und eben ein solcher, dessen Arm dem Volke schwer fällt, und der sich in Huldigungen des Höflings berauschet, muß oft Schmach wie Wasser saufen, aus der Hand desjenigen, durch den er andern furchtbar ist, den er aber mehr fürchtet als die andern, weil er mehr von ihm zu fürchten, wie mehr von ihm zu hoffen hat; den er weniger ehrt, als ihn andere ehren, weil er ihn in seiner ganzen Schwäche sieht." — Gegen das fortschreitende sittliche Verderben, gegen das Umkehren aller überlieferten christlichen Begriffe in den von Gott abgewendeten Weltsinn tritt der edle Eifer wiederholt in offener Rüstung auf. So in der folgenden in dieses Jahr fallenden Stelle [1]: „Das Reich der Welt ist in beständigem, offenbarem oder verdecktem Kriege wider das Reich Jesu Christi. Das ist natürlich. Die Menschen können nicht wohl gleichgültig sein gegen eine Lehre, welche die Sinnlichkeit und den Stolz anficht, diese Zwingherren, Statthalter „„des Fürsten dieser Welt"", die im Raum und in der Zeit herrschen, unter deren Joch sie sich schmiegen. Wer die Lehre Jesu Christi bekennt und übt, dessen Leben ist — auch wenn er nicht spricht — eine beständige Rüge der Welt. Es gab Zeiten blutiger Verfolgung, und es wird Zeiten blutiger Verfolgung geben — wie denn auch wir schon erlebt haben. — Die Zeit höhnender Verfolgung war immer; aber nimmer ihr Hohn bitterer als anizt. — In einem Zeitraum — ich mag nicht sagen Zeitalter, weil an der Idee von Alter eine natürliche Achtung haftet — in einem Zeitraum, wo so viele die heiligen Urkunden für ein Mährchen erklären, weil die Gebote Gottes den Leidenschaften Einhalt thun; weil die Selbstverläugnung ihnen Thorheit, die holde Demuth — obschon sie, stark in der Kraft Gottes, die Welt und den Fürsten der Welt überwindet — ihnen Feigheit scheint, und sie, versunken in Eigenliebe, von der wahren Liebe keine Ahndung, daher für die Religion keinen Sinn haben: in einem solchen Zeitraum, wo alles, was wahrhaftig groß und edel ist, als lächerlich behohnlächelt, und wo lächerlich zu erscheinen für die größte Schmach gehalten wird; wo die falsche Scham, dieser Rost der Seele, schon den Jünglingen die Afterweisheit des

---

[1]) a. a. O. V, 157, 158.

alten Höflings einflößt, den kein ernster Gedanke mehr stört, den keine Empfindung mehr beschleicht: in einer solchen Zeit muß des Heiligen gespottet werden, und jemehr diese Denkart zunimmt, desto schneller müssen auch die Zeiten offenbarer, blutiger Verfolgungen kommen." Die wissenschaftliche Behandlung und die werkthätige Säcularisirung der Lehren des Christenthums entrüsteten Stolberg und erfüllten ihn mit Schmerz und Unwillen. Der Boden, auf welchem er sein Werk aufbaute und auf welchem er jegliche Heilsordnung der Menschheit, ja selbst die Hoffnung auf die Wiedergeburt Deutschlands beruhend glaubte, ward durch die Erschütterung und durch das Hinschwinden des Glaubens an den Erlöser und seine Lehre immer unsicherer und wankender. Die wichtigsten Urkunden der göttlichen Offenbarungen, der christliche Glaubensgrund, die Bibel, sanken durch Kritik und Exegese, in Schrift und Wort, auf Kanzel und Katheder zur Bedeutung und zum Werthe eines alten Fabelbuches herab. Selbst ein rüstiger Eiferer für die nationale Ehre und der geistvollste Sachwalter des protestantischen Kirchenlehrbegriffs als Schriftsteller und Redner, also der Besten Einer, von dem helles Licht auf die niedere Region herabfällt, Schleiermacher, läßt uns über den damaligen Standpunct der theologischen Wissenschaft und über die Natur des Verbandes der christlichen Gemeinden nicht in Ungewißheit. Er schrieb in der Einleitung in die theologischen Studien: „Auch dasjenige festhalten wollen im Lehrbegriff, was bereits antiquirt ist, und so die Fortschreitung hemmen, ist die falsche Orthodoxie. — Jede treue und den Zustand der Kirche wirklich umfassende Darstellung des Lehrbegriffs muß in ihrem Fundament und Hauptgebäude orthodox sein; eben so nothwendig aber auch in einzelnen Theilen einzelnes Heterodoxes enthalten. — Keine Darstellung des Lehrbegriffs kann treu sein, die nicht zugleich divinatorisch ist. Das Divinatorische ist desto reichhaltiger, je weiter, und desto schwieriger, je näher der zu beschreibende Augenblick dem Culminationspuncte einer Periode liegt." — Stolberg äußerte sich über die neuen Tagesevangelisten u. A.: „..... Diebe und Räuber sind aber alle falsche Lehrer, welche von Jesu Christi ableiten. Desto ärger sind sie, wenn sie unter der Larve des heiligen Lehramtes das Wort des Lebens durch Deuteleien ihrer Afterweisheit zu entkräften suchen; wenn sie, unter dem Vorwande, den Aberglauben zu bekämpfen, Speer und Schild für den

Unglauben erheben; die Kräfte jener Welt, weil sie solche nicht erfuhren, leugnen; und die blosen Kräfte der Natur, der unerleuchteten Vernunft, als vermögend anpreisen, das natürliche Verderben den Menschen zu entwurzeln, und auf Fittichen uns zum Himmel zu erheben; Thoren, die es nicht einsehen wollen, daß eben das der verderblichste Aberglauben sei, wenn man, mit Gefahr der unsterblichen Seele, natürlichen Kräften beimißt, was die Kraft Gottes allein vermag!" An einer andern Stelle heißt es: „Was die Synagoge und Julian eingestanden, das wird von getauften Sadducäern, welche gleich den beschnittenen Jüngern Saddoks sagen, „„es sei weder Auferstehung, noch Engel, noch Geist"" — Apost.-Gesch. XXIII, 8 — keck geleugnet. Aber nicht etwa nur von solchen, die es gerade heraussagen, daß sie kein Theil am Sohne Davids haben wollen, noch Erbtheil an der neuen Jerusalem, sondern auch von falschen Lehrern, die das Christenthum bekennen, um es zu untergraben; oder von andern, die klein genug von der Weisheit Gottes denken, um sich berufen zu wähnen, das Gold Seines Wortes in dem irdenen Tiegel ihres Dünkels zu läutern und in die beliebige Form klügelnder Weltweisheit es zu gießen; oder endlich von solchen, welche kleinmüthig sich dem Zeitgeiste fügen, und etwa die Rüge einer Zeitschrift scheuen, die heute blühet und morgen in den Ofen geworfen wird. ....." [1]).

Wie in den früheren Jahrzehnten erschienen auch jetzt Stolberg unter den verschiedenen Lehrgebäuden der Moral diejenigen am gefährlichsten, deren Verfasser Den verläugnend, Der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben und verachtend die von ihm entsandten Boten und die nachfolgenden Hüter der Botschaft, nichtsdestoweniger die aus dieser wissend und unwissend entlehnten besten Funde als ergrübeltes Eigenthum verwenden und nur dem, mit täuschendem Zauber und mit der lebenden Wahrheit ausgerissenen Federn geschmückten Unglauben die Sprache des Glaubens leihen, wenn sie von der ursprünglichen Würde der Menschheit, von der Tugend, von der Unsterblichkeit reden. Ein ähnliches aber mehr zu entschuldigendes Verfahren der heidnischen Philosophen in der ersten Zeit des Christenthums leitete Stolbergs

---

[1]) a. a. O. V, 403. 679.

Urtheil auf seine Zeitgenossen [1]). „Markus Aurelius, der Lehrling der Stoa“, sagt er, „hat unter seinen trefflichen Denksprüchen verschiedene, welche dem Christenthum entlehnt scheinen, wie wir deren auch bei Epiktet finden, der sein älterer Zeitgenosse war, und bei Seneka, dem ältern Zeitgenossen des Epiktet. Ich bin desto mehr geneigt zu glauben, daß sie dem Evangelium entlehnt waren, weil sie wie schöne, goldne hesperische Aepfel da liegen, getrennt vom Zweige, an dem sie wuchsen, von der Wurzel, die den Baum trug. Wahre Tugend gedeiht nur auf dem Baum der Liebe zu Gott. Davon wußten die Stoiker nichts, und darum waren sie vom Christenthum weit entfernter als die Platoniker, welche Verähnlichung mit der Gottheit und Liebe zur Urschöne, die nichts anderes als Gott ist, zum höchsten Ziel des Weisen sezten. Daher auch bei ihnen das ganze Moralsystem sich besser rundet, als bei den Stoikern, obschon verschiedene von den lezten, weil sie aus dem Christenthum geschöpft hatten, höhere Forderungen der Sittlichkeit aufstellten als die Platoniker. Sie hatten dem Christenthum Resultate entlehnt, wie verschiedene unsrer ungläubigen Weltweisen auch thun, welche Früchte aus dem Paradiese naschen, damit prangen, sie gern für Früchte ihres Treibhauses ausgeben und vom Baume des Lebens nichts wissen wollen. Daher das Mangelhafte, das Zerstückelte selbst in ihrer Moralphilosophie.“ —

Der 23. April war der Tag einer so stillen als erhabenen christlichen Familienfeier für das Stolbergsche Haus. Der 13jährige Sohn Christian, ein durch glückliche Anlagen und Unterricht früh sich entwickelnder Schüler des Münsterschen Gymnasiums und der Classe, welcher der Professor Schmülling vorstand, trat an diesem Tage durch die sakramentalische Vereinigung mit Christo in die lebendige Gemeinschaft mit Ihm und in die sichtbare Verbindung mit seiner Gemeine. Am Vorabende dieses Tages des größten Geheimnisses der Liebe legte der Vater voll liebwarmen Herzens in einem, den betreffenden dogmatischen Unterricht voraussetzenden Briefe an seinen Sohn diesem die wichtigsten Lehren der Tugend und der Religion an's kindliche Herz. (Siehe Beilage D.)

---

[1]) a. a. O. VIII, 51. 52. I. S. XVII fgg.

In Furcht und Hoffnung behielt Stolberg den Blick auf den politischen Zustand Deutschlands und Europa's gerichtet. Der eiserne Wille und Arm Napoleon's waltete mit gesteigerter Willkür und Herrschbegierde über die Schicksale der Völker und Fürsten des Festlandes. Die Wahrheit aber, daß es ein Gebiet unsichtbarer, moralischer Kräfte gäbe, worüber das Glück, die materielle Macht und das kriegerische Genie im Wagespiel des Augenblicks nicht so bald die siegreiche Entscheidung mit sich führen, war ihm, dem bisherigen Sieger über entgeisterte und mechanisirte Heereskräfte fremd geblieben. Diese trat von jetzt an auf verschiedenen Puncten seines Weltgebietes hier als Ahndung der Zukunft, dort als erscheinende Thatsache ihm entgegen. — Die Auflösung der Herrschaft des von England beschützten Hauses Braganza in Portugal sollte für ihn der Weg zum Sturze der Regierung des Hauses Bourbon in Spanien und zur Vergrößerung seines Reiches den Weg bahnen. Schon seit länger als einem Jahrzehnt hatte der spanische Hof dem Wunsche, von einem gefürchteten Nachbar, wo nicht Freundschaft, doch Schonung zu erkaufen, seine Kräfte, seine Schätze, seine Truppen, seine Flotten, seine Colonien geopfert. Der Wille des Kaisers war in Spanien so mächtig wie in Frankreich. Dieses Uebermaaß der Unterwürfigkeit fachte um so mehr das Gelüste in dem Gewaltigen an, jenem auch den Schein und den Namen der Herrschaft zu rauben, und die Gräuel, durch welche das königliche Haus, gleich dem frevelbelasteten Hause der Minyer und der Atriden im Alterthum zerrüttet war, sollten seinem, zu Freveln neuen Frevel fügenden Unternehmen vor Europa und dem spanischen Volke den glänzenden Schein der Großmuth leihen. Nachdem er durch seine Agenten selbst die Zwietracht in der königlichen Familie genährt, und seine Truppen spanische Provinzen besetzt hatten, lockte er, unter dem verrätherischen Vorwand, Frieden unter dem zwistenden Vater und Sohne und ihrem Anhange zu vermitteln, im April 1808 die bourbonische Familie nach Bayonne, zwang Vater und Sohn zur Abdankung, ließ die ganze Familie zur Gefangenschaft nach dem Innern Frankreichs abführen und gab seinem Bruder Joseph den erledigten Thron. Auf die Kunde vom verübten Verrath fuhr der Sturm des Aufruhrs durch alle Provinzen, es erhob sich ein Jahre dauernder Kampf, der aus der verborgenen Tiefe des längst erstorben geglaubten nationalen Daseins eine nicht geahnte

Kraft zur Beschämung und zur Stärkung Europa's an den Tag brachte; und wie in den früheren Jahrhunderten die hochherzige Nation in glorreichen, nie ermüdenden Kämpfen für ihren Glauben und ihre Unabhängigkeit wider die maurischen Fremdlinge und ihren religiösen Wahn stritten, so leisteten sie jetzt gegen den Feind, welcher nicht wie einst der große Karl, zum Schutze ihrer höchsten Güter, sondern als der Verbreiter des verwerflichsten modernen Heidenthums und als der Räuber ihrer theuersten Eigenthümer, ihrer Unabhängigkeit, ihrer Verfassung, ihrer Gesetze und ihrer Fürsten über die Pyrenäen kam. Um den in Spanien gesunkenen Waffenruhm seiner hingesandten Heerschaaren wieder herzustellen, beschloß Napoleon mit dem Aufgebot einer außerordentlich großen Streitmacht selbst gegen die spanische Nation zu ziehen. Daß er nicht ohne Furcht war, es möchte seine Entfernung im äußersten Westen von Europa Preußen und Oesterreich zu einer neuen Waffenerhebung ermuthigen, bewies die mit Eifer beim Kaiser Alexander nachgesuchte und mit allem Pomp seiner dienstbaren deutschen Vasallenschaft ausgeführte Zusammenkunft in Erfurt im October 1808 und die dort wieder erneuete Freundschaft mit dem russischen Kaiser.

Preußen, der zuletzt besiegte und niedergeworfene Staat, konnte in den nächsten Jahren die Wege des Krieges nicht wieder betreten, sondern nur das angefangene Werk der innern Rüstung, die Erweckung und Belebung der gesunkenen nationalen Kräfte fortsetzen. Der Freiherr von Stein, in den preußischen Staatsdienst wieder zurückgerufen und vom Könige an die Spitze der Staatsverwaltung gesetzt, ging mit aller Wärme eines deutschen Herzens und Muthes zum Werke der Wiedergeburt der Volkskraft, und mußte auch der von Napoleon gefürchtete kühne Mann am Ende des Jahres von seinem König des Dienstes wieder entlassen werden, so waren doch die Wege zum Ziele seinem Nachfolger Hardenberg vorgezeichnet und angebahnt. Beide umgaben sich mit gleichgesinnten Männern, welche Einsicht hatten in den Geist der Zeit und in seinen Anforderungen. Zu ihnen gehörten u. A. Gneisenau, Scharnhorst, die beiden Humboldt, Stägemann, Nicolovius, Niebuhr. Diesen letzten verließen wir im Jahre 1800 in Kopenhagen als Assessor im Commerzcollegium für das ostindische Bureau. Im Jahre 1804 ward er zum Director der dänischen Bank ernannt, und erntete in diesem bedeutenden Wirkungskreise den Lohn eines thätigen

Geschäftsmannes ein: einen guten Ruf und eine Vertrauen gewinnende Stellung. Aber auch die gemehrten Arbeiten entzogen ihn nicht gänzlich seinen Lieblingsstudien, am wenigsten dem Studium der alten Geschichte. Der Ruf seiner ausgezeichnetsten Amtswirksamkeit war auch im Auslande kundbar geworden. Im Frühjahr 1806 entsprach er dem von Preußen, wo damals der Freiherr von Stein Finanzminister war, ihm wiederholten Antrag, die Mitdirection der ersten Bank in Berlin zu übernehmen, verließ im September Kopenhagen, und kam wenige Tage vor den unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt in Berlin an. Von jetzt an war sein Schicksal wie das eines Eingebornen in das Schicksal der preußischen Monarchie verflochten. In den folgenden Tagen flüchtete er mit dem Könige und den höchsten Behörden nach Königsberg, später nach Memel. Auch nach dem Tilsiter Frieden hielten französische Truppen das Land besetzt bis zu den Zahlungen der noch rückständigen Kriegssteuern. Das vom Feinde ausgesaugte Land vermochte sie nicht aufzubringen. Daher faßte Herr von Stein den Entschluß, Niebuhr nach Holland zu senden, um hier eine Anleihe zu negociren. Er kam im März 1808 in Amsterdam an und blieb dort, weil der Fortgang seiner Geschäfte manche Verzögerung erfuhr und doch während seiner Anwesenheit nicht zum Ziele führte, bis zum April des nächsten Jahres. Während dieses Aufenthalts schrieb er an seinen Vater und seine übrigen Angehörigen die später von seinem Sohne Marcus herausgegebenen, über die Natur des Landes und seine Bevölkerung und über die damaligen Zustände unter dem Könige Ludwig so viel Licht verbreitenden Circularbriefe. Als er in Berlin, wohin der Hof und das Ministerium zurückgekehrt war, seine Ansichten mit den finanziellen Grundsätzen der bestehenden Administration nicht in Einverständniß zu bringen vermochte, ward ihm im Sommer 1810 vom Grafen Hardenberg die von Joh. v. Müller früher bekleidete Stelle des Historiographen des königlichen Hauses angetragen. Dem angenommenen Antrage folgte bald die Ernennung. Er konnte nun die oft gehegte Sehnsucht, mit ungetheilter Kraft sein Leben den Wissenschaften zu widmen, erfüllen. In derselben Zeit ward er auch zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt und entsprach mit freudiger Bereitwilligkeit dem Wunsche seiner Freunde, als Akademiker

an der im nächsten Winter eröffneten Universität Vorlesungen zu halten. —

Das harte Loos, welches die preußische Monarchie getroffen, das noch härtere, mit welchem die spanische Monarchie bedroht ward, und die allen feierlich abgeschlossenen Verträgen höhnende Willkürlichkeiten Napoleons machten es dem Kaiser Franz zur Pflicht, auf die Mittel seiner bedrohten Selbsterhaltung bedacht zu sein. Zwar erlaubte schon die Natur der gänzlich verschiedenen Völkerschaften seines Reiches nicht, durch entschlossenen Uebergang zu einem neuen Systeme des Staatslebens, wie in Preußen, jene zu ergreifen; aber man war doch bestrebt, dem alten System eine frischere Lebenskraft, den alten Mitteln höhere Wirksamkeit zu verleihen, sie alle von hemmenden Gebrechen und Mißbräuchen, von Schlaffheit und Unfähigkeit nach Kräften zu reinigen. Der Erzherzog Karl, als Generalissimus an die Spitze des Kriegswesens gestellt, brachte mit Benutzung der gemachten Erfahrung und des französischen Systems einen neuen belebenden Geist in dasselbe. Allerseits, bei Hohen und Niedern, bei Jung und Alt regte sich unter den verschiedenen Völkern der Monarchie ein neues Leben aus dem langen Grabesschlummer hervor. Vor allem aber war die, von freudiger Opferwilligkeit begünstigte Errichtung einer allgemeinen Landwehr das Zeichen des erwachten Volksgeistes. Der auf diese Veranstaltung mit Hohn herabsehende Gewalthaber ahndete nicht, daß der hier sie schaffende Gedanke und die sie tragende Gesinnung der erste Anstoß sei, der ihn einst vom Throne stürzen würde. Als die Pflicht der Selbsterhaltung Oesterreich verbot, in die wiederholte Forderung des französischen Kaisers, auf die rechtmäßigen Vertheidigungsmittel zu verzichten, einzugehen, war der Krieg eine Nothwendigkeit geworden. Napoleon eilte aus Spanien zurück. Oesterreichs Kriegserklärung vom 15. April und der Beginn des Kampfes — des vierten gegen die Unterdrücker Europa's — war der gerechteste Angriffskrieg zum Zwecke der Selbstvertheidigung. Napoleon fand seine Rheinbundstruppen schon zum Kampfe gerüstet: Baiern mit großer Macht voran. Während alle Deutsche, welche noch Empfindung für das unglückliche Vaterland bewahrt hatten, damals in Oesterreich die Morgenröthe eines bessern Tages hofften, sahen sie mit gerechtem Ingrimm auf das schmachbeladene Baiern. Seit vielen Jahrhunderten hatte der Haß der Baiern

gegen Oesterreich tiefe Wurzeln getrieben; seit Ludwig XIV. war das politische Dasein derselben ein ununterbrochener Verrath am deutschen Reiche. Um ihre nun abermals eifrige Waffenverbrüderung mit den Franzosen in den Kriegen wider Deutschland, wider Preußen und Oesterreich zu rechtfertigen, war selbst die officiöse Geschichtschreibung dienstbar geworden, so daß sie aus den Märbods Reiche entfliehenden Bojerschaaren und aus ihren, das alte Norikum bewohnenden celtischen Stammgenossen den Ursprung der heutigen Landesbevölkerung als Stammgemeinschaft mit den alten und neuen Galliern erlog, da es ihr doch feststehen mußte, daß in der Strömung der deutschen Völkerwanderung sich verschiedene siegreich kämpfende und erobernde suevische Völkerschaften hier zwischen Alpen und Donau niedergelassen haben, deren Verbindung der Zufall oder das Bedürfniß den Namen eines theils untergegangenen theils untergehenden Volkshaufens gab. Der Heldenkampf der Oesterreicher bei Aspern gab zum ersten Male den Beweis, daß der für unüberwindlich Geglaubte besiegbar sei. Der vom Feinde nicht benutzten Gunst des Augenblicks, seinem Glücke und seiner Uebermacht verdankte Napoleon den entscheidenden Sieg bei Wagram. Auch die Tyroler mußten der Uebermacht weichen. Gleich im Anfange des Krieges waren diese, voll treuer und inniger Anhänglichkeit an das habsburgisch-lotharingsche Haus gegen die verhaßten baierschen Bedrücker aufgestanden. In Baiern hatte der allmächtige Minister von Montgelas mit seinen Gehülfen dieses Land mit dem gesammten Vorrath der neuen Culturideen, die wir in wundersamer Mischung alter und neuer Waare von den Liberalitätskrämern auf verschiedenartigen Wegen als scheinsam neue Gebilde heute noch auf den öffentlichen Markt gebracht sehen, beglücken wollen. Durch herrisches Biegen und Brechen alles dessen, was durch Ueberzeugung, Erfahrung, Bedürfniß und lange Gewohnheit den Bewohnern des Landes lieb und theuer geworden, suchte der Despotismus der Aufklärung eine wagerechte Fläche anzubahnen, um auf ihr das Allesregieren, wenn auch trotz des platten Verwaltungsmechanismus sauer und lästig den Insassen, sich leicht und bequem zu machen. Sah schon der Kern Altbaierns auf diese ihm aufgedrungenen, seine Natur vergiftenden Gaben mit widerstrebenden Unwillen hin, so mußte das Unternehmen, die Tyroler Gebirgsbewohner und ihre von Oesterreich immer geschätzte nationale

Eigenthümlichkeit unter dasselbe Niveau zu bringen, dieselben vollends empören. Sie erlagen im begonnenen Aufstand endlich den weit überlegenen Heeresmassen der Baiern und Franzosen nach einem Widerstande, dem in der Geschichte ein glorwürdigeres Andenken bei allen Edlen gesichert ist, als manchen großen siegreichen Feldzügen.

Das in die Winkel der Herzen mehr und mehr zurückgedrängte Deutschland sah seine gehoffte Wiedergeburt auf dem weiten Blachfeld Oesterreichs und auf den Höhen und in den Schluchten Tyrols in dem Blute seiner tapfern Söhne erstickt. Wiedergeburt und Auferstehung in den nächsten Jahren schien kaum der kühnsten Hoffnung ein aufrechthaltender Trost. Stolbergs Schmerze gewährte die Nachricht, daß sein Sohn Ernst unter den Tapfern tapfer gestritten, daß das Pferd, welches er in der Schlacht geritten, ihm erschossen, der Erzherzog Karl nach derselben ihn in sein Uhlanenregiment aufgenommen und ihm eine Schwadron gegeben habe, einige lindernde Genugthuung. —

Napoleon hatte noch nicht seinen Waffen die siegreiche Entscheidung gegen Oesterreich verschafft, als er sich noch einen neuen Feind aufsuchte, oder vielmehr mit verstärkter Gewalt einen Kampf fortsetzte, dessen von ihm nicht bezweifelter glücklicher Ausgang ihm auch die volle Herrschaft über das Gebiet der Geister sichern sollte. Am 17. Mai erließ er von Schönbrunn aus das Decret der Einverleibung des Kirchenstaats und der Stadt Rom in das französische Reich. Dem am 9. Juni vom General Miollis ausgeführten Raube folgte am 11. Juni ein Breve des Pabstes Pius VII., in welchem der Kaiser der Franzosen und seine Gehülfen bei den in Rom und im Kirchenstaate seit dem 2. Februar 1808 begangenen Gewaltthätigkeiten von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen erklärt wurden. Und nun trat die weitere von Gott gnadenreich verhängte Verfolgung gegen den Oberhirten und die Kirche ein. Hier stand nicht jene wahrhaft gefährliche Art der Verfolgung — die letzten Jahrhunderte haben sie nicht gesehen — in Rede, gegen welche der Gründer seiner Kirche mit der ausdrucksvollsten Verheißung seines Schutzes diese sichergestellt, wenn der Fürst der Finsterniß seine Antwerke mitten in die Hierarchie setzen, und, wie er den Simon Petrus ausbegehrt, so nach seinem, dem Leben Einzelner seiner Nachfolger eingeflösten Gifte auch den Felsen der Lehre und des Glaubens zu untergraben versuchen würde. Es trat hier vielmehr eine

Verfolgung ein, deren sich zu enthalten der Erzlistige klug genug war [1]), — eine Verfolgung, wie sie in verschiedenen Zeitläuften von Gott sollte erfleht werden, auf daß die, dem Vertrauen und dem Glauben an Ihn und seinen eingebornen Sohn entfremdeten und dem Dienste des irdischen Weltsinnes verfallenen Gemüther zu diesen sich wieder emporzurichten veranlaßt würden. Alle Mächtigen des Festlandes hatten sich dem irdischen Machtgebieter der Zeit gebeugt: an des Greises wehrloser Macht brach sich in diesem eigentlichen Kampfe der physischen Gewalt gegen die Macht des Geistes und des Gewissens zuerst seine Obmacht. Die Unmenschlichkeiten, mit welchen der Märtyrer der Kirche verhaftet, von Rom weggeschleppt und in die Gefangenschaft abgeführt wurde, sind bekannt. Selbst Freunde des Tyrannen ahndeten von jetzt an seinen nicht fernen Fall, und auch diejenigen, welche durch das Band des Glaubens dem Felsenmanne nicht angehörten, aber auf Erlösung hofften, sahen in dem verehrten Dulder ein stärkendes Vorbild im Ausharren und für ihre Hoffnung eine Bürgschaft mehr. Die Nachricht von dem, was verübt, verursachte, wie aller Orts unter den Katholiken, so auch in Münster große Aufregung. Das erregte menschliche Mitgefühl redete Vielen in das Gewissen, das sich über seine bereits begonnene Abfindung mit der Herrschaft des Zeitgottes und mit ihrem Gefolge, einem glaubensleeren und frivolen Dasein, besann und auf Ein- und Rückkehr bedacht war. Andere, leidend mit dem Leidenden, wandten sich nun mit erhöhter Glaubens- und Vertrauenskraft an den unsichtbaren Regierer der Kirche; Stolberg und sein Freundeskreis, denen die Bücher der Geschichte der Kirche Jesu Christi offner lagen, fügten diesem den Trost und die Zuversicht hinzu, daß aus solchem Siege die Niederlage, und aus dieser Gefangenschaft des Einen die Befreiung unendlich Vieler desto rascher und sicherer hervorgehen werde. —

Der Sommer dieses Jahres war in Lütjenbeck besonders belebt. Der Graf und die Gräfin erfreueten sich eines längeren Besuches

[1]) Wie er auch gewiß fremd war jener im Karolingischen Frankfurter Capitular vom Jahre 1794 ihm beigelegten Entleerung der Kornähren, ausgeführt unter seinen strafenden Verwünschungen gegen die Säumigen in der Entrichtung der zum Bau und zur Erhaltung der Gotteshäuser bestimmten Zehnten.

ihrer Tochter Maria Agnes, und ihres Eidams, des Grafen Ferdinand, mit ihren vier Kindern. Hier war für Stolberg die sicher umgränzte Stätte, in welche die verwirrende Gegenwart und ihre auflösende Macht nicht eindringen konnten. Wie in frühern Zeiten, selbst in denen des Alterthums, das Glück einzelner, unter dem schützenden und lohnenden Beistande einer höhern Macht wachsenden Familien das Glück und das Wachsthum der Staaten schuf und förderte, so bewahrte in dieser Zeit das Stillleben einzelner Familien mit ihren heimisch geborgenen Heiligthümern die Ueberreste des allgemein sinkenden glücklichen Daseins, unterhielt und vertrat in privater Umgränzung die öffentliche Gesinnung, auf welcher die Würde der Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft beruhte, und bot dem menschenfreundlichen Beobachter auf der weiten, wüsten, von dem Herrscher und dem ihm dienenden Zeitgeiste platt gestampften Ebene den wohlthuenden Anblick noch grünender Oasen dar. — Stolberg sah mit verjüngender Lebensfreude auf die frische Jugendblüthe seiner Kinder und Enkel hin, und zog aus dem bunten, wirren Knäuel ihrer Kinderfreudespiele und aus ihrem Eigenthum, der beglückenden Gegenwart vertrauensvoll den Hoffnungsfaden für ihre Zukunft hinauf nach oben hin. —

Zu den Männern, welche fort und fort mit Unwillen auf die Verkehrtheiten des öffentlichen Geistes, auf die Erschlaffung aller ächten Gefühle und auf die weiter greifende Fäulniß der Welt sahen, zählte seit mehreren Jahren der bereits genannte Fr. Perthes. Schon im Jahre 1805 und 1806 war er mit Joh. v. Müller in den Austausch der Gedanken und Wünsche für die Vereinigung der weit zerstreuten Männer der Wissenschaft und Vaterlandsliebe zu einem Bunde getreten, von dem aus Licht und Wärme für die gebildeten Volksclassen, und so die Abwehr der Gefahr, mit der politischen Auflösung die nationalen Güter und damit alle Hoffnung für eine glücklichere Zukunft zu verlieren, hervorgehen sollten. Müllers Untreue und die allgemein gespannte Theilnahme an den folgenden Feldzügen verzögerten die Ausführung des Planes. Nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges im Jahre 1809 war mit der gesteigerten Macht Napoleons auch die Gefahr des Abfalls von der deutschen Sache gemehrt, und als Perthes selbst sonst ehrenwerthe Männer in jenes Lager übergehen sah, glaubte der Entrüstete die Verwirklichung seines frühern Planes

beschleunigen zu müssen. Solchem Verhalten gegenüber und zugleich sein positives Ziel verfolgend, wünschte er die deutsche Gelehrtenrepublik zu sichern, ihren Zusammenhang zu erhalten und ihre Mitglieder vor Sclaverei zu bewahren. Eine Freistätte für die Stimme der Wahrheit, wenn ihr Sinn in Absicht und Richtung, dem Feinde verschlossen, dem Deutschen erkennbar bliebe, hatte der Buchhandel schon lange gewährt [1]). „Der deutsche Buchhandel", sagte Perthes, „ist das einzige noch vorhandene Band, welches die ganze Nation umfaßt; ein Nationalinstitut ist er, frei aus sich selbst entsprossen und jetzt beinahe alle unsere nationalen Eigenthümlichkeiten echt charakterisirend. Daß er nicht alles leistete, was er leisten konnte, ist wahr; aber für die Zukunft kann er noch vieles leisten, und er allein kann die deutsche Gelehrtenrepublik retten, und das ist meine Aufgabe für dieses Leben. Das Wie ist mir klar vor Augen und ist ausführbar. ....." Dann seine Aufgabe bestimmter darlegend, schrieb er: „Eine in kurzen Zeiträumen erscheinende Zeitschrift, welche lebendige Verbindung aller deutschgesinnter Männer unterhält, ist dringendstes Bedürfniß. Meinen guten Willen zu solch einem Unternehmen kenne ich, meine Stellung ist günstig; ich kenne die Edelsten der Nation theils persönlich theils durch diese oder jene Berührungspuncte und kann mir deren Beihilfe versprechen; mein Buchladen reicht in der gedrückten Zeit Hilfsmittel für die Redaction dar, wie kein anderer es vermag. ....." Seit Ende November desselben Jahres versendete Perthes den Plan der Zeitschrift — des „vaterländischen Museums" — nach allen Gegenden Deutschlands an alle Männer, von deren deutschem und wissenschaftlichem Sinn er Kunde hatte. In besondern Zuschriften that er u. A. dar, wie der wissenschaftliche Zusammenhang jetzt der einzig mögliche Zusammenhang der Deutschen sei, und wie in dem Museum aus allen Wissenschaften das Nationale hervorgehoben werden sollte. Zahllose Antwortschreiben aus den großen Städten wie aus den entlegensten Winkeln Deutschlands liefen ein, und die Wärme und der Dank, womit das Unternehmen aufgenommen ward, war dem Unternehmer eine lohnende Genugthuung; denn das Vorhandensein und Wirken solcher geistigen nationalen Willenskräfte gewährten Licht und Hoffnung für Gegenwart und Zukunft. Zu

[1]) a. a. O. I, 152 fgg. 162 fgg.

der großen Zahl der Ehrenmänner gehörten u. A.: Arnim, Fouqué, Jean Paul, Görres, die beiden Schlegel, Karl L. v. Haller, Grimm, Plank, Schleiermacher, Steffens, Heeren, Hüllmann, Karl Fr. Eichhorn, Rehberg, Adam Müller, Savigny, Sailer, Stolberg. Selbst Charles Villers führte mit wärmster Begeisterung Deutsche in Moskau, Paris und Warschau dem Unternehmen zu und erweckte auch Guizots Aufmerksamkeit für dasselbe. An Goethe's mächtiger Fülle seiner Geisteskräfte fand das heimathliche Unternehmen keinen Beistand: an ihm nicht, der zwei Jahre später ein glückwünschendes Gedicht der Geburt des Sohnes Napoleons darbrachte und bei den Vorbereitungen zu den deutschen Befreiungskriegen kleinmüthig abmahnend zu Arndt sagte: „es werde den Deutschen nichts helfen, an ihren Ketten zu schütteln; denn die seien ihnen zu stark". Er versagte seine Theilnahme. „Ich muß", antwortete er, „obgleich ungerne, ablehnen, an einem so wohlgemeinten Institute Theil zu nehmen; ich habe persönlich alle Ursache, mich zu concentrieren, um demjenigen, was mir obliegt, nur einigermaßen gewachsen zu sein, und dann ist die Zeit von der Art, daß ich sie immer erst gerne eine Weile vorüberlasse, um zu ihr oder von ihr zu sprechen. Verzeihen Sie daher, wenn ich dem Antrage ausweiche, und lassen Sie mich manchmal erfahren, wie Ihr Unternehmen gedeiht." — Stolberg schrieb dagegen: „Ich freue mich an Sie und die Ihrigen mich anzuschließen, lieber Perthes. Wie sehr ich die Kühnheit Ihrer, als Manuscript gedruckten Ankündigung ehre und liebe, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Die für das Publicum bestimmte Anzeige mußte etwas gezwungen ausfallen. Das wird wenig schaden; der ungeübte Leser merkt es nicht, und der geübte sieht das Warum, der patriotische wird Ihnen manche Aeußerung mit vielem Dank hoch anrechnen." —

Seit dem Frühjahr 1810 trat das vaterländische Museum in's Leben. Stolbergs Beitrag war ein Aufsatz: „Ueber unsere Sprache" [1]). Gewiß eine höchst zweckmäßige Wahl des Gegenstandes. Die Sprache, die Gesellerin und das Band der Menschheit ist als Muttersprache für die einzelnen Völker die geheimnißvolle Taufe ihres Ursprungs und der sicherste Hort für die gleichzeitige Bewahrung der ihnen von

---

[1]) Wieder abgedruckt S. W. X, 297 fgg.

Gott anvertrauten menschlichen und nationalen Güter: wird sie gefälscht, so ist selbst das sittliche Leben in der innersten Wurzel angegriffen; ist sie verloren, so ist die Wiedergeburt unmöglich und die Selbständigkeit und die Freiheit für immer begraben. Von der tiefen Bedeutung der Sprache überhaupt spricht Stolberg an manchen Stellen seiner übrigen Schriften. Wir heben nur eine hervor [1]): „Die Sprache übt eine mächtige Rückwirkung auf die Gedanken und auf die Empfindungen. Leihen diese ihr Klarheit, Kraft und Würde, so werden doch auch, durch lebendigen Ausdruck der Sprache, diese Klarheit, diese Würde, diese Kraft nicht selten erhöhet. Die Sprache bewahrt, wie ein durchsichtiger Krystall, den Geist der Ideen, daß er sich nicht verflüchtige. Selbst dann, wenn Gedanke und Empfindung sich über den Ausdruck erschwingen, verdanken sie ihren Schwung der Bildung, welche durch die Sprache dem Geiste ward. Und eh' die Sprache von ihnen, die nun einen höhern Schwung nehmen, zurückbleibend Abschied nimmt, bestimmt sie manchmal noch mit goldenem Stabe die Richtung ihres Fluges. .....“ Nachdem der Verfasser auch hier von dem göttlichen Mysterium der Sprache überhaupt gesprochen, geht er zur Darlegung einer der vorzüglichsten Eigenschaften der deutschen Sprache, ihrer ursprünglichen Reinheit und Ungemischtheit über, weiset diesen Vorzug durch Vergleichung derselben mit den meisten neuern Sprachen Europa's nach und nimmt so für sie in Anspruch die Wahrheit des aufgestellten Grundsatzes: „Je älter die Sprachen sind, desto ungemischter, desto mehr haben sie auch reine Organisation, desto mehr Leben, Kraft und Schwung. In solchen kann man fast alle Worte auf Stammworte zurückführen, und von duftender Wipfelblüthe des geistigen Sinnes, zwischen glänzendem Laube bildlicher Worte, zurückgehen auf die sinnliche Bedeutung, und so vom Zweige zum Aste, dann längs dem Stamme bis zur Wurzel gelangen. In solchen Sprachen sind die bildlichen Ausdrücke voll Lebens, weil der Hörer sogleich an die erste, sinnliche Bedeutung des Wortes erinnert wird, und dadurch die Phantasie, die sonst oft den Verstand stört, veranlaßt wird, ihm die Vorstellung des Uebersinnlichen zu erleichtern. .....“ Auch den Rhythmus sichert er, den Vorwurf ihrer Härte abwehrend,

[1]) Betracht. und Beherz. I, 70.

als vor den neuern Sprachen hervorstechendes, nur der altgriechischen nachstehendes Eigenthum der deutschen Sprache und sagt über ihn und den Reim u. A.: „Der wohl angebrachte Reim giebt Ohren, die sich daran gewöhnt haben, einigen, aber doch schwachen Ersatz für den viel edlern aus dem Herzen der Natur genommenen lebendigen Ausdruck des die Empfindung begleitenden und darstellenden Rhythmus. Die Leidenschaft spricht immer im Rhythmus, der Reim ist ihr fremd. — Dennoch hat auch der Reim eine ihm eigenthümliche Grazie, aber eine dienende Grazie, die der Poesie wohl manchmal eine Zier anlegen darf, aber nicht ihre Herzensfreundinn wird, da sie an ihren Empfindungen wenigen Antheil nimmt. Die höhere Grazie des Rhythmus ist aber mit der Poesie Ein Herz und Eine Seele, ist wie sie, Tochter der Natur; sie sind Zwillingsschwestern. ....." „Wie vieles hätte ich noch vom Reichthum, von der Geschmeidigkeit, von der Fruchtbarkeit, von der Bedeutsamkeit, von der Zweideutungslosigkeit, von dem in ihr enthaltenen tiefen Sinne, von der Kraft, von der Keuschheit, von der innigen Herzlichkeit unserer herrlichen Sprache zu sagen? ..... Und welchen Rang nimmt die deutsche, als poetische Sprache, von allen andern lebenden Sprachen ein; sie, die in edlem und freiem Rhythmustanze daherschwebt, deren Worte, warm von Lebensblut, nicht nur Gedanken und Empfindungen bekleiden, sondern oft dem Gedanken neues Licht, neue Gluth der Empfindung geben!

„Seicht dem Seichten und unbiegsam dem Kalten, öffnet unsere Sprache dem Denker ihre Tiefen, und schmeidiget sich wie Wachs in warmer Hand des Empfindenden zu jeder Bildsamkeit; mannichfaltig an Wendungen wie im Ausdruck, ist sie hehr in urkräftiger Eigenthümlichkeit und in edelster Einfalt. — Diese hohe Einfalt unserer Sprache mag wohl eben so sehr dem zarten Wahrheitssinne und der Herzlichkeit, welche beide Grundzüge deutscher Gemüthsart sind, als ihrer Kraft und Fülle zugeschrieben werden, welche den Deutschen, der seine Sprache ganz inne hat, nie in Noth lassen, daher ihn nichts zur Uebertreibung des Ausdrucks reitzet, weil ein dem Gegenstande sich eignender ihm nicht fehlen wird; dahingegen Schriftsteller, welche mit armen Sprachen zu thun haben, oft zur Uebertreibung ihre Zuflucht nehmen, weil der wahre Ausdruck ihnen fehlt; jenen Malern ähnlich, welche grelle Farben auftragen, weil sie die sanften Abschattungen der

Natur nicht darzustellen wissen. Solche Uebertreibungen gehen aus der Bücherwelt in's gemeine Leben über, nicht ohne großen Nachtheil der Gemüthsart, welche von der Wahrheit je mehr und mehr sich entwöhnet. Bald werden alsdann seltene, edle Worte, diese kostbaren Schaumünzen der Rede, gäng und gäbe und von den leersten Köpfen, gleich Rechenpfennigen im Spiel, ausgegeben werden. ....," Selbst die Muttersprache lag uns zu nah, wir versäumten sie lange Zeit auf eine so unbegreifliche als thörichte Weise. Der pedantischen Ueberschätzung des Latein folgte bald, ging ihr dann zur Seite, verdrängte sie darauf, die Ueberschätzung des Französischen. .....

„Dieser lächerliche Aberwitz hat seit etwa 50 Jahren nach und nach abgenommen, aber noch jetzt findet man seine Spur. Noch jetzt versammeln sich Deutsche und schwatzen französisch; noch jetzt schreiben Deutsche an Deutsche, Brüder schreiben manchmal an Brüder, Kinder an Eltern, das Weib an den Mann in französischer Sprache! Heißt das nicht, sich von den Seinigen entfremden? Ja, von sich selbst entfremden? Derselbe Gebrauch ist bei den nordischen Völkern eingeschlichen. Engländer, Italiener, Spanier und Portugiesen begreifen nicht, daß man aus Wahl mit Landsleuten in einer fremden Sprache rede, oder sie in Briefen brauche.

„Diese alberne Sitte ist es desto mehr, da der Gebrauch einer fremden Sprache uns doch nie ganz eigen wird. Es bedarf nur einer mittelmäßigen Kunde des Französischen, um inne zu werden, daß selbst Friedrich dem Zweiten die Sprache, die er vor allen liebte, in der er sprach, schrieb, Verse machte, dennoch, obschon er umgeben war von französischen Akademikern, immer fremd blieb. .....

„Die leeren Köpfe — sollte man nicht meinen, daß der Dummheit ein eigner Instinkt, so wie den schwachen Thieren, verliehen worden — blieben nicht etwa nur gleichgültig gegen den höhern Glanz, in welchem unsre Sprache sich zeigte, sie höhnten mit Bitterkeit. Ein desto bangeres, weil dumpfes Vorgefühl, sagte ihnen, daß seichten Köpfen und Herzen nichts gefährlicher sein müßte, als wenn unsre kraftvolle und reiche Sprache die in den Gesellschaften der großen Welt damals weit mehr als jetzt herrschende Sprache des Auslandes verdrängen würde. In dieser ist des Verabredeten viel, und sie bietet Jedem gewisse von der Mode gestempelte Formen und Ausdrücke dar,

welche in der That in einer beschränkten Sphaire — und ist wohl eine beschränkter, als die große Welt? — die Leichtigkeit der Unterredung begünstigen, und auch schalen Schwätzern einen Anstrich von Wohlredenheit zu geben scheinen.

„Diese Gefälligkeit vermißt der Weltling in der deutschen Sprache. Ihr Reichthum macht ihn verlegen, denn sie setzt ihn in den Fall der Wahl, und schlechte Wahl zeigt schwaches Urtheil. Unsere Sprache giebt vielleicht mehr als irgend eine andere unter den lebendigen Sprachen das Maas des Geistes und des Herzens dessen, der sie redet. Quelle indiscretion! Eine solche Sprache kann dem Weltlinge keine Liebe abgewinnen! Sie ist ihm lästig, weil sie ihn beschämt. Auch kann er sich durchaus nicht an ihren Ernst, an ihre Wahrhaftigkeit, an ihre Herzlichkeit gewöhnen. Er hat keinen Sinn für sie und sie versaget ihm.

„Wer sie ganz inne hat, wer Sinn für sie hat, dem ist die deutsche Sprache lebende Zunge! Oder wollen wir sie mit einem Werkzeuge vergleichen, so ist sie eine volle Rüstung, mit Schutz- und Trutzwaffen, unter deren Wucht der Schwächling erliegt, die sich aber dem Starken, der sie liebet, anschmieget, wie die Haut, und ihm das wird, was dem Achilles die von einem Gotte geschmiedete Rüstung war, von welcher Homer singt, daß sie, weit entfernt ihn zu beschweren, dem Helden sich angefügt und wie auf Flügeln ihn erhoben habe. —

„Es liegt ein Schatz von Gesinnung in unserer Sprache; dieser sei uns heilig! Wir verloren vieles, aber alles, dessen Besitz wahren Werth hat, hat diesen in der Gesinnung. Nicht die Freiheit, sondern der empfundene Werth der Freiheit macht der Freiheit würdig. Das Glück macht oft den Sieger; nur Muth und Weisheit machen den Helden.

„An der Gesinnung müssen wir uns festhalten; unsere Gesinnung müsse bieder, wahrhaft, einfältig, herzhaft und herzlich sein! Unsere reiche, kraftvolle, edle Sprache bleibe ein Band des Vereins, wo andere Bänder rissen. Viele Edle legten große Gedanken und warme Empfindungen der guten Muttersprache in den Schooß. Diese sind Gemeingut für uns. Legen auch wir gute Gedanken ihr in den Schooß. Es vermehre sich das Gemeingut für unsere Kinder und für unsere

Enkel. Falle unser Loos, wie es fallen mag, fern sei von uns jeder politische Kleinmuth! Ueben wir Treue in allen unsern Verhältnissen, und hegen wir freien Sinn, bereit zu jeder Aufopferung des Aeußeren, ehe wir das mindeste von unserer Gesinnung aufgeben, oder aufzugeben scheinen! — Verdienen wir Achtung durch Tugend, geben wir der Tugend Gehalt und Bestand durch die Religion. Sie leite uns auch in den Verhältnissen dieser Zeit! Der umnachtete Steurer lenket auch zwischen Klippen sein Schiff, mit dem Blick gen Himmel." —

Bei dem letzten Jahreswechsel, bei welchem Vergangenheit und Zukunft, Erinnerung und Erwartung dem Lebenswanderer sich aufdrängen, ward Stolberg von Heidelberg aus an Eutinische Jahre noch besonders erinnert. Heinrich Voß, Sohn Johann Heinrichs zu Heidelberg, als Professor der Alterthumswissenschaft im Jahre 1806 hierher berufen, bedurfte, am Aeschylus arbeitend, der damals noch seltenen Ausgabe mit Porsons Text. Heinrich, von dem die Mutter Ernestine schreibt, er sei in Eutin mit unbeschreiblicher Anhänglichkeit Stolberg zugethan gewesen, bat, vom Vater aufgemuntert, Stolberg, sie ihm zu leihen [1]). Stolberg antwortete im Briefe vom 12. Januar: „Ich sage Ihnen herzlichen Dank, lieber Heinrich, für Ihren lieben Brief vom 31. Dezember, vorzüglich für die guten Nachrichten, so Sie mir von Ihnen, Ihren Eltern und Brüdern geben. Möge es Ihnen immer so wohl gehen, als ich es Ihnen Allen im buchstäblichen Sinne täglich von ganzem Herzen wünsche. Ich mache mir eine wahre Freude daraus, den porsonschen Aeschylus zu senden, mit der einzigen Bedingung, daß

---

[1]) Voß sagt bei dieser Gelegenheit in Bestätigung der Urtheile 201: »Der Sohn wußte von Stolberg kaum mehr als Andere; die innern Verhältnisse mit uns wurden ihm erst durch den Sophronizon bekannt; unsere Hausgespräche in Eutin mieden das Unheitere.« Dem Bestätigenden widerfuhr hier, wie an manchen anderen Stellen seiner Schmähschriften, das Schicksal, daß er gradezu dem widerspricht, was er besonders gern bestätigen möchte. Im Sophronizon hatte er Seite 74 und 75, besonders S. 82 Auszüge aus den, an den in Halle studirenden Sohn Heinrich geschriebenen Briefen mitgetheilt, welche ausführliche Kunde von allem das Mißverhältniß zu Stolberg Betreffenden gaben. Abraham Voß hielt es im Jahre 1840 für zweckmäßig, diese Stellen in den gesammelten Briefen des Vaters an seinen Bruder Heinrich auszuscheiden. — Heinrich starb 1822.

Sie ihn als ein freundschaftliches Andenken behalten. Grüßen Sie herzlich Ihre lieben Eltern. Ich freue mich, daß Sie in einer so angenehmen Lage an einem so schönen Orte sind. Zweimal bin ich zu verschiedenen Zeiten in Heidelberg gewesen. Besuchen Sie in meiner Seele den Ort, wo die große Sabina steht, dem Fasse gegenüber. Welche Aussicht in das Neckarthal! Wir leben hier ein sehr stilles freies Leben, im Sommer auf dem Lande, unmittelbar am Walde, zu dem durch den Blumengarten eine Brücke über ein Wasser führt. Aus meinem Fenster sehe ich manchmal Eichhörnchen von Zweig zu Zweig springen. Im Winter habe ich, wie Ihre liebe Mutter, ein Gärtchen im Zimmer. Truditur dies die. Die Nescio fallere vita wird mir bei meiner Frau, elf Kindern, die mich umringen, und der Arbeit, die mich beschäftigt, selbst in der Stadt zu Theil. Mehr auf dem Lande, wie sich versteht. Ernst ist Rittmeister, steht jetzt in Ungarn, wird aber wohl wieder nach Mähren kommen. Mariagnes und Ferdinand haben uns zweimal hier besucht. Andreas ist ein Jahr in Dillenburg gewesen, in einem Forstinstitut, und ist itzt bei einem Oberforstmeister im thüringer Walde. Er widmet sich diesem Fach mit Lust und Liebe. Fünf Kinder wurden mir hier geboren, drei Knaben, die zwei jüngsten sind Mädchen, und machen uns viele Freude. Im Sommer vor zwei Jahren machten wir mit den Töchtern eine Reise nach Holstein; von meinen Geschwistern habe ich verschiedene Besuche hier gehabt. Mit meinen Söhnen Ernst und Andreas habe ich den ganzen Homer wenigstens dreimal, den Pindar einmal, viele Tragödien der drei großen Tragiker, vieles von Xenophon, Herodot, Plato, auch den Theokrit einigemal gelesen. Mit Christian denke ich, so Gott will, künftigen Winter den Homer zu lesen. Ich wünsche sehr, daß alle meine Knaben gute Griechen werden. Gott sei mit Ihnen, lieber Heinrich. Meine Frau und Töchter empfehlen sich Ihrem und Ihrer lieben Eltern Andenken." —

Siebenter Abschnitt.

Fürstenbergs Tod. Professor Schmedding und Hermes.

Die in diesem Briefe ausgesprochene Freude Stolbergs an seinen Kindern sollte in diesem Jahre durch neues Geschenk des Himmels noch gemehrt werden. Am 18. September ward ihm wieder ein Töchterchen — Marie Pauline — geboren. Es blieb das jüngste Kind der Eltern. Das Gemüth, wenn auch von den Sorgen der trüben Gegenwart umfangen, umgab — dem Kinde ja gehört vor allen die Zukunft an — des Säuglings Wiege mit Hoffnung; Hoffnung aber stärkt den Glauben und gebiert größere Liebe. — Der Wiege seines theuren Kindes stand nahe das Grab des theuren Freundes Stolbergs. Am 18. September wurden die sterblichen Ueberreste Fürstenbergs in die Gruft gesenkt. Dem Heimgange der Fürstin Gallitzin war er vier Jahre später nachgefolgt. Zu den Thränen wehmuthsvoller Erinnerung und des Dankes vieler Tausende mischten sich auch Stolbergs Thränen. Zehn Jahre hindurch hatten sie als vertraute Freunde Freud und Leid in gegenseitigem Austausch der Gedanken gemeinschaftlich getragen und auf den Wogen der alles bewegenden Zeit das sichere Steuer des Lebens, einander ermunternd und stärkend, festgehalten. — Die drei letzten Jahre hatte der Hochbejahrte, fern von der Theilnahme von allen öffentlichen Geschäften, in stiller Zurückgezogenheit verlebt. Wenige haben nach einem so thatenreichen Leben mit solcher verdienten Ruhe den Abend ihres Lebens beschlossen. Widmen wir dem Andenken des Mannes, dessen Verdienste um Staat und Kirche wir früher erwähnt haben, noch den letzten Nachruf. — Seine von der Natur ihm verliehenen Anlagen hat Fürstenberg von den ersten Jahren des erwachenden Selbstbewußtseins an bis in's Greisenalter mit dauernder Energie des Willens ausgebildet und erweitert. Beides vereint, Begabung und Willenskraft, vermochten den Mann zu einer in der Geschichte des 18. Jahrhunderts für Deutschland so sehr merkwürdigen, für das Münsterland zur einzigen Erscheinung zu machen. So vieles er auf Reisen, im Verkehr mit Männern und Büchern empfangen hatte, es blieb nur Anregung für die fernere selbstthätige

Entwickelung. Keine bedeutende litterärische und künstlerische Erscheinung der Zeit blieb von ihm unbeachtet.

Fremde Gelehrte fanden an ihm einen Freund und Gönner, mitunter einen scharfen Kritiker. Sein fortgesetztes Erlernen und Wissen sollte ihm nicht etwa nur die Befriedigung des eigenen Geistesbedürfnisses und erhöhten Lebensgenuß gewähren, seine warme Menschenliebe hieß ihn jenes zu verwenden für das Wohl und den Segen seiner Mitmenschen, seiner Mitbürger, für die er unablässig mit der größten Hingebung und mit Aufopferung seines eigenen Interesse als Mensch, als Deutscher, als Geistlicher, als Minister, als Generalvicar und Förderer der Bildungsanstalten thätig war. Daß der Mann, welcher allenthalben der Wirklichkeit in's Angesicht sah, den idealen Ankündigungen der französischen Revolution und ihrer thatsächlichen Entfaltungen nicht zugeneigt gewesen, kann man leicht erwarten; daß er aber kein Feind der Reformen war, beweist das weite Gebiet seiner schaffenden Wirksamkeit. Er lächelte, als der junge Bonaparte in Italien den gerüsteten Oesterreichern gegenüber trat. „Geben Sie nur Acht, meine Herren", sagte er einmal in einer Versammlung der Professoren, „die österreichischen Graubärte werden den Knaben schon zurechtsetzen." Als man einige Zeit nachher, überrascht durch Bonaparte's glänzende Feldzüge, in einer ähnlichen Versammlung ihm einwandte, wie doch umgekehrt der Knabe die Graubärte zurechtgesetzt habe, erwiderte er: „Hab' ich mich doch ganz an ihm versehen, meine Herren, der Knabe liest nach eigenen Heften." Professor Schmedding brachte ihm in den ersten Jahren seines academischen Lehramts die Säcularisation einiger Vicarien zur Vermehrung des Universitätsfonds in Vorschlag. „Lieber Freund", sagte ihm Fürstenberg, mit der Hand ihm die Schulter berührend, „dann würden wir auf die Wege der Jacobiner zu gerathen Gefahr laufen." — Gerade und offen, aller Verstellung unfähig, ein Feind der ganzen wie der halben Lüge, begegnete er Andern mit Vertrauen und dachte nur das Beste; für talentvolle Persönlichkeiten war er unbedingt eingenommen, wurde aber dadurch oft sehr getäuscht. Freundschaft war ihm Bedürfniß und seinem Freunde war er ein treuer Freund. Freigebig oft bis zur Verschwendung, litt er nicht selten selbst Mangel, weil alles weggeschenkt war. Zur hohen sittlichen Würde gesellte sich eine tiefe Religiösität: er war katholischer Christ im wahren

Sinne, in der Ueberzeugung, wie im Handeln, ohne frömmelndes Beiwesen und weit entfernt von aller Unduldsamkeit, ja dieser völlig unfähig. Nach der Vollendung der Tagesarbeit schafften ihm, dem der Umgang mit gebildeten Menschen Bedürfniß war, die Abendstunden, zugebracht in der Gesellschaft der bei der Fürstin Gallitzin Versammelten, oder der zur Abendtafel oft zu sich eingeladenen Professoren der Universität und des Gymnasiums, die er seine lebendige Bibliothek zu nennen pflegte, die schönste Befriedigung dieses Bedürfnisses. — Als er im Jahre 1805 aus dem Curatorium der Universität schied, theilte er sein Ausscheiden den Decanen der Facultäten mit und nahm von der Anstalt, die seine Schöpfung war, in folgenden Worten Abschied: „Unabänderlich bleiben meine Wünsche für die beständige Aufnahme dieser Universität, für allgemeine Glückseligkeit, Sittlichkeit, Religion und Wahrheit, welche jederzeit ihr Endzweck war, so wie meine vollkommene Hochschätzung und Anhänglichkeit für meine bisherigen Herren Mitarbeiter, deren Gewogenheit und Freundschaft ich die Ehre habe mich zu empfehlen" [1].

Als Fürstenberg zwei Jahre nachher das Generalvicariat guten Händen anvertraut sah, konnte er, auf seine während eines vollen halben Jahrhunderts dem Staate und der Kirche, der wissenschaftlichen und religiösen Bildung gewidmete Arbeit zurückblickend, in dem Bewußtsein, sein von Gott ihm aufgegebenes Tagewerk mit Treue und gesegnetem Erfolge vollbracht zu haben, in den Schatten der Ruhe sich zurückziehen. Ein ganzes Menschenalter seiner Landsleute war unter den Segnungen seines Wirkens in's jenseitige Leben ihm bereits vorausgegangen, und wenn er auch in seinen letzten Lebensjahren mit besorgtem Herzen seine Schöpfungen von der Fremdherrschaft, welche, der Werthschätzung und Pflege der moralischen und geistigen Güter fremd, nur Sinn für Steuern und Waffenmannschaft zur Befriedigung der Herrsch- und Eroberungslust hatte, bedroht sah, so sah er doch auch zugleich mit befriedigender Genugthuung, daß eine gründliche Aussaat in der geistigen Welt auch dann noch fruchtet, wenn barbarische Civilisation darüber hinfährt, und war noch Zeuge, wie die Männer im geistlichen und weltlichen Lehramt mit großen Entsagungen und

---

[1] Vergl. Esser, »Fürstenbergs Leben und Wirken«, 266. 294 fg.

Entbehrungen an den von ihm gegründeten oder verbesserten Anstalten unermüdet fort lehrten und wirkten. Sein Freund Overberg war noch im Besitze ungeschwächter Geisteskräfte, als er zu der Obsorge des Volksschulwesens im Jahre 1809 auch die Leitung des Priesterseminars, dessen frühere Errichtung wir hier noch den Verdiensten Fürstenbergs zuzählen, übernahm. Unter Kistemakers Direction blieb das Münstersche Gymnasium eine vorzügliche Pflegestätte wissenschaftlichen und religiösen Strebens. An der Universität, von Fürstenberg gestiftet in dem Sinne der frühern Landesuniversitäten, lehrten in den einzelnen Facultäten Männer, deren theoretisches Wissen durch die entsprechende Verbindung mit der practischen Thätigkeit ein wahrhaft gediegenes wurde. Sie waren alle Zöglinge der Anstalten Fürstenbergs, zum größern Theil durch seinen persönlichen Verkehr und Einfluß von ihm gebildet. In dieser Zeit waren in der medizinischen Facultät bedeutende Lehrer: Bodde, von Drüffel, Landgräber; in der philosophischen: Uebermaßen, Gerz, Schlüter; in der juristischen: Meier, Sprickmann und Schmedding. Sprickmann, als ein dem Göttinger Dichterbund Anhängiger und als Dichter von uns schon erwähnt, war früher im lebhaften Briefwechsel mit seinen Freunden Klopstock, Möser, Herder, und blieb fortwährend ein oft und gern gesehenes Mitglied der um die Fürstin Gallitzin, Fürstenberg und Stolberg sich sammelnden Gesellschaft. Zugleich angestellt in den höheren Richtercollegien, lehrte er in verschiedenen Fächern der Rechtswissenschaft, mit besonderm Beifall hielt er, von Akademikern und gebildeten Männern zahlreich besuchte Vorlesungen über die deutsche Reichsgeschichte. Im Jahre 1814 ward er als Professor des deutschen Staats- und Lehnrechts nach Breslau, im Jahre 1817 nach Berlin berufen. In der theologischen Facultät lehrten mit Beifall: Kistemaker, Katerkamp, Brockmann und Hermes.

Die zwei jüngsten der genannten Männer, Schmedding und Hermes, wurden bald in verschiedener Richtung über die Gränzen des Münsterlandes hinaus für ihre Zeitgenossen merkwürdig und bedeutend. Mit dem ersten war Stolberg noch in seinen letzten Lebensjahren in freundschaftlichem Briefverkehr, als weite Räume sie schieden. Die Richtung, welche Professor Hermes in der katholischen Theologie in Münster zu vertreten bestrebt war, sagte Stolberg so wenig als seinen

nächsten Münsterschen Freunden zu und war ein Grund, weswegen er sich zur Gewinnung der Lehrer für seine und seines Eidams, des Grafen von Kerssenbrock, Söhne an Sailer zu wenden pflegte. Widmen wir dem Andenken jener bedeutenden Männer einige Worte der Erinnerung.

Professor Schmedding ward im Anfange des Jahres 1809 auf den Vorschlag des Freiherrn von Vincke, welcher als Nachfolger des Herrn von Stein bis zum Jahre 1807 Kammerpräsident in Münster und während dieser Zeit mit dem Grafen Stolberg in Freundschaft verbunden gewesen war, nun aber, in den preußischen Staatsdienst wieder zurückgerufen, an der Neubelebung der Staatsverwaltung regen Antheil hatte, nach Königsberg als katholischer Rath in der Abtheilung des Ministeriums des Innern für die geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten berufen. Hier und nach der am Ende dieses Jahres geschehenen Rückkehr des Hofes und der Ministerien nach der Hauptstadt, in Berlin, war er bis zu seines Lebens Ende mit Klugheit, mit umfassender Sachkenntniß, mit Ausdauer und mit größerer Treue seiner Glaubensüberzeugungen, als manche seiner Landsleute es erwartet hatten, bemüht, durch Rath und That die äußern Angelegenheiten der katholischen Kirche im preußischen Staate zu vertreten. Um den in der damaligen Zeit herrschenden allgemeinen Staatsraisons gegenüber seiner Stellung einen festen Boden zu sichern, langte er neuerdings die Acten des westphälischen Friedens wieder hervor, dessen Geltung die preußische Staatsverwaltung auch nach der Auflösung des deutschen Reichs anzuerkennen nicht aufgehört hatte. Auch die sich darbietende Gelegenheit, seine früher bewährte akademische Lehrgabe für das Interesse der Wissenschaft mit der Berliner Universität zu verwenden, ließ er nicht unbenutzt. Als im Herbste 1816 die zur Ruhe gebrachte Tugendbundfehde in den Gemüthern noch nachzitternde Bewegungen zurückgelassen hatte, willfahrte er dem mehrfach ausgesprochenen Wunsche, neben Schmalz das Kirchenrecht als Vorlesung anzukündigen, las es einige Jahre hindurch mit großem Beifall, und hörte erst dann es zu lesen auf, als seine Vorträge einigen Professoren, besonders Hegel und den Hegelianern im Ministerium Altensteins, unbequem waren. Wie sehr er um die Erhöhung der Lehrkräfte der katholisch-theologischen Facultät zu Bonn später bemüht war, zeigte

der wiederholte Versuch, Wöhler dorthin zu berufen, und es lag nicht an dem Unterrichtsminister und ihm, wenn die gewünschte Berufung nicht statt fand.

Bis zur Abschließung des Concordats und Wiederbesetzung der lang erledigten Bischofsstühle in Preußen war er den Generalvicariaten ein aufrichtiger und eifriger Patron, ohne alle Schmälerung des Vertrauens seines Ministers zu ihm; selbst der in seinen Ansichten und Wünschen gestrenge Generalvicar Fonk erkannte mit Hochachtung und Dank die ihm früher von Schmedding geleisteten Dienste wiederholt an, und schien er später nach ausgeführtem Concordat hier und dort nicht dienstwillig willfahrend genug, so war dieses Verfahren nur in der vollen Erwägung der Verpflichtung seines Gewissens und seines Amtes begründet. —

Georg Hermes (1775—1831) war seit dem Jahre 1798 Priester und bis zum Jahre 1807 Lehrer am Paulinischen Gymnasium zu Münster, in welchem Jahre er zum akademischen Lehrstuhl der Dogmatik berufen wurde. Fürstenberg hatte, um Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe, folgerichtiges Urtheilen und gründliches Denken in dem Geiste der Studirenden zu befördern, in seinem Unterrichtsplan die Mathematik, und in den obern Classen des Gymnasiums die Erfahrungs-Seelenlehre zu einem wichtigen Lehrgegenstande der Gymnasien gemacht. In der philosophischen Facultät, einer zweijährigen Vorstufe zum Uebergange zu den Berufswissenschaften der Universität, bildeten zur Sicherstellung jenes Zweckes Logik und Psychologie einen Hauptgegenstand des Unterrichts; Vorlesungen über die Metaphysik blieben diesem fremd. Hamanns und Jacobi's Aufenthalt in Münster und Fürstenbergs Verkehr mit ihnen veranlaßten seine nähere Bekanntschaft mit der Kantschen Philosophie, die ihm wohl Bewunderung des originellen Denkers, aber durchaus nicht eine Veränderung in seinem philosophischen Lehrplan abzugewinnen geeignet war. Wie er, dachte auch Uebermaßen, der Professor der Philosophie. Befestigt wurden Beide in der Fernhaltung der kritischen Philosophie, als sie gegen das Ende des Jahrhunderts in ihr den Streit der Schulen und zugleich mit dem Wechsel der Lehrer den Wechsel der gläubigen Schüler beginnen sahen. Reinhold, ein Kantianer, wurde 1794 als Professor der Philosophie von Jena nach Kiel berufen. Seinen Lehrstuhl in

Jena nahm Fichte ein. Gleich nach seinem Auftreten schreibt einer seiner ausgezeichnetsten Schüler: „Von der Philosophie ohne Beinamen — der Briefsteller meint die in Jena vergötterte Reinholdsche Philosophie — ist jede Spur ans den Köpfen der hier Studirenden verschwunden. An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger als diesen; aber man glaubt dafür desto hartnäckiger. Ich und Nichtich sind jetzt Symbol der Philosophen von Gestern, wie es ehemals Stoff und Form waren u. s. w." Einige Jahre später machten die in Jena in der kritischen Philosophie gebildeten jungen Theologen dem Consistorialpräsidenten Herder in Weimar so viel zu schaffen, daß er, entrüstet über die Verheerungen der kritischen Philosophie in seiner Metakritik und Kalligone gegen dieselbe auftrat und erklärte, die dicksten Knoten und seine stärksten Pfeile noch zurück zu halten. — Hermes glaubte vor und nach eingenommenen akademischen Lehrstuhl von dorther Gefahr für die katholische Dogmatik und das Christenthum überhaupt, wo sie nicht vorhanden war. Die Kant'sche Philosophie war in Münster eine exotische Pflanze und hier nicht gefährlich; traf er aber hier und da im Leben einen, dem positiven Christenglauben fremden oder gefährlichen Rationalismus an, so war dieser vielmehr ein Ausfluß jener Aufklärung, die schon längst in breiten Lichtströmen sich über den größten Theil Deutschlands ergossen, durch den Zufluß von Frankreich her Verstärkung in sich aufgenommen hatte, und nun, als im Anfange des neuen Jahrhunderts die politischen Umwälzungen und der mit ihnen verbundene Culturzug die Gränzen des lang verschlossenen Hochstifts durchbrachen, in einzelnen Bächen auch Münster zufloß. In der Meinung, die Kant'sche Philosophie sei der einzige Typus der kritischen Philosophie des 18. und 19. Jahrhunderts — Fichte's Wissenschaftslehre ward nur nebenher einigemal gedacht — und nur sie sei seinem und seiner Zuhörer kirchlichen Glauben gefährlich, eröffnete der Apologet wider dieselbe seinen Feldzug zu einer Zeit, als der königliche Bauherr zu Königsberg schon längst ausgebaut hatte und nur noch sehr wenigen Kärrnern zu arbeiten gab, und suchte aus der berichtigten Philosophie desselben das System des Erkennens aufzubauen, aus welchem der christliche Glaube, wenn auf Geheiß der practischen Vernunft der gute Wille hinzukomme, mit Noth-

wendigkeit hervorgehe. Der Philosoph suchte, wie es zweckmäßig war, den Feind auf seinem Gebiete auf und bekämpfte ihn mit seinen eignen Waffen, d. h. mit denen des reflectirenden Verstandes, welcher ohnehin in seinen Geistesanlagen weit überwiegend war, und ließ diesen den Weg der untersuchenden Methode vorwärts schreiten. Bis dieser zu seinem Endziele angelangt, sollte der Zweifel den vorhandenen Glauben an die Wahrheit des Katholicismus in Belagerungszustand setzen, oder denselben wenigstens als ruhend und nicht daseiend behandeln; denn der Zweifel war vom Ausgange bis zum Ende des Weges zum systematischen Begleiter gemacht. Der philosophische Forscher meinte es mit seinem Amte und seiner Kirche redlich; sein Wahrheitssinn und sein unermüdetes Streben nach ihr gebietet um so größere Achtung, je größere Opfer an Ruhe und Lebensfreuden er ihnen sein Leben hindurch darbrachte. Aber vermag irgend eine Philosophie, über das Vermögen ihrer Bestätigung hinaus, die Religion zu begründen, und hat der überwundene Zweifel, selbst wenn der beste menschliche Wille, dem für wahr gehaltenen Systeme seine Folgerungen einzuräumen, sich hinzugesellt, durch sich selbst schon die Kraft, den Glauben an überirdische Lehre und Gnadenmittel zu verschaffen? —

Hermes entging so wenig als die meisten Philosophen der Gefahr, der absoluten Denkerei einen zu hohen Werth beizulegen, in sich selbst und in den Anhängern manche Seelenverödung und Verleidung des reellen Wissens und Thuns hervorzubringen und den Schematismus des eigenen Denkens als Maaßstab für die Behandlung positiver Wissenschaften anzulegen. Er gab mit ehrenwerther Aufopferung seiner Zeit auf seinem Zimmer den ihn über das philosophisch-dogmatische Studium um Rath fragenden Zuhörern gern Aus- und Nachhülfe; aber es kam auch vor, daß er an der Thür zu dem gegebenen Rathe noch die Belehrung über die nothwendige Behandlungsart der Kirchengeschichte und der biblischen Exegese mit ungünstigen Seitenblicken und Urtheilen dem Scheidenden mit auf den Weg gab, obgleich die Lücken seines Wissens auf beiden Gebieten ihm den Stoff zu gründlichem Abꞏurtheil entzogen und bescheidenes Zurückhalten anriethen; denn die Kirchenväter, die unentbehrliche Quelle der Kirchengeschichte, kannte er, wie wir gleich sehen werden, noch nicht, und der, welcher unkundig war der hebräischen Sprache und — weil ihm in einem bestimmten Falle das

Verständniß einer leichten Stelle in den Odyssee mit allen Hülfsmitteln nicht gelingen wollte — der griechischen, entbehrte die nothwendigsten Werkzeuge der biblischen Exegese. — Hermes verwendete während seines zweijährigen Lehrcurses der Dogmatik das erste Jahr für die Einleitung in dieselbe, so daß die philosophische das Winterhalbjahr ausfüllte. In dieser vor allem war die Untersuchung von der Methode des Zweifelns beherrscht, ja dieser als nothwendige Bedingung der Erkenntniß der Wahrheit des Katholicismus erklärt und behandelt. Er sagt selbst über diese Methode in der Vorrede zur philosophischen Einleitung u. A.: „Nur durch eigene Einsicht kann derjenige sich über seine Zweifel erheben, welcher wirklich zweifelt. Wem nun ein ähnlicher Geist ein ähnliches Bedürfniß erzeugte, dem seien meine Schriften gewidmet; vorzüglich aber seien sie allen denjenigen gewidmet, die jemals meine Zuhörer waren. In ihnen hoffe ich ein ähnliches Bedürfniß, als ich selber hatte, wenn sie es nicht schon mitbrachten, erregt zu haben; und ich wünsche ihnen zur Befriedigung desselben schriftlich nachzuhelfen, so fern es mündlich nicht geschehen sein möchte.“ .... Man hat die Gefahr dieser Erregung der Zweifelsucht in den Gemüthern der Zuhörer zu hoch angeschlagen und gemeint, es hätte aus ihr ein völliger Umsturz ihrer bisherigen Gedankenreihen und die Untergrabung ihres Glaubensgebäudes hervorgehen müssen. Der starkgläubige Enthusiasmus derselben für den überzeugungsvollen Lehrer, noch erhöht durch seinen bekannten reinen, sittlichen Wandel und unterstützt durch ein würdevolles Aeußeres, und die täglich erneute Voraussetzung, der Verehrte würde sie zu einem endlich siegreichen Triumphe über alle Glaubenswidersacher, besonders über den mächtigen und gefährlichen Kant führen, ließen trotz des formalen Zweifels den mitgebrachten materiellen Schatz ihres religiösen Glaubens unangefochten. Aber nichtsdestoweniger gingen Schäden, große Schäden für den Meister und die Schüler aus dem ganzen Verfahren hervor. Die begriffliche Reflexion zog sich ohne Wissen und Wollen in den tiefern Gehalt des christlichen Bewußtseins hinein, und was im stillen Heiligthum des Herzens in anderweitigen und tiefern Kräften wurzelnd und von ihnen genährt als Besitzthum vorhanden war, das lief Gefahr in anmaßender Weise von der verständigen Untersuchung als das Gebiet ihrer schaffenden Oberherrschaft oder leitender Obervormundschaft in Anspruch

genommen zu werden, jetzt und bei der späteren ausweitenden Mittheilung der kirchlichen Glaubenslehre von Seiten des Lehrenden und bei dem Empfangen der Lernenden. Ferner bot sich dem mit den Studirenden als Studirender mehrere Jahre verkehrenden oft die Gelegenheit dar, das gestörte Gleichgewicht der wissenschaftlichen Ausbildung während des philosophischen Ganges bei Vielen wahrzunehmen; die positiven Wissenschaften, Kirchengeschichte und Exegese, hatten keine anziehende Kraft, die entsprechenden Bücher und Hefte befanden sich unter Verschluß, bis etwa nach einem Jahre der große Beweis ihrer Gültigkeit gefunden sei. Merkwürdig war auch, daß in dieser Zeit des großen Einflusses der Schelling'schen Philosophie der sonst zum Zweifellösen so bereitwillige Denker, dann, wenn einzelne seiner Zuhörer von dieser Philosophie berührt und beunruhigt wurden, die Dienste einer christlichen Apologie in der entschiedensten Weise mit dem Machtworte, sie sei nur ein Phantasiegebilde, zurückwies. Welchen überall entscheidenden Werth er auf die Deutlichkeit der Vorstellungen legte, welche Geltung ihm diese im Bereiche der gesammten Kräfte der menschlichen Seele und ihrer Aeußerungen im Gebiete der Kunst, der Erziehung, der Wissenschaften und des religiösen Lebens hatte, legt uns sein Schüler und Lebensbeschreiber Esser [1]) in einem mitgetheilten, ein naives Selbstbekenntniß enthaltenden Gespräche Hermes' mit einem näher bekannten Schüler offen. Der Bemerkung des Schülers, daß in Münster in der Charwoche eine sehr erbauende Andacht sei, setzt Hermes eine Behauptung entgegen, deren Beherzigung die ihm zugethanen jungen Theologen, sei es, daß sie sich zum priesterlichen Amte vorbereiteten oder bereits in demselben thätig waren, sich ernst auf's Gewissen legen mußten. Wahr, sagt er, nur muß die Andacht nicht laut werden, das ist wider den guten Geschmack. Schüler. Sollen denn auch keine Betrachtungen laut gehalten werden? Hermes. Auch das nicht, Jeder soll in der Stille für sich betrachten. Schüler. Die Betrachtung vom Professor N. über den Tod hat mich sehr ergriffen. Hermes. Mich rührt und ergreift fast nichts mehr; ich bleibe bei allem äußern Gottesdienste beinahe kalt...... Daß mich nicht leicht etwas rührt und ergreift, kommt daher, weil ich meinen Vorstellungen die Form nicht

[1]) Denkschrift auf G. Hermes von Dr. W. Esser. Köln, 1832. Seite 135 fgg.

geben kann, welche sie haben müssen, um das Gemüth zu rühren und zu ergreifen. Diese Form ist nur dunkeln Vorstellungen eigen; je mehr die Vorstellungen an Klarheit gewinnen, desto mehr verlieren sie an der Fähigkeit zu rühren, und deutliche Vorstellungen rühren gar nicht mehr. Schüler. Aber Vorstellungen, die rühren sollen, müssen doch lebhaft sein? Hermes. Richtig! und lebhafte Vorstellungen sind eben das Entgegengesetzte von deutlichen; sie sind immer undeutlich, und zwar in dem Maaße, worin sie lebhaft sind..... Ich hoffe mit Gottes Gnade, wenn ich das Alter erreiche, auch noch wieder dahin zu kommen, daß ich leicht gerührt und ergriffen werde, nämlich dann, wenn ich mit der Herleitung und dem Beweise der einzelnen Wahrheiten der Religion und Moral ganz im Reinen bin, und so nur auf die Resultate hinschauen kann. Allein so weit bin ich jetzt noch nicht. Von dieser Rührung, welche den deutlichen Vorstellungen nachfolgt, verspreche ich mir aber mehr Stärke und Dauer, als von jener, welche eher vorhanden ist, als die deutlichen Vorstellungen. Und sollte ich auch nicht dahin kommen, so bin ich doch dabei ganz ruhig. Denn wer nicht nach deutlichen Vorstellungen strebt, sondern nur auf Rührungen, die aus lebhaften Vorstellungen entspringen, seine Tugend baut, der betrachtet gewöhnlich nur die angenehme Seite, die solche Rührungen haben; danach hascht er, weil ihm dabei wohl ist. Dadurch wird nun die Wollenskraft eigentlich nicht geübt, und deswegen dauert auch ein solcher Zustand und mit ihm die Tugend nicht länger als die lebhaften Vorstellungen selbst..... Ich habe mich lange damit herumgetragen, der speciellen Dogmatik einen Epilogus nachzuschicken, betitelt: „Ueber den Geist der christlichen Moral." Hierin würde ich mich mit jener, auf lebhafte Vorstellungen gebauten frommen Stimmung in einen offenen Widerspruch haben setzen müssen, indem ich da auf Streben nach deutlichen Vorstellungen und auf Uebung der Wollenskraft hätte dringen müssen. Allein weil ich doch einsehe, daß all mein Predigen dieser Art wenig oder gar nichts frommt, und weil ich dadurch leicht hätte anstößig werden können, da es nicht dahin gehört und gleichsam mit den Haaren hätte hineingezogen werden müssen, so bin ich davon abgestanden. Als ich noch Lehrer am Gymnasium war, arbeitete ich nur dahin, den Verstand meiner Knaben recht zu bilden, und mit deutlichen Vorstellungen auszurüsten, nicht aber sie fromm zu machen, —

ich wollte sie nicht fromm haben. Zuletzt hatte ich mir den Plan gemacht, ihre Wollenskraft recht zu üben; allein den konnte ich nicht verwirklichen, weil ich nun grade aus dieser Sphaire in meine gegenwärtige versetzt wurde...... „Selbst Derjenige, welcher sich bei der Untersuchung der verschiedenen Uranlagen und Zustände der menschlichen Seele und der Bedingungen ihrer Lebensäußerungen nicht auf den Standpunkt der speculativen Betrachtung, wie sie in dieser Zeit bei Jacobi, Schleiermacher u. A. erschien, zu stellen geneigt ist, sondern nach einem strengern Systeme der Schule sein Denken ordnet, wird hier leicht an der einseitigen Zucht des Verstandes Anstoß finden, und daß selbst der verstorbene Esser, sein Lobredner, in spätern Jahren mit dieser Richtung nicht habe einverstanden sein können, beweist sein letztes Werk, „die empirische Psychologie," ein so tief und vielseitig eindringendes Gedankenwerk, wie es Hermes nie hätte zu Stande bringen können. Daß aber derjenige, welcher, wenn ein zur Erweckung lebhafter Vorstellungen und zur Gefühlsanregung geeigneter Gegenstand ihm sich darbietet, zu einer solchen Berechtigung erst die ganze Schnur der mit Zweifeln behafteten Urtheile und Schlüsse vom Anfange bis zu Ende durchlaufen will, leicht zu spät kommt und eben so kalt und empfindungslos zu bleiben Gefahr läuft, wie der andachtlose Beter nach mühsam durchleiertem Rosenkranz, — dieses kann mit vollem Rechte eingeräumt werden. —

Im Frühjahr 1819 folgte Hermes dem Rufe als Professor der Dogmatik nach der neu gegründeten Universität Bonn. In demselben Jahre erschien auch die philosophische Einleitung in die christkatholische Theologie. Auch in Bonn fanden seine Vorträge großen Beifall, und viele seiner Schüler nahmen im preußischen Staate philosophische und theologische Lehrstühle ein, so in Braunsberg, Breslau, Bonn, Münster, Trier. Auf die verschiedenen im 19. Jahrhundert auf einander folgenden Systeme der Philosophie hat die Hermesische, weil in ihr durchaus keine Momente zu einer weitern Entwicklung der Philosophie des Jahrhunderts lagen, durchaus keinen Einfluß gehabt; und als einer der begabtern ehemaligen Schüler von Hermes, der Professor Droste-Hülshof, an der, der Idealphilosophie immer abgeneigten Universität Göttingen zu seiner großen Verwunderung eine völlige Unbekanntschaft mit der Philosophie seines Meisters fand und ein näheres Eingehen

in dieselbe herbeiführte, nahm er bald die Erklärung entgegen, diese Art zu philosophiren sei vor einem halben Jahrhundert eine nothwendige Vorarbeit zur Philosophie gewesen, in der Gegenwart aber nehme sie einen längst überwundenen Standpunct ein. Dasselbe wiederholte sich in Berlin. — Im Jahre 1829 erschien die erste Abtheilung der positiven Einleitung in die christkatholische Theologie. Wie Zufall und äußere Nöthigung Hermes zur Fortsetzung des früher angekündigten ganzen Werkes und zur Bearbeitung dieses Theils für den Druck bestimmt haben, erzählt Esser S. 115 fgg. Eine Arbeit dieser Art führte ihn nothwendig zu den Kirchenvätern hin, und es trat hier die eben so merkwürdige als gewiß höchst seltene Erscheinung ein, daß ein öffentlicher Lehrer der katholischen Dogmatik erst in den letzten Lebensjahren zu dieser Quelle der Kirchenlehre gelangt. Hätte das Studium der Kirchenväter den ersten Jahren seines wissenschaftlich-kirchlichen Lehramtes die Weihe oder Mitweihe verliehen, er würde gewiß durch diese Vorbilder in die Bahn einer größern Entwicklung seiner Geisteskräfte und zu einem vollständigern Richtmaaß derselben geführt sein, ohne deswegen die innere Nöthigung zu erfahren, der philosophischen Untersuchung und dem dabei in Anwendung gebrachten Zweifel zu entsagen. Aber auch jetzt noch, als er mit der größten Gewissenhaftigkeit dieses, ihm bisher fremd gebliebene Gebiet zu dem angeführten Zwecke durchwandert hatte, war er von Freude und Verehrung gegen die Väter der Kirche erfüllt und sagte wiederholt: „Hier sieht man, was ein Theologe sein soll, in der Wissenschaft sowohl als in der Gesinnung.“ Im Bewußtsein der großen wissenschaftlichen Lücken und Mängel seiner handschriftlich behandelten Dogmatik äußerte er gegen das Ende seines Lebens seinen Freunden den entschiedensten Wunsch, daß nach seinem Tode sie nicht zum Drucke gefördert werde. Er starb unter den Heilssegnungen seiner Kirche als frommer katholischer Priester den 26. Mai 1831 im 57. Jahre seines Lebens. —

Kehren wir vom Grabe des Professors Hermes zu den letzten Lebenstagen Fürstenbergs zurück. War sein ganzer vielthätiger Lebenslauf für sich und Andere auf das letzte Endziel, auf christliche Frömmigkeit gerichtet, so waren die letzten Jahre und Tage seines Ruhestandes vor allem der stillen Vorbereitung zu seinem Heimgange gewidmet. Die Religion und ihre Heilsmittel waren dem wegesmüden Wanderer

Tröster und Erquicker. Der Wunsch nach baldiger Auflösung ging, wie wir oben sahen, am 16. September in Erfüllung. Er starb an Altersschwäche im 82. Jahre seines Lebens, ohne Hinzutreten einer bedeutenden Krankheit, bei voller Geisteskraft. — Friedrich II. hat den Verstorbenen im Leben verehrt, und Fürstenberg ist der einzige öffentliche Charakter im 18. Jahrhundert, den der öffentliche Tadel nicht berührt hat und von G. Forster bis Anno Klopp haben die verschiedensten Partheien seine Größe anerkannt und ausgesprochen. — Der einfache Grabstein nennt ihn den Vater des Vaterlandes und den Freund der Armen. — Am Morgen des 18. September war Stolberg, um die Leiche Fürstenbergs noch zu sehen, von Lütjenbek in die Stadt geritten, über Mittag daselbst geblieben, später der Leiche gefolgt, als er am Abend zurückkehrend, die Gemahlin um 8 Uhr glücklich von einem Mädchen entbunden fand. - -

Der nicht ruhende Gang welterschütternder Begebenheiten schritt über Fürstenbergs stilles Grab fort. Was des Entschlafenen und Stolbergs Gemüth oft mit gemeinsamen bangen Sorgen erfüllt, die Gefahr, der unmittelbaren Herrschaft Napoleons unterworfen zu werden, ward zur Wirklichkeit. Sein durch ein organisches Senatus-Consultum vom 18. December ausgesprochener Wille bestimmte, daß Holland, die Länder des nordwestlichen Deutschlands und die Hansestädte integrirende Theile des französischen Reiches seien. Das Königreich Westphalen wurde auf diese Weise um eine halbe Million, das Großherzogthum Berg um 200,000 Inwohner vermindert. Das bergische Münsterland ward wie das übrige Großherzogthum von, der größern Mehrzahl nach, gut gesinnten Deutschen verwaltet: Landes Sitte und Weise kamen noch, vielfach zur Geltung. Nun wurden jene Länder, welche am treuesten die alte Gesinnung und die ehrwürdigen Reste einer tiefen Vergangenheit bewahrt hatten, und jene Städte, welche im Reiche die freiesten gewesen waren, den Willkürlichkeiten des neuen Welttyrannen und seiner neufränkischen zahlreichen Dienstschergen unterworfen. Conscriptionen für die große Armee zur Hinwürgung noch freier Völker, geheime Polizei, lauernde Douane, Maire- und Präfectenwirthschaft waren die Gaben des neuen Glückes. Mit welchen Empfindungen der Verfasser der Westhunnen und der Cassandra die Tage und Jahre in

Münster, dem Sitze des französischen Präfecten des neuen Lippedepartements, durchlebte, kann uns nicht zweifelhaft erscheinen. Das Schicksal seines frühern verehrten Dienstherrn, des Herzogs von Oldenburg und Fürstbischofs von Lübeck, Peter Ludwig, erfüllte ihn mit besonderm Schmerze. Er, der letzte der dem Rheinbunde beitretenden Fürsten, mußte aus dem, mit der treuesten Liebe ihm anhangenden uralten Lande seiner Väter weichen, der frevelhafteste Gewaltstreich verleibte es dem großen Reiche ein.

Mit dem Untergange der politischen Selbständigkeit Hamburgs ging auch hier der freie politische Verkehr des Buchhandels unter. Perthes war genöthigt, das mit dem Anfange des Jahres mit so großem Eifer angefangene und von deutschgesinnten Männern begünstigte vaterländische Museum mit dem Ende dieses Jahres wieder aufzugeben. „Bei Anlegung dieser Zeitschrift", sagte er am Schlusse des letzten Heftes, „war mein einziges Ziel, die Wohlgesinnten und Verständigsten unseres Vaterlandes zu vereinigen, um durch Lehre und Rath in verschiedenen Formen zur Erhaltung des Eigenthümlich-Guten der Deutschen an Kraft, Wahrheit, Wissenschaft und Religion beizutragen. Da ich aber als Einwohner Hamburgs durch die neuesten Einverleibungen Unterthan des französischen Kaiserthums werde, so machen die dadurch eintretenden Verpflichtungen jene frühere Richtung jetzt unzulässig, und das deutsche Museum kann von mir nicht weiter besorgt werden." Stolberg schrieb: „Sehr wünsche ich, lieber Perthes, daß Sie mit den wackern Männern, die Sie vereinigt hatten, auch künftig in Verbindung bleiben könnten, um sich den Gedanken einer neuen Vereinigung zu edlem Zwecke nicht fremd werden zu lassen, je nachdem Zeit und Umstände auf vielleicht nicht erwartete Weise sie erfordern und begünstigen möchten." Dieser Wunsch blieb nicht ganz unerfüllt. Unter etwas günstigern Umständen und dasselbe Ziel im Auge begann Fr. Schlegel im Jahre 1812 in Wien das „deutsche Museum".

Achter Abschnitt.

Stolbergs christliche Lehre und christliches Leben in dieser Zeit.

Stolberg hatte seit dem 7. November 1810 ein neues Jahrzehnt seines Lebens, das siebente, angetreten und so die höhere Stufe des Greisenalters erreicht; aber der Feierabend war für ihn noch nicht gekommen, an welchem man mit zurückschauenden Blicken das erarbeitete Tagewerk in Rechnung bringt und dann arbeitsmüde mit leisen Tritten im verengten Kreise in der Dämmerung umherwandelt, bis die Nacht zur Ruhe ruft. Er stand noch da, wie in Manneskraft, und ging in voller Geistesrüstung seinen Lebensweg weiter, mit dem steten Wunsche, auf diesem vor allem das bereits bezeichnete Andenken seiner Wallfahrt auf Erden zu hinterlassen und für die Erfüllung dieses Wunsches mit Muth, Liebe und Freude arbeitend. In dem Jahre 1810 vollendete er den siebenten Band der Geschichte der Religion Jesu Christi. Er erschien im Jahre 1811. Begrüßen wir den an einer wichtigen Stelle seines Weges angelangten Wanderer, weil er uns grüßt. „Mit schwerem Herzen“, spricht er im Abschnitt LIII, „erreich' ich diese Stelle meines Weges, wo die heilige Schrift mich verläßt, dieses göttliche „Wort, das da war meines Fußes Leuchte, und ein Licht auf meinem Pfade.“ Psalm 118. — Aus dieser lebendigen Quelle, welcher ich zur Seite ging, schöpfte ich Freudigkeit und Kraft. Zurückwandelnd bis zur dunkeln Halle des Alterthums, aus dem sie entsprang, hörte ich das Werde der Schöpfung, und sah aufsteigen das Urlicht über die werdende Welt.“ — Hier möge uns ein Ruheplatz vergönnt sein, um in einer Sammlung mehrerer aus seinen Schriften, vorzüglich aus seiner Religionsgeschichte hervorgehobenen Stellen Stolbergs sittliche und christliche Ansichten und Ueberzeugungen uns noch näher, als es bis jetzt geschehen ist, zu bringen. Jene macht keinen Anspruch auf streng systematische Ordnung, noch weniger auf Vollständigkeit: dafür ist die Reichheit des Inhalts jener Schriften zu groß, und soll auch die Anführung einzelner Belege späterhin nicht ausgeschlossen sein. Wir werden den Wanderer auf jener Stelle bald wieder antreffen, wo wir ihn so eben verlassen haben. —

Tafel I. Allgemeine Gedanken über das menschliche Dasein und Grundsätze des sittlichen und christlichen Lebens.

1. „Knospe nur des Seyns ist das Leben“ [1]).

2. Ueber die Flüchtigkeit des Lebens: „Gott hat dem plötzlichen Tode seinen Schrecken gegeben und zahllose Seuchen heißet Er auf vielfältige Weise den Tand des flüchtigen Lebens uns verleiden, um uns zu sich zu rufen! Alles, uns zu lehren, daß wir alle den Keim des Todes in uns tragen, daß der Mensch eigentlich vom ersten Augenblick seines Lebens an zu sterben beginne, an der Geburt sterbe! Ist nicht das Leben eine Krankheit, welche mit dem Tode erst aufhört? Am Leben erkranken wir, wenn wir über Fieber klagen: die Seuche des Lebens reißt uns alle dahin!“ — Unser ganzes Seyn und Thun hienieden ist nur Raupenstand. Die Raupe klebe gefräßig am Kohlblatte, oder sie schwebe an glänzendem Faden zwischen Rosen; absterben muß sie! Muß stille werden im Püppchen, aus dem, unter dem kräftigen und warmen Strahle der Sonne des Himmels, sich der schöne Schmetterling entwinden, die Larve zurücklassen, emporschweben, vom Thau des Himmels leben, im Strahle des Himmels sonnen soll [2])!

3. „Der Pfad des Lebens ist mühselig, soll es seyn, auf daß wir unsrer höhern Bestimmung nicht vergessen. Unter tausend verschiedenen Gestalten begegnet uns der Kummer; überall sehen wir den Schmerz, der mit dem Bogen auf uns zielet. Die Pfeile, welche uns auch nicht treffen, verwunden unsre Ruhe. Fast über jedem Genuß hängt ein Schwert an einem Pferdehaar. .....“ [3]).

4. „Nichts dauert, als was sein Princip des Lebens in sich hat. Nichts gelingt, als was aus Einem großen lebendigen Princip hervorgeht, welches sich von Innen aus entwickelt, und in Gestalt oder in Wort oder in That kräftig an's Licht tritt [4]).

---

[1]) S. W. II, 202. Vergl, S. W. VI, 79.

[2]) Gesch. der Rel. Jesu Christi I, 29. Vergl. I, 45. III, 559. — VII, 263.

[3]) S. W. X, 384.

[4]) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 341.

5. Liebe und Wahrheit sind unsere Lebenselemente. — „Liebe und Wahrheit sind die dringendsten Bedürfnisse, heilige Bedürfnisse des Menschen, die er doch so oft verkennt. Lebenswärme dem Herzen ist die Liebe; dem Geiste Licht ist die Wahrheit; Gluth und Strahl Einer Sonne! Der Mensch, dessen unsterbliche Natur an den Engel, dessen sterbliche Natur an das Thier gränzt, ist in dem Maaße edel, in welchem er nach Liebe und nach Wahrheit dürstet. Sehnsucht ist hienieden sein Theil [1]). — „Betrachtung des göttlichen Wesens ist das Element des Geistes. Sie führt zunehmende Liebe zu Gott mit sich, und diese führet mit sich zunehmende Gleichförmigkeit des Willens mit dem Willen Gottes. Diese Betrachtung verähnlichet den endlichen Liebenden dem unendlichen Geliebten, Der der Urquell aller Liebe, der Urquell jeder Schöne, der Urquell alles Guten ist. Das ist die Philosophie des Christenthums. Ist es möglich, die Wahrheit, die Würde, die Schönheit und die Beseligung dieser Weisheit zu verkennen? Und sollten unsre Ungläubigen nicht auch mit würksamer Beherzigung erwägen wollen, wie es zugehen möge, daß Paulus, der gelehrte Pharisäer, und Johannes, der Fischer aus Galiläa, denselben großen Gedanken, daß der Geist durch Betrachtung der Urschöne sich ihr verähnlichet, so einfach und so erhaben darstellen?“ [2]) — „Wahrheit und Liebe sind aller Geister, so wie sie durch den Hauch Gottes entstanden, natürliches Element, Wahrheit und Liebe sind so wenig zu trennen wie Licht und Wärme der Sonne. So lange der Mensch in der Liebe beharrte, war er im Besitz vieler Wahrheit“ [3]). — „Unsre Erkenntniß besteht, wie der Regenbogen, aus Brechungen des Lichtes. Nur bei Gott ist der gediegene Strahl!“ [4]) — „Es ist schwer zu sagen, ob Chrysostomus, dieser apostolische Mann, größer war in Ergründung der Tiefen heiliger Wahrheit, oder im Aufschwunge des Geistes zu den lichten Höhen unsrer himmlischen Religion. Gleichsam daheim in beiden Regionen, wird er weder dunkel in der feinsten

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi VI, 234.

[2]) Gesch. der Rel. Jesu Christi VI, 534.

[3]) Betracht. und Beherz. der heil. Schrift I, 43.

[4]) Ebendas. I, 38.

Untersuchung, noch auch phantastisch im hohen Fluge; er scheint nie, ohne zu erwärmen; er glühet nie, ohne zu erleuchten. Göttliche Wahrheit und göttliche Liebe sind Strahlen Einer Sonne, oder vielmehr sind vereint in Einem Strahl des Urlichts, in welchem zu sonnen die Bestimmung der Geister ist" [1]).

6. Was es heißt, in Gott leben, oder „Geheiligt werde Dein Name": „„Der durch Sich Selbst Selige bedarf nicht unserer Verherrlichung; aber wir bedürfen es, daß Er an uns verherrlichet werde"". In Gott zu leben, das heißt, mit dem Geiste, mit unsrer ganzen Liebe, uns versenken in Seine Urschöne, das ist unsere Bestimmung, das ist die Bestimmung aller Geister, das ist ihre höchste Seligkeit. Dahin soll uns alles führen, was wir sehen, wessen wir auf irgend eine Weise inne werden. Gottes sollen wir inne werden in allen Dingen; Sein, in dieser sichtbaren, herrlichen Welt, die nur der Schatten Seiner Hand ist; Sein, in jedem Gegenstande unseres Wohlgefallens, sinnlichen oder geistigen; Sein, in den Tönen der Nachtigall; Sein, in der Stimme des Freundes, wenn in unser Herz sein Herz sich ergeußt; Sein, in der Wölbung des nächtlichen, Sein, in der Wölbung des Himmels im Sonnenschein; Sein, beim offnen, unbefangenen Blick der lallenden Unschuld; Sein, im seelenvollen Auge der Liebe; Sein, im schon sich verklärenden Angesichte des Sterbenden, den Er ruft; Sein, in jeder Ahndung der Seele, wenn sie ihre Fittiche gebunden im Leibe des Todes fühlt, und ihrem Heimweh sich die irdische Brust verengt. Denn Er schmückte so herrlich diese schöne Welt; Er hauchte Melodien in die Kehle der Nachtigall; Er offenbart uns Seine Macht, Weisheit und Liebe in den zahllosen Sonnen des nächtlichen Himmels; Er hieß den Mond Seine Gnade und die Sonne Seine Herrlichkeit verkündigen; „Er hat Sich ein Lob bereitet aus dem Munde der Kinder und der Säuglinge;" Psalm VIII, 3. Nur an Seiner Liebe entzündet sich der reine Strahl wahrer Liebe; Seine gefühltere Nähe wirft einen Schimmer jener Welt auf das Angesicht des Sterbenden, den Er ruft; jedes ahnende Heimweh der Seele, deren Durst hienieden nicht gelöscht wird, noch gelöscht werden kann, deutet auf Ihn, denn alles, was da schön ist und gut, ist es nur durch Theilnahme Seines

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi XIV, 74. Vergl. VII, 523.

Wesens, Der da ist der Urquell alles Schönen und alles Guten; vor Dem „Seraphim ihr Antlitz verhüllen“, und rufen: „Heilig, heilig, heilig ist, Der da ist!“ Den wir unsern Vater nennen, weil Sein Sohn unser Bruder ward! Geheiliget werde „Sein Name! .....“ [1]). — „Alles ist eitel, dessen Grund und Ziel nicht Gott ist“ [2]).

7. Die Vollkommenheit hat ihre Grade. „..... Daß diese Liebe ihre verschiedenen Grade der Reinheit habe, davon zeugt die heilige Schrift in Lehren und in Beispielen. Aber Vollkommenheit solcher Liebe von jedem verlangen, das ist eben so viel als das Kind in die Schranken der Rennbahn führen, und glauben, daß es mit geübten Wettläufern um den Preis werde laufen können, weil man ihm die Gängelbänder abgeschnitten. — Ja verlangen, daß der Mensch hienieden zu dieser Vollkommenheit heiliger Inbrunst gelangen solle, daß sie ihm beständig beiwohne, und er, gleich einem gewesenen Gichtbrüchigen, itzt im Gesundbade, völlig Genesenen, sowohl die Hoffnung als die Furcht, als unnöthige Krücken, von sich werfen, oder in dem Tempel aufhängen solle; das heißt von der im sündigen Leibe eingeschlossenen Seele seraphinische Reinheit fordern, und cherubinische Gluth! So lange der Mensch noch in dieser Hülle wallet, kann er fallen; wie sollte er nicht fürchten! Er soll Gott vertrauen; wie sollte er nicht hoffen! Seine Furcht aber soll so wenig die Hölle zu ihrem einzigen und letzten Gegenstande haben, als seine Hoffnung den Himmel. Er fürchte Gott zu verlieren, weil er Ihn noch verlieren kann! Er hoffe vereiniget zu werden mit Gott [3])!“

8. Das Ziel unsrer Vernunft. „Unsre Leuchte ist unsre Vernunft; sie ist ein Strahl des himmlischen Urlichts. Wie aber das Feuer des Himmels seine Reinheit verliert, wenn es sich von irdischen Gegenständen, die es zündet, nährt, so unsre Vernunft, wenn sie sich abwendet von ihrem Ursprung. Soll sie uns zu unserm Heile leuchten, so muß sie ein Strahl der „Sonne der Gerechtigkeit“ bleiben, immer genährt von Ihr!“ Mal. IV, 2. —

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi V, 184, 185.

[2]) Daselbst V, 204 und an vielen Stellen.

[3]) Gesch. der Rel. Jesu Christi IV, 593.

9. Wer ist ungläubig? — Stolberg berichtet [1]) im Leben des Clemens von Alexandrien von dessen größtem Werke „Stromata, — Teppiche —“ und fügt dem im zweiten Buche dieses Werkes angeführten Ausspruch des Platon: „Ungläubig ist, wer die Unwahrheit mit Willen liebt“, folgende Bemerkung bei: „Ein Gedanke, welcher mir der Beherzigung in zwiefacher Rücksicht sehr würdig scheint, sowohl für denjenigen, der aus strafbarer Abneigung von der Wahrheit, irgend einer lauernden Tücke wegen, oder aus Trägheit, ihr nicht nachspürt, — bei allem aber, was die Untersuchung in der Religion betrifft, ist auch die Trägheit strafbar, — als auch für den, welcher andre, die zur Erkenntniß der Wahrheit nicht gelangt sind, zu richten sich erkühnt.“

10. Ueber den Werth des Eides. „Das Beispiel des Apostels, und der von der Kirche, dieser rechtmäßigen Auslegerin des göttlichen Wortes, erlaubte Gebrauch des Eides lehren also, daß Jesus Christus nicht durchaus alle Eide verbieten, sondern nur deren Mißbrauch abstellen wollen. Welche schwere Verantwortungen werden Beherrscher der Völker und Richter dereinst haben, die den Eid so leichtsinnig, ja frevelhaft gemein machen! Der Eid ist ein Geldstück hohen Werthes, geprägt mit dem Namen des lebendigen Gottes! Nur mit reiner Hand darf man ihn auf den Altar der Wahrheit legen, und auch die reine Hand wird es mit Zittern thun. Man hat ihn gäng und gäbe gemacht! hat zur Scheidemünze zweifelhafter Gerechtigkeit, ja zum Rechenpfennig des niedrigsten Verkehrs ihn herabgewürdiget [2])!“ „..... Bei diesem Anlasse zieht der große Kirchenvater — Augustinus — eine Richtschnur, deren gewissenhafte Beobachtung den Gräuel jedes innern Vorbehalts, der von der Schule reservatio mentalis genannt wird, verbannen würde. Der heilige Augustinus lehrt, daß der Eid müsse gehalten werden, nicht nur dem dürren Buchstaben nach, sondern nach dem, dem schwörenden bekannten Sinne desjenigen, dem er schwöret [3])“.

11. Ueber das Band der Ehe nach den Satzungen des alten und neuen Bundes und über die Lösung dieses Bandes handelt Stolberg

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi VIII, 461 fgg.

[2]) Gesch. der Rel. Jesu Christi V, 174.

[3]) Das. XV, 23, Beilage.

in eingehender Weise im V. Theile der Geschichte der Religion, Abschnitt 89, und sagt u. A. S. 370 und 371: „Eine der ersten Erscheinungen, welche die große Umwälzung aller göttlichen und menschlichen Verhältnisse in Frankreich hervorbrachte, war eine zügellose Freiheit in Absicht auf die Ehescheidung, welche man beiden Geschlechtern einräumte, wofern man dasjenige Freiheit nennen darf, was alle Ordnung stürzt, die doch nothwendige Bedingung der wahren Freiheit ist.

„Foecunda culpa saecula nuptias
„Primum inquinavere —

„Mit der Heiligkeit der Ehe stehen oder fallen alle menschlichen Verhältnisse. Dieser Bund, dem die Gesellschaft selbst aus reiner Quelle entspringt, steht in der Mitte zwischen Himmel und Erde, gehört der Religion, die ihm seine Würde gibt, und dem Staate, der ihn sichert, so lang er auf eigne Sicherheit bedacht ist."

Tafel II. Demuth die vorzüglichste Tugend. — Gebet das vorzüglichste Tugendmittel.

1. Unter den Tugenden, welche Stolberg an sehr vielen Stellen seiner Schriften als Bedingung des christlichen Wandels uns an's Herz legt, nimmt die Demuth und Selbstverleugnung den ersten Platz ein. Sie ist die Quelle des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, sie die Hüterin aller christlichen Tugenden. Schleichen ihre Feinde, der Ehrgeiz, der Hochmuth, der Stolz, die Eitelkeit, die Eigenliebe in unser Inneres ein und nehmen hier ihren Sitz, so verunreinigen sie selbst den Willen zum Guten und lassen ihm nur seine scheinsame Gestalt. —

„Die holde Demuth ist, wie der Glaube, wie die Hoffnung, wie die Liebe, eine Tochter der Religion Jesu Christi. Die Demuth ist die Hüterin aller Tugenden, ja ohne sie haben alle Tugenden nur einen leeren Schein. Sie führt den Menschen in die verborgnen Tiefen seines Herzens, und zeigt ihm, beim Scheine einer göttlichen Leuchte, seine natürliche Nichtigkeit; aber sie führt ihn nur so tief, um ihn, durch lebendiges Gefühl eignen Unvermögens, zu der Höhe des Glaubens zu erheben, und ihn mit Liebe zu entflammen für Den, durch Den wir alles vermögen. „Ich elender Mensch!" so seufzet Paulus,

„wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ Und unmittelbar nachher sagt er: „Ich danke Gott, durch Jesum Christum unsern Herrn!“ [1])

„Demuth ist das lebendige Anschaun eignen Unvermögens ohne Gott. Das Leben des Demüthigen ist ein beständiges Begraben und Auferstehen. Er begräbt, was sein ist, es aufersteht in ihm, was göttlich ist. Er will nichts, als was Gott will; will nichts haben, als was er von Gott empfängt. „„Arm im Geiste, ist er selig, und hat die Fülle Gottes, welche, gleich dem Oele der Wittwe, sich nur in „„leere und dazu geborgte Gefäße““ ergießen kann.““ Wie sollte Eigenthum wollen, wer aus der Fülle Gottes schöpft?“ [2])

„So wie kein Ort der Zuflucht die Reinheit des Herzens sichert, keine Klostermauer, kein stilles Thal, keine Felskluft in der Wüste, wofern nicht Wachtsamkeit und Demuth, Glaube, Hoffnung und Liebe den Flüchtling aus der Welt begleiten, so vermögen auch diese Töchter des Himmels den Staatsmann am Thron, den Fürsten auf dem Thron, den Helden im Getümmel, und im Gewürge der Feldschlacht, rein und heilig zu bewahren; desto reiner und heiliger, je mehr die Gott geweihte Seele unter dem irdischen Pompe, und unter zeitlichem Diadem oder Lorbeerkranze schmachtet, „mit Furcht und Zittern ihre Seligkeit schaffet“, mit der frommen Königin Esther sagen kann, daß sie „kein Gefallen habe an der Herrlichkeit“ der Welt, keine Freude habe als in dem Herrn ihrem Gott. .....“ [3]). — „Die Tugend der Demuth ist himmlischen Ursprungs, sie gehet hervor aus dem reinen Elemente der Geisterwelt, aus der Wahrheit und aus der Liebe.“ — „Die Demuth des Christen hat ihren Schmerz, die Demuth des Christen hat ihre Wonne“ [4]). —

Ueber die unächte Demuth spricht er unter anderen Stellen in folgender [5]): „..... Noch schöner ist das folgende Wort Davids: „„und ich will niedrig sein in meinen Augen““. Das ist die wahre Demuth!

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi VI, 183.

[2]) Das. VI, 36.

[3]) a. a. O. IV, 94.

[4]) Büchlein von der Liebe, Abschnitt IX, S. 88. 89. — S. W. XX, 91. 93.

[5]) Betracht. und Beherz. der heil. Schrift II, 404. 405.

Ohne diese sind alle Demüthigungen eitel! Daß geheuchelte Demuth Gott und Menschen ein Gräuel sei, wird jeder zugeben; aber es gibt eine Scheindemuth, welche keine eigentliche Heuchelei, dennoch unächt ist. Wenn wir uns unsre vermeinte Demuth zum Verdienst anrechnen. Wenn unsre schlaue, eitle Natur von solcher vermeinten Demuth Anlaß nimmt sich selbst zu schmeicheln, und ihrer Demuth sich zu überheben! Diese Täuschung ist nicht selten, und ist sehr gefährlich. Der wahrhaftig Demüthige ist klein in seinen Augen, wie David. Seine Demuth ist nicht, wie manchen, die das wesentliche des Christenthums nicht kennen, wohl scheinen mag, eine Täuschung. Sie ist wahre und auf Wahrheit gegründete Empfindung. ....." —

2. Daß in Stolbergs Schriften das Gebet, dieses Athemholen der Seele in Gott, eine öftere und vielseitige Erwähnung finden müsse, wird mit Recht von seinem von Gott und von dem Verhältnisse Gottes zur Menschheit erfüllten Geiste und Gemüthe erwartet. Wir haben aus jenen nur einige herausgeprobt. — „Der Lebensodem des Christen ist das Gebet; im Gebet athmet er seinen Glauben, seine Hoffnung, seine Demuth, manchmal seinen Schmerz, immer seine Liebe zu seinem Gott empor, und athmet Gnaden von Ihm ein, Kraft zum Dulden, zum Harren, zum Kampfe wider seine Feinde, die Welt, den Teufel, seine eigne verderbte Natur. ....." [1]). — „Das Gebet ist der Hauch, welcher das Feuer der Liebe in unsern Herzen anfacht, erhält, vermehrt, wenn es ernstlich gemeint, wenn es kein leeres Lippengeplär ist, mit welchem wir uns selbst täuschen, und uns dann wohl noch wundern, daß es ohne Wirkung bleibt. Unser Heiland führt den Juden zu Gemüth, was schon Isaias im Namen Gottes gesagt hatte: „„Dieses Volk ehret Mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist fern von Mir."" Wie oft wird selbst das Gebet des Herrn entweihet, wenn es gedankenlos hergeplappert wird, als ob wir Gott, Der unser Herz begehrt, mit unbeherzigten Worten dienen könnten! Die öftere Wiederholung dieses hochheiligen Gebets ist nur öftere Entweihung, wenn es auf solche Weise, nur mit der schnellen Zunge, ohne Gedanken und ohne Empfindung hingebetet wird. So steiget das Gebet nicht als

[1]) Betracht. und Beherz. I, 432.

heilige Opferflamme gen Himmel, sondern als ein eitler Rauch, der uns den Blick des Geistes trübet, und sich erhebet zwischen uns und Gott. ....." [1]). — „Auf Flügeln des Gebets erheben sich im Lobe Gottes alle reine Geister; der Gedanke Seiner Vollkommenheiten erfüllet sie mit ewiger Wonne. Auf Flügeln des Lobes darf und soll sich auch erheben der noch sterbliche, der noch mit Sünde behaftete, aber durch den Sohn Gottes und des Menschen Sohn mit Gott ausgesöhnte Mensch" [2]). — „Wer nicht betet, der ist kein Christ; wer schlecht betet, der ist kein guter Christ" [3]). —

Tafel III. Der in zwei Strömen, in der heiligen Schrift und in der Erblehre, sich ergießende Glaubensgrund der göttlichen Offenbarungen.

1. Wir haben schon früher gesehen, welchen Werth die Bibel für Stolberg gehabt hatte. Seit der Zeit, als er sie aus den Händen der katholischen Kirche empfangen, war sie ihm als eine fortwährende Menschwerdung des heiligen Geistes in dieser und durch diese ein inhaltreicheres, sichere Wahrheit verbürgendes und geheiligtes Gefäß göttlicher Mittheilungen geworden. Wir sahen oben, wie sie nach seinem Bekenntniß im Fortgange der Geschichte der Religion Jesu Christi bis dahin seiner Füße Leuchte und auf seinem Pfade Licht gewesen [4]), und sehen nun, mit welchen erhabenen Gedanken und Empfindungen er an dieser Stelle von ihr zu reden Veranlassung nimmt. Er fährt fort: „Dieses heilige Wort zeigt uns den Menschen, der nach dem Bilde Gottes geschaffen ward; es zeigt uns seinen Fall, und läßt uns hören die große Verheißung Desjenigen, Der da ist das A und das O der heiligen Offenbarungen, von Moses an, „mit dem der Herr redete von Angesicht zu Angesicht, wie ein Mann mit seinem Freunde redet", bis auf Johannes, „den Jünger, den Jesus liebte", der auch an

[1]) Das Büchlein von der Liebe 170, 4. Aufl. S. W. XX, 179. Das Büchlein ist vorzüglich reichhaltig an Gedanken über die Natur und die Richtung des Gebets.

[2]) a. a. O. 129. S. W. XX, 134. 135.

[3]) 173. XX, 182.

[4]) VII. Abschnitt LXXX. § 1. S. 540.

Seiner Brust beim heiligen Mahle der Liebe lag. — Erhaben in edelster Einfalt, reich und gewaltig, und freundlich, und hehr wie die Natur; immer mehr gewährend je mehr man von ihr empfing, wunderbar in ihrer Mannichfaltigkeit wie in ihrer Einheit, wunderbar und wahrhaftig wie die Natur, säugt die heilige Schrift an mütterlichen Brüsten die Kinder frommer Einfalt; und an ihren Tiefen staunt anbetend der Weise. Sie umfasset Zeit und Ewigkeit; in menschlicher Sprache stellt sie das Göttliche dar, unerreichbar in ihrer Hoheit, und traulich sich herablassend zum Hirten auf der Flur, und zum zarten Kinde, „„aus dessen Munde der Herr Sein Lob Sich bereitet““. — Sie bietet sich dar dem Umnachteten zur Leuchte; dem Irrenden zum Leitstern; dem Wankenden zum Stabe; dem Traurenden zum Troste; dem frommen Dulder zum Kelche des Heils; dem Kranken zur Arzney; uns allen zum Führer auf schmalem, gefährdetem Pfade, zu den Hütten des ewigen Heils. — Der Unendliche und der Mensch sind ihr Inhalt; und indem sie dem Wahrheitsuchenden sein eignes Herz mit ihrem Lichte beleuchtet, gibt sie auch dadurch einen kräftigen Erweis von der Wahrheit dessen, was sie vom Unendlichen ihm kund thut. — Was den Geist des Menschen erleuchten; was seinen Willen schmeidigen, lenken, locken; was sein Herz erschüttern, schmelzen, entflammen mag, das findet man bei ihr, und, in lebender Urkraft, nur bei ihr. Auf ihren Tiefen schwebet der ewige Geist, wie er schwebete ehemals auf den Wassern der Schöpfung. Sie redet mit Völkern in Donnern des bebenden Sinai; sie flüstert der Seele holde Worte der Brautwerbung, im Namen des Ewigen! — Wer von den heiligen Schriften sich entwöhnet, der entwöhnet sich vom Leben der Seele; glücklich wenn er noch bei Zeiten inne wird, daß die Welt, sey es mit ihren Lüsten, sey es mit ihrer Weisheit, ihm nur Hülsen bot, bei denen der unsterbliche Geist verschmachtet. .....“ —

„..... So wie Sein Sohn Mensch ward, nach dem Ausdruck der heiligen Schrift: „Knechtsgestalt annahm, ... und Sich Selbst erniedrigte bis zum Tode, ja zum Tod' am Kreuze“; so kann man, dünket mich, auf gewisse Weise auch sagen, daß der Geist Gottes, der Heilige Geist, in der von Ihm gottseligen Männern eingegebenen schriftlichen- Offenbarung, Knechtsgestalt annahm, und sich erniedrigte

bis zum todten Buchstaben, der aber von Ihm, dem Hauche des Lebens, lebendig gemacht, uns beleben soll" [1]). —

„Wer zur Bildung des Geistes die unsterblichen Schriften der Griechen und Römer unbefangen lieset, der wird, je mehr das Urtheil in ihm reifet, die weit höhere Weisheit, die höhere Erhabenheit, die alle Schöne übertreffende Urschöne jenes göttlichen Buches nicht verkennen, welches wir mit Recht die Bibel, das heißt das Buch nennen [2]).

„Sie — die heilige Schrift —, welche Einen Urheber mit der Natur hat, ist wie diese, reich an Fülle der Mannichfaltigkeit in erhabenster Einheit. Jedes Alter der Menschheit findet in ihr seine Nahrung; ihre Brüste säugen den Unmündigen und ihr Becher entflammt den Weisen" [3]).

Er tadelt, wie mehrere Kirchenväter es gethan [4]), die Vorliebe des Origenes für Allegorieen bei der Auslegung der heiligen Schriften und sagt: „Es ist nicht zu leugnen, daß seine Lust und Liebe zu Allegorieen, seine öftere Vernachlässigung und Vorbeigehung des natürlichen Sinnes, den er nur als die Schale des verborgenen Kerns anzusehen geneigt war, obschon dieser natürliche Sinn oft einfältiger, erhabner und dem Mißgriffe nicht so unterworfen ist wie der bildliche, es ist, sag' ich, nicht zu leugnen, daß dieser Hang zum Bildlichen ihn weit über die Richtschnur des Wahren geführt habe. — Nicht als ob überall der allegorische Sinn zu verwerfen wäre. Das sey ferne! Der große Heidenapostel hebet manchmal den Schleier bildlicher Vorstellungen der Schriften des alten Bundes, und offenbaret uns sogar in geschichtlichen Büchern desselben den bildlichen Sinn, wo wir, ohne ihn, nur den natürlich sich darbietenden, allerdings auch wahren Sinn würden gesehen haben." — Dann fährt er fort: „Dem Witze aber und der Willkür darf nicht freies Spiel gelassen werden. Selig ist, wer dem göttlichen Worte mit liebetrunkenen Herzen nahet, aber der Verstand

---

[1]) Betracht. und Beherz. der heil. Schrift I, 35 fgg. Siehe den ganzen Abschnitt: »Würde der heiligen Schrift« von S. 158—168.

[2]) Gesch. der Rel. Jesu Christi XIII, 19.

[3]) a. a. O. I, 267.

[4]) a. a. O. VIII, 646. 647.

bleibe nüchtern, auf daß nicht die Fackel der Erklärung den wahren, in göttlicher Einfalt so erhabenen Sinn, statt ihn zu beleuchten, verzehre und zum Spiele des Witzes ihn verflüchtige. .....“ —

2. Tradition. Ueber das Wesen der kirchlichen Ueberlieferung hatte Stolberg bereits bei seiner früher erwähnten Uebersetzung und Erläuterung der zwei Schriften des heiligen Augustinus sich ausgesprochen; auch in der Geschichte der Religion Jesu Christi spricht er an mehreren Stellen über dieselbe. So heißt es von ihr und der heiligen Schrift [1]): „Unsere heiligen Schriften sind in aller Händen, ihren Text zu verfälschen ist nicht möglich. Sie sind ein heiliger, ein göttlicher Erkenntnißgrund der Lehre. Daß sie aber auf mancherley Weise gedeutet und gedeutelt worden, davon zeugen alle Irrlehren, deren Urheber und Anhänger sich immer auf die heilige Schrift berufen. Der zweete heilige und göttliche Erkenntnißgrund ist die Ueberlieferung. Aus ihren Händen — sie ist älter als alle Schriften des neuen Testaments — empfingen alle Christen, auch die, welche sie nicht als Richtschnur anerkennen, das neue Testament und den christlichen Glauben und christliche Gebräuche. Aus ihren Händen nehmen wir Katholiken die richtige Erklärung der heiligen Schrift. Auf der heiligen Schrift und auf der Ueberlieferung beruhet, gleichwie auf zween Theilen eines Gewölbes, — wie, wo ich nicht irre, Bossuet irgendwo sagt, — das Gebäude unsrer Kirche.“ Dem 8. Bande der Geschichte hat er die Abhandlung „von der Ueberlieferung“ übersetzt aus der französischen Handschrift seines Freundes Jarry, des ehemaligen Capitularen des hohen Domes zu Lüttich, als Beilage, mit Anmerkungen von ihm begleitet, hinzugefügt.

Tafel IV. Die Kirche.

Hatte auch Stolberg in der oben erwähnten Uebersetzung und Erläuterung der zwei Schriften des heiligen Augustinus seine überzeugungsvollen Ansichten über die Kirche und ihre Autorität öffentlich niedergelegt; die Geschichte der Religion Jesu Christi ist Seine Kirche selbst und mußte den in ihr und mit ihr wandernden zu Bezeugungen seines Glaubens über sie zum oftesten veranlassen. Sollte es der

---

[1]) S. W. X, 190.

Mittheilung einiger, dem Strome der Geschichte entnommenen Bezeugungen einige allgemeine, diese mehr erhellende und bekräftigende Gedanken von Schriftstellern der Gegenwart vorauszuschicken, zweckdienlich erscheinen, so wüßten wir keine bessere Auswahl zu treffen, als aus dem neunzehnten Kapitel „Autoritätsglaube“ der Erinnerungsblätter des Amerikaners O. A. Brownson. „..... Die Vernunft“ schreibt er, „ist geschaffen und in ihre Autorität in der natürlichen Ordnung dadurch eingesetzt, daß Gott ihr das Licht und die Wahrheit Seines eigenen Wesens mitgetheilt hat, und ihre Autorität ist die Autorität des ihr mitgetheilten göttlichen Lichtes und der ihr mitgetheilten göttlichen Wahrheit; die Kirche ist geschaffen und in ihre Autorität auf dem übernatürlichen Gebiete dadurch eingesetzt, daß Gott ihr das Licht und die Liebe Seiner eigenen Wesenheit mitgetheilt hat, und ihre Autorität ist die Autorität Seines eigenen wesentlichen Lichtes und Seiner eigenen wesentlichen Wahrheit..... Die natürliche Vernunft erhält ihren ganzen Werth dadurch, daß Gott in und bei ihr als ihr Schöpfer und Erleuchter gegenwärtig ist; das ist der einzige Grund ihrer Existenz und Autorität. Der ganze Werth der Lehre der Kirche, der einzige Grund ihrer Existenz und Autorität liegt darin, daß der menschgewordene Gott auf übernatürliche Weise in und bei ihr als ihr Schöpfer und Erleuchter zugegen ist.

Die der Kirche ertheilte Vollmacht, von welcher die Katholiken so oft sprechen, ist nicht eine blos äußerliche Sendung oder Beglaubigung die in äußerlichen Zeichen einer, der göttlichen Person unseres Heilandes fremden Person ertheilt worden wäre. Die Kirche besteht und lebt durch directe, unmittelbare Gemeinschaft mit dem fleischgewordenen Worte; ja sie ist Sein Leib, und, wenn ich so sagen darf, die äußere, die sichtbare oder tastbare Fortsetzung oder Darstellung von Gottes Wohnungnehmen im Fleische. Wie der Heiland selbst, so ist auch sie göttlich und menschlich zugleich. Sie ist die Einigung der zwei Naturen mit den zwei Naturen Christi in Einer göttlichen Person. So wurzelt ihre Autorität nicht in einer äußerlichen Bevollmächtigung — diese ist blos ihr äußeres Zeichen oder Sinnbild, — sondern in dem wesentlichen Bestande jener Einigung in Gott selbst, der in ihr Wohnung genommen, in dem Paraklet oder dem Geiste der Wahrheit, der ihr bleibend gegeben ist und in ihr wirkt, wie er in der natürlichen

Ordnung der natürlichen Vernunft inne wohnt und in ihr und durch sie wirksam ist.“ .... —

Nachdem Stolberg, der Historiker, in den oben angeführten sieben ersten §§. des 80. Abschnittes des 7. Bandes die göttliche Würde der heiligen Schriften gepriesen, fährt er fort: [1]) „Anderthalb Jahrtausende lang deuteten schriftliche Offenbarungen Gottes mit zunehmendem Lichte auf das ewige Wort des Vaters, auf des ewigen Vaters ewigen Sohn. „„Und das Wort ward Fleisch““ .... Der Sohn Gottes erfüllte alle von Ihm geschehenen Verheißungen des alten Bundes und sprach, eh' Er in den Tod ging zu Seinem Vater: „„Ich habe Dich verherrlichet auf Erden, und vollendet das Werk, das du Mir gegeben hast, daß Ich es thun sollte.““ Er hatte mündlich gelehrt und durch Thaten, und eh' Er, als Ueberwinder der Sünde, des Todes und der Hölle, zum Vater auffuhr, verhieß Er Seinen Jüngern Seinen Geist, nach dessen Empfang sie ausgehen sollten, Ihn den Nationen zu verkündigen. — Elf Tage nach Seiner Auffahrt ergoß sich der heilige Geist über Seine Apostel.....“ „In lebendiger Rede sollte fortan die beseligende Lehre sich verbreiten. Doch sollte auch heilige Urkunde bleiben von einigen der Reden und der Thaten des Sohnes Gottes.....“ „Zur mündlichen Verkündigung der Lehre waren alle Apostel geordnet worden, es war ihr eigentlicher Beruf. Menschlicher Weise zu reden, haben zween von ihnen, so wie auch Markus und Lukas ihre Evangelien, letzterer seine Geschichte der Apostel, und verschiedene von diesen, sowie auch Paulus, ihre Sendschreiben gelegentlich geschrieben. Die Kirche Christi bestand ohne diese göttlichen Schriften. Und aus ihren Händen sind sie auf uns gelangt, die Kirche hat sie uns überliefert und beglaubigt. Der Kirche, von welcher der Sohn Gottes verheißen hatte, daß „die Pforten der Hölle sie nicht sollten überwältigen,“ hat Er, wie die Sakramente, so auch die Lehre anvertrauet und diese wie jene gesichert, indem Er verhieß, daß der Vater „den Geist der Wahrheit senden würde.....“ — Darum nennt Paulus auch „„die Kirche des lebendigen Gottes, den Pfeiler und die Grundfeste der Wahrheit.““ .... Wir werden weder in der Zeit noch in der Ewigkeit die Erbarmungen Gottes genug preisen können, für die heiligen Bücher der gött-

[1]) VII, 542 bis 547 oder §. 8 bis 18.

lichen Offenbarung. Aber dennoch würde ihre Erhaltung uns nicht vor Spaltungen und Irrthümern sichern, wenn der Sohn Gottes Seiner Kirche nur deren Aufbewahrung, nicht auch die Ueberlieferung der apostolischen Deutung derselben anvertrauet, und sie dadurch „„zum Pfeiler und zur Grundfeste der Wahrheit““ gemacht hätte; sie, welche eben darum Paulus „„die Kirche des lebendigen Gottes““ nennet, weil der heilige Geist, der Verheißung Jesu Christi gemäß, „„bei ihr bleibet ewiglich,““ sie „„in alle Wahrheit leitet.““..... „Wir werden in der Folge sehen, wie von Anbeginn an die Kirche Jesu Christi an den apostolischen Lieferungen haftete, und auf sie sich berief. Die authentische, apostolische Auslegung „„der Kirche des lebendigen Gottes““ sichert allein die göttlichen Schriften vor falscher Deutung, sowohl in Lehren des Glaubens, als in der Sittenlehre. Die heilige Schrift und die apostolische Ueberlieferung begegnen sich, gleich beiden Hälften Eines gemauerten Schwiebbogens, deren obere Vereinigung eine Wölbung bildet, auf welcher der Tempel der Wahrheit unerschütterlich steht und stehen wird, bis ans Ende der Tage.“ —

Des Presbyters Arius in Alexandrien und seiner zahlreichen Anhänger Irrlehre bedrohte im Anfange des vierten Jahrhunderts die Kirche mit innerer Verwirrung und mit dem Aergerniß größerer Spaltung im christlichen Glauben. Gottes weltregierende Fürsehung hatte dafür gesorgt, daß die Kirche seines eingebornen Sohnes in ihrem Lehrkörper, nach dem Vorbilde der Versammlung der Apostel in der Erstlingskirche zu Jerusalem, sich nicht nur versammeln konnte, sondern auch die äußere Veranstaltung dieser Versammlung an dem nun einen Beherrscher des römischen Weltreichs, an dem Kaiser Constantin, einen Beförderer finden mußte. Das Gesammtbewußtsein der lehrenden Kirche über die Erblehre schloß sich unter dem Beistande des heiligen Geistes in den versammelten Nachfolgern der Apostel auf und gaben diese, der Irrlehre des Arius gegenüber, das jenem entsprechende Glaubensbekenntniß. Dieses erste allgemeine Concilium zu Nicäa — im Jahre 325 — mußte dem Geschichtschreiber der Kirche vor allem die Pflicht auflegen, wiederum auf die berechtigte Autorität der Kirche in kurzen Grundzügen zurückzukommen. [1])

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi X, 182—204. Abschnitt XXXVI, VII, VIII.

Nachdem er den Auftrag des Herrn an seine Apostel zu lehren und die Verheißung seines Beistandes bis an der Welt Ende nachgewiesen, fährt er unter Andern fort: „Die Apostel wurden heimgerufen, einer nach dem andern. Wäre nur ihnen diese Verheißung gegeben worden, hätte Er nur diese eilf Leuchten angezündet, ehe Er strahlend zum Vater sich erhob, diese Leuchten, deren Oel nach dem Maaße der Sterblichkeit abgemessen war, so hätte der Sohn Gottes ein Werk hervorgebracht, wie Menschen es hervorbringen. Ein Licht wäre nach dem andern mit den sterbenden Aposteln verloschen; diejenigen unter ihnen, welche als Märtyrer bluteten, hätten für eine mit ihnen ausgehende Lehre geblutet; der Fels, auf den Jesus Christus Seine Gemeine zu gründen verheißen hatte, wäre dahin gespült worden von den Fluthen des Todes, wenn Seine Verheißungen sich auf ein so nahes Ziel bezogen hätten. Wäre noch eine Hoffnung geblieben, so hätte sie beruhet auf erneutem Wahne, daß der „Jünger, den Jesus lieb hatte, nicht sterben würde;“ aber auch Johannes starb!.....

„Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit, ist noch bei Seinen Leuchtern, hält Seine Sterne noch itzt in der rechten Hand! Er ist bei den Männern, auf welche durch Handauflegung in ununterbrochener Reihe von den Aposteln an, von Geschlecht zu Geschlecht, das heilige Amt und mit ihm die verliehene Kraft fortgesetzt wird, das Amt zu lehren und zu spenden die heiligen Sakramente und bei Spendung der heiligen Eucharistie, „„den Tod des Herrn zu verkündigen, bis er kömmt.““ — Von den Zeiten der Apostel her sind die Bischöfe als deren Nachfolger angesehen worden. Der heilige Ignatius, dieser Jünger der Apostel, der von den Händen der Apostel die bischöfliche Weihe empfangen hatte, der in heiliger Demuth sich dieses hohen Amtes nicht würdig hielt, wiewohl, oder vielmehr weil er ein apostolischer Mann war, der heilige Ignatius dringt in allen Briefen, die er als Bekenner schrieb, als er den wilden Thieren vorgeworfen zu werden nach Rom geführt ward, in allen diesen Briefen dringt er auf tiefe Verehrung der Bischöfe, auf Gehorsam gegen die Bischöfe, auf innigste Vereinigung der Gemeinen mit den Priestern und der Priester mit den Bischöfen..... Er schreibt an die Ephesier: „Die Bischöfe seien allenthalben durch den Willen Jesu Christi eingesetzt worden. Er freuet sich, daß die Priesterschaft der Ephesier Ein's seien

mit dem Bischofe, wie die Saiten mit der Leyer. Seid untergeordnet dem Bischofe, schreibt er an die Magnesier, wie Jesus Christus dem Vater unterordnet ist nach dem Fleische,[1]) und wie die Apostel Christo unterordnet waren und dem Vater und dem Geiste, auf daß ihr vereint seid in leiblicher und in geistiger Vereinigung.“ .... In allen seinen Briefen dringt er auf die innigste Verbindung mit dem Bischofe; in allen unterscheidet er auf die bestimmteste Weise die Bischöfe von den Priestern, und von beiden die Diakonen. „.... Von Zeiten der Apostel her wurden die Bischöfe als die Bewahrer und Wächter der heiligen Lehre angesehen. Von jeher war es Lehre der Kirche Jesü Christi, daß in Fragen über den Glauben und in Anordnung der Kirchenzucht, unter dem Beistande des heiligen Geistes, kraft der vom Sohne Gottes gegebenen Verheißungen, die versammelten Bischöfe entschieden. Von jeher ward der Bischof zu Rom als Nachfolger des Apostels Petrus, dieses Felsen, auf dem Christus Seine Kirche gründete, angesehen.“ .... „Der Ueberlieferung Bewahrer und Hüter sind alle katholische Bischöfe als Nachfolger der Apostel, in Vereinigung mit dem Pabste, der als Nachfolger des heiligen Petrus, Mittelpunct der Einheit ist. Unwandelbarkeit der Lehre ist Hauptcharacter der katholischen Kirche, daher auch Reinheit der unverfälschten Lehre. Denn daß die Lehre der Apostel rein war, bekennen alle noch so verschiedne christliche Partheien. — Wenn eine Frage, die den Glauben betrifft, in Anregung kommt, so bedarf es nur, daß Zuflucht genommen werde zur Ueberlieferung. Dazu versammeln sich die Bischöfe...... Keine willkürliche Bestimmung hat den Allgemeinen Kirchenversammlungen bei Entscheidung der über die Lehre angeregten Fragen, das Recht der Unfehlbarkeit beigelegt. Eine willkürliche Bestimmuug dieser Art wäre Wahn und Frevel. Diese Unfehlbarkeit derselben in Entscheidung über Fragen, welche die Lehre betreffen, beruhet auf den Verheißungen des Sohnes Gottes, welcher nicht bei Seiner Kirche geblieben wäre, Dessen Geist der Wahrheit mit Ihm von ihr gewichen wäre, wenn — was dazu ein größeres Wunder wär' als die Sprachenverwirrung beim Thurme zu Babylon — wenn auf Einmal in allen Kirchen derselbige Irrthum sich verbreitete, und jeder der zum Concilium berufenen

[1]) d. h. nach seiner menschlichen Natur.

Bischöfe diesen neuen Irrthum für die von den Vätern erhaltene Ueberlieferung seiner Kirche hielt.

„Sähen wir auch einen Augenblick von den Verheißungen Jesu Christi ab, so würden wir doch erkennen müssen, daß die wahre Ueberlieferung der Apostel sich da finden müsse, wo die Ueberlieferung ihrer Nachfolger und der Kirchen in allen Landen übereinstimmt. Die Vernunft selbst spricht aus dem heiligen Vincentius von Lerins: „Halten wir uns an das, was allenthalben, allezeit, und von allen geglaubt ward.“ Das ist die katholische Richtschnur, welche von jeher die aufkommenden neuen Lehren von ihr trennte, und ihr ihren Namen gab, denn katholisch heißt allgemein. — Aber es sei fern von uns, abzusehen von den Verheißungen, die der Sohn Gottes Seiner Kirche gab; Verheißungen, welche alle, die sich von Ihm getrennt haben, in nicht geringe Verlegenheit setzen, uns aber zu unaussprechlichem Troste gereichen, weil sie uns die Ueberzeugung geben, daß unsre Lehre noch heute dieselbe sei, und bis zum Gerichtstage dieselbe sein werde, die sie war als Stephanus, zeugend für sie, „„durch geöffneten Himmel den Sohn des Menschen zur Rechten Gottes stehen sah.““ ....

Auch die Kirchenzucht ward den Nachfolgern der Apostel anvertraut, und auch bei dieser dient ihnen, in den Kirchenversammlungen wie in ihren einzelnen Sitzen, die Ueberlieferung zur Richtschnur. Doch sind die Beschlüsse, welche die Kirchenzucht, nicht, wie jene, welche den Glauben betreffen, unwandelbar, sondern werden nach Erfordernissen der Zeit eingerichtet. Und auch hierin handelt die Kirche nach dem Vorgange der Apostel..... „Alle Beschlüsse der allgemeinen Concilien, welche die Lehre betreffen, sind unwandelbar, denn es sind Aussprüche der unfehlbaren, vom „Geiste der Wahrheit,“ vom heiligen Geiste in alle Wahrheit geleiteten Kirche Jesu Christi.“

Sind nun die allgemeinen Kirchenversammlungen das feyerlichste, so sind sie doch nicht das einzige Mittel, zu einem entscheidenden Ausspruch der unfehlbaren Kirche zu gelangen. Alle Bischöfe der auf dem Erdkreise verbreiteten katholischen Kirche, können die Ueberlieferung ihrer Kirchen über eine angeregte Frage einsenden, und ihre immer übereinstimmende Ueberlieferung hat gleiche Kraft mit dem Beschlusse einer allgemeinen Kirchenversammlung.“ ....

„Kurz alle Beschlüsse, welche, sei es auf diese oder jene der so eben erwähnten Weisen, zu entscheidender Bestimmung angefochtner Glaubenslehren, oder zu Entscheidung angeregter Fragen abgefaßt worden, und die Zustimmung des Pabstes und der andern Bischöfe erhalten haben, sind nichts geringeres, als die aus allen auf dem Erdkreise verbreiteten katholischen Kirchen wie aus Einer Brust hervorgehende Stimme Einer heiligen apostolischen Ueberlieferung, deren Unfehlbarkeit auch durch ihre Unwandelbarkeit bewährt wird, welche sich durch vollkommne Einheit des katholischen Glaubens offenbart, durch allenthalben und zu allen Zeiten gleiche Einheit, unangefochten von Zeit und von Raum, diesen Tyrannen im Reiche der Vergänglichkeit. Mögen wir, glückliche Kinder der katholischen Kirche, mit demüthiger Anbetung es erkennen, daß die Richtschnur des Glaubens, welche der Sohn Gottes uns zurückließ, unsre Freyheit sichre wie unsre Ruhe! „„Der Gehorsam des Glaubens““ erhebt das Herz des wahren Katholiken. Frey fühlt er sich unter dem „„Gesetze der Freiheit,““ unterwirft sich keiner andern Richtschnur des Glaubens als derjenigen, von welcher er überzeugt ist, daß der Geist Gottes sie gezogen habe. Wer sich dieser entzieht, und doch Christ sein will, der unterwirft sich entweder den Meinungen menschlicher Lehrer — und wie verschieden sind diese! wie schwankend über das Heilige und Göttliche! — er unterwirft sich einer menschlichen Autorität, von welcher er doch zugiebt, daß sie irren könne; oder er vermißt sich, mit eignem Senkbley die Tiefen der Religion ergründen zu wollen, und verfährt entweder mit unverantwortlichem Leichtsinn, oder mit ärgerm Stolze, wofern er sich weiser dünket als alle Lehrer aller Zeiten!“ — — — —

Wir sehen, daß Stolberg seinen kirchlichen Glauben nicht auf einen blinden Autoritätsglauben stützend Mitglied seiner Kirche war, einer Lehr- und Heilsanstalt, sichtbar in ihrer Vereinigung, welcher schon das Kind durch die heilige Taufe als ihr Säugling angehört, um durch diese, — denn die Christen werden nicht geboren, sondern, das ist ihr Adelsbrief, wiedergeboren, Joh. III, 3, — zum Christenthum erzogen zu werden, und zugleich unsichtbar in der durch die Aufnahme der mitgetheilten christlichen Lehre und der Gnadenmittel hervorgerufenen innern Seelenwirksamkeit. Daß der Glaube an die kirchliche Autorität auf freier moralischer Ueberzeugung beruhen müsse, wieder-

holt er an mehreren Stellen. „.... Denn so wie," sagt er u. A. [1]) „das unserer vernünftigen und edlen Natur tief eingelegte Bedürfniß der Freiheit sich gekränket fühlt durch jede politische Gewalt, wenn sie nicht gegründet ist auf das Gesetz; so auch und noch weit mehr widerstrebt es jedem in geistlichen Verhältnissen waltenden Ansehen, wenn es nicht auf göttlicher Autorität beruhet." Aus der durch Wort und Schrift überlieferten Lehre wußt' er, was das in Christus Fleisch gewordene Wort für die Menschheit gewollt, was durch Ihn in der Zeit geworden und was in ihr bis an das Ende der Tage bleiben sollte. Die unerschütterliche Zuversicht, daß Christus seine Kirche als eine im Glauben, Bekenntniß, Sakrament und Gottesdienst einige und dauernde gegründet habe, und daß der Episkopat durch sakramentalische Händeauflegung das fortgesetzte Apostolat, dieses aber nicht vollzählig, nicht vollständig sei, ohne einen ersten in ihm, ohne einen Petrus, das ist das Glaubenselement eines jeden Katholiken. Wie der politische Bau bei allen Regierungsformen, selbst bei der republikanischen, zu einer mehr oder weniger verlarvten Anarchie führen würde, wenn derselbe sich nicht zuletzt abschlösse in einer persönlichen Einheit seiner Spitze; so würde auch, je ausgebreiteter unter den verschiedensten Nationen nach dem Aufgang und dem Niedergang die Kirche ist, desto sicherer ohne einen höchsten Aufseher und Verwalter in dieser die Einheit und Einigkeit in Christus verloren gehen, deren Bewußtsein für die Gläubigen die erste Bedingung ihrer Existenz ist.

Durch den römischen Bischof ist 18 Jahrhunderte der Leib und die Seele des Episkopats zu Einem Leibe und zu Einer Seele der lehrenden Kirche verbunden gewesen. Jeder einzelne Bischof weiß sich nur dadurch als wirklicher Mitbischof mit jedem nächsten und entferntsten und mit allen Bischöfen der katholischen Kirche, daß er sich und jeden mit dem ersten Bischofe, mit dem Träger und Hüter der kirchlichen Einheit, vereint weiß. Auf der Ueberzeugung dieses Verbandes beruhet auch die Ueberzeugung der Gläubigen jeglichen bischöflichen Sprengels von der sichern und vollständigen Mitgliedschaft von der ganzen Kirche in Lehre und Sakrament. — Die Geschichte der Kirche Christi ist wenn auch noch jung, doch alt genug, um uns die Lehre zu geben,

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi X, 502.

daß wir den bischöflichen Primat nicht durch unberechtigte Begriffsbestimmungen einzwängen dürfen; wir liefen sonst Gefahr, gemäß der Natur und Regel der Denkgesetze, mit der Häufung der Merkmale des Begriffs an der Weite seiner Anwendbarkeit einzubüßen. Vergleichen wir das Pabstthum der drei ersten Jahrhunderte mit dem des Mittelalters und der neuern Zeit, wird dann nicht schon der Begriff im Gange der Weltgeschichte zur Idee — nicht verflüchtigt, sondern vielmehr trotz allen Scheins des Gegentheils durch die ihr innewohnende Elastizität desto wahrhafter gemacht? Stolberg bemerkt [1]) bei der Nachfolge des heiligen Eleutherus auf dem Stuhle des Petrus im 2. Jahrhundert: „Es darf uns nicht wundern eine Folge von heiligen Männern in diesen Zeiten auf dem Stuhle des Apostels Petrus zu finden. Roms Gemeine hatte sich, von der Zeit ihrer Gründung an, vor andern ausgezeichnet; und da sie den unmittelbaren Verfolgungen unter den heidnischen Kaisern mehr als irgend eine der andern ausgesetzt war, so ward sie auch im Tiegel der Prüfung desto mehr geheiliget. Und Jesus Christus, das wahre Oberhaupt Seiner Kirche, wachte dafür, daß die innere Reinheit der Gemeine, welche zunächst Seinem Statthalter auf Erden anvertraut worden, herrlich hervorleuchtete." — Stellen wir damit, ein Jahrtausend weiter schreitend, die Zeit des heiligen Bernardus zusammen, so sehen wir aus den Schriften des heiligen Mannes, wie sein Freund und ehemaliger Schüler der Pabst Eugen III. in hoher Würdigkeit seines petrinischen Amtes pflegte, aber das römische Volk lehrte ihn und lehrt uns der Kirchenvater als ein unverbesserliches gottloses Christenvolk kennen. — — — — —

Niebuhr brachte in der ersten Ausgabe seiner römischen Geschichte im Jahre 1811 das Ende der weltlichen Herrschaft über Rom mit seinem Säcular-Cyclus in Rechnung. Der große Geschichtsforscher hatte sich verrechnet und wußte nicht, daß Pius VII. nach wenigen Jahren ihm als achtungswerthen Freunde im Vatikan die Hand reichen würde. Ob aber das, was dem ersten Räuber nicht gelang, künftigen Räubern immer mißlingen werde; ob, wie einstens mit Gottes Zulassung das Land, wo unser Heiland lebte, lehrte, litt, starb, auferstand und zum Himmel fuhr, in die Gewalt der Ungläubigen kam, so auch nicht die

---

[1]) a. a. O. VIII, 227.

Gräber des Apostels Petrus und Paulus im erschütternden und umwälzenden Gange der Weltbegebenheiten in eine ähnliche Gewalt gerathen werden, das wissen auch wir nicht. Mag der in seiner Gegenwart Kurzsichtige, Schwachmüthige und Engherzige seinen Glaubenssatz in guten Treuen in räumliche und zeitliche Schranken einzielen; zu seinem Glücke kennt er die Vergangenheit nicht; denn kennete er sie, dem blöden Auge müßte das, was die Wahrheit und Macht der Idee durch ihre Dehnbarkeit im wechselnden Zuwachsen und Abnehmen, ohne alle Einbuße ihrer Wesenheit, bezeugt, um vieles mehr eine Quelle innerer Beunruhigung werden als das Infragegestelltsein einer räumlichen Begriffsfassung. Immerhin dürfen wir nicht unsere Wünsche und Hoffnungen zu Anforderungen an die Fürsehung Gottes erheben und mehr erwarten wollen, als Er uns durch seinen eingebornen Sohn verheißen hat. Ihm müssen wir vertrauen, wo er in seiner Weltregierung die Kirche Christi, das Apostolat und dessen Primat hinstellen werde. Ob, wenn diese so viele Jahrtausende zählen wird, als sie jetzt Jahrhunderte zählt, nicht etwa der erste Bischof der katholischen Kirche von Köln aus, oder von York, oder Philadelphia, oder von Moskau, Constantinopel, Jerusalem oder von einem noch entlegenern Orte aus, dann diese leite und lenke oder bereits von dem einem und andern Mittelpuncte aus gelenkt und geleitet habe, das ist dem Blicke des Sterblichen verschlossen, aber das wissen wir, daß wie die sichtbare Kirche, so das Amt ihres Oberhirten und seiner Brüder unvergänglich ist und daß alle Gläubigen in dem unsterblichen Petrus das Bewußtsein der Einheit und Unverfälschtheit der Kirchenlehre suchen und finden werden, wo immer der von der Weltlage dargebotene Stuhl desselben sein mag.

Den Vorrang des Apostels Petrus und seiner Nachfolger weiset Stolberg im Fortgange seines Werkes an mehrern Stellen nach; widmet aber diesem Gegenstande eine besondere, umfangreiche Abhandlung als Beilage zum 10. Bande von Seite 497 bis 635. —

Von so großer Achtung gegen die hohe Würde des Priesterstandes, dieser nach apostolischer Anordnung helfenden und dienenden Ausgliederung von dem Haupte des Bischofs, Stolberg erfüllt war, mit eben so entschiedenem Abscheu wandt' er sich von den lauen Miethlingen dieses Standes ab, welchen der Gewinnst des Zeitlichen höher steht,

als die Bewerbung und Gewinnung unsterblicher Seelen für die Braut Christi und die im eitlen Wahn leben, ihre persönliche Werthschätzung in der Welt sei ohne ihr ernstes Zuthun schon durch die Würde des Amtes oder dessen äußeres Abzeichen gedeckt. So sagt er im Leben des heiligen Vincentius von Paulus 130, 131: „..... Da leicht einzusehen ist, was auch die Erfahrung zu allen Zeiten gelehrt hat, daß so wie die Priester so auch die Gemeinen zu sein pflegen. Wo die Priester mit dem Geiste der Religion erfüllt sind, wo der heilige Geist sie leitet und beseelt, da entzündet sich an ihrer heiligen Leuchte das Licht des Glaubens und die Glut der Liebe. Wo nicht nach den Vorschriften der Religion gelebt, wo die Religion nicht geachtet wird, da ist es allzeit der Priester Schuld. Nicht verfolgende Tyrannen, nicht üppige Hoflager, nicht wollustathmende Schriften, nicht den Glauben untergrabende oder gradezu anfeindende Bücher verheeren das Christenthum so, wie schlechte Priester. Wölfe werden wohl einzelne Schafe, aber nie die ganze Heerde anfallen und erwürgen, wenn der Hirte wacker ist." — Weiterhin sagt er Seite 223: „Schlechte Priester sind ein Schlangengezücht, und fördern die Macht der alten Schlange." Noch eindringlicher als den Weltpriestern mochte er den Ordenspriestern Taulers Selbstbekenntniß und des Thomas von Kempen Ermahnung in die Seele rufen. „Ich sage öffentlich," ruft jener aus, „und ihr sollt mir auch glauben: daß mich weder meine Kappe noch Platte, weder mein Kloster noch heilige Gesellschaft heilig und selig macht. Es muß etwas anderes sein, wenn ich selig werden soll, nämlich, ein heiliger Grund, der ganz ledig und unbesessen ist von allen Creaturen." Und dieser erhebt mit Nachdruck die Mahnung: „Nicht das Ordenskleid und die Tonsur machen die Hauptsache aus; die Aenderung der Sitten und Abtödtung der Leidenschaften bilden den Ordensmann. Wer etwas Anderes sucht, als Gott allein und sein Seelenheil, wird nichts als Jammer und Herzeleid finden. Auch dein innerer Friede kann nicht von Dauer sein, wenn du dich nicht bemühest, der Geringste und Allen untergeben zu sein..... Das Leben eines frommen Ordensmannes muß mit allen Tugenden geziert sein, damit er innerlich das sei, für was er äußerlich bei den Menschen gilt....."

Im Geiste Taulers und Thomas' und jedes redlichen Christen wahre und falsche Mönche unterscheidend, sagt er von den Mönchen und Ein-

siedlern der ersten christlichen Jahrhunderte in dem ihnen gewidmeten Abschnitt [1]) u. A.: „Die strengen Abtödtungen des Leibes und der Phantasie, denen sie sich unterwarfen, sahen sie als Mittel an, welche ihnen den Kampf wider die weichliche Eigenliebe der Sinnlichkeit und wider die sich brüstende Eigenliebe des Stolzes erleichtern sollten. Und das bewirkten sie durch diese Mittel, so lange sie mit jener heiligen Einfalt, die nur Gott sucht, darnach strebten. Nicht die sandige Wüste, nicht das härene Cilicium, nicht die schmacklose Nahrung, nicht die Nachtwachen, nicht die Entbehrung jedes äußern Labsals, keins dieser Dinge hat an sich einen Werth, sondern nur als Mittel. Und diese Mittel werden — wie alle Mittel — vereitelt, wenn man sie für die Sache selbst zu halten, thöricht sich verblendet. Ja, dann werden sie gefährliche Fallstricke. Der Stolz auf das Cilicium ist wohl um eben so viel gefährlicher wie er lächerlicher ist, als der Stolz auf den Purpur; und derjenige rühme sich nicht die Sinnlichkeit überwunden zu haben, der einen Werth darauf legt, den Himmel zu verdienen wähnt, weil er — Kraut isset.“ .....

Zum Schlusse dieser Tafeln fügen wir noch ein treffliches Wort über religiöse Schwärmerei alter und neuer Zeit: [2]) „Uebrigens wird es nicht leicht denjenigen, der die Irrsale des menschlichen Geistes auch nur ein wenig beobachtet, entgehen, daß Schwärmer, deren Geist sich in die Gewebe der feinsten Hirngespinnste verliert, sehr oft der Sinnlichkeit am meisten fröhnen. Die fast unkörperliche Spinne ist ein gefräßiges und verbuhltes Thier. Fast alle gnostischen Secten waren grober Wollust ergeben. Unsre Tage haben uns Schwärmer gezeigt, welche sich großer Geheimnisse rühmten und vertrauten Umgangs mit der Geisterwelt. Mit Verachtung sprachen solche von der Materie, und wie natürlich ist es, daß die Sinnenwelt, und die Sinne, durch welche wir die Sinnenwelt wahrnehmen, als etwas thierisches verachten! Diese Sinne aber rächen sich. Gleich verwahrloseten Thieren verwildern sie, und reißen bald den Schwärmer mit sich dahin, der auch im gröbsten Genusse noch geistig erscheinen will, wenn er von fleischlichen Sünden mit Geringschätzung spricht und die Sittengesetze, welche ihnen

---

[1]) X, 60 bis 64.

[2]) a. a. O. VIII, 240, 41.

steuern, für Fesseln ansieht, die dem ungeweihten Pöbel geschmiedet wurden, über deren Zwang der erhabne Weise weit erhaben sei!

Die Religion Jesu Christi erfaßt den ganzen Menschen, leitet ihn aber nicht auf Höhen der Betrachtung, eh' sie ihn den Sümpfen unreiner Sinnlichkeit vorbeigeführt hat, um welche jene Irrlichter tanzen, deren Schein ein eitler Dunst ist." —

„Die Religion Jesu Christi erfaßt den ganzen Menschen" sagte Stolberg; er beschränkte also den Beruf des Christen nicht darauf, Hörer und Gläubiger des Wortes Gottes zu sein, — die Teufel glauben auch und zittern — sondern nur der Thäter des geglaubten Wortes war ihm der Erfüller dieses Berufes. Er war des Glaubens, daß Gott einem jeglichen nach seinen Werken vergelten werde und der Mensch durch die Werke gerechtfertigt werde und nicht durch den Glauben allein. Die durch den Glauben wirksame Liebe seie des Gesetzes Erfüllung und beider vereinter Früchte seien die Werke; denn wie der Leib ohne den Geist todt, so sei auch der Glaube ohne die Werke todt. So lehrte seine Kirche. Die Erfüllung dieser Lehre war im ganzen Umfang seiner Lebensstellung die Seele seines Thuns und Lassens. — Als Mitglied der zu gleicher Zeit sichtbaren und unsichtbaren Kirche that er in freier Selbstbestimmung mehr als das Wenige, was diese als das Kennzeichen ihrer Mitgliedschaft verlangt. Aus der Fülle ihrer freien Angebote eignete er sich, den immermehr suchend, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, fort und fort das an, woraus er für den erkennenden Geist höheres Glaubenslicht und für den Willen neue Lebensstärke hervorgehend wußte. Seine Kirchlichkeit trug das volle Gepräge einer innerlich bewußten und glaubensfreudigen Angehörigkeit an die kirchliche Gemeinde: mit ihr durchwandelte er das Kirchenjahr, das Nachbild des Wandels unseres Herren Jesu Christi in der Zeit und das Vorbild seiner Herrlichkeit in der ewigen Gemeinschaft mit den Seinen. In der Frühe des Tages wohnte er in stiller Demuth mit der Gemahlin täglich dem heiligen Meßopfer bei, mit ihr vereint näherte er jeden Sonntag sich dem Tische des Herrn und empfing das Brod des ewigen Lebens; erbaut wurde, welcher sah, wie ein stiller, höherer Seelenfriede ihnen schon ein Vorgefühl des ewigen Lebens zu geben schien. Seine Theilnahme am öffentlichen Gottesdienste war eben so fern von jener Gefühlsseligkeit, die zunächst zur

innern Erbauung der äußern Sinneerregung bedarf, als von einer puritanischen Engherzigkeit, die zur Stimmung der Andacht jegliche Kunst verschmäht. Während seines Aufenthalts auf dem Lande und selbst in Münster gewährte seinem Glauben ein unansehnliches Kirchlein oder eine dunkle Kapelle das Größte, was die Liebe mit unendlicher Gnade dem sterblichen Auge in Brodes Hülle verbirgt, — das præsens numen und damit die Vergegenwärtigung des ganzen Werkes der Erlösung für die Zeit und die Ewigkeit und der liebevollen Einladung zur Vereinigung mit dem Vollbringer. Dagegen wurde aber auch zu Zeiten an einzelnen hohen Festtagen, an welchen in den Hauptkirchen und namentlich im Dome zu Münster die Mysterien der Kirche mit größerer Feierlichkeit des Cultus gefeiert wurden, die Beiwohnung derselben gewählt. Aber da, wo die Religion aufhört das Gewissen der Kunst zu sein, wo diese mehr nach dem Schönen als dem Erhabenen zielt und statt wirkliche, gehorsame Dienerin für die reine, religiöse Gemüthserhebung zu sein, diese vielmehr abschwächt und verwirrt, weil sie — und dieses betrifft vorzüglich die musikalische Kunstbegleitung — in befriedigender Selbstgenüge nur sie selbst sein will und dabei die Vorhöfe der Seele, Auge und Ohr der Seher und Horcher in entfernt liegende, der kirchlichen Andacht und dem christlichen Cultus ganz fremdartige Gebiete zu verlocken, die offenbarste Gefahr läuft, — da würde seine Erbauung sich nicht heimisch gefunden haben und er vielmehr in die Gegenwart des einfachen Kirchengesangs des andächtigen Volkes, oder des erhabenen, das Mysterium feiernden Gesanges der Priester sich versetzt haben. — Was er in der Kirche und in der Kirchengenossenschaft an Lehren und Heilsmitteln von außen empfing und hier sich erinnerte, das sucht' er, wie jeder rechtschaffene Christ, in's Leben umzusetzen und dort als Wahrheit zu verauswendigen; denn ohne dieses ist ja der Kirchengottesdienst ein eitel Götzendienst. —

Das ehliche Band mußte dem, der reichlich das besaß, was er als 27jähriger noch unverheuratheter junger Mann sich ehelich verbunden und von seinem Weibe mit einem Kinde beschenkt denkend, diesem vor allen Gaben des Himmels die Fülle des Herzens als die vorzüglichste derselben wünschte, die lauterste Quelle häuslicher Glückseligkeit sein.[1])

---

[1]) S. W. X, 355.

Von dieser Quelle entfernten ihn nicht seine oftmaligen Reisen; denn auch auf diesen die sichtbare Einheit der Familie fortzusetzen, war so dem Gatten als der Gattin ein Herzensbedürfniß, dessen Befriedigung dadurch einen erhöhtern und fühlbarern Werth gewann, daß als sichtbares Unterpfand ihrer Verbindung so viele der Kinder mitreiseten, als die Umstände es erlaubten: und war er im öffentlichen Dienste des Staates als Gesandter an der Newa zuerst von seiner Agnes und später von seiner Sophie fern, so war er ihnen und sie ihm nie näher, als während dieser weiten Entfernung. Liebe und Sehnsucht füllten immerfort das geflügelte Blatt und die ihnen geweihte Muse winkte mit sanfter Milderung dem Dichter.[1]) Daß der Bund des Gatten auf dem Herrn und seiner Gnade ruhte, daß die Wohnung des Familienvaters ein stilles Heiligthum sei, worin Gott und sein Friede wohnten, ward allen, die auch nur auf eine kurze Zeit in dem christlichen Hause verkehrten, sichtbar. Auch aus weiter Ferne wurden auf das Stolbergsche Haus verehrungsvolle Blicke gerichtet. Dorothea von Schlegel, die geistreiche Frau Friedrichs von Schlegel, die Tochter des Philosophen Mendelssohn, Verfasserin des Florentin, des Lothar und Maller und anderer Schriften, schrieb im Sommer dieses Jahres aus Wien an ihre Freundin Maria Alberti, die Oberin der barmherzigen Schwestern u. A.: „Von dem Augenblicke, da ich Sie zuerst sah, habe ich Sie immer geliebt, Sie gehörten zu den wenigen, die ich ungern verließ, als wir aus Deutschland wanderten. Mit vieler Freude vernahmen wir es in der Fremde, daß Sie bei der Familie des Grafen Stolberg wären; damals hatten wir uns diesen herrlichen Menschen noch nicht genähert, aber immer schon aus der Ferne nach ihnen hingeschaut, wie nach leitenden Sternen. Ihr hoher Beruf, der Muth und die Ausdauer, mit welchem Sie diesem leben, erfüllte uns mit Bewunderung Ihrer und erhöhte unsere Liebe zu Ihnen. Seitdem wünsche ich sehnlichst, Sie einmal wieder zu sehen und Stolbergs persönliche Bekanntschaft zu machen, denn Vieles bleibt mir noch zu lernen, was, wie mir ahndet, ich nirgend so als in diesem Kreise lernen würde.“

---

[1]) G. W. I, 440. Vergl. I, 353, 356, 361. II, 159. Vergl. II, 109, 151.

Die Liebe zu seinen Kindern und die Sorge für ihre sittliche und geistige Bildung spricht der Vater wiederholt in den ihnen gewidmeten öffentlichen Schriftwerken aus. Schon im Jahre 1796 schreibt er in der Vorrede zu der, seinen beiden heranwachsenden Söhnen, Ernst und Andreas, zugeeigneten Uebersetzung der Apologie des Sokrates von Platon und Xenophon: [1]) „Ich wünsche, lieben Kinder! und hoffe, daß ihr die Schriften beider Sokratischen Jünger, überhaupt alle Schriften der griechischen Weisen, und ihre Dichter, deren einige auch Weise waren, dereinst in der Urschrift lesen möget. Diese Uebersetzung übernahm ich also nicht für euch; gleichwohl rief auch sie eure Bilder oft vor meine Seele, weil überhaupt, wie bei allem, womit die Idee des Bösen, oder einer Gefahr der Seele verbunden ist, mich Sorge um euch anwandelt, so auch bei jedem Schönen und Guten, was auf meinem Wege mir begegnet, meine Kinder mein erster Gedanke sind. Ihr seid mir gegenwärtig, wenn ich die Weisen, oder die Redner, oder die Dichter lese; ihr, wenn ich in die graue Vorzeit der Geschichte mich versenke; ihr, wenn unsre heiligen Schriften mich zur ernstesten Betrachtung und zur innigsten Rührung auffordern. Denn, lieben Kinder! was wir Gutes sehen oder hören, das geht uns nah' an! Kein edles Erkühnen müsse bekannt uns werden, ohn' uns wenigstens zum Wunsche der Nacheiferung zu entflammen! Keine edle Aufopferung müsse so schwer uns scheinen, daß wir nicht wenigstens wünschen möchten, sie auch thun zu können! Durch diesen Wunsch eignen wir uns früh, auf die edelste Weise, Thaten der Helden zu, und Thaten der Heiligen!....." — Derselbe Geist wehet in den Vorreden zu den später erschienenen, seinen Kindern gewidmeten Werken, zu der Geschichte der Religion Jesu Christi und zu den Beiträgen und Beherzigungen der heiligen Schrift. — Der den Stufen ihres Alters entsprechenden Theilnahme der Söhne an dem öffentlichen Unterricht des Gymnasiums zu Münster — die beiden ältesten Söhne hatten hier auch den Vorlesungen an der Universität beigewohnt — standen mehrere, Vorbereitung und Wiederholung besorgende Hauslehrer zur Seite, welche auch das tirocinische Erlernen der jüngern betrieben. Als leitender und belebender Geist des wissenschaftlichen Strebens und sittlichen Fortschreitens waltete

[1]) S. W. XIX. Vergl. Betrachtungen und Beherzigungen der heil. Schrift I, 24, 25.

unter ihnen Kellermann in so unermüdlicher als freudiger Regsamkeit während seiner vieljährigen Familienangehörigkeit voran. Dessen freute sich Stolberg und nahm mit Freuden selbst als Lehrer unmittelbaren Antheil an den Fortschritten der bereits weiter fortgeschrittenen Söhne, indem er mit ihnen einen römischen oder noch öfterer einen griechischen Schriftsteller behandelte. Im Jahre 1811 stand Homer in der Tagesordnung. An sich selbst hatte er früher erfahren, welche sittlich erziehende Kraft die ernste Beschäftigung mit dem alten Sänger mit sich führe, und wußte, daß das Höhere der sichere Weg zum Höchsten sei. An den Wochentagen des Abends um 7 Uhr schob der Bearbeiter der Religionsgeschichte auf eine Stunde die Kirchenväter zur Seite — an Somn- und Feiertagen wurde von 11 bis 12 Uhr Morgens ein Abschnitt aus dem neuen Testamente nach dem griechischen Texte übersetzt und ausgelegt, — erklärte den Söhnen, dem Hauslehrer Offenberg und den mit jenen befreundeten Mitschülern, Franz Martin Delaporte aus S. Croix und dem Verfasser dieser Arbeit 50 bis 60 Verse der Homerischen Gedichte und verjüngte sich an dem Gesange des unsterblichen Dichters, den er nicht selten den göttlichen Homer nannte. Wiewohl er im buchstäblichen Sinne weit mehr als hundertmal den Homer gelesen, so mußte doch zuweilen der breite Rand des, seinem Inhalte nach, genau gekannten Lexikons oder das cinlegte Blatt durch Aufnahme augenblicklich verzeichneter Wortbedeutung den unerschöpflichen Reichthum des alten Sängers und zugleich die ernste und treue Liebe seines Bearbeiters bekunden. [1]) Während wir uns unter der Aufsicht Keller-

[1]) Sehet da auch hier den Mann, welchen seit der Xeniendichtung Geschichtschreiber der deutschen Litteratur als einen dem klassischen Alterthum abgeschworenen Feind darstellen! Wenn Gervinus es an Klopstock als Geistesbeschränktheit tadelt, daß er das Beiwort göttlich, von den Menschen gebraucht, später überall tilgte und z. B. in der Ode an Bodmer: »Niemals sah dich mein Blick, göttlicher Addison,« in der spätern Ausgabe in »Sokrates Addisson« verwandelte, so ist dieses zu Gerichtsitzen über die peinliche Gewissenhaftigkeit eines Andern lieblos und anmaaßend; jedoch, wenn Stolberg, der Greis, den Homer oft den göttlichen Homer nannte, mögen wir ihn glücklich preisen, daß er einen Standpunct gewonnen, von dem ab er in Gottes weiter Werkstätte alles, was die guten und großen Geister seiner Kinder Herrliches geschaffen, mit andächtiger Anerkennung an seine gebührende Stelle zu setzen wußte, ohne der Gefahr einer Götzendienerei im mindesten ausgesetzt zu sein.

manns von 6 bis 7 Uhr für den Homer vorbereiteten, erfreute dieser sich an der wieder erneuten Lectüre einzelner Tragödien des Aeschylus, deren Erklärung er einige Jahre früher an der Seite der ältern Söhne, der Grafen Ernst und Andreas, aus dem Munde des Grafen vernommen hatte. — Die Erziehung und der Unterricht der Töchter waren für die Mutter eine Hauptaufgabe der Arbeit des Tages und die Erfüllung einer ihrer ersten Pflichten. Mehrere Stunden des Vormittags und mehrere des Nachmittags wurden der Bildung ihres Geistes und Herzens durch Erlernung der französischen und deutschen Sprache, durch Lesung und Erklärung ausgewählter, dem Alter angemessener Schriftwerke oder Schriftstücke der Poesie oder Prosa, durch Gedächtnißübung und durch Religionsunterricht gewidmet; und wie die Töchter etwa bis zum Verständniß des Virgil an dem lateinischen Unterricht des Hauslehrers ihrer Brüder ihren gemeinschaftlichen Antheil hatten, so füllten diese auch wieder im zarten Knabenalter Tagesstunden der unterrichtenden Mutter aus. Mehrere Handbibliotheken, der Alters- und Bildungsstufe der Jugend entsprechend, aus der deutschen Litteratur gewählt, waren Hausschätze für Erheiterung, Belehrung, Geschmacksbildung und Erbauung in den Stunden, welche nicht dem Erlernen, der musikalischen Uebung und der heitern Bewegung und dem Spiele in der freien Natur bestimmt waren. Der innere Werth des Inhalts und der Form, nicht die verschiedene Confession des Autors leitete die Auswahl der Werke. Gerne wählte zu Zeiten die den Kindern vorlesende Mutter geeignete Gedichte oder prosaische Schriftstücke des Vaters, gerne griffen die im Alter fortgeschrittenen zu denselben der Privatlectüre halber. — Von den 15 damals noch lebenden Kindern Stolbergs lebten und weseten 12 im elterlichen Hause, alle in blühender Gesundheit. Was er als 27jähriger in vorahnendem Genuß als Glück im Kreise seiner lieben Kleinen sich dachte, [1]) das ward ihm in der Gegenwart glückliche Erfüllung. Als würde er wiederum in die Quelle der Jugend getaucht, nahm er wieder Antheil an den Freuden, die er vergessen hatte; alles, was der oft rauhe Pfad des Lebens an ihm gehärtet, ward in dem Umgange mit den Kleinen wieder erweicht, und mancher Genuß glättete nun seine Runzeln, welcher ehemals seine

---

[1]) S. W. X, 360.

Thränen trocknete. In dem vielbelebten Hause hatten sich allenthalben Fried' und Freude eingewohnt, Pietät gegen die Eltern und Lehrer und Geschwisterliebe waren beseelende Genien in der Familie; und soll ich noch eine der Jugend innewohnende Tugend namentlich hervorheben, so nenn' ich die immer hervorstechende Stolbergsche Erbtugend, die nackte, strenge Wahrheitsliebe: gegen den keimenden Gedanken an eine Scherz- oder Nothlüge würde die augenblickliche Schamröthe als Wächterin des Gewissens und Hüterin des Kleinods aufgetreten sein. Stolberg war nicht nur, wie wir oben sahen, seinen Söhnen musischer Lehrer, auch in der gymnischen Kunst ward er ihnen Vorbild und Unterweiser, wie einstens Klopstock den beiden Brüdern, Christian und Friedrich Leopold in Seeland Muster und Lehrer gewesen war. Im Alter von 35 Jahren gedenkt Friedrich Leopold im Gedicht an seinen Freund Wasserschleben [1]) der kühnen Handhabung der reisigen Kunst früherer Jugendjahre:

. . . .

„Leicht gegürtet war ich vordem zu jeglichem Wege,
Wie mein Ungerscher Gaul, dem keine Reise zu weit war:
Er und ich ein Centaur, der Huy! zum reißenden Strome
Sprach, und das Dänische Roß des Deutschen Jünglings vorbei flog.....

Aber auch vier Jahre später, als er dänischer Gesandter in Berlin war, nannte er sich noch einen großen Pferdenarren und fand im Ausreiten einige Erleichterung seines Seelenschmerzes. [2]) In Münster und Lütjenbeck war täglich die Stunde von 12 bis 1 Uhr zum gemeinschaftlichen Ritt mit den Söhnen bestimmt, wo es an der Unterweisung in der Kunst nicht fehlte. Zuweilen vertraten die begleitenden Töchter die Brüder, aber nicht während des Aufenthalts in der Stadt, sondern nur in Lütjenbeck, auf dem Lande: nicht bis zur Kunst, sondern so weit der etwaige künftige Lebensbedarf das Können empfahl, lernten sie. — Zum Unterrichte der Söhne in der Musik kam täglich ins Haus der im hohen Alter noch liebenswürdige Greis Anton Romberg, welcher gern erzählte, wie er einst seine beiden wilden Knaben,

---

[1]) S. W. I, 432.

[2]) v. Halems Selbstbiographie und ges. Briefe S. 83.

Bernhard und Anton, Stunden Vormittags, Stunden Nachmittags auf dem Stuhle festgebunden habe, damit sie ihm nicht zu den Knabenspielen draußen enteilten, sondern an's Instrument gefesselt seien. Zu den Winterfreuden, welche Stolberg seinen Söhnen gönnte, gehörte das Schlittschuhlaufen. Er selbst hatte schon längst die stählernen Flügel zur Seite gelegt; aber gerne sah er sie und mit ihnen die Hauslehrer der Stadt enteilen zum krystallnen Spiegel des Neptun.

Das Theater hatte auch für die herangewachsenen Söhne und Töchter keinen Reiz; die in der freien Natur genossenen reinern Freuden ließen nicht einmal den Wunsch nach seinem Besuche aufkommen. Dem Vater selbst galt unsere Schaubühne nicht als ein, Leib und Seele erfrischender Vergnügungsort, noch weniger als eine erziehende Schule der Weisheit und Tugend.

Vom moralischen Werthe der dramatischen Kunst spricht er an verschiedenen Stellen seiner Schriften: „..... Das Lustspiel [1]) gehört nicht für ein Volk von edler Sitteneinfalt. Wofern es entschuldigt werden könnte, so wäre es nur zu Gunsten eines äußerst verfeinten und lasterhaften Volkes. Das Laster als lächerlich vorstellen, ist an sich sehr unsittlich, denn das Laster ist das größte aller Uebel. Dieses Bestreben kann nur da einen Zweck haben, wo der Lasterhafte, stumpf für jede ernste Lüge, nur belacht zu werden scheut. — Aber auch dieser Zweck, zweideutig wie er ist, wird verfehlt; denn wo die Sitten so tief gesunken sind, da wird das Lustspiel bald aufhören, das Laster zu bestrafen. Es wird vielmehr sich dem Geiste eines lasterhaften Volkes fügen, eine feine Schule des Lasters werden, und verderbte Menschen ermuntern, edle Einfalt zu behohnlächeln, und den Leidenschaften zu huldigen, oder vielmehr den Lüsten. Es wird durch falsche Anwendung des Lächerlichen in den Menschen die falsche Scham, welche nur für das Gute erröthet, diesen Rost der Seele wird es nähren!" — Ferner lesen wir a. a. O. VIII, 404 fgg.: „..... Wir haben einige dramatische Dichtungen, welche reine Sitten darstellen und edle Empfindungen hauchen. Sind deren aber viele? Sind es eben diese, welche am meisten besucht und von den meisten bewundert werden? Gleichen nicht die besuchtesten jenen Gewanden, welche zwar die Blöße leicht

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi III, 578.

bedecken, aber sich so dicht an sie anschmiegen, daß sie die Lüsternheit leicht beschleichen, flüsternd sie erwecken, und den Dolch der Begier desto tiefer einsenken? Wird da, wo die Lust mit schlauer Kunst nur angedeutet wird, nicht im Zuschauer ihr entsprechende Lust desto eher entzündet, wenn des Vorwitzes Neugier sie anfacht? ....."

Selbst gegen die Veranstaltung theatralischer Vorstellungen in den Wohnungen der Familien spricht er — im Büchlein von der Liebe, S. W. XX, 80 — seinen entschiedenen Tadel: „Die Bühne ist die Schule weltlicher Gesinnung, darum führen Mütter ihre Töchter in das Schauspiel, wo die Leidenschaft zur Tugend erhoben, wo jedem Gelüste des sündlichen Herzens geschmeichelt wird. Ja, unsre Häuser werden in Bühnen verwandelt, auf welchen Söhne und Töchter der Familien, in Gegenwart der Eltern, als Schauspieler und als Schauspielerinnen auftreten, dem Geiste der Welt und seinen Lüsten huldigend; und wo sie, bei früher Ertödtung jener jugendlichen Verschämtheit, welche oft im Jünglinge für den künftigen Werth des Mannes bürgt, und bei Ertödtung der holden Schüchternheit, die des Mädchens schönste Zier ist, zu großem Ergötzen Freudenthränen weinender Eltern, befleckt mit dem giftigen Beifall der Gesellschaft, tief eingeweihet in die hohle Weisheit der Welt, der Unschuld, dem Evangelium entfremdet, ihrem Gott, ihrem Heilande entrissen werden!"

Eine gewöhnliche Freude der Jugend versagten sich die Knaben, weil ihrer sich nicht freuen konnte der Vater, der warme Freund der Freiheit und der Natur: der Freude an eingebauerten Vögeln. —

Wenn nach der Beiwohnung des kirchlichen Meßopfers der Speisesaal die Familie zum Frühstück versammelt, Stolberg den kindlichen Morgengruß jedes einzelnen seiner sich zu ihm drängenden Kinderschaar mit herzlich freudigem Gegengruß und Kusse entgegengenommen hatte, und bald darauf die Briefe von der Post angelangt waren, dehnte sich der Familienkreis in die größere Weite aus. Die in der Ferne lebenden Kinder spannen im fortwährenden Brieflauf den nur äußerlich abgerissenen Faden ihres Lebens am elterlichen Heerde und Herzen fort, und eingelegte Brieflein an die ältern Geschwister brachten sie noch mehr in die lebhaft theilnehmende Gegenwart; die Verwandten der Gräfin, noch häufiger die Schwestern und Verwandten, am häufigsten und lebhaftesten der unzertrennliche Bruder Christian überbrachten ihre

äußern und innern Erlebnisse und was in der Zeitlage Nahes und Fernes, Trübes und Hoffnungsvolles sie bewegte; zahlreiche Briefe der Freunde und Bekannten, ja selbst unbekannter Personen, vor allen Jener, welche inmitten der immer größern Gefährdung der höhern Güter der Menschheit mit Stolberg im gemeinschaftlichen Ausharren, Hoffen und Streben vereint, das Band ihrer, der Erhaltung jener gewidmeten engen Verbrüderung festzuhalten, oder dasselbe anzuknüpfen wünschten [1]). Wie bei einem sokratischen Mahle floß die Stunde des Frühstücks in gemüthlich heiterer Stimmung aller Anwesenden und unter dem mannichfaltigen Austausch der Gedanken und Empfindungen über die angeregten Stoffe dahin, und war sie Allen für die Arbeit des Tages und des Lebens eine belehrende und aufmunternde Schule geworden. Kündigten Verwandte oder Freunde ihren Besuch für den nächsten Sommer an, so rief diese Nachricht noch eine besondere allgemeine Freude hervor; denn mit ihr regte sich noch lebhafter der Gedanke an die baldige Uebersiedelung aus der Stadt nach Lütjenbeck. Der ersehnte Frühling erschien und Lütjenbeck setzte das Familienleben in weitere, freiere Scene und Stolberg war vor Allem in seinem Element [2]). Das Blumenbeet im Hintergrunde seines winterlichen Arbeitszimmers war verwandelt in einen großen Blumengarten mit ihren Beeten; hier sah er früh am Morgen und am Abend nach dem Leben und Gedeihen der, vom duftenden Thau triefenden Blüthen, schmeichelte seine lieben Kleinen an der Hand, Kunde von Stauden, Pflanzen und Blumen ihnen ein und träufelte Empfindungen für die Schönheit und Güte der Natur und für Gottes Vaterliebe in ihre zarte,

---

[1]) Wie bedeutend der Briefverkehr war, und welchen großen Theil der Arbeitsstunden Stolbergs derselbe in Anspruch nahm, darauf mag die Erwähnung folgendes Umstandes hinweisen. Der gute, alle seine Obliegenheiten mit der pünctlichsten Genauigkeit erfüllende Nergert, viele Jahre hindurch bis zu seines Lebens Ende Angehöriger des Hauses, war betraut mit dem Unterricht der Kinder im Lesen, Schreiben und Rechnen und mit der Besorgung einzelner ökonomischer Angelegenheiten. Die von ihm vierteljährig mit der Postverwaltung geordnete Berechnung des Briefportos ergab eine jährliche 1000 Thaler übersteigende Summe der Verausgabung.

[2]) Vergl. oben S. 165.

empfängliche Seele. Ueberall herrschte nach den ernsten Unterrichtsstunden Lebenslust und schuf unter des Himmels Blau und auf der Erde Grün rege Bewegung und mancherlei wechselnde Bilder erheiternder Spiele.

Oefter als je, ladete die ungewöhnliche Hitze dieses Sommers die Jugend ein, Heil im kühlenden Bade zu suchen. Etwa 10 Minuten vom Hofe entfernt lag ein geeigneter Weiher, neben ihm eine Grotte, in welcher immer frisch gewaschene Badehosen bereit lagen. Wie einst der Vater mit dem Bruder und den Freunden, unter Klopstocks belebender Führung, in den wallenden Fluthen des Sinides die Glieder zu kühlen und zu stärken liebte, so übten es hier, mit Lehrern und Freunden vereint, die Söhne. — Stolberg verlegte am liebsten seinen täglichen Spaziergang nach aufgehobener Mittagstafel zunächst unter die grünen Hallen der schattenden Lauben, nah allen Seinen und den geladenen Gästen; dann nach dem hier genommenen Kaffee in das kühlende Dunkel des nahen, weit sich dehnenden liederreichen Waldes, von einigen der Seinen begleitet und von Freunden aus der Nähe und von Freunden oder Verwandten aus der Ferne, denen die am politischen Himmel hangenden schwülen Gewitterwolken dieser Zeit nur zu reichen Stoff der Unterhaltung darboten. —

An sonnigen Nachmittagen war Lütjenbeck eine von zahlreichen Münsterschen Familien besuchte öffentliche Vergnügungsstätte. Die Gäste des Wirthes, des Verwalters der Erbdrostischen Meierei, wählten den Wiesengrund zum Parterre, von wo aus sie nahe den Schauplatz übersehen konnten, auf dem der verehrte Stolberg und die um ihn öffentlich handelnde Personen wurden, den Aeltern zur Erbauung, der mitgebrachten Jugend zur freudigen Bewunderung und zum Ergötzen. — Wenn der späte Sommerabend die Bewegung des Tages völlig zur Ruhe brachte; laue, linde Lüfte von der Westseite des Waldes herüberwehten, und nur noch das Aufplätschern des Fisches in den Weihern, und das geheimnißvolle Lispeln des Schilfes und das sanfte Säuseln der Blätter an Stauden und Bäumen die Stille unterbrachen, dann pflegten plötzlich lautbar zu werden die Stimmen der Hausdienerschaft, welche mit einigen muntern Volksliedern oder auch mit einem religiösen Gesang die Nachtfeier einleitete. Stolberg horchte

ihnen gern, und ehe er den Garten verließ, seufzte er mit dem großen Dichter [1]):

. . . .

„Ihr Edleren, ach! es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O, wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sahe sich röthen den Tag, schimmern die Nacht!“

Die Dienerschaft des Hauses waren nicht etwa Miethlinge, welche um den Geldlohn des Jahres die nothwendigen Dienste, die — selbst Sachen — sächliche Erledigungen betrieben; sie waren vielmehr durch ein persönliches Band mit der Herrschaft verbunden; denn diese sah in ihnen ihr wichtigstes Eigenthum, ihre Persönlichkeit, nicht als untergeordnetes Beiwesen zur Arbeit an, sondern sie suchte dieselben, als einen in Liebe und Freiheit dienenden Stand, dem kleinen Familienstaat einzuverleiben, welcher dem großen Hausvater der Menschheit gemeinschaftlich in Liebe und Treue zu dienen bereit sei. Auch hier sah man, daß das Haus ein christliches war, in welchem der Hausherr und die Hausfrau den Angehörigen nicht nur das zur leiblichen Wohlfahrt Gehörige gewährten, sondern auch durch Beispiel und durch, von der Gelegenheit dargebotene Belehrung sie in die größere kirchliche und so in die christliche Gemeinschaft mithereinzuziehen und den ihr entsprechenden Wandel nach Kräften zu beschützen und zu fördern für Pflicht hielten. — Was bedarf's, Stolbergs Leutseligkeit gegen seine Leute und Diener lobend zu erwähnen, der sich freuete und rühmte, daß sein hochherziger Vater mit Vermögenseinbuße ehemals auf seinem Gute zuerst das Beispiel der Freilassung der leibeigenen Untergehörigen gab? —

Im weitern menschlichen Verkehr war er kein Freund der Politesse [2]), er scheuete das französische Wort in der deutschen Sprache, noch mehr den Begriff und seine Anwendung. Er zog jener eben so sehr eine feine Urbanität, als dieser wiederum eine freundliche edle Humanität

---

[1]) Klopstock: »Die frühen Gräber«. S. W. I, 223. Vergl. Stolbergs S. W. X, 391.

[2]) S. W. VII, 319.

vor, eine Humanität, die bei ihm in den beiden Hauptnerven seines Wesens, in der Liebe und in der Wahrheit ihre tiefste Wurzel hatte. Feindeshaß kannte sein liebereiches Gemüth nicht; denn die Liebe Gottes und die des Nächsten hatte für ihn, als das erste Pflichtgebot des Christenthums, volle Geltung. Ein großer Theil des jährlichen Einkommens ward zu guten und frommen Zwecken verwendet, doch so, daß die eine Hand um die Gabe der andern nicht wußte, und daß, wo und wie es immer möglich war, die Verwendung der Sichtbarkeit entzogen wurde, und erst später — nicht zur Freude der Geber — an's Tageslicht trat. Viele in der Noth des Lebens Leidende erfuhren auch sichtbar die Mildthätigkeit des Grafen und der Gräfin. Führte um 12 Uhr der Stallmeister Meyer auf dem Hofe Stolberg das Pferd zum Aufsitzen vor, stand täglich zur Seite eine Doppelreihe armer Leute, denen der Graf ein Geldstück in die Hand gab. Es fehlte aber auch nicht am Mißbrauch der Güte des Gebers. Die beiden Reihen dehnten sich immer länger; der Gräfin wurde hinterbracht, daß loses Gesindel, vom leichten Tageserwerb angelockt, von fern herbeikomme. Die nun von jedem, mochte er Christ oder Jude sein, verlangte Vorzeigung eines von seinem geistlichen Vorstande ausgestellten Zeugnisses über ihr sittliches Leben verringerte die Zahl der Kommenden, bis etwa nach einem Jahre dieselbe Remedur in Münster oder in Lütjenbeck wieder nothwendig ward. Geistlichen Trost nebst leiblicher Obsorge brachte die Gräfin oft in die Wohnungen der, als fromme Christen bekannten, hülfsbedürftigen Kranken.

Mit dieser frommen Mildthätigkeit waren die Werke der Nächstenliebe nicht erschöpft; diese hat, wenn sie aus reiner Liebe zu Gott quillt, im viel verschlungenen Leben der Menschen zum Abschluß der Rechnung nicht so enge Gränzen, und die Stolberge wußten, daß eine freundliche und gefällige Dienstfertigkeit und eine gefühlvolle Theilnahme am Wohle und Wehe näher stehender Kreise oft mit augenblicklich größerer Selbstentsagung verbunden seien und ein liebethätigeres, verdienstvolleres und heilbringenderes Wirken mit sich führen als die Hingabe von Almosen; dieses haben sie durch Rath und That, durch Worte und Schrift im Münsterschen Umkreis und in der Ferne bewiesen. —

Die Familie zog sich im Herbste von Lütjenbeck wieder nach Münster zum winterlichen Sicheinspinnen zurück. Stolberg ahndete nicht, daß er von jenem Wohnsitze seiner Freuden für immer Abschied genommen habe, und daß er den letzten Winter in Münster zubringen würde. —

„Ach könnten wir nur die erste grüne Spitze des in brauner Knospe schlummernden Frühlings sehen!“ hatte er schon vor einigen Jahren Perthes zugerufen. Länger als vier Jahre hatte er seitdem diese Hoffnung genährt, und weiter als je schien in der Gegenwart ihre Erfüllung dem entrückt, dessen Jahre sich dem Grabe zuneigten. Trost und Labung gaben ihm zwar das häusliche Glück, das Bewußtsein, durch seine schriftstellerischen Arbeiten Segen für Viele zu bereiten und in sich und den Seinen das dem Feinde unzugängliche heilige Feuer zu erhalten; aber er, voll warmer Empfindung für die Menschheit, voll nie ermattender Gluth für sein Vaterland, wußte zugleich — die vorhergehende Jahrzehnte waren ihm laut rufende Zeugen gewesen —, daß in der allgemein herrschenden selbstsüchtigen, Gott und das Vaterland verkennenden Abscheidung des Privatlebens und des Sondervortheils von der öffentlichen Wohlfahrt das sittliche und politische Verderben seine Urquelle gehabt habe und noch habe, und daß so Hohe und Niedere mit eigener Verschuldung unter die schwere Hand Gottes und seines Würgengels gekommen seien. Er fühlte, wie Wenige, die Schmach und den Druck, welcher auf Deutschland und Europa lag: er, Unterthan des Tyrannen, war persönlich Zeuge des dienstgefügigen Eifers seines Satrapen, welcher in Münster, der Hauptstadt des französischen Departements, seinen Sitz hatte, er, der Wohlbekannte, ward von ihm und seinen Schergen, der geheimen Polizei, umlauert, und die Verdächtigung hatte eine bestärkende Rechtfertigung gefunden, seitdem im Juni sein Freund, der Weihbischof Caspar Maximilian von Droste, auf dem Pariser Concil für die Freiheit der Kirche und die Befreiung des Pabstes zuerst aufgetreten war und so zur Scheiterung der arglistigen Pläne des Unterdrückers den ersten Anstoß gegeben hatte. Im Umgange mit den Seinigen und mit seinen Freunden ergoß sich oft der Zorneifer in feuersprühendem Redestrom; aber mit gleichgesinnten Freunden in der Ferne, welche mit ihm nach dem Tage der Erlösung von der Knechtschaft, nach dem Zerreißen des Gesetzbuches der Willkür und nach dem Sturze des hochmüthigen Luftbaues vergänglicher

Uebermacht sich sehnten, mit diesen durch die Schrift zu reden, war der Weg ihm abgeschnitten. Was aber noch mehr als selbst das gegenwärtige Uebel die ausharrenden Vaterlandsfreunde mit stillem Harme erfüllte, war die Einsicht in die Quelle des allgemeinen Verderbens, und die Ueberzeugung, daß, wenn nicht bald ein Erretter erscheine, alles in Schutt und Graus begraben werden würde. Auf Deutschland, nicht auf das in seiner äußeren gesunkenen Erscheinung, sondern auf das nach der Feuerprobe seiner Zeit mit verjüngter Kraft wieder erwachende setzten sie ihre letzte Hoffnung. „Nicht England, nicht Rußland", hatte Gentz schon einige Jahre vorher ausgerufen, „können Rettung gewähren; als Bundesgenossen beide erwünscht, als Gegengewichte oder Hülfsmächte unschätzbar; aber das eigentliche Werk der Befreiung muß auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muß die Wiederherstellung ausgehen, so wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht ward. Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muß es wieder emporsteigen. Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wilde, convulsivische Kraft die aus dem geistigen Schlunde der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgend eines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Uebergewicht oder Geschick hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die selbst verschuldete Wehrlosigkeit Deutschlands hat es gethan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, die Zersplitterung unsrer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unsrer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung jedes vaterländischen Geistes — das sind die Eroberer, das sind die Zerstörer unsrer Freiheit, das sind unsre tödtlichen Feinde, und die Feinde Europa's gewesen. Wenn wir uns vereinigen, wenn wir unsre Familienfehden vergessen, wenn wir, in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Noth, uns entschließen könnten, Deutsche zu sein, so trotzten wir jeglichem Sturme; so würde nie eine Fußbreite deutschen Gebiets dem übermüthigen Fremden zum Raube. ....."

Und nun im Jahre 1811 und 1812 — wo sollte die Hoffnung ihre Anker werfen? Daß in Deutschland das Feuer noch unter der Asche glimme, hatten in den vorhergehenden Jahren einzelne hervor-

brechende Flammen bewiesen; aber es war auch zugleich offenbar geworden, daß der verlorene Thatenruhm des Vaterlandes und sein ehrenvolles Dasein sich nicht auf eigene Hand in übereilten Unternehmungen weniger Kühnen zurückertrotzen lasse, sondern die himmlischen Mächte nur dem Volke, im Bunde mit seinen Fürsten, glücklichen Erfolg gewähren mögen. Zwar war unter dem immer schwerer drückenden Joche der französischen Herrschaft der im nordwestlichen Deutschland im Stillen zehrende Unmuth verbreiteter geworden, und sehnten sich viele, früher vom Glanze des neuen Weltherren und seiner Gaben Geblendete, nun enttäuscht nach der Rückkehr ihrer vertriebenen Fürsten oder nach ihrer früheren freien Reichsbürgerschaft zurück: wohl reifte unter seinem verehrten König das Volk Preußens, in der harten Prüfungsschule geläutert, einer Wiedergeburt entgegen, und drängte tiefer und allgemeiner als irgendwo, hier die Noth zur Sehnsucht nach der Entlastung des fremden Druckes und die Schmach zur Wiedergewinnung der alten Größe; aber auf eine Theilnahme der Brüder und der Fürsten im mittlern und südlichen Deutschland an einer allgemeinen Wiedererhebung war jetzt noch nicht zu rechnen; denn ein deutsches Gesammtbewußtsein hatte sich noch nicht gebildet, um so weniger konnte ein allgemein herrschender Nationalwille die Vereinigung der Staatskräfte Deutschlands herbeiführen. Jedoch die noch umwölkten Rathschlüsse Gottes hatten bereits die Wege bereitet, auf denen die Ereignisse auf ihrem rollenden Laufe schneller als alle menschliche Berechnung zu ahnden vermochte, die Hoffnung der Erfüllung entgegenführen sollten.

Die Freundschaft zwischen Napoleon und dem Kaiser Alexander, schon längst erkaltet, ging in dieser Zeit in offene Feindschaft über. Eigennutz hatte das Band gewoben und die Vereitelung der gehofften Vortheile machte, wie gewöhnlich bei so gegründeten Freundschaften, auch hier die enttäuschten Freunde zu desto größern Feinden. Unter dem Angebote der Zweiherrschaft über Europa hatte Napoleon von Anfange an die Alleinherrschaft seinem Gedankensystem vorbehalten und als er nun, um dieses in Wirklichkeit überzusetzen, vom Freunde Dienste und Zugeständnisse zu verlangen begann, welche bewiesen, daß der Freund nicht die Hälfte, sondern das Ganze der Herrschaft wolle,

und daß die Freundschaft eine schlecht verschleierte Unterwerfung fordere, da mußte das Truggebilde einer Zweiherrschaft in blutigen Strömen zerrinnen. — Die das Jahr 1811 hindurch für die Aufrechthaltung des Friedens und der Freundschaft gepflogenen Unterhandlungen wurden am Ende des Jahres abgebrochen; die schon beiderseits begonnenen Rüstungen wurden mit größerm und beschleunigterm Eifer fortgesetzt. Die verzweiflungsvolle Lage Preußens, dem Neutralität und Widerstand gleich sichern Untergang drohten, nöthigte den König, die Gewährung einer Allianz mit dem Uebermächtigen als eine Gunst nachzusuchen. Sie wurde am 24. Februar zu Paris mit Frankreich geschlossen. So nahe sollten die Momente der tiefsten Erniedrigung und der glorreichsten Erhebung zusammenfallen! Oesterreich, vom Kriegsschauplatz weniger berührt und wegen der frischen Familienverbindung des Kaisers mit Napoleon weniger bedroht, schloß mit großer Seelenruhe am 14. März die Allianz mit Frankreich auf dem Fuße der Gleichheit ab. Während die großen Heeressäulen der Hunderttausende Napoleons ihre Richtung durch Deutschland und Preußen nach Osten verfolgten, stand ihr Oberbefehlshaber auf dem Monarchencongreß zu Dresden vom 16. bis zum 20. Mai, auf welchem auch der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen erschienen, auf der sichtbaren Höhe seines Glanzes und seiner Macht. Nie beherrschten als mächtigere Tagesgestirne zugleich Furcht und Hoffnung die Stimmung der Gemüther wie damals. —

Im Frühlinge dieses Jahres erheiterten im Stolbergschen Hause Elternfreude und gemehrtes Familienglück die dunkle, trübe öffentliche Gegenwart. Am 10. März vermählte sich die Gräfin Julie mit dem Grafen Franz Xaver von Schmiesing-Kerssenbrock. Zu den freundlichen Erscheinungen in Lütjenbeck während des vorhergehenden Sommers hatte der als Dichter und Schriftsteller unter dem Namen Rostorf bekannte Freiherr Karl Gottlieb von Hardenberg, geboren auf seinem Familiengut Oberwiederstedt in der Grafschaft Mansfeld, ein jüngerer Bruder Friedrichs (Novalis) gehört. Er hatte um die Hand der Gräfin Henriette geworben, und nun ward am 5. April zu Münster die Vermählung im stillen Kreise der Familie gefeiert. — In dieser Zeit reifte Stolbergs Wunsch, der Nähe der französischen Präfecturwirth-

schaft zu Münster zu entgehen, zum Entschlusse seiner Ausführung. Seiner Gemahlin ward von einem Freunde anvertrauet, daß die, bei Gelegenheit der Einquartirung der durchziehenden französischen Truppen neuerdings entstandenen Collisionen und die kühnen Aeußerungen des Grafen eine geschärftere polizeiliche Ueberwachung herbeigeführt hätten. Stolberg, überhaupt kein Freund des Stadtlebens, beschloß seinen dauernden Familienaufenthalt in der Nähe seiner, vor Kurzem vermählten und auf dem Gute Brinke mit dem Gemahle lebenden Tochter Julia zu wählen. Nicht weit von Brinke liegt in der Grafschaft Ravensberg, in der Entfernung einer kleinen Meile vom Städtchen Halle, der damals nicht bewohnte Rittersitz des Grafen Schmiesing, des älteren Bruders vom Grafen Xaver, Tatenhausen. Hier, auf der äußersten Gränze des Königreichs Westphalen in der Mitte einer landwirthschaftlichen Bevölkerung, war eine feindselige Berührung mit dem Regiment in Kassel weniger zu fürchten; hier hoffte Stolberg zuerst einige Tage der Ruhe, dann Jahre des ruhigen ländlichen Lebens mit den Seinigen zuzubringen. — Sein und der Gemahlin Gesundheitszustand war leidend geworden, und daher auf ärztlichen Rath des Herrn v. Drüffel der Gebrauch der böhmischen Bäder im Sommer beschlossen; mit dieser Reise sollte der Besuch der entfernten Kinder verbunden werden. Im Mai wurde die Uebersiedelung nach Tatenhausen ausgeführt. Mit Wehmuth sahen die guten Münsteraner den viele Jahre bei ihnen weilenden verehrten Gast mit den Seinigen aus ihrer Mitte scheiden. Seine Anwesenheit hatte Manchen materiellen Gewinn, sehr Vielen moralische Vortheile gebracht. Unter den Freunden vermißten ihn mit seiner Nähe am meisten Overberg und die Drosten. Als der Auswanderer ohne amtlichen Geleitsbrief die Stadt verlassen, und er deswegen von Gensdarmen zurückgeführt wurde, rief er aus: „Gott sei Lob und Dank; nun ist der hundertste Psalm mein Passeport!"

Neunter Abschnitt.

Stolbergs Uebersiedelung nach Tatenhausen. Reise nach Carlsbad und Schlesien. Seine und seines Bruders Vaterlandsliebe und ihre vaterländischen Gesänge. Deutschlands und Europa's Befreiung. Friedrich de la Motte Fouqué. Der König Alfred. Einige Worte über den Wiener Congreß. Claudius' Tod. Erneuerter Feldzug gegen Frankreich. Christian fällt bei Ligny. Der zweite Pariser Friede.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Tatenhausen trat der Graf und die Gräfin, begleitet von ihrem ältesten Sohne, dem Grafen Ernst, welcher, im österreichischen Kriegsdienste stehend, mit Urlaub im Frühjahr das elterliche Haus wieder besucht hatte, und von ihrem sechsjährigen Töchterchen, Marie Therese, ihre Reise nach Karlsbad an. Sie wußten, daß das Haus und die zurückgelassenen Kinder unter Gott gefälliger Obhut des Schutzgeistes Kellermann sein würden. Den großen, von der Fürsehung ihm in Kellermann verliehenen Schatz hatte Stolberg im Verlaufe der Jahre mit wachsender Anerkennung bewährt gefunden, und die Gefühle der Dankbarkeit für seine eben so heitere als unermüdliche Mühewaltung und die Werthschätzung seiner ganzen achtungs- und liebenswürdigen Persönlichkeit hatten die Freundschaft mit dem jungen Geistlichen zu einem Herzensbedürfniß gemacht.

Schon im Jahre 1809, als Kellermann mit einigen Zöglingen die Herbstferien auf dem Drostschen Gute Darfeld zubrachte, schrieb er ihm am 21. September von Lütjenbeck aus: „Möge Ihnen, wie ich hoffe, diese Ruhe — und wie gestört ist auch diese! — wohlthun! Guter, lieber Kellermann! Das Herz ist mir manchmal recht schwer, wenn ich an die Last denke, die Sie doch so leicht und so schön tragen. Aber wenn ich von der Last absehe, und nur auf Sie hinsehe, so wird mir sehr wohl und warm um's Herz." — Den 17. Juli dieses Jahres schrieb er an Kellermann von Karlsbad aus: „Wüßten Sie es ganz, mein vielgeliebter Kellermann, was Sie Ihren Freunden sind, so wüßten Sie, wie Sie mir fehlen, wie ich mich nach Ihnen sehne. Gottlob, daß gegenseitige gute Nachrichten uns die Trennung

erleichtert haben! Gottlob auch vorzüglich dafür, daß Sie, so unentbehrlich als lieb in Tatenhausen sind! Er wolle Ihren Entschluß mit jedem Erfolge, der uns so am Herzen liegt, an den Kindern segnen!

„Ihr alter Freund möchte wohl merklich gestärkt und verjüngt heimkommen; so scheine ich wenigstens es zu fühlen. Wollte Gott, daß die Cur meiner Frau eben so zugesagt hätte! Ueber Hardenberg sind wir sehr beruhigt. So bekommt ihm das Wasser, so leicht ersteigt er die herrlichen Berge, daß alle Besorgnisse wegen seiner Brustbeschwerden als beseitigt müssen angesehen werden. Nehmen Sie ja Ihrer Gesundheit wahr, besser als Sie pflegen. Es freut mich so herzlich zu hören, daß Tatenhausen Ihnen gefällt. In weniger als drei Monaten — das ist aber noch lange hin — hoffe ich durch Sie mit den freundlichen Umgebungen dieses Orts bekannter zu werden. Ich schreibe an Christian [1]). Wollen Sie alle Lieben in Tatenhausen und Brinke herzlich von mir grüßen. Gott sei mit Ihnen, mein geliebter, und mit sichtbarer Hand von Gott mehr als Einmal zugeführter Freund! Ich drücke Sie an mein Herz." —

Nach dem Gebrauch der Bäder setzte Stolberg die Reise nach Peterswaldau fort. Von Werningerode hatte sich während der nahen Gewaltherrschaft hierher auf seine schlesischen Besitzungen der regierende Graf Christian Friedrich mit seinen Kindern zurückgezogen: hier weilte einige Wochen Stolberg im Schooße seiner nahen Verwandten, bei seinem geliebten Eidam Ferdinand und der geliebten Agnes. Von dieser begleitet begaben sich im September auf dem Wege der Heimkehr die Reisenden nach Bernsdorf in der Oberlausitz, einem dem Bruder der Gräfin, dem Grafen Siegismund Redern gehörenden Gute, von wo die Gräfin ihre nahe Besitzung Braunau, welches während der dauernden Abwesenheit der Eigenthümerin kein wohnliches Unterkommen darbot, besuchte. Von Bernsdorf aus schrieb Stolberg an Kellermann den 12. September: „Es ist grade heute ein Monat, daß Sie, mein herzgeliebter Freund, mir einen Brief schrieben, der mir und meiner Frau sowohl in Absicht auf Sie als auf die Kinder eine Freude machte, für welche Gott Sie segnen wolle, und Sie ge-

[1]) Den ältesten der zurückgelassenen Söhne.

wiß segnet. Denn wen Er zum Werkzeuge des Segens braucht, den segnet Er. Es hat mir leid gethan, liebster Kellermann, daß Sie, bald nach Erlassung jenes Briefes durch die Nachricht sind beunruhigt worden, welche meine Frau Ihnen von meiner plötzlichen Unpäßlichkeit, in der Angst ihres Herzens, gegeben hat. Mir selbst gab mein Zustand in so fern manchmal große Unruhe, als es mir manchmal zweifelhaft schien, ob ich noch diesen Herbst würde reisen können; oder ob ich nicht vielleicht irgend wo auf dem Wege würde Wochen oder Monate liegen bleiben, so gesund ich auch eigentlich innerlich mich fühlte, weil der äußere Schaden sehr bedenklich schien. Aber Gott half schnell, und selbst, nach unserer Ansicht, zu rechter Zeit, und so kräftig, daß ich mich weniger, ja viel weniger beschwert fühle als seit Jahren, obschon ich noch vor 14 Tagen glaubte, das Reiten ganz aufgeben zu müssen. Ich freue mich meiner Genesung desto mehr, da ich nicht zweifle, daß ich sie dem Gebete meiner Frau verdanke. — Dem Ihrigen empfehl' ich unsern Hardenberg, welcher sehr kränklich ist, und sich wohl noch kränker glaubt. Die Gesellschaft meiner Mariagnes hat uns die Reise um so viel angenehmer gemacht. Die Hardenberge trafen gestern hier ein. Beide Schwestern werden hier und in Dresden, das heißt bis zu Ende des Monats bei uns bleiben, ja Henriette uns nach Wiederstedt begleiten.[1]) Gott segne den trefflichen Ferdinand dafür, daß er aus Liebe uns das Opfer, Mariagnes mit uns reisen zu lassen, so willig brachte! Wir hoffen Andreas in Wiederstädt zu sehen. Gegen die Mitte des künftigen Monats hoffe ich, liebster Kellermann, Sie und alle die Lieben in Tatenhausen und Brinke wieder zu sehen. Wollen Sie alle herzlich grüßen. Meine Frau, Mariagnes, die Hardenberge tragen mir viel Liebes an Sie auf. Von ganzem Herzen und von ganzer Seele Ihr alter Freund L. Stolberg." — Bald darauf, dem Tage der Heimkehr näher gerückt, schrieb er, Bernsdorf den 25. September, an Kellermann: „Ich bitte Sie, liebster Kellermann, die Güte zu haben, dafür zu sorgen, daß ich bei

[1]) Der Freiherr von Hardenberg starb eines frühen Todes den 28. Mai 1813. Die verwittwete Freifrau ward später die Oberhofmeisterin bei der Prinzessin Kunigunde von Sachsen.

meiner Heimkehr, meine respective an Brockmann [1]) und an Overberg geliehenen Manuscripte des 8ten und 9ten Theils wieder finde. Ohne den 9ten vor Augen zu haben, würd' ich den 10ten nicht anfangen können. Den 8ten, welchen Brockmann hat, werd' ich wohl bald absenden, da Perthes mir schreibt, daß er hoffe zur Fortsetzung der Ausgabe schreiten zu können, da er um Erlaubniß zur Einführung des Buchs in Frankreich angehalten habe. Wo er soll gedruckt werden, weiß ich nicht...... Verzeihen Sie, geliebter Freund, dieses an Stumpfheit des Sinnes mit Stumpfheit der Feder wetteifernden Briefes. Ich habe mich auch wirklich an einigen Briefen schon stumpf geschrieben und es ist hohe Zeit zur Absendung. Meine Frau und Mariagnes grüßen herzlich. Tausend Grüße den Kindern. Gott sei mit uns, geliebter Freund. Verte.

Sollte Overberg den 9ten Theil nicht ausgelesen haben, so kann er das Manuscript bald wieder kriegen, sobald ich mich zur Fortsetzung genug darin werde orientirt haben.

Wie werd' ich mich freuen wieder in Tatenhausen zu sein! Beten Sie für meine Mariagnes. Ach, es ist ein gar so liebes Weibchen! Ich denke, daß wir am 16. oder 17. October bei Ihnen sein werden." —

Stolberg ward auf dieser Reise von einem Schreiben einer ihm unbekannten Freifrau, wahrscheinlich aus dem Königreich Sachsen, überrascht, welche in ihrer Hinneigung zum katholischen Glaubensbekenntniß sich an ihn als Gewissensrath wandte. Er nahm sich dieser Angelegenheit in einer Weise an, wie sie des in ihn gesetzten Vertrauens würdig, der Pastoralklugheit angemessen und seiner Wahrhaftigkeit entsprechend war. Er antwortete derselben am 6. October, wahrscheinlich von Wiederstedt aus:

„.....Ich säumte mit der Beantwortung Ihres Briefes, obschon ich versichert war, Ihre Frage auf beruhigende Weise beantworten zu können. Die Wichtigkeit derselben machte es mir zur Pflicht, meine Meinung dem Urtheile eines sehr würdigen Mannes, des Paters

---

[1]) Professor Brockmann besorgte die Abschrift der Manuscripte der Gesch. der Rel. Jesu Christi.

Schneider, apostolischen Vikarius zu unterwerfen. Es versteht sich von selbst, daß ich bei Darlegung des Falles die Person ungenannt ließ.

„Das Urtheil des würdigen Geistlichen stimmt mit meiner vorgefaßten Meinung vollkommen überein. Er rathet zu ernster Prüfung Ihres Vorsatzes und zu vollständigem Unterricht in der katholischen Religion. Hierzu würde ich Ihnen Overbergs Handbuch der Religion vor allen andern empfehlen, und wofern Sie mir einen Weg, es in Ihre Hände gelangen zu lassen, angeben können, Ihnen senden. (Meine Adresse ist: in Tatenhausen, bei Bielefeld im Königreich Westphalen.) Er empfiehlt Ihnen, durch Gebet nach vollkommener Reue zu trachten, und zu bitten um Wachsthum im Glauben, in der Hoffnung, in der Liebe. Allerdings dürfen Sie, der von Ihnen angeführten Gründe wegen, im Geheim katholisch werden und katholisch sein. Aber schriftlich sein Glaubensbekenntniß einem entfernten Priester übersenden, das kann nicht stattfinden und wäre zwecklos. Mit dem ernsten Willen ein Mitglied der Kirche zu sein, ist man es schon; und wird es dann vollkommen durch den würdigen Gebrauch der Sakramente, deren freiwillige Entsagung, irgend einer Ursache wegen, gegen jenen ernsten Willen zeugen würde. Der Priester, dem Sie Ihr Geheimniß anvertrauen werden, darf es durchaus nicht verrathen; und gewiß wird er nicht von Ihnen fordern, daß Sie es kund machen. Thät' er es fordern, — das ist meine Ueberzeugung — so können Sie ja statt seiner einen andern zum Beichtvater nehmen. Die erlaubte Bewahrung Ihres Geheimnisses schließt den Einen Fall aus, da Sie um Ihren Glauben befragt würden. Dann dürften Sie die Wahrheit nicht verletzen, Ihren Glauben nicht verläugnen. Protestantische Religion wäre auch Verläugnung. Sie müssen, insofern es irgend möglich ist, wenigstens Einmal des Jahres beichten und das heilige Abendmal empfangen, und zwar in der sogenannten österlichen Zeit, welche 14 Tage vor Ostern anfängt und 14 Tage nach Ostern aufhört; doch aber für Personen, die in Ihrem Falle sind, bis zum Sonntage Trinitatis verlängert wird. Frömmere Katholiken, denen es um die Religion Ernst ist, pflegen wenigstens alle Monate zu beichten und zu communiciren.

„Ich weiß aus Erfahrung, meine edle Freundinn, wie die Phantasie durch die Idee des ernsten Schrittes der Rückkehr in die Kirche geschreckt werde. Und für Sie wird dieser Schritt allerdings, durch

Ihre Lage, weit schwerer als er es für meine Frau und für mich ward, oder vielmehr zu werden schien. Sie werden sehen, wie Gott Ihnen Kraft und Freudigkeit geben und zu jeder Aufopferung sie stärken werde; Sie werden erfahren, daß die Beichte, vor welcher, ehe man je eine ablegte, der Natur grauet, das Herz erleichtert, und so wie sie ein unerläßliches Religionsbedürfniß ist, auch zum wahren Bedürfniß des Herzens wird. Vom Genusse des heiligen Sakrament des Altars ahnden Sie gewiß mehr als Worte sagen können; und gewiß giebt Jesus Christus, wenn Er Sich Selbst uns giebt, uns unendlich mehr als wir ahnden können.

„Meine theure, edle Freundin, diesen Gnaden dürfen Sie, keiner Besorgniß wegen, sich entziehen! Gehen Sie freudig, wohin der Sohn Gottes Sie führt, ohne rechts und links oder hinter sich zu schauen. Er schaut für Sie rechts und links und hinter Sie hin; Er leuchtet als Feuersäule Ihnen vor; Ihm ist es ein leichtes, als Wolkensäule Sie den menschlichen Augen zu entziehen...... Zum Beschlusse empfehle ich Ihnen das heilige Buch des Thomas von Kempen von der Nachfolge Christi.

„Gott sei mit Ihnen, edle Freundin, in der Fülle seiner Erbarmungen! Er sei gepriesen dafür, daß Er Sie auf die heilige Betrachtung der Einen von Jesu Christo Selbst gestifteten Kirche, die sich immer gleich bleibt, geführt hat. An diesem Felsen scheitern alle Zweifel. Tief gerührt von Ihrem Vertrauen und hoch erfreuet über Gottes Führung mit Ihnen bin ich" u. s. w. —

Dieselbe Freifrau wandte sich im Anfange des nächsten Jahres abermals in dieser Angelegenheit an Stolberg. Wir fügen des innern Zusammenhanges wegen hier gleich die Antwort Stolbergs der erstern zu. Auch dieser Brief bezeugt seine unumwundene Glaubenstreue und seine innige Theilnahme für eine fromme Seele, welche in einem tiefern Lebensgrunde ihren Herren sucht. —

»Tatenhausen bei Bielefeld im Königreich Westfalen,
den 10. Februar 1813.

„Gelobet sei Jesus Christus!

„Schon seit einigen Posttagen schob ich es auf, meine edle Freundin, Ihren lieben Brief vom 21. Jannar zu beantworten. Nicht aus Träg-

heit schob ich es auf, aber auch nicht aus etwas, das besser wäre. Ihr Brief setzte mich in einige Verlegenheit, und es war mir, als dürfte ich Zeit gewinnen, indem ich doch nur Zeit verlor. Ich hatte um desto mehr Unrecht, indem ich eben dieses Versehen — erlauben Sie mir, es Ihnen offen zu sagen, an Ihnen rügen wollte. Sie, meine theure Freundin, meinen noch ein Jahr gewinnen, noch diesen Ostern, wofern ich Sie recht verstehe, mit der lieben Tante lutherisch communiciren zu können. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie dadurch ein Jahr verlieren würden, und wer vermag zu sagen, welchen Verlust ein mit Absicht verlornes Jahr nach sich ziehen könne? Die Communion enthält ein feierliches Bekenntniß und das Bekenntniß des erkannten Irrthums ist Verläugnung der erkannten Wahrheit. Ich schreibe Ihnen das mit schwerem Herzen, theure Freundin! mit dem vollem Gefühle der großen, Ihnen vielleicht indiskret scheinenden Forderung. Ich habe lebendiges Gefühl mit Ihrer Lage. Sie ist von der Art, daß sie, je erträglicher Sie solche zu machen suchen, desto beschwerlicher werden muß.

Sie kommen mir vor wie ein Kranker, dem das Lager, worauf er ruhet, beschwerlich wird, und ich gesteh' es Ihnen, daß ich das Ihrige hart finde. Sie dürfen aber auch nicht darauf liegen bleiben. Jesus Christus ruft Ihnen zu: „Stehe auf und wandle!“ Wäre nur vom Zeitverlust die Rede, so würde ich es doch für sehr bedenklich halten, den Gnaden der Sakramente aus menschlichen Rücksichten entsagen zu wollen. Aber Ihr Fall ist noch weit ernsthafter. Wofern Sie aus Menschenfurcht Jesum Christum verläugnen, obschon mit dem Vorsatze, Ihn zu gelegener Zeit zu bekennen, so übernehmen Sie selbst die Führung Ihrer Seele, die Ihm gebührt, und rechnen doch zugleich auf Gnaden von Ihm für die Zukunft, deren Sie itzt aus Wahl entsagen. Wer verbürgt Ihnen diese gehofften Gnaden? Und welche Unruhe würden Sie im Gewissen fühlen! Glauben Sie es mir sicher, es kommt nur auf einen scheinbaren salto mortale an, der aber ein Schwung zum Leben für Sie werden wird an Seiner Hand. Er verließ noch keinen, der sich auf Ihn verließ; Seine Gnade ist den Bekennern immer gegenwärtig. Es sei nun, daß Er die Herzen der Personen, die Sie scheuen, sänftige, oder es sei, daß Er Sie von dieser der Natur so empfindlichen Seite mit Leiden heimsuche; so

werden Sie Ihn ewig für dieses oder für jenes preisen. Vertrauen Sie Ihm, verwerfen Sie alles Vertrauen auf selbst gewählte, Zufällen ausgesetzte, und — was die Hauptsache ist — nicht erlaubte Wege des Aufschubs. Es mögen noch so heftige Stürme von außen über Sie ergehen, so werden Sie von Innen ruhig sein, geleitet an der Hand des Sohnes Gottes, gleich dem Petrus auf den Wogen, gleich dem Petrus, der durch edles Bekenntniß Jesu Christi zu den höchsten Gnaden gelangte, die je einem Menschen wiederfahren sind. Ich schreibe Ihnen mit Schamröthe, edle Freundin! Denn mir war es durch äußere Umstände leicht, den Schritt zu thun, den äußere Umstände Ihnen so schwer machen. Aber ich muß Ihnen doch meine innigste Ueberzeugung mittheilen.

„Gott wolle Sie leiten, Ihnen Kraft und Muth geben; so werden Sie schon hienieden überschwenglich getröstet werden. Bitten Sie im Glauben, Hoffnung und Liebe: Sie werden gewiß erhöret und sich selig auch im Leiden fühlen.“ —

Die gegenseitige Sehnsucht der lang Getrennten nach Wiedervereinigung ward in der Mitte Octobers Erfüllung. Die Eltern sahen sich wiederum von sieben gesunden Söhnen und von den drei aufblühenden Töchterchen umgeben und waren in der Nähe ihrer Tochter Julia und ihres wackern Eidams. Hatten die äußern Lebensbeziehungen des Grafen seit dem Austritt aus dem öffentlichen Staatsdienste sich an Umfang und Glanz schon in Münster verringert, und hatte er dort im Schatten des glücklichen Familienlebens sich einer größern Ruhe erfreuet, so mußte dieses in Tatenhausen in noch größerm Grade stattfinden. Zwar neigte sich der Tag noch mehr, aber der Feierabend war für ihn noch nicht gekommen und er brachte an sich selbst zur Geltung, was er im Leben des heiligen Vincentius von Paulus sagt: „Muße ist ein Segen, aber nur für den, der den Müßiggang nicht kennt, und der die Muße heiligt. Ein solcher ist nie müßig, und glaubt sich nie ohne Verantwortung, wenn auch Menschen ihn nicht zur Rechenschaft vom Gebrauche seiner Zeit und seiner Kräfte ziehen dürfen.“ Wenn auch das äußere Leben an Reichthum verlor, welchen Ersatz brachte dafür das Wachsthum des innern Lebens ein! Schon vor mehr als 20 Jahren hatte er in den ersten Wochen seiner großen Reise nach dem Süden empfunden, wie wohlthätig für das Herz sanfte

Sehnsucht und was unsrer Wanderung letztes und höchstes Ziel sei. Die gebundene Psyche schmachtete ihm voll Sehnsucht. „Der junge Vogel", schrieb er [1]), „im Neste schlägt mit den Flügeln, eh' er den Flug in's Freie wagt. Auch wir sind hienieden nur im Neste, aber himmlischer Aether ist vor unserm Blick, und die Sehnsucht schlägt mit den Flügeln." — Und nun konnte er mehr und mehr mit dem heiligen Augustinus die Worte des großen Apostels [2]) ausrufen: „Darum werden wir nicht laß; wenn auch unser äußerer Mensch abstirbt, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuet." Diese Erneuerung war nicht ein Anfang, sondern die Fortsetzung der längst begonnenen Arbeit für den großen Tag der Wiedergeburt: für diesen Erntetag sammelte er noch fort und fort reifende Garben; nur geschah es in größerer Sabbathsstille. Die bisherigen geistigen Wurzeln seines Daseins und Wirkens starben nicht ab, einige trieben sogar mit verjüngter Kraft. Vaterland und Freiheit wurden ihm nicht ausgebrannte Kohlen früherer Flamme, welche man als unnütz für den Hausbedarf des Privatlebens zur Seite liegen läßt: eben so wenig erkalteten Freundschaftsgefühle in ihm; daher fehlte es nicht zu Zeiten an Besuchen der Freunde aus der 12 Stunden entfernten Stadt Münster und aus größerer Entfernung, welche den alten Freund auf weniger zugänglichen Wegen in seiner Abgeschiedenheit aufsuchten, und entfernte Verwandte wohnten sich auf Wochen und Monate mit voller Befriedigung in der Familie ihres Geliebten ein. — Kellermann hatte bereits mit den Söhnen die schönen Partieen in der waldreichen Umgebung aufgesucht und bereitete dem Freunde der Natur auf den üblichen nachmittägigen Spaziergängen freudige Ueberraschung. Zu den schönen Genüssen des genialen Winters — hiems genialis — gehörte von nun an noch mehr als früher die Abendlectüre der griechischen Schriftsteller; denn die mit den Jahren fortgeschrittene Vorbildung der Söhne führte dem lehrenden Vater eine wachsende Zahl seiner Schüler zu. Besonders aber lag ihm am Herzen, seine Muße der Fortsetzung jenes zum Frommen der Seinigen und vieler christlichen Seelen begonnenen

---

[1]) S. W. VI, 79. Vergl. oben.

[2]) 2 Corinth. IV, 16. — Vergl. »Zwo Schriften des heiligen Augustinus«, S. 76 und 216.

Werkes, der „Geschichte der Religion Jesu Christi", zu weihen. Nach dieser hatte er sich schon auf der angetretenen Rückkehr gesehnt und in seinem letzten Briefe aus Bernsdorf Kellermann um die Besorgung mehrerer, ihm in der nächsten Zeit nothwendigen litterärischen Hülfsmittel aus der vereinigten, in der theologischen Litteratur sehr gehaltreichen Bibliothek der drei geistlichen Brüder von Droste zu Münster gebeten. —

Die schon oft gefeierten Familienfeiertage, der 4. und 7. November, der Geburtstag der Gräfin und des Grafen, erschienen bald nach Rückkehr im Kreislaufe des Jahres wieder. Von nah und ferne nahmen durch schriftlichen Ausdruck Freunde und Verwandte an der Freude der Tage ihren gewohnten Antheil in Anspruch. Des Bruders Glückwünsche waren diesmal von einem dem Bruder gewidmeten Balladenkranz: „Die weiße Frau", und von einer den Geburtstag des Bruders feiernden Zueignungs-Ode begleitet [1]). Er sagt u. A.:

„..... Es wallt mir immer und immerdar
Für meinen Pollux höher noch, flammender
Die Kastorbrust! Der Jahre Neige
Ebbet, doch freier und freier schwingt sich
Der Liebe Fittich, höhnet die schmählige,
Des Raumes Fessel! ....."

Sie nannten sich noch Bruder und Freund zugleich und waren einander des Herzens Vertrauteste. Friedrich Leopold zeichnet [2]) bald nach dieser Zeit den heiligen Freundschaftsbund zweier edlen Jünglinge, welche mit gemeinschaftlichem Eifer ihren Geist mit Schätzen der der Ehre Gottes geweihten Erkenntniß zu bereichern bestrebt waren, den Bund den heiligen Basilius und des heiligen Gregor von Nazianz, und fügt Züge dem Bilde hinzu, welche, der eignen frühern Erfahrung angehörend, ein unverlierbares Eigenthum der Seele geblieben sind. Er schreibt Seite 218: „Zwischen beiden Freunden war kein Wetteifer, einander zu übertreffen, aber jenes gemeinschaftliche Streben, welches die Lust und die Liebe zur Arbeit, weil zur Wissenschaft, erhöht, und

[1]) S. W. V, 211. I, 215 und 219.

[2]) Gesch. der Rel. Jesu Christi XII. Abschnitt 39.

sie verschönet, durch die reine Freude, mit welcher sich jeder der Fortschritte des andern freut, durch den andern seine Gedanken bewährt, und in den Empfindungen seines andern Ich die seinigen belebt, ihnen neuen Schwung gibt! Wem Geburt oder Wahl einen solchen Genossen ertheilten, oder wem durch Geburt derjenige Genosse ward, den er aus allen würd' erkohren haben, der versteht mich." —

Napoleon hatte mit einer halben Million Streiter den 23. bis 25. Juni den Riemen überschritten und war in die weiten Steppen Rußlands vorgedrungen. Siege ohne Entscheidungen führten den Dämon des Krieges in das Herz des unermeßlichen Reiches, bis zur alten Hauptstadt desselben, in welche dieser am 14. und 15. September seinen Einzug hielt. Hier an der äußersten Gränze seines Zuges endete das Blendwerk seiner Ruhmbegierde, und fing zuerst seiner erträumten unerschütterlichen Größe und Macht das Grab sich zu öffnen an: von nun an erfaßten den, welcher selbst den Schranken der Natur und allen Vorschriften der menschlichen Weisheit Trotz zu bieten gedachte [1]), sichtbar die Gerichte Gottes. Die in den, dem Einzuge folgenden dreien Nächten und Tagen an 100 Stellen aufflammende heilige Moskau sank in Schutt und Trümmer zusammen; aber ihre mächtige Feuersäule, ein Schrecken den Gegenwärtigen, leuchtete bald dem nach Entfesselung lechzenden Westen als die erste Morgenröthe der Freiheit im fernen Osten. — Erst am 19. October, als der angebotene Waffenstillstand und Friede vom Kaiser Alexander zurückgewiesen, geschah der Aufbruch von den Ruinen der Stadt, umgeben von weiten Verwüstungen des Landes umher. Auf dem langen Rückzuge erfolgten wiederholte Niederlagen, und was dem Hunger, dem Schwerte und der Gefangenschaft entrann, erlag bis auf geringen Rest der seit dem 6. November früh eingetretenen furchtbarsten Kälte. Die urplötzliche Erscheinung Napoleons am 18. December in seiner Hauptstadt und das 29. Bulletin, welches der heimlich von den spärlichen Trümmern seiner Heere sich Entfernende seiner Flucht vorausgeschickt hatte, bezeugten den großen Wendepunct seiner und Europa's Geschicke, und selbst früher Ungläubige theilten nun mit dem Volke den Glauben an

[1]) Vis consilii expers mole ruit sua. Horat. III, III.

die verhängnißvollen Ankündigungen des ungewöhnlich großen Kometen des Herbstes 1811. Am Ende dieses Jahres war Rußland von den Franzosen völlig geräumt.

In den ersten Tagen des Jahres 1813, in welchem so Großes in Erwartung und Hoffnung stand, wurden die Brüder Christian und Friedrich Leopold Stolberg unerwartet in die Zeit ihrer Knabenspiele zurückversetzt, in welchen sie mit ihren Geschwistern, bald im Garten bald im Zimmer, den siebenjährigen Krieg mit Enthusiasmus dramatisirten und dabei nicht vergessen hatten, dem braven Feldmarschall Fouqué seine Rolle mitzutheilen, von dessen Enkel nun ein Brief nach Windeburg und nach Tatenhausen gelangte. Baron Friedrich de la Motte Fouqué — geboren zu Brandenburg an der Havel im Jahre 1777, gestorben zu Berlin 1843 — war, nachdem er im 17. Jahre als Cornet 1794 an dem kurzen Feldzug gegen Frankreich Theil genommen, zum Dienste der Musen unter dem Namen Pellegrin übergetreten und bald als ein fruchtbarer Dichter der vaterländischen Romantik einer großen Gunst des Publicums theilhaftig geworden. Im Anfange des Jahres 1813 wandte er sich an die Brüder Stolberg mit der Bitte um Beiträge zu seiner Zeitschrift: „Die Musen". Friedrich Leopold antwortete ihm den 27. Januar: „Wie soll ich Ihnen danken, mein theurer, nur der Hülle nach noch unbekannter, edler Freund! Wie soll ich Ihnen danken für Ihren so liebevollen Brief! Für Ihr so lebendig aus liebendem Gemüth hervorgeströmtes Lied! Am heitern Abendhimmel meines Lebens gehen Sie mir wie ein neuer schöner Stern auf, der mir so unerwartet mit so schönem Feuer und so freundlich in die Seele strahlt. Ja, Sie gehen mir zwiefach auf, liebster Fouqué, da Sie auch meinem Bruder, mit dessen Existenz die meinige von Kindheit an in Eins verwebt ward, Ihre, auch von ihm so tief empfundene Liebe zuwenden! Da wir, liebster Freund, darin wie gewiß in so vielem andern übereinstimmen, daß wir den Wunsch haben alles auf das Eine nothwendige, auf den Einen, der da allein gut ist, weil Er im eigentlichen Sinne allein i s t, zurückführen, so dürfen wir auch hoffen, daß unser Bund ewig sei! .....

„Ich freue mich auf Ihre Zeitschrift, und es würde mir eine wahre Freude machen, Beiträge dazu zu geben, aber zum Geben muß man haben. Meine Geschichte der Religion beschäftigt mich ausschließlich und

gehet mir um im Kopf und im Herzen, auch wenn ich nicht daran arbeite. Auch mahnt mich mein Stufenjahr, in dem ich stehe, und macht mich blöde, die Musen in Anspruch zu nehmen, die man ja selbst in der Jugend nicht reifen, sondern nur ihnen eine immer offene Thüre lassen darf. Sollte mich eine noch besuchen, so soll die Gabe, die sie mir etwa bringen mag, für Ihre Zeitschrift sein. Hier indessen zwei Kleinigkeiten, die ich im vorigen Sommer machte. Wollen Sie das etwa noch glimmende Feuer meines Heerdes anfachen, liebster Fouqué, so müssen Sie meinen Heerd besuchen, und nicht säumen dürfen Sie!"

Dem Schreiben Stolbergs folgte bald Fouqué's Anfrage um die Erlaubniß, ihm und dem Bruder sein nächstes Werk: „Die Fahrten Thiodolfs", widmen zu dürfen, nach. Jener antwortete den 17. Februar: „Ich möchte denn doch in aller Welt wohl wissen, mein lieber, edler Freund, was es in mir, oder in meinem Bruder sein könnte, das Ihrem, uns so ehrenvollen und — da er aus Ihrem Herzen kommt — so wohlthuenden Vorsatz, uns ein Werk zuzueignen, widerstreben sollte? Ich sage Ihnen dafür meinen freudigen und tiefgerührten Dank, theurer Freund! Und, so wie man auch unter Kindern seiner liebsten Freunde und Geschwister für das Pathchen eine besondere Vorliebe zu hegen pflegt, ahnet mir, daß Ihr fahrender Isländer Thiodolf eine besondere Stelle in meinem Herzen einnehmen werde. Außerdem habe ich für nordische Sag' und Sang viel Liebe, es waltet in solcher ein eigenthümlicher Geist, den Sie in Ihrem Sigurd so kräftig beschworen und zu uns herüber geführt haben. .....

„Meine Frau trägt mir viele sehr herzliche Empfehlungen an Sie auf. Sowohl diese als ich haben mit sehr großem Interesse Ihrer Frau Gemahlin Abendunterhaltungen der Wiedergekehrten gelesen und uns sehr erfreuet an der geistreichen Verfasserin tiefen Blicken in die menschliche Natur und in's Wesen der Dinge, an der schönen Empfindung und an dem wahrhaft religiösen Sinn dieser trefflichen, in so schöner Sprache geschriebenen Blätter." —

Die Brüder Stolberg hatten während dieser Zeit mit gespannter Erwartung den Blick nach Osten gewendet, und was wie wundersame Mähre in unsichern, dunkeln Nachrichten aus dem fernen Lande zu ihnen gelangt war, hatte sie mit Furcht und Hoffnung erfüllt und den

wechselnden Gang ihrer, wegen des laurenden Feindes mit gedämpfter Betonung und in den nur dem Bruder verständlichen Wendungen geschriebenen Briefe mehr als je beschleunigt. Die Zeit nahte, in der Deutschlands Wiedergeburt in ihren vereinten Gesängen sollte gefeiert werden. Der zum Volkskriege gewordene Kampf hatte Rußland vom Feinde befreiet: ob Deutschland, ob Europa, befreit werden könne, hing, nachdem die Russen die Weichsel überschritten, von den Entschlüssen Friedrich Wilhelms III. und der Zustimmung seines Volkes ab. Der König rief am 17. März von Breslau aus sein Volk und sein Heer zu den Waffen, und bald stand Volk und Heer mit Landwehr und Landsturm zum nationalen Kampfe gewaffnet da, um die lang getragenen schmählichen Fesseln des verhaßten Drängers zu zerbrechen. Wie in diesen Tagen die Natur nach langem Winterschlafe mit neuem Leben sich regte, um bald mit erneutem Glanze wieder zu erwachen, so nahete nun durch Preußens Sichwiedererhebung für ganz Deutschland und für Europa Frühling und Auferstehung wieder. —

Der Oberst Tettenborn hatte am 18. März mit verwegener Kühnheit ein russisches Streifcorps, unter unbeschreiblichem Jubel der Bürgerschaft, in die Stadt Hamburg geworfen und eine leider nur zu bald vorübergehende Befreiung von den Franzosen gebracht. Der Graf Christian Stolberg begrüßt, den Reihen der dieser großen Zeit angehörenden Hochgesänge der Brüder eröffnend, am 20. März beim Anblick des vom Tode erstandenen „Hamburger Correspondenten“ seine befreiete Geburtsstadt [1]):

Strophe I. „Sei mir gegrüßet, Wappen Hamonia's,
Du Maal der Urzeit! Düstere Mitternacht
Gebahr den schönsten Morgen, prangend
Ragen erglühend die freien Thürme!

Strophe V. Auch mich, wo sie sich stürzt in des Elbgotts Bett,
Gebahr die Alster-Nymphe. Mir zucket schon
Mein Arm; schon blitzt, gewetzt, das gute
Schwert, und ich spotte des Silberhaares.“

---

[1]) S. W. II, 270. 271.

Im Monate April widmete der alte Tyrtäussänger noch zwei Gesänge dem vaterländischen Aufschwunge der alten Reichsstadt; aber dann mußte die Leier wieder verstummen. Die Franzosen hatten sich im nordwestlichen Deutschland unter dem Beistande der Dänen wiederum mit größerer Macht gerüstet, der Marschall Davoust rückte am 30. Mai wieder in Hamburg ein, und übte Rache und Bedrängniß größerer Leiden gegen die aufgestandene Bürgerschaft aus. Die Entscheidung über Deutschlands Schicksal lag im nordöstlichen Deutschland bei den Preußen und ihrem Könige. —

Die Saiten der Zwillingsseelen des Stolbergschen Brüderpaares stimmten in der nationalen Stimmung völlig zusammen. Friedrich Leopolds schon vor 6 Jahren dem Freunde Perthes ausgesprochener sehnlichster Wunsch, die erste grüne Spitze des in brauner Knospe schlummernden Frühlings zu sehen, ward in dieser Zeit erfüllt; aber diese laut und öffentlich zu begrüßen, waren die Fittige des Gesangs ihm noch von der Macht der ihn umgebenden Gegenwart gelähmt. Napoleon hatte in den ersten Monaten des Jahres die größten Rüstungen aus den Menschenmagazinen seines Reiches und der Rheinbundstaaten betrieben; die wichtigsten Festungen Preußens waren noch in seiner Gewalt; schwere Kämpfe gegen den wieder mit Uebermacht in Sachsen auftretenden Gewaltherrn standen bevor. In der Schlacht bei Großgörschen unweit Lützen am 2. Mai gewannen die größeren Streitkräfte der Franzosen das Uebergewicht über die preußische und russische Armee; aber der Muth der preußischen Truppen hatte sich glänzend bewährt. In geordnetem Rückzuge zogen die Verbündeten auf das rechte Elbufer zurück und nahmen bei Bautzen in der Lausitz eine feste Stellung ein. Hier drängte nach der Schlacht des 20. und 21. Mai's Napoleon mit Uebermacht seine Gegner aus ihrer Stellung zurück; aber auch diesmal waren die Geschlagenen nicht besiegt und entmuthigt; sie hatten fast keine Gefangenen, kein Geschütz, keine Fahne verloren; auch diesmal war ihr Verlust an Menschen der geringere und Napoleon hatte von dem Siege nichts als das Schlachtfeld. Dieser rückte zwar in den nächsten Tagen wieder in Feindes Land, in Schlesien, bis Breslau vor; aber er hatte nach seinen beiden Siegen den neuen Feind mit seinem nicht geahnten Streitesmuth kennen gelernt und wollte nun Zeit gewinnen, wollte, immer noch auf Oesterreichs Beistand rechnend,

versuchen, was sich durch Unterhandlungen machen lasse und die nothwendigen Verstärkungen an sich ziehen. Er bot daher selbst nach seinen Siegen Waffenstillstand auf gleiche Bedingungen an. Da nahmen sie, zu größerer Kriegsbereitschaft sich rüstend, am 4. Juni den angebotenen Waffenstillstand an. Dieser ward nach abgelaufener Frist vom 26. Juli bis zum 10. August verlängert. Auf dem während dieser Zeit in Prag abgehaltenen Congreß, von Napoleon in Vorschlag gebracht, um mit den Bevollmächtigten der Staaten von Europa die Grundlagen eines langen Friedens festzusetzen, übernahm Oesterreich die Rolle des Vermittlers. Nachdem der Kaiser Franz und die übrigen Mächte sich völlig überzeugt hatten, daß Napoleons Herrschbegierde kein Opfer dem allgemeinen Frieden darzubringen Willens sei, löste sich mit dem Ablauf des Waffenstillstandes der Congreß auf und am 12. August erklärte Oesterreich an Frankreich den Krieg.

„Se. Majestät haben" — so heißt der Schluß des ersten Manifestes — „drei Jahre lang, mit unermüdeter Beharrlichkeit darnach gestrebt, die Grundlage der Möglichkeit eines wahren und dauerhaften Friedens für Oesterreich und Europa, auf milden und versöhnenden Wegen zu gewinnen. Diese Bemühungen sind vereitelt; kein Hülfsmittel, keine Zuflucht mehr, als bei den Waffen. Der Kaiser ergreift sie, ohne persönliche Erbitterung, aus schmerzhafter Nothwendigkeit, aus unwiderstehlich gebietender Pflicht, aus Gründen, welche jeder treue Bürger Seines Staates, welche die Welt, welche der Kaiser Napoleon selbst in einer Stunde der Ruhe und Gerechtigkeit erkennen und billigen wird. Die Rechtfertigung dieses Krieges ist in dem Herzen jedes Oesterreichers, jedes Europäers, unter wessen Herrschaft er auch lebe, mit so großen und leserlichen Zügen geschrieben, daß keine Kunst zu Hülfe genommen werden darf, um sie geltend zu machen. Die Nation und die Armee werden das Ihrige thun. Ein, durch gemeinschaftliche Noth und gemeinschaftliches Interesse gestifteter Bund mit allen für Unabhängigkeit bewaffneten Mächten wird Unseren Anstrengungen ihr volles Gewicht geben. Der Ausgang wird, unter dem Beistande des Himmels, die gerechten Erwartungen aller Freunde der Ordnung und des Friedens erfüllen."

Bald stand fast ganz Europa gegen Napoleon unter den Waffen. Der österreichische Staat hatte bereits die ausgedehntesten Kriegs-

rüstungen gemacht, und setzte sie noch fort; aber der nationale Aufschwung des Jahres 1809 trat in seiner Wirksamkeit nicht hervor und konnte auch nicht erwartet werden. In Sachsen, dem Hauptschauplatze des Krieges, waren die Waffen noch bei den Franzosen, die Gemüther bei den Deutschen. Auch in den übrigen Rheinbundsstaaten eilten die ungeduldigen Wünsche der Bevölkerung vielfach den berechnenden Beobachtungen und Entschlüssen ihrer Fürsten voraus. Wie Preußen, das tieferschöpfte, durch nachhaltende Begeisterung, durch Darbringung von Gut und Blut und durch kriegerische Leistungen in dem Kampfe für die Befreiung Deutschlands, für die Befreiung Europa's den ersten Ehrenpreis sich errang, liegt, von der Zeugin der Wahrheit, von der Geschichte in unauslöschlichen Zügen verzeichnet, auf allen Blättern der neuern Geschichte offen vor. —

Wenden wir den Blick auf das Privatleben des Grafen Friedrich Leopold während dieses Jahres wieder hin. Die bewegte Gegenwart entfremdete ihn nicht dem Leben in der Vergangenheit; denn in dieser sah er den durch alle Zeiten fortgehenden Faden der göttlichen Weltregierung, der uns in Fürchten und Hoffen in der Gegenwart die Anknüpfungspuncte für die richtigere Beurtheilung des Größern und des Kleinen, des Nahen und des Fernen und für das rechte Besinnen über das Wollen und Wirken gibt. Daher blieb die regsame Fortsetzung der Religionsgeschichte das ununterbrochene Tagewerk. Daß diese noch fortwährend auch bei nichtkatholischen Lesern Früchte trage, davon traten ihm zu Zeiten briefliche Bezeugungen unter die Augen, auch im Anfange dieses Jahres. Herr Kannegießer hatte sich in der Angelegenheit seiner Conversion an ihn gewendet; wir sehen aber aus der Antwort, daß der Briefsteller seine Angelegenheit mit Gesichtspuncten begleitet hatte, welche mit Stolbergs Ansichten nicht übereinstimmten. Die Antwort ist als Beitrag zur Würdigung seines confessionellen Standpunctes nicht ohne Bedeutung.

Er schrieb den 27. Januar von Tatenhausen aus:

„Ew. Hochedelgeboren

wollen mir gütigst verzeihen, daß ich Ihr geehrtes Schreiben nicht früher beantwortet habe. Es rührte mein Stillschweigen nicht aus dem Mangel lebhafter Theilnahme her, sondern weil ich Ihr, mit so vieler

Güte in mich gesetztes Vertrauen, durch vollkommne Aufrichtigkeit zu erwiedern, und doch auch sehr wünschte, kein Wort zu sagen, was Ihre zart empfindende und Gott suchende Seele auch nur Einen Augenblick kränken könnte.

„Es rührt und erfreuet mich in hohem Grade, daß Gott Ihnen die Gnade erwiesen hat, Sie von der Wahrheit der katholischen Religion, und, um mich Ihrer eigenen Ausdrücke zu bedienen, Sie davon zu überzeugen, „daß die katholische Kirche die wahre Kirche Gottes sei, der Er Seine Heilsgüter vor allen andern besonders in hohem Maaße anvertraut, und welcher Er Seinen Geist vornehmlich verheißen habe". — Ist nun die katholische Kirche diese wahre Kirche Gottes, so ist sie ja für den, der diese Wahrheit anerkannt hat, diejenige, in welche Der, welcher ihm diese Erkenntniß gab, welcher diese Kirche stiftete, und mit Heilsmitteln sie begabte, ihn einzutreten vornehmlich einladet. Seine Einladung erging an Sie, als Er Ihnen diese Erkenntniß gab. Er stand, Er steht vor Ihrer Thüre und klopft an, auf daß Sie Ihm aufthun und Ihm folgen mögen, wohin Er Sie ruft.

„Da Sie meine Geschichte der Religion Jesu Christi und die Uebersetzung von zwei Schriften des heiligen Augustin gelesen haben, so bedarf ich wohl nicht Ihnen zu sagen, wie sehr ich davon entfernt bin, die Protestanten, welche Gott aufrichtig, mit Demuth und mit Inbrunst suchen, und die Kirche, in welcher sie geboren sind, für die beste halten, zu verdammen. Unter solchen hab' ich viele heilige Seelen gekannt, kenne deren auch noch und verehre sie desto mehr, da sie, großer Heilsmittel entbehrend, weil sie solche nicht kennen, dennoch zu solcher Gottseligkeit gelangt sind. Wenn aber ein Protestant zu dieser Erkenntniß gekommen ist, welche Ihnen einleuchtend ward, so muß er ohne Zweifel die zerrissenen Netze, an denen er flickte, schnell verlassen, und Dem nachfolgen, Der ihn mit freundlichem Ernste ruft.

„Ich fürchte — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit —, daß das Verlangen nach außerordentlichen Kräften eine Versuchung sei, die Ihnen gefährlich ist. Dieser bedürfen wir gewiß nicht, wenn Gott sie uns nicht gibt. Der Trieb nach ihnen kann täuschend sein, ja ich glaube, daß er immer täuschend sei, und daß diejenigen, denen Gott diese Kräfte verlieh, am wenigsten sie erwartet hatten. Diese Kräfte geben auch dem, der sie besitzt, kein Siegel des Heils. Nicht feinet-

wegen werden sie ihm gegeben, sondern, wie Paulus von der Gabe, mit Zungen zu reden, ausdrücklich sagt, der Ungläubigen wegen, unter denen er die Heiden meint, welche durch solche auffallende Kraftterweisungen sollten zum Hören des Wortes angelockt werden.

„Wir wissen nicht, warum zu gewissen Zeiten Gott Seinen Arm — der nie verkürzt, aber manchmal mehr, manchmal weniger umwölkt ist — mehr als zu andern Zeiten offenbart; doch dünket mich, lasse sich mit großer Wahrscheinlichkeit erklären, warum Jesus Christus, Der da, wo Juden, die vom erwarteten Messias wußten, Ihm doch nicht glaubten, ihres Unglaubens wegen keine Zeichen that — in Nazareth, wo die Einwohner so viel mehr Verantwortung als andere hatten —, warum, sag' ich, Jesus Christus unter den getauften Ungläubigen unserer Zeit auch selten Wunder thue, da solche so oft nur ihnen zum Verdammniß geschehen würden.

„Gott wolle Ihnen ferner vorleuchten mit Seiner Leuchte, und Ihnen Ruhe und Seeligkeit gewähren, schon hier auf Erden! Ich empfehle mich Ihrem gütigen Andenken und bin mit wahrer Hochachtung und herzlicher Theilnahme

Ew. Hochedelgeboren

ergebener Diener."

In welcher Weise von dem Umschwunge dieser Jahre Stolberg ergriffen, wie die großen Bewegungen derselben ihre Wellen und Wogen in seine ländliche Stille und an sein Herz tragen und wie er und sein Haus zum deutschen Vaterlande stehen mußten, darf dem, welcher sein früheres Leben nur mit flüchtigem Blicke übersieht, keinen Augenblick zweifelhaft sein. Schon die Träume des Knaben und die Ideale der ersten Jünglingsjahre zogen ihn und den Bruder mächtig von Seeland nach der deutschen Heimath hin, beide umfaßten Vaterland und Freiheit mit einer Wärme, welche der ähnliche Enthusiasmus Klopstocks leicht zur hellen Flamme anfachen konnte, vorzüglich bei Friedrich Leopold. Sie brachten ihre und Klopstocks Freiheitsschwärmerei und das an einem idealen Deutschland sich zündende Feuer der Begeisterung in den Kreis des Göttinger Dichterbundes. Der Aufenthalt in der Schweiz gab neuen Schwung zu Freiheitsgefühlen und zu vaterländischen Gesängen. Als später bei manchen Freiheits- und Vaterlandssängern die

ideale Ueberschwänglichkeit der erkannten Nüchternheit des Lebens wich, Vaterlandsbegeisterung verrauchte, ihre Flamme für immer erlosch, weil sie keinen Sinn für die Erkenntniß des vaterländischen Heerdes und der von ihm umschirmten Güter hatten und ihn auch nicht haben wollten, ja als in Stolbergs unmittelbarer Nähe ein dichtender Freund seine Gunst den Waffen der Feinde Deutschlands zuwandte, da flammte jene Begeisterung fort und fort noch auf aus der Brust des zum Manne gewordenen Friedrich Leopold; denn sie zündete sich an dem nicht erloschenen, aber durch die Erkenntniß der Wirklichkeit geläuterten Feuer, und die Treue verlieh der Liebe zum Vaterlande ihre Wahrheit. In der Residenz und am Hofe der Czare sehnte der Gesandte sich bald nach dem heimischen Boden zurück, und als er im Jahre 1791, zwei Jahre nach dem Beginn der französischen Revolution auf seiner Reise nach dem südlichen Europa im Begriffe ist, unfern Schaffhausen die deutsche Erde zu verlassen, ergreift ihn der deutsche Sinn, oder wie Fischart in der Anmannung zur Kinderzucht ihn nennt, das deutsche Adlergemüth. „Etwa eine Stunde vor Schaffhausen", erzählt er [1], „sahen wir den Rhein im Thale, zwischen waldigen Ufern und stark rauschend mit smaragdgrünen durchsichtigen Wogen, lauter wie Wein, nach seinem Bade im Bodensee. Die Höhe eines Berges im Walde über diesen Strom trennet das deutsche Reich, nicht Deutschland, eine halbe Stunde vor Schaffhausen, von der Schweiz." Dann ruft er aus: „Nicht Deutschland! — Nein, bei den heiligen Fluthen des Rheins, der im Gebürge freier Brüder entspringt, und durch Ebnen freier Bataver sich in's Meer ergeußt! Unsre Brüder im Gebürge, Unsre Brüder in der Ebne waren nie deutscher, als da sie das Joch der Tyrannei von sich abwarfen! Wir sehen mit Ehrfurcht auf sie, aber auch sie wollen nicht vergessen, daß sie Deutsche sind! Wir schauen mit Ehrfurcht in die grauen Thäler ihrer Vorzeit zurück, mit Hoffnung mögen sie auf die noch umwölkten Berge unsrer Zukunft blicken."

Sehnsucht zum Heim beschleunigte die letzten Schritte des aus Italien Zurückkehrenden. Mit welchem dithyrambischen Feuer der Dichter in den neunziger des vorigen Jahrhunderts gegen die mit unterjochenden Waffen und Freiheitsidolen unserer nationalen Selbständigkeit den

---

[1]) S. W. VI, 80. 81.

Untergang drohenden Neufranken und ihre in Deutschland entarteten Gesinnungsgenossen auftrat, haben wir oben gesehen, und wenn auch in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts des Dichters Muse verstummte, das Feuer in seiner Brust erlosch nicht, und wenige haben den Druck der Leidensjahre so tief empfunden als er. Wie oft, wenn Nachrichten über die Siege des verhaßten Freiheitsräubers anlangten, endete die harmvolle Klage über den Unverstand der Deutschen, über den erschafften Gemeinsinn, über die landesverrätherische Gesinnung der Hohen und Niedern mit dem lebhaft sehnenden Wunsche, Friedrich der Große möchte Zeitgenosse Bonaparte's — so nur nannte er ihn immer — gewesen sein: nimmermehr würde dann, nach seiner Ueberzeugung, Deutschland seines Waffenruhms und seiner nationalen Ehre beraubt worden sein! Aber nicht auf Klagen und Wünsche beschränkte sich in dieser Zeit sein für die vaterländische Geschicke warmes Herz. Keine reine, wirksame Vaterlandsliebe ohne den Glauben an höhere, himmlische Mächte, ohne religiöse Gesinnung; sinken diese, so erlischt auch jene oder lodert in sich selbst verzehrenden Flammen eines höllischen Fanatismus auf; und wer ihre Wiederanfachung für Wendepuncte der Zeiten möglich machen will, muß das heilige Feuer der Religion nicht ersterben zu lassen bestrebt sein. Stolbergs Arbeiten an der Geschichte der Religion Jesu Christi ruhten, wie wir sahen, auch von dieser Seite her auf dem tiefsten Grunde. — Seine entschiedene Liebe zum Vaterlande war zu gründlich und zu fromm, als daß sie der allgemeinen Menschenliebe sich zu entfremden und in thörichter Selbstüberhebung, mit liebloser und stolzer Verachtung auf andere Nationen und ihre Güter, herabzusehen Gefahr gelaufen hätte. Wußte er doch, daß die Nationalitäten die verschiedenen Wiegengaben seien, welche Gott der großen Familie der Menschheit mit auf den Weg gegeben, daß sie der moralischen Freiheit anvertraute Pfunde seien, mit welchen an der Hand der Natur die Nationen und vorzüglich ihre hervorragenden und sie führenden größern Geister für die Erzielung ihrer höhern, ihrer himmlischen Heimath gewissenhaft wuchern mögen, und daß ihre Errungenschaften nach dem Maßstabe der Weltlage und der gegebenen Verhältnisse des Schönen, Wahren und Guten die Bestimmung hätten, ein Gemeingut der Menschheit zu werden. Daher hielt er mit Nach-

druck die Aneignung dieser Güter für den vorzüglichen Beruf Deutschlands, des Herzens Europa's; deswegen singt er [1]):

„..... Auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst verkennen.
Denn Herz Europens sollt du, o Deutschland, sein
Gerecht und wahrhaft, sollt in der Rechten hoch
Die Fackel haben, die der Wahrheit
Strahl, und die Gluth des Gefühls verbreitet!
Undeutscher ist der blinde Bewunderer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; .....“

und sagt im Leben des Königs Alfred: „Es ist des wahren Deutschen eigenthümliche Weise, sich das Schöne und das Gute aller Zeiten und aller Völker anzueignen. Wer also gesinnt ist, und also handelt, der verdient es, Sohn eines Landes zu sein, welches bestimmt ward, das Herz von Europa zu sein.“ —

Der im Jahre 1813 wieder erwachende, Deutschland durchwehende und beseelende, und Errettung aus schmachvollen Banden weissagende Geist brachte Stolbergs Patriotismus auf den höchsten Höhe- und Wärmegrad. Gott war seinem Volke wieder sichtbar geworden: Ihm hieß er die Seinigen vor allem den Dank darzubringen. Angesichts des sich wieder verjüngenden Vaterlandes klagte er wiederholt mit Thränen über das ergraute Haar, über den zur Ergreifung der Waffe zu schwachen Arm, wünschte seinen vier in den Freiheitskriegen wider den Feind kämpfenden Söhnen sich hinzugesellen zu können. Zwei von ihnen hatten das väterliche Haus noch nicht verlassen, sie waren kaum dem Knabenalter entwachsen; die jüngern Brüder sahen mit Harm auf ihre Jahre, mit Neid auf die scheidenden Brüder. Während der Graf Christian in einer Ode die Völkerschlacht bei Leipzig verherrlicht, entließ der Bruder Friedrich Leopold seinen Sohn Christian (der jüngere Bruder, Cajus, folgte im Fortgange des Feldzuges dem ältern nach), den schon längst glühendes Verlangen, in das preußische Heer einzutreten, getrieben, die gerechtfertigte Furcht aber, dem Vater bei der französischen Regierung Gefahren zu bereiten, zurückgehalten hatte,

[1]) In der Ode: »Deutschlands Beruf«. S. W. II, 323.

heimlich bei Nacht mit seinem Segen und schickt ihn nach Berlin zu seinem Freunde Nicolovius, dessen Ueberraschung und Freude gleich groß war. „Sie werden, das weiß ich", schrieb Stolberg ihm den 2. November, „den Ueberbringer dieser dürftigen Zeilen, deren Inhalt er mündlich ergänzen wird, mit Güte und Liebe aufnehmen. In seinem 18. Jahre entlasse ich diesen lieben Sohn zu einem heiligen und sehr ernsten Beruf, zwar mit schwerem Herzen, aber mit gegründeten guten Hoffnungen. Es lag nicht an ihm, daß er nicht vorlängst schon ging. Ich habe das Vertrauen, daß Gott mit ihm sein werde, sei es zum Leben oder zum Tode. — Christian wird Ihnen von uns Allen erzählen. Wir haben treulich in unserm eingeschlossenen und belauerten Winkelchen Ihre Sorgen, Ihre Hoffnungen, Ihre Gefahren und die herrliche Errettung getheilt. Gott wolle den glänzenden Ausgang krönen, mit verliehener Weisheit, Eintracht, Mäßigung und jener heiligen Furcht, die allein das Recht gibt alle andere Furcht unterm Fuße zu zertreten!" Nicolovius nahm den Sohn des ewig geliebten und geehrten Mannes und des unvergeßlichen Freundes sogleich zu sich, wie sehr auch seine Wohnung durch Einquartierung beengt war, und verschaffte ihm, versehen mit den besten Empfehlungen, Gelegenheit zum Hauptquartier des Generals Blücher zu gelangen, welcher gern den Sohn seines Freundes unter seinen Preußen sah. Die alte Freundschaft zwischen Stolberg und Nicolovius erwachte nun wieder mit neuem Leben und beide Brüder, der Graf Christian und Friedrich Leopold, die in dieser Zeit ihre Blicke vor allen auf Preußen, dessen allgemeine Kriegsloosung „mit Gott für König und Vaterland" hieß, dessen Feldbanner das Kreuz war, gerichtet hielten, legten in lebhaft gewechselten Briefen an denselben den Geist ihrer so gottesfürchtigen als hochherzigen Vaterlandsliebe nieder. „Die gute Sache siegt!" — schrieb Friedrich Leopold den 1. December dem Freunde. „Herrlich und glänzend sind die erfochtenen Siege; aber ich rechne noch weit mehr auf den Geist, der sich jetzt bei den Siegern zeigt, und auf den gottgesandten Schrecken der noch vor kurzem so hochfahrenden schnöden Besiegten. Die so nothwendige heilige Erkenntniß der französischen Heillosigkeit haben wir Deutsche, wofern sie in Gefühl und künftiges Betragen übergeht, durch zwanzigjährige Schmach und Wehen nicht zu theuer erkauft. Eine Reihe von solchen Siegen, ein solcher Feldzug,

dem kein von Buonoparte noch so glücklich geführter zu vergleichen ist, war nöthig, um dem Selbstvertrauen auf die deutsche Kraft eine neue Basis zu geben. Wird dieses Selbstvertrauen durch höheres in Den, der es durch Erfolg bewährte, geheiligt, so, aber auch nur so, dürfen wir auf Deutschlands Wiedergeburt hoffen." —

Schon im November war Bülow mit der Nordarmee durch Westphalen nach Holland vorgedrungen, im December überschritt die böhmische Armee unter Schwarzenberg den Oberrhein, die schlesische Armee unter Blücher den Mittelrhein bei Coblenz, Kaub und Mannheim, Winzingerode setzte am 13. Januar bei Düsseldorf über den Strom, die pyrenäische Halbinsel war vom Feinde befreit und Wellington drang unaufhaltsam auf seiner Siegesbahn in das südliche Frankreich vor. Nur Hamburg konnte nicht mit freier Brust in den allgemeinen Freiheitsjubelton einstimmen: seine schwersten Leiden begannen eben jetzt unter dem Peiniger Davoust und endeten erst den 30. Mai.

Was in dem Grafen Friedrich Leopold in dieser Zeit glühte, das im kühnen Fluge des Gesanges dem Vaterlande zu verkünden, trieb ihn die dichterische Muse. Diese hatte zwar in den letzten Jahren nicht gänzlich geruht, öfter als er hatte in ihnen der Bruder die Laute ergriffen, dem in früheren Jahren seltener als dem jüngeren Bruder die dichtende Begeisterung sich genahet hatte. Wenn Gervinus es dem letztern übel anrechnet, daß erst die glorreiche Gegenwart Deutschlands ihn wieder zum Dichten vermocht habe, soll dieser Tadel den Werth des dichtenden Greises treffen, oder den Maaßstab für die Würde des Gegenstandes darbieten? Sollen dem Dichter die Jahre, die Monate zugemessen werden, in denen er dichte und wie viel? Enthält nicht die Unterdrückung des Urtheils über die neuesten vaterländischen Gedichte die Anerkennung ihres Werthes und zugleich eine Bestätigung seiner sonst auch vielfach ausgesprochenen Bitterkeit gegen die ganze Persönlichkeit des Mannes? —

Stolberg beginnt die Reihe seiner vaterländischen Hochgesänge dieser Jahre mit dem nahen Sturze Napoleons [1]). In diesem und in den

[1]) Seine und seines Bruders vaterländische Gedichte der frühern Zeit und dieser Zeit der Befreiungskriege wurden, zu einem Kranze zusammengewunden, im

folgenden lyrischen Gedichten zeigt sich, daß die beiden greisen Brüder noch hoch den Fittig des Gesanges zu üben wußten, vorzüglich Friedr. Leopold. Sie stehen den besten ihrer frühern Gedichte würdig zur Seite, ja übertreffen zum Theile dieselben, weil Friedrich Leopold hier, aus der Klopstockschen Schule heraustretend, von der Macht der Realität ergriffen war. Im rhythmischen Wohllaut, in der Fülle und natürlichen Wärme der Empfindung, in der Kühnheit und Erhabenheit des Schwunges, neben einfacher Würde der Gedanken lassen sie die meisten patriotischen Gesänge dieser Zeit weit hinter sich zurück.

Napoleon.

Strophe I. „Er fällt! ihn stürzet Gott, der Allmächtige,
Der auf der Waage, welche Tyrannen wägt
Und Landesväter, mit umwölkter
Rechte den Frevelnden wog und leicht fand.

II. Er fällt! Vielleicht schon stäubet der Schnee vom Huf
Der schnellen Boten, welche, „verworfen sei
Vom Volke der von Gott Verworfne,“
Melden dem Aufgang und Niedergange.

III. O gebt die Ehre Gott, dem Allmächtigen!
Vor seinem Hauch erstarrten in Nordens Schooß
Die Räuberschaaren, flüchten sterbend
Dem, der allein wie ein Dieb entschlüpfte.

V. Und neue Schaaren schwirrten, wie Hornisse
In Sommersgluth durch nordische Kiefern ziehn,
Gereizt und zahllos; noch vermaaß sich
Stolzer Entscheidung der eitle Korse.

Jahre 1815 bei Friedrich Perthes in Hamburg herausgegeben. Vereinzelt waren die letztern in verschiedenen Zeitungen und Flugschriften bereits mitgetheilt. In den gesammelten Werken der Brüder sind sie sämmtlich in dem ersten und zweiten Bande der übrigen Gedichte chronologisch eingeordnet.

VI. Entschieden aber hatte der Alte [1]) schon
Im Rath der Wächter [2]); hatte der Weisheit Rath
Den Landesvätern, und der Eintracht
Sinn, und der Demuth, in's Herz gehauchet.

VII. Die Demuth schaut gen Himmel, und geht einher
Mit leisem Fuß, doch unter der wandelnden
Erbebt der Abgrund, seine Götter
Fahren geschreckt von den ehrnen Thronen!

IX. Wie Wetter Gottes — siehe, noch rollt im Thal
Der Donner, und schon zucket der neue Blitz —
So folgten Sieg auf Sieg! Die Deutschen
Fühlten sich Helden in Kraft des Höchsten,

X. Manch zartes Weiblein hatte mit Heldenschwert
Den Mann gegürtet, Mütter die Söhne: „Geht
Mit Gott! Es gilt die Sache Gottes!
Vaterland gilt es, Altar und Freiheit!“ .....

Bald nach der Schlacht bei Leipzig hatten die Verbündeten mit großer Mäßigung oder auch mit vorsichtiger Berechnung der möglichen Weite des Zieles ihrer Anstrengungen dem Kaiser Napoleon wiederholt den Weg zu Unterhandlungen und zum Frieden angeboten, aber der betretene war wiederholt an den maaßlosen Forderungen desselben gescheitert. Als jene in das Herz von Frankreich einzudringen angefangen, verbreitete sich die Nachricht, Napoleon habe um die Wiederanknüpfung der abgebrochenen Unterhandlungen selbst nachgesucht.

Stolberg ergriff die Furcht für Deutschlands Schicksal, für seine Ehre und für seinen Ruhm, er will, daß der Rhein Deutschland trenne, nicht begränze. — Am 29. Januar dichtete er die Ode: „Die Gränze“, in der es u. A. heißt:

---

[1]) Dan. VII, 9.

[2]) Dan. IV, 14.

Strophe I. „Du Gränze? Nein nicht Gränze, du alter Rhein!
Du Lebensblut, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl, und Freude!

II. Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Strom
Ist groß und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell
In stiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam; .....

IX. An beiden Ufern tönet des Deutschen Sinn
Aus deutschem Wort, dem edelsten Weine gleich,
Und dir o Rhein, ist unsre Sprache,
Reich wie dein Strom, mit geheimen Tiefen;

X. Vom eitlen Nachbar, der sich in Schaum berauscht,
Verstanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm seinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinstreift.

XI. Ihn haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz —
Heuschrecken gleich, die oft, mit der Fackel Gluth,
Der Landmann vor sich scheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein sich stürzet —

XII. So haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz,
Des Drängers Horden, welcher der Herrschaft sich
Bei uns vermaß, ihn selbst, den Dränger,
Her von der Oder bis hin zum Rhodan

XIII. Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich,
Und fleht um Frieden! Friede, ja Friede sei
Dem eitlen Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit,

XIV. So weit die Sprache tönet, die trauliche,
Die fromme, hehre; sie der Empfindung, sie
Gespielinn des Gesangs, der frei im
Tanze, wie Sphärengesang, einherschwebt!“

Um dieselbe Zeit gibt der Graf Christian seiner gehobenen Stimmung in einem Briefe an Nicolovius den vollsten Ausdruck. Er schrieb diesem am 9. Februar aus Windeburg: „..... Seit den herrlichen Ereignissen in unserm Vaterlande, die mir ein regeres Blut in die Adern flößen, ist kein Tag vergangen, an dem ich nicht in Geist und Herz meine Berliner Freunde um mich her versammelt und mich mit ihnen der Freude und dem innigsten Hochgefühl überlassen habe. Hätte ich doch nicht gedacht, daß ich noch eine solche Zeit erleben und Zeuge solcher Dinge, wie Gott jetzt solche geschehen läßt, sein würde. Ihrem Preußischen-Staate, vom Throne an bis zu den Hütten, gebühret die Ehre und gebühret der Dank des Vaterlandes, den niemand wärmer und durchdrungener auf dem Hochaltare Deutschlands opfern kann, als ich es thue. ..... Wir haben trübe Zeiten verlebt, indessen sind nun die Bande zerrissen, die uns, wie ehemals den Doctor Faust, an die schwarzen Geister fesselten!" —

Monate waren vorübergegangen, in welchen weder ein Brief von Fouqué noch sein Thiodolf erschienen war. Kaum war der Aufruf des Königs Friedrich Wilhelms III. zur Bewaffnung der freiwilligen Jäger im Februar 1813 erschollen, als der 36jährige Dichter einer der ersten war, der sich bei dem Landrath seines Kreises mit dem Entschlusse meldete, in die Reihen der Kämpfer zu treten. Ihm, dem vor allen des Dienstes Kundigen, ward der Auftrag, eine Schaar der zusammengetretenen freiwilligen Jäger aus dem Havellande nach Breslau zu führen. Hier ernannte ihn der König auf's Neue zum Lieutenant der Cavallerie. In der Schlacht bei Lützen wurde ihm beim Einbrechen in ein feindliches Carré sein Pferd erstochen und er selbst dem sichern Tode durch einen Kosaken entrissen. In der Nacht des folgenden Tages stürzte er mit dem sich überschlagenden Pferde in ein fast grundloses Wasser und zog sich eine Erkältung zu, deren nächste Folge ein furchtbarer Brustkrampf war, welcher ihn an den Rand des Grabes brachte. Das nothwendig gewordene Abschiedsgesuch ward ihm mit Verleihung des Johanniter-Ordens und des Ranges als Major der Cavallerie gewährt. —

Die Gräfin Stolberg schrieb den 2. Februar 1814: „Mit Wehmuth habe ich heut in dem „preußischen Correspondenten" Ihre Anzeige gelesen. Der erste Laut seit 10 Monaten, den wir von Ihnen

vernommen. Daß Sie die Waffen in diesem heiligen und gerechtesten aller Kriege führten, haben wir nie bezweifelt; wir kannten ja Ihre Gesinnung; aber einsam wie wir leben, und bei der langen Hemmung aller Mittheilung, forschten wir vergeblich, wo Sie wären, — es ergriff mich also sehr, Ihren Namen unter diesen Zeilen zu finden, und mit herzlicher Betrübniß las ich sie meinem Mann und meinen Kindern vor. Sie wissen es nicht, theurer und verehrter Mann, wie Sie unter uns leben. Schon mein 12jähriger Franz spricht von la Motte Fouqué wie von einem Freunde und sehnt sich nach seiner Bekanntschaft. ..... Nun ist mein Wunsch, meine Bitte, uns einige Nachricht von Ihrem Befinden zu geben; vielleicht hätte ich noch kaum gewagt, Ihnen zu schreiben, aus Furcht Sie zu belästigen; aber meine Söhne, die Ihnen mit mir so manchen ihnen sehr lieben Abend verdankten, baten mich, es zu thun. Mama, wenn wir nur wüßten, wie es ihm geht! — denn Sie erscheinen den Jünglingen und den Knaben (sechs sind noch bei uns) als ein geliebter und geehrter Freund, und so habe ich denn im Vertrauen auf Ihr liebevolles Herz, das sich in Ihren Briefen und in Ihren Schriften so lebendig ausdrückt, die Feder ergriffen. Weder Ihren Thiodolf (er erschien erst im nächsten Jahre), noch Ihre vaterländischen Schauspiele haben wir bekommen, und entfernt von Städten, wo etwas ansehnlicher Buchhandel ist, haben wir sie uns nicht verschaffen können, so sehr wir darnach verlangten. — Den biedern, edlen, frommen Pilger Waldemar hatte Perthes uns geschickt, und diesen wie den Zauberring und den zweiten Band der Erzählungen habe ich mit meinen Söhnen gelesen. Durch diese sind Sie, theurer Mann, diesen jungen Herzen so lebendig nahe gekommen; für diese war es mir so oft ein Bedürfniß, das sich mit Thränen der Rührung aus meinem Herzen drängte, Ihnen zu danken, und Gott zu bitten, Sie zu segnen, wie ich für diejenigen, die mein Herz liebt und ehrt, bitte. .....“ —

Im Frühlinge 1813 hatte Niebuhr gewünscht, vom Katheder in's Kriegslager überzugehen und den Dienst der Wissenschaften gegen den des Krieges zu vertauschen. Die erbetene Erlaubniß zum Eintritt in ein Regiment wurde ihm vom Könige versagt, doch mit dem Zusatze, der König werde ihm seinen Talenten angemessenere Aufträge geben.

Gegen das Ende des Monats April ward er vom Minister Hardenberg im Namen des Königs aufgefordert, unverzüglich nach Dresden zu kommen. Hier erhielt er von Hardenberg den Auftrag, die Unterhandlungen mit dem englischen Abgeordneten wegen der Subsidien zu führen. Der Allianz- und Subsidientractat ward den 14. Juni unterzeichnet. Um in Holland mit englischen Commissarien die fernern Subsidiengeschäfte auszuführen, ward er im Februar 1814 dorthin geschickt. Von seiner Gattin Mala begleitet verließ er Berlin den 21. Februar, und suchte, von der Hauptstraße in Westphalen abbiegend, den lange nicht gesehenen Freund Stolberg in seinem ländlich stillen Wohnsitz Tatenhausen auf, verweilte bei ihm 24 Stunden[1]). „Seine Herzlichkeit und der stille Friede seines Gemüthes that uns sehr wohl", schrieb er im März von Amsterdam aus. Beide waren von der Zuversicht erfüllt, daß unter dem fernern Beistande Gottes die eisernen Würfel des Krieges ein gutes Ende bringen würden. Hamburgs Noth, Holsteins Schicksal, Dänemarks eingenommene Stellung zu dem allgemeinen Feind, stimmten die Freude über das bereits Errungene und zu Hoffende um vieles herab, vor allem schmerzte beide Männer, deren Grundsätze in der nun bald auf die Tagesordnung gebrachten sächsischen Frage völlig auseinander gingen, das über Norwegen verhängte Unglück, es schmerzte, daß das herrliche Volk, welches trotz Dänemarks stiefmütterlicher Behandlung seit Jahrhunderten in Treue, fest wie die Felsen seiner Gebürge, diesem Staate anhängig gewesen, seine Flüche in den Jubel und in die Gebete der befreiten Völker mischen mußte. Stolberg hat diesen Schmerz nicht so bald überwunden; bei mehr als Einer Gelegenheit zog in den folgenden Jahren das Schicksal eines Volkes ihn in seine Mitleidenheit, welches, bei der alten guten Gesinnung treu beharrend, unter den europäischen Völkern am reinsten von der allgemeinen Sünde der Zeit sich erhalten habe, und nun einem Bürger aus den Pyrenäen, den als Feldherrn die französische Revolution groß gemacht, und der bei dem allgemeinen Kampfe gegen Napoleon seine zweideutige Gesinnung oft genug verrathen, überantwortet und geopfert sei; und namentlich äußerte er, im Jahre 1819, gefragt um das Urtheil über das Werk Steffens: „Die gegenwärtige

[1]) Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr I, 581. 602.

Zeit", sich alsbald mit Lebhaftigkeit über den Norwegen gewidmeten Abschnitt als über die schönste Stelle des Werkes. —

Am 30. März ward der Montmartre erstürmt, am folgenden Tage zogen die Verbündeten in Paris ein. Der Siegesruf hallte im neuen Frühling bald durch ganz Europa wieder. Deutschland feierte mit Gottes Dank und Lobgesang seine Ostern als zwiefaches Fest der Auferstehung. Graf Christian schrieb am 18. April an Nicolovius: „O daß ich so weit reichende Arme hätte, theuerster Freund, um alle meine Freunde zugleich in dieser Stunde der herrlichsten Wonne an mein Herz drücken zu können. Gott, der Allmächtige hat Gericht gehalten, hat der jammernden Menschheit Sich angenommen und den blutdürstigsten aller Tyrannen, den aufgeblasensten aller Usurpatoren von dem Throne gestürzt, auf den er durch die Schmach der Völker gekrochen war. Sagen Sie sich meine Berauschung der Freude, als gestern Abend die Stafette mit der beseligenden Botschaft ankam. Wer hat die Freude eines solchen Sturzes mehr genießen können als ich, dem dieses französisch-korsische Wesen der allerhöchste Greuel war, und der es, so wie wohl nur Wenige genießet, daß unsere vaterländischen Schaaren es sind, die dieser allerscheußlichsten Farce ein Ende gemacht haben. Vivat unser Blücher! Der ist doch Derjenige, welcher am herrlichsten gewirkt hat!"

Friedrich Leopold schrieb den 3. Juli an Fouqué: „Aus allem, was ich sowohl aus mündlichen als aus schriftlichen Erzählungen von Paris und von Frankreich überhaupt höre, scheint hervorzugehen, daß die gekränkte Eigenliebe des eitlen Volkes bittern Groll gegen seine fremden Retter hege; die ihm widerfahrne Schonung für Schwäche, die an ihm vergeudeten Achtungsbezeugungen für schuldige Anerkennung seines Werths halte; daß es schon uneingedenk der Tyrannei von Bonaparte, gleichgültig gegen Ludwig sei, und uns mehr hasse als je. Ludwig und die Bourbons überhaupt zeigen Vorsicht und Würde, aber sie haben einen schweren, gefährdeten Stand! So nach menschlicher Ansicht. Aber Gott ist so sichtbar aus heiligem Dunkel in heiliges Licht hervorgetreten; hat mit so mächtiger Hand und ausgerecktem Arm unsere Heere geführt und gekräftiget; hat Eintracht dem großen Triumvirat Europa's gegeben und sie bis itzt erhalten; hat — was das Größte ist — nicht nur Heldenmuth, sondern auch Demuth und

Gottesfurcht gegeben, daß wir, dünket mich, mit vollem Vertrauen hoffen dürfen und hoffen müssen; ja, daß wir herrliche Erwartungen von naher Zukunft hegen dürfen." — In den letzten Tagen des Monats Juni hatte er die Freude, seinen aus dem Feldzuge heimkehrenden Eidam, Graf Ferdinand, sechs Tage bei sich zu sehen. Der Führer seines Jäger-Detachements aus Frankreich nach Wernigerode war von Elberfeld schnell mit Postpferden nach Tatenhausen herübergekommen, und wollte später in Kassel mit seinen Jägern wieder zusammentreffen. Nach diesem langte sein zweiter Sohn, Andreas, — der Graf Ernst stand im südöstlichen Frankreich — welcher den Kriegsdienst verlassend einer Anstellung im preußischen Forstwesen entgegensah. Die Rückkehr seines Sohnes Christian und seines jüngeren Eidams, des Grafen Schmiesing-Kerssenbrock, wurde noch erwartet. —

Blücher, der erste Held des Feldzuges, kehrte, nachdem er, nach am 30. Mai geschlossenem Pariser Frieden, seinem Könige und dem Kaiser Alexander zur Seite, im Juni England einen Besuch erstattet, wo er allenthalben der Held des Tages und der Mann des Volkes war, nach Deutschland — nach Berlin zurück. Der Graf Friedrich Leopold wollte den, dessen Schwerdt, wie er oft sagte, ihn verjünge, im Gesange feiern. Er dichtete am 14. Juli zur bevorstehenden Feier des Einzugs des Königs und seiner Krieger in Berlin die Ode: „Blücher" und schrieb am folgenden Tage in einem Briefe, dem man die nachzitternde Bewegung des Aufschwunges am Tage vorher anfühlt, an Nicolovius: „Es sei nun, liebster Freund, daß die schönen Ereignisse der Zeit mich verjünget haben, oder daß das Alter mich geschwätzig mache, so bin ich doch nicht sowohl redselig, aber wieder singselig geworden, und sende Ihnen eine Ode an Blücher, mit der Bitte, sie in den preußischen Correspondenten einrücken zu lassen. In diesem Augenblicke bevorstehender Friedensfeier sähe ich sie gern in vielen Händen, weil mir scheint, daß sie mit den guten Gesinnungen, welche diese Feier bewirken oder beleben mag, in Einklang töne, den gar zu friedlichen aber ein vielleicht nicht unheilsames Gegengift sein möge. Ich bin versichert, daß wir darüber gleich denken und gleich empfinden. Wir freuen uns des Friedens, weil wir den Frieden lieben; aber wir sehen es ein, und empfinden es tief, daß Friede mit den Franzosen uns höchst gefährlich sei wofern wir uns mit ihren

Gesinnungen aussöhnen oder auch nur über die ihrigen uns täuschen. Lieber hätte ich mit ihnen ewigen Krieg, als solche Feigheit oder Täuschung! Unsere bodenlose Schonung und vergeudende Freigebigkeit hat ihnen, nach allen ihren Niederlagen, nur den Trotz erhöhet; sie hassen uns mehr wie je, und harren racheschnaubend der Gelegenheit, die ungeheuren Mittel, die wir ihnen ließen, wider uns anzuwenden. Darum scheint es mir heiliger Beruf und heilige Pflicht, die gut- und abermal gut- und oft bis zum Einschlafen gutmüthigen Deutschen, vor lethargischer Bonhommie in Absicht auf dieses gründlich böse, weil erzegoistische Volk zu bewahren.“ —

Die ersten Strophen jener Ode umspielt heitere Lieblichkeit, dann aber strömt mit voller Kraft die Begeisterung.

Strophe I. „Ihr Töchter Deutschlands, wallet mit Hochgesang
Entgegen! wallt in freudigem Reigen! eilt
Entgegen unsern Helden! traget
Fülle der Blumen in leichten Körben!

II. Sie kommen, eilt, ich höre Drommeten! Du
O Blonde, ringl' im Wallen Dein Haar, und Du
Mit blauem Blick aus schwarzen Wimpern,
Winde Dich aus der Matrone Händen, ...

VII. Denn gut und freundlich ist er, wie Sonnenschein
Im Lenze, wenn auf glühendem Abendroth
Des Rheines sich die Sieben Berge
Senken und heben in reger Wallung.

VIII. Und sag' ihm: Vater Blücher, es danket Dir,
Vom Bernsteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strome der Oder bis zur Mosel,
Danket Dir Deutschland durch seine Töchter!

IX. Denn Blitze Gottes sprühte Dein Blick! Dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen Dein Federbusch!
Dein Arm war Sturm! Dein Schwerdt, den Deutschen
Leitender, tilgender Strahl dem Feinde!

X. Dem schnöden Feinde! Ha! Du zerstiebtest ihn,
Wie oft! Er wandte fluchend sich oft, und floh
Geschreckter, bis vor seiner Babel
Thoren sein Trotz in den Staub dahin sank!

XI. Dein Name, Blücher, tönet im Hochgesang,
So lang der Rhein die kreisenden Strudel wälzt;
Dann knirscht das Volk, deß Name nimmer
Scholl in dem reinen Gesang des Deutschen." —

Am Ende Juli's kam Christian aus dem Kriege zu den Seinen zurück: des Vaters Freude ward noch erhöht durch die gleichzeitige Ankunft Niebuhrs, welcher auf der Rückkehr aus Holland bei dem Freunde wieder einsprach. Von Holland aus hatte er schon im Winter den wackern Sohn des Freundes besonders empfohlen an einen jungen Hauptmann von R., den er als einen eben so gottesfürchtigen Christen als wackern Krieger kannte. —

Es war nicht Wunder, daß wir viele von denen, welche in diesen beiden Jahren nicht zur Waffe hatten greifen können, während dieses Sommers mit unternehmender Rührigkeit wenigstens den Reisestab nehmen sahen. Nach langer erstarrender Winternacht und entlastetem Druck der Fremdherrschaft war die helle Zeit wieder erschienen, in der das gemeinsame, in Freiheit wieder aufathmende Vaterland von einer großen nationalen Verbrüderung freudig sich verbunden fühlte, und aus der Ferne früher liebgewordene Gegenden, theure Freunde und Verwandte, nun aus der trüben Vergangenheit heraustretend und mit verjüngtem Leben winkend, vielfach einluden zum gemeinschaftlichen Genusse der glänzenden Gegenwart — und oft auch der erhofften nahen Zukunft. — Die das Vaterland und seine Befreiung in Gesängen verherrlichenden Brüder, der Graf Christian und Friedrich Leopold, umarmten sich nach mehrjähriger, leidensvoller Trennung wieder in dieser schönen Zeit. Im August und in den ersten Wochen Septembers sahen wir den Grafen Christian und seine Gattin Luise durch die süßen Bande herzlicher Innigkeit und gegenseitiger Liebe mit Friedrich Leopold und seiner Familie verbunden. —

Nicolovius hatte im Anfange August eine Reise nach dem Rheine und dem Herzogthum Berg und vor allen zu jenen Stätten angetreten, an denen im Lenze seines Lebens vor 20 und mehrern Jahren der erwachte Geist seine Geburtstage feierte. In Pempelfort sah Jonathan freilich nicht den Altvater, — der verehrte Jacobi feierte in dieser Zeit die Ruhe des Alters in München — wohl aber lebte er mehrere Tage mit seinem Sohne, dem Staatsrath Georg Arnold, seinem jüngern Freunde seit der Reisegefährtschaft nach Italien und Sizilien. In Düsseldorf fand er die hochbetagte Geheimräthin Schlosser, geborne Johanna Fahlmer, die zweite Gattin seines Schwiegervaters Johann Georg Schlosser, welche noch immer mit Geistesfrische und Jugend auf ihre geistesempfängliche Umgebung jüngern Alters Einfluß übte. In ihrem und in Jacobi's Kreise sah er auch junge Männer, voll des wiederum freien Vaterlandes und des Strebens nach höherm Wissen, deren wachsenden segensreichen Wirksamkeit er aus der Ferne immerfort mit freudiger Anerkennung zusah. Auf dem Heimwege suchte er gegen das Ende des Monats August von Münster aus, dem Wohnort unvergeßlicher Freunde seiner Jugendjahre und der Grabstätte Hamanns, welcher unverweslich in seinem Herzen fortlebte, Stolberg, den seit 14 Jahren nicht gesehenen, und seine Familie in Tatenhausen auf. Tiefer in die Zeit zurück, als bei Niebuhrs Anwesenheit, und weiter in die Dehnungen des Raumes und reichhaltiger an den von ihnen umschlossenen innern und äußern Beziehungen und Erlebnissen öffnete in diesen Tagen die Erinnerung der glücklichen Gegenwart das Thor; die dunkeln Schatten und die hellen Erscheinungen der Vergangenheit gingen in ernsten Stunden der Weltbetrachtung und ihrer Gedankenmittheilungen an dem Geiste der Männer vorüber, die nun, nachdem der Fürst der Finsterniß überwunden, mehr als je auf die dauernde Herrschaft des Friedefürsten ihre Hoffnung setzten. Ueber den Besuch Stolbergs und seiner Familie äußerte er bald darauf den Seinen: „Es ist eine Liebe in diesen Herzen und ein Sinn, wie man ihn selten auf Erden antrifft.“ Seine Gattin war bereits im September des Jahres 1811 in stillem, sanftem Schlummer zu Gott heimgekehrt. Seine Anwesenheit in Tatenhausen hatte Stolbergs Andenken an den verehrten Freund Johann Georg Schlosser und an seine wegen ihrer Geistes- und Herzensgaben von ihm hochgeschätzte

Tochter wieder besonders belebt. Dem scheidenden Freunde folgte bald die vom Freunde verfertigte Grabschrift der Freundin nach, in welcher der Dichtung Wahrheit völlig einstimmte mit den wahren Empfindungen des Gatten und der Kinder.[1])

Nachdem der aus dem ersten Feldzuge heimgekehrte junge Graf Christian einige Monate im Schooße der Familie unter der Leitung des Vaters seine wissenschaftlichen Bestrebungen wieder fortgesetzt und sich mit der im Stolbergschen Hause als Tochter lebenden Gräfin Philippine Brabeck — geboren den 12. August 1796 — verlobt hatte, ging er gegen das Ende Octobers zur Universität Berlin ab. Bei der Anwesenheit Niebuhrs in Tatenhausen hatte der Vater einige Besorgniß darüber geäußert, das junge offne Gemüth seines Sohnes in eine ganz fremde verführerische Welt eintreten zu sehen und mit Freude das Anerbieten des Freundes, ihn bei sich aufzunehmen, angenommen. Niebuhr schrieb bald nach der Ankunft seines Haus- und Tischgenossen an Perthes unter Andern: „Dieser Christian Stolberg macht mir viele Freude, und, ohne großes Verdienst von meiner Seite, soll es hoffentlich den Vater nie gereuen, ihn uns anvertraut zu haben." Des jungen Akademikers Abendstunden füllten täglich während des gemeinschaftlichen Genusses des Thee's Niebuhrs Belehrungen über die Gebiete des Lebens und des Wissens, und die Durchsicht und urtheilende Besprechung der schriftlichen Arbeiten aus. Bei der Rückkehr Niebuhrs von der Sendung nach Holland, und bei der gleichzeitigen Ankunft des Grafen Christian, hatten beide zwei auf ihren Wanderungen in Berlin angelangte, ihnen achtungswerthe, weil bekannte, den gaffenden Berlinern aber absonderliche Personen, vorgefunden: die Gräfin Katharina Stolberg, Friedrich Leopolds Schwester, und Schönborn, Stolbergs und Niebuhrs alten Freund. Schönborn und sein eigenthümliches Wesen sind uns auf den frühern Wegen seines Lebens schon öfters begegnet; zuletzt sahen wir ihn im Jahre 1807 in Emkendorf als freundschaftlichen Gast oder vielmehr als Hausgenossen seit einem Jahre der gräflichen Familie Reventlow, zur Zeit als hier auch der Graf Friedrich Leopold Stolberg mit der Gattin und der Schwester Katharina anwesend war. In Emkendorf knüpfte sich allmälig der in

[1]) S. W. II, 301, 302.

seiner Art so eigenthümliche, ja unvergleichliche Bund mit der Gräfin Katharina Stolberg, der Schönborns spätesten Lebensjahren den wunderlichen Charakter eines Verhältnisses aufdrückte, das unzertrennliche Genossenschaft, Gebundenheit, Gütergemeinschaft mit sich führte, ohne Ehe zu sein. Die unverheurathet gebliebene Gräfin Katharina war schon seit Schönborns Rückkehr von Algier seine warme Freundin geworden und im Briefwechsel mit ihm geblieben. Sie war eine ungewöhnliche Erscheinung. Ihr Profil war bedeutend, ohne schön zu sein; es quoll aus ihrer Brust, mit einer seelenvollen Stimme und eigenthümlichen Betonung, eine Fülle von innerer Ueberzeugung und Zuversicht, von warmer Zuneigung für alles Höhere und Bessere, das dem Menschen gegeben ist, eine überschwengliche Geringschätzung für alles Gemeine, ja Gleichgültige, die ihre Gegenwart den Schlechten unleidlich, den Flachen drückend, denen, die sie verstanden, anziehend machte. Vernahm sie auf ihren täglichen Fußwanderungen von den sie begleitenden Neffen, oder ihren jüngern Freunden eine gute, löbliche Thatsache, dem nahen Leben der Gegenwart angehörend, so gerieth sie alsbald in lebhaften Enthusiasmus, hielt ihren Schritt zurück, und mit ihr der mitwandelnde, nun aus versenktem Nachdenken aufhorchende Schönborn, und begann das Vernommene zum Gegenstande einer kurzen, aber feurigen Rede zu machen, der es an zahlreichen, oft gelehrten Belegen aus der Geschichte und der Litteratur der Völker des Alterthums und der neuern Zeit nicht fehlte. Dann schritt sie festen und feierlichen Ganges weiter, bis etwa nach einer Viertelstunde ein neues Thema die Gelegenheit darbot, abermals die Fülle und Wärme ihres Herzens zu bewundern. Das weibliche Bedürfniß des Anschließens an Gleichgesinnte, freilich bei ihr durch nomadische Gewohnheiten überwachsen, trat in der Verbindung mit Schönborn wieder mächtiger hervor; sie pflegte ihn nach ihrer Weise mit zärtlicher Sorgfalt, und oft zu seiner höchsten Bedrängniß. Mit dieser Verbindung schien größere Beweglichkeit in Schönborns Leben zu kommen. Seiner Gefährtin unstet auf der Erde umgehender Geist ließ sie selten lange an einem Orte verweilen, sie mochten sich denn etwa in irgend einem lebhaften Trachten vergessen und die Tage unbemerkt verschwinden; aber aus den Träumen geweckt und ihrer Beweglichkeit eingedenk, ward alsdann das leichte Feldlager abgebrochen und andere Oertlichkeit versucht. So

sah man dieses seltsame Paar in Berlin, Hamburg und Dresden, in Tatenhausen und in Brinke, in Windebuy und in Emkendorf, in Kopenhagen und auf dem Gute Bernstorf bei Kopenhagen und an andern Orten, nur geistigen Spuren folgend, jeglicher Rücksicht auf äußerliche Erscheinung, auf Zeit- und Ordnungsverhältnisse uneingedenk, durch die Straßen und über die Wege des Feldes ziehen: er in schlotterndem Oberrock, willenlos, sie wahrhaft sibyllinisch von Kleidung und Ansehen, auf einen langen, kaum von der Rinde entblößten Botenstab gestützt, beide oft stillstehend und umschauend, und sich im Stillstand vergessend, die Verwunderung der Vorübergehenden.

Wie Niebuhr wußte auch Nicolovius, welche große Schätze von der seltsamen Erscheinung des Paars umhüllt wurden, und zu ihrer Verehrung beider gesellte sich die dankbare Erinnerung an das, was Schönborn ihnen früher in England gewesen war.

Die durch die wiederholten Nachrichten Niebuhrs über Christians Fleiß und musterhafte Sittlichkeit erregte freude- und hoffnungsvolle Stimmung der Eltern, ward in dieser Zeit durch den leidenden Zustand ihres zwölfjährigen Sohnes Franz um vieles herabgestimmt. Bis dahin waren seine wie seiner Brüder Jahre, von Krankheit ungestört, in aufblühender Gesundheit hingeflossen. Sein sanftes Wesen, seine reine kindlich liebende Seele, machten ihn zum Lieblinge der Eltern, der Geschwister und des ganzen Hauses. Eine Lähmung hatte ihm von dem untern Theile des Rückgrades bis zu den Fußsohlen Bewegung und Gefühl vollkommen genommen. Um Rath und Behandlung bei dem berühmten Arzte Marcard für den Leidenden zu suchen, reiseten im October der Graf und die Gräfin mit ihm nach Hannover. Von hier schrieb Stolberg den 7. November an Kellermann: „Ihren am Geburtstage meiner Frau geschriebenen Brief erhielt ich heute an dem meinigen. Jedes Wort Ihrer Liebe thut mir sehr wohl liebster Kellermann! Gott wolle die Wünsche Ihres liebenden, Ihm ergebenen Herzens, an mir und an den meinigen allzumal erfüllen! Ich dacht' es nicht, als ich Tatenhausen und als ich Brinke verließ, daß ich so lange ausbleiben würde. Gleichwohl hatte ich damals nicht so große Hoffnung zur Genesung des lieben Franz als nun. Bei weitem nicht! — Meine Frau hat Ihnen über unsere wechselnden Besorgnisse und Hoffnungen ohne Zweifel geschrieben. Die Vorstellung, daß der liebe

Knabe vielleicht seit Lebens gichtbrüchig sein würde, schwebte mir einige Tage schrecklich vor. Itz glaub' ich mit Zuversicht, daß er vollkommen werde hergestellt werden. Hat Gott durch Leiden ihn früh läutern wollen, so wolle Er auch ihn als ein Kleinod vollenden und bewahren! — — — In drittehalb Wochen hoffe ich in Tatenhausen zu sein. Der hiesige Aufenthalt macht ein sonderbares Intermezzo in meiner so einfachen Existenz, in welcher sonst, Gottlob, truditur dies die. Grüßen Sie herzlich alle die lieben Jünglinge, Knaben und Hausgenossen...... Leben Sie wohl! Ich empfehle mich Ihrem Gebet, Ihrer Liebe und umarme Sie von ganzem Herzen."

Die Unterbrechung in der weitern Bearbeitung der Religionsgeschichte während seines sechswöchentlichen Aufenthalts in Hannover erstreckte nicht auch zu gleicher Zeit sich auf seine litterarische Beschäftigung. Er ließ eine Zeit lang den gewohnten Faden fallen, ohne sich ihm zu entfremden, indem er einen Gegenstand wählte, der zwar einem späteren Jahrhunderte und einem engern Schauplatze der Welt- und Kirchengeschichte angehörte, aber nichtsdestoweniger Gottes großen Erziehungsplan in der christlichen Zeit darlegte. So blieb der Geschichtschreiber in seinem Element, während er zu gleicher Zeit gewissermaaßen ausruhte und durch Betrachtung und Behandlung des weiter Liegenden und von dem größern Reiz der Neuheit mehr Umgebenen seine Geisteskräfte zur Wiederaufnahme des frühern Fadens auffrischte. Der König Alfred, der Große, war ihm von jeher eine der hellsten und anziehendsten Erscheinungen im Dunkel des Mittelalters, und diesen Stern in der Gegenwart leuchten zu lassen, schien ihm eine so würdige als zeitgemäße Aufgabe, in einer Zeit, in welcher Deutschland aus der Entfesselung der jahrelangen, innern und äußern, sittlichen und staatlichen Fremdherrschaft zur Wiederbegründung einer nationalen, sittlichen und politischen Freiheit und Wohlfahrt eben so emporrang, wie es das von einem glücklichen Erfolge gekrönte Ziel des großen Königs für sein von innerer und äußerer Barbarei zerrüttetes Reich gewesen war. — Nach Tatenhausen zurückgekehrt, vollendete Stolberg in den nächsten Wintermonaten, unter fortwährender Unterstützung der Bibliothek Hannovers und Göttingens seine Arbeit.[1]) Der Verfasser schrieb auf das

[1]) Gedruckt 1815 zu Münster bei Aschendorf. In den gesammelten Werken der Brüder Band X.

Titelblatt des seinen Söhnen gewidmeten Werkes, dem schönen Bilde Alfreds gegenüber;

Der Mann gehöret uns an.
Buch Ruth II, 20.

Ja der Angelsachse sollte Deutschland angehören, seine persönliche Angehörigkeit verschwieg er, und verwarf die Aufnahme einer, von vertrauter Hand ihm übersandten genealogischen Tafel, die durch eine, selbst auf mannigfaltige Weise geführte Geschlechtsfolge, den großen Alfred und den großen Carl als Ahnherren seines Stammes urkundlich darstellte. —

An keinem der Werke Stolbergs hat die hämische Kritik so sehr sich ihres Geschäfts enthalten, als an diesem, und Männer vom Fache, wie z. B. Rühs, der historische Skeptiker, welche wohl wußten, daß hier, und namentlich in dem Auszug der Geschichte Brittaniens bis zu Alfreds Zeit, die Quellen nicht kritisch erschöpft seien, haben es als ein Werk gepriesen, welches, wegen des schönen, reinen und deutschen Geistes, worin es geschrieben, allgemein gelesen zu werden verdiene. Durch Niebuhr, welcher in dieser Zeit dem Kronprinzen über die Staatswirthschaft Vorträge hielt, von dessen Geist, Gesinnung und Charakter unterrichtet, sendete der Verfasser, seinem Herzenstriebe folgend, seinen Alfred dem königlichen Jüngling zu, der ihm in einem Briefe antwortete, dessen Inhalt Stolbergs Hoffnung für die Zukunft belebte und ihm für die Gegenwart Trost gab.

Die Muse des Gesanges und Klio vereinten sich zur Ankündigung ihres Helden. In dem „Alfred" gewidmeten Hochgesange beginnt der Dichter:

„Wer ist es, der empor
An leitender Hand
Der Tochter der Wahrheit,
Der ernsten Geschichte,
Dem dunkeln Thale der Vorzeit entsteigt?
Er wallet empor
Wie ein Morgenstern,
Auf einsamer Bahn.

Tochter des Geistes und der Liebe,
Holde Muse, du erkennest den Freund!
O, tön' ihm entgegen
Wie dem jungen Morgen der Gesang des Hains!
Es ist dein zu winden
Die Blume des Lobes
In thauigen, duftenden Kranz,
Und zu kleiden die Tugend in Morgenroth!"

. . . .

Im Anfange der Vorrede lesen wir: „Das Leben eines großen Königs, oder eines siegreichen Helden, oder eines erleuchteten Weisen, verdient ohne Zweifel dargestellt und beherziget zu werden; um wie viel mehr die Denkart und die Thaten eines Mannes, welcher König, Held und Weiser, auf dem Throne gerecht und bescheiden, ein Vater des Volkes war; als Held in 56 Feldschlachten, nie als Eroberer, sondern nur zur Vertheidigung des Vaterlandes sein Schwerdt zückte, als Weiser diesem Volke Gesetze gab, und den Grund einer Verfassung legte, in welcher mehr als in irgend einer andern von Menschen ersonnenen Ordnung, Sicherheit und herzerhebende Freiheit begründet wurden; eines Mannes, dessen Tugenden, Kräfte und Kenntnisse sich zu Einem großen, harmonischen Ganzen vereinten und rundeten, weil er erleuchtet, gekräftiget und entflammt war von Gott, Dem er alle von Ihm empfangenen, glänzenden, mächtigen, außerordentlichen Gaben widmete; vor Dem er in Lauterkeit des Herzens wandelte, und vollkommen ward." [1]) —

Die siegreichen Heere, ihre Führer und die Fürsten ihrer Völker waren in ihre deutsche Heimath zurückgekehrt und der Ruhm der vollbrachten Thaten tönte noch im Gesange der Dichter wieder. Auch die greisen Brüder Stolberg fuhren fort, das verjüngte Vaterland dem Vaterlande zu singen. Der Graf Christian begrüßte im October abermals den herbstlichen Göttersohn, den Jahrestag, und Friedrich Leopold feierte im November im Musengesang „das befreite Deutschland," in welchem er u. A. singt:

---

[1]) Mos. XVII, 1.

. . . .

„Wir sind frei durch's Schwerdt! Und durch uns ist Europa frei!
Es rühmte des schnellen Erfolgs sich der eitle Feind.
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang
Und erschlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang und erschlich der Feind?
O nein! Er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum; in dem Tand
Der für Wesen ihm gilt, und auch uns so galt, im schnödesten Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg Er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns, und erweckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demuth, Glaube mit ihr. .....

Zu gleicher Zeit wendet sich mit Dichtergruß der Graf Christian „An die deutsche Rathsversammlung in Wien:"

„In Habsburgs Kaiserhallen Versammelte,
Gott grüß' Euch, deutsche Männer! Geheftet starrt
Des Vaterlandes Aug' auf Euch, ihr
Waltenden Hüter des Seyns und Werdens! .....

Am ersten November ward nach bereits gepflogenen vorläufigen Unterhandlungen der Wiener Congreß förmlich eröffnet. Nie sahen die Völker Europa's mit größern Erwartungen auf einen Schauplatz öffentlicher Staatsverhandlungen und Entscheidungen hin, als auf diese Amphictionie europäischer Fürsten und ihrer Bevollmächtigten, und für Deutschlands Schicksale insbesondere fielen selbst die Entscheidungsloose des westphälischen Friedens nicht so gewichtvoll in's Dasein, als nun schon Hoffnung und Furcht, Wünsche und Abneigungen es vermochten. Hatte im Rathe der Weisen Asträa bei der Vertheilung der Länder nicht immer den Vorsitz, und ward ihre zum öftern sichtbare Abwesenheit mit gerechtem Schmerz und Unwillen empfunden; so war andererseits die Forderung, eine Ordnung der Dinge zu schaffen, welche Allen den vollen Genuß einer befriedigenden Gegenwart gewähre und den Grund

lege zum Aufbau einer die verschiedenen Sphairen des Lebens beglückenden Zeitepoche eben so ungerecht als thöricht und zeigte, daß hier Einseitigkeit des Urtheils, Verblendung, phantasiereiche Geschäftigkeit und Leidenschaft bei gut und schlecht Gesinnten eine ganz ähnliche Rolle übernommen hatten und dieselben mystischen Gedankendinge zu Tage brachten, wie diese bei mehr als einer gehofften und begonnenen Staatsumwälzung sichtbar geworden sind. Sah man auf die in Tagesblättern und Flugschriften ausgesprochenen Wünsche und Begehrnisse, so bot sich ein Wirrsal einander durchkreuzender und aufhebender Ansichten dar, welche eine herrschende öffentliche Meinung offen zu legen nicht im mindesten geeignet waren. Den Kampf zwischen der alten und der neuen Ordnung während einiger Monate zu einem befriedigenden Austrag zu bringen, den vermittelnden Uebergangsprozeß zwischen den Rechten der Vergangenheit und den Bedürfnissen der Gegenwart durch Machtsprüche und gebotene Veranstaltungen zu vollziehen, wäre eine Aufgabe für doctrinäre Enthusiasten gewesen: sie war es nicht für practische Staatsmänner, die, wohl vertraut mit den engen Gränzen, welche die menschliche Natur und die Summe seiner Verhältnisse dem glücklichsten Erfolge der Beschlüsse einer mit der höchsten Macht versehenen Versammlung ziehen, zunächst den Maaßstab ihrer staatsrechtlichen Bestimmungen nicht an Ideale, sondern an die gegebenen Verhältnisse und Umstände legten und dabei der Dringlichkeit ihrer Forderung die Macht einräumten, den strengen Rechtsbegriff zu mildern oder gar zu überhören. Hören wir hierüber den Protokollführer des Congresses, den Herrn von Gentz. Er schreibt gleich nach dem Abschlusse desselben an seinen Freund Ad. Müller: „Das Princip der Legitimität, so heilig es auch sein mag, ist in der Zeit geboren; darf also nicht absolut, sondern nur in der Zeit begriffen, und muß durch die Zeit, wie alles Menschliche, modifizirt werden. Für einen neuen Ausfluß, oder einen geoffenbarten Willen der Gottheit hielt ich es nie. Die höhere Staatskunst kann und muß unter gewissen Umständen mit diesem Princip kapituliren.“ — Es erschien ferner der Staatsklugheit angemessen, manches unentschieden zurückzulassen, und seine Entscheidung vielmehr den im Leben von unten auf waltenden und erziehenden Mächten, als dem Wagspiel des Augenblicks in der erregten und noch nicht abgeklärten Zeit anheim zu geben. Daß Nationen

durch den Bruch mit der überlieferten guten Sitte, durch die gesunkene Moralität und mit der Abwendung von der himmlischen Macht zugleich ihre politische Selbständigkeit einbüßen und die Zuchtruthe einer drückenden Fremdherrschaft herbeirufen, ist eine durch alle Jahrhunderte der alten und neuen Geschichte gehende mahnende Lehre geworden und Deutschland hatte zujüngst davon die herbste Erfahrung gemacht, aber zugleich eine zweite bewährt, daß öffentliches Unglück und nationale Bedrängniß die am meisten zwingende Gewalt mit sich führen, die verlassenen Wege Gottes wieder zu betreten. Viele verkündeten in diesen Tagen, daß, was unter Gottes Beistand die wiedererwachte religiöse Begeisterung errungen, nur sichern Bestand gewinnen könne, wenn fortan fromme, auf die Anerkennung des göttlichen Gesetzes gegründete Gesinnung Trägerin und Hüterin des Privat- und öffentlichen Lebens sei.

Ueber seine häusliche und wissenschaftliche Tagesordnung und über seine Besorgniß für die schwebenden öffentlichen Angelegenheiten schrieb Stolberg am 6. Dezember u. A. an Fouqué: „..... Da der Druck meiner Religionsgeschichte durch den Franzosendruck sehr zurückgehalten worden, und ich unterdessen sehr vorgearbeitet hatte, so unterbreche ich für einige Monate diese Arbeit und beschäftige mich itzt mit einem Leben des großen Alfred, welches ich längst in petto hatte, zu dem ich aus Hanover Materialien von Göttingen erhielt, an dem ich alter Knabe con amore arbeite, und welches ich Ihnen, so Gott will, im Frühling zu senden hoffe. Warum nicht zu b r i n g e n! Oder hier zu ü b e r g e b e n!

Die öffentlichen Angelegenheiten, welche noch vor kurzem mich verjüngten, machen mir itzt manche Sorge! Möge es dem diable boiteux in Wien nicht gelingen, Unkraut in den Acker der Schlafenden bei Nacht zu säen! Ein gewisser Erwerb (Sachsen) mißfällt mir sehr, gibt dem Feinde bösen Anlaß und befleckt die sonst so heilige Sache. Mich dünket, meine grauen Haare würden mit Herzeleid in die Grube fahren, wenn ich erleben sollte, daß Deutsche wieder gegen Deutsche zu Felde zögen! Da wolle Gott für! Ich empfehle mich Ihrer Güte und Liebe mit vollem Vertrauen der Liebe. Ganz Ihr Stolberg." —

Der Wiederaufbau des zertrümmerten europäischen Staatensystems schloß die Behandlung Deutschlands, des Centralstaats im Systeme

der europäischen Staaten, als eine der wichtigsten Aufgaben des Congresses in sich, und auf die Lösung irgend einer anderen war die Aufmerksamkeit der Deutschen nicht mit so großer Spannung, aber auch nicht mit so zerrissener Meinung und Hoffnung gerichtet, als auf diese. Das Bewußtsein, durch vereinte Anstrengung der ganzen Nation das Größte ausgeführt zu haben, war mit dem allgemein gefühlten Bedürfniß einer dauernden Einheit verbunden; aber über die Wege, um zu ihr zu gelangen, gingen die Stimmen in Wien, noch mehr in Deutschland, auseinander.

Mehrere Fürsten und Stände, der Stimmen vieler Einzelnen nicht zu gedenken, wünschten das Band der politischen Einheit in der Erneuerung der Kaiserkrone zu finden und diese dem wieder verliehen zu sehen, der zuletzt sie getragen. Aber der Kaiser Franz hatte für das Verständniß der wahren Bedeutung der deutschen Kaiserkrone Erfahrungen genug gemacht, und sein practischer Blick in die Gegenwart belehrte ihn hierüber genug eines weitern für die Zukunft, um jene vom Bereiche seiner Wünsche auszuschließen. In diesem Sinne hatte er schon im Pariser Frieden sich gegen die Wiederannahme der Kaiserwürde ausgesprochen, und verzichtete nun auf dem Congresse mit der Entsagung seiner rechtskräftigen Ansprüche im westlichen Deutschland auf Belgien, den Breisgau und die schwäbischen Besitzungen auf die nothwendigen materiellen Grundlagen einer kaiserlichen Obmacht, suchte und fand dafür Entschädigung in Italien. — Einer unbefangenen Einsicht in die gegenwärtige Lage und dem vorurtheilsfreien Verständniß der Vergangenheit mußte allenthalben sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß eine politische Uniformirung, wie Frankreich sie aufweise, für Deutschlands Zukunft eine Chimäre sei und daß sie, selbst wenn sie eine wirkliche würde, die von Vielen begehrte große Machtentwicklung nach Außen viel zu theuer für die nothwendige Einbuße größerer Güter erkaufe. Frankreich vermochte in seiner frühesten Zeit im Kampfe seine Freiheit und Nationalität nicht zu behaupten; es ward romanisirt durch römische Herrschaft und romanische Bildung siegte später nochmal über die siegreichen Eroberer des Landes: hier konnte es den listigen Erben des römischen Cäsarenthums gelingen, den Menschen im Menschen zu ertödten, und aus dem gemachten Bürgerthum ein gefügiges Werkzeug der Herrschaft nach innen und außen zu bilden.

Deutschland hat in den ersten Tagen seiner Geschichte, wie in den letzten nicht kraft der Staatseinheit, sondern nur durch Einheit der Gesinnung, die tiefer greift und wirksamer ist, als ein künstliches oder erzwungenes Band, die Freiheit gegen ihre Bedränger sicher gestellt; aber in jedem Jahrhundert seines 1000jährigen Bestandes unter seinen Kaisern innere Kriege und Empörungen, und Eroberungen, die vorübergehend, aber Verluste, die dauernd wurden, gesehen. In den Uranlagen einer großen, ungemischten, mit edlen Keimen ausgestatteten Nation, und in der Weise, wie im Anfange die Natur mit diesen aus dem Menschen den Bürger herausarbeitete, und aus kleinern Völkerschaften größere Staatsvereine innerhalb der Nation bildete, muß die Constellation für alle gesunde und lebensfähige politische Entwicklung späterer Zeiten gefunden werden, und Deutschland würde seinem von Gott ihm gegebenen Berufe untreu werden, wollt' es in der regierenden Stimme eines Einzigen oder gar in den abstrahirten Schemen der Beschlüsse einer Mehrheit von Stimmen, die in dem Einzelnen, in Haus und Hof, in Landschaft und Völkerschaft individualisirte und ausgeprägte schöpferische Lebensfülle wiederfinden und anerkennen; dagegen wird er willig Kleineres mit Größerem sich verbinden sehen, wo in dem erweiterten Organismus alle Glieder ihr naturwüchsisches Leben bewahren. Wenn auch die am meisten zum Handeln berufenen Männer des Congresses sich der Ueberzeugung nicht erwehren konnten, daß die Schöpfung eines durch eine Staatsverfassung centralisirten Deutschlands, sowohl an dem Willen der souverain gewordenen Fürsten, als an den tiefwurzelnden, unüberwindlichen Sondereigenthümlichkeiten der einzelnen Völkerstämme scheitern müsse; so verlangte doch nicht nur der geweckte Nationalgeist, welcher allenthalben in seinem idealen Ziele ebenso berechtigt ist, als er in seiner phantastischen Ueberschwenglichkeit über die Mittel und Wege zum Ziele im verblendeten Irrthum steckt, sondern auch die mannigfachen Interessen der einzelnen Staaten nnd der ganzen Nation, Interessen, welche nicht nur die Sicherstellung gegen äußere Feinde, sondern auch die gemeinsame Pflege der nationalen, das politische Leben weniger berührenden, aber in das Gesammtleben der Deutschen eingreifenden und dasselbe enger vereinigenden Güter betrafen, — diese Interessen verlangten eine Verbindung der deutschen bestehenden Staaten zum größeren Ganzen, dessen Wirk-

samkeit die Förderung derselben anvertraut würde. Erst nach mehrfachen entworfenen und verworfenen, gleichsam der Blutsverwandtschaft unsrer Tage angehörenden Plänen über eine Bundesverfassung, nach langen, einander vielfach durchkreuzenden Unterhandlungen, kam in der Mitte des nächsten Jahres der deutsche Bund zu Stande, dessen einigende Kraft der vorherrschenden allgemeinen Stimmung und selbst den Wünschen einiger seiner mächtigsten Theilnehmer nicht entsprach, doch immerhin der Hoffnung Raum ließ, die Zeit und das Bedürfniß würden das lose Band fester schürzen. —

Es neigte sich das Jahr, das endlich Europa den seit so vielen Jahren ersehnten Frieden wieder gegeben hatte, und begründet schien die Hoffnung, daß das unter seinem Schatten beginnende neue Jahr der Erstling einer neuen segenbringenden Zeitepoche sein werde. Der Graf Christian schloß mit dem letzten und schönsten seiner vaterländischen Gedichte, mit einem strophenreichen Rundgesang das alte Jahr und eröffnete das neue. Der Dichter singt im Hochgefühl, des scheidenden Jahres voll u. A.:

. . . .

Vorsänger.

„Du gabst uns Sieg und Siegsgesang
Bekränztest uns mit Ruhm;
Dereinst dein hehrer Name prang'
Am Freiheits Heiligthum!
Das Götterkind verhieß Gedeihn;
Wohl über'n Rhein
Zog singend unsrer Helden Reihn,

Alle.

Zum Feind hinein,
Am Ersten Jahrstag über'n Rhein!

Vorsänger.

Er kommt! Er kommt! Er schwebt heran!
Des Fittigs Schwünge schon
Den Himmelsjüngling künden an,
Des alten Jahres Sohn.

Aus Sternenreigen glänzt hervor,
Vom Stunden Chor
Umtanzt, das junge Jahr hervor!

Alle.

Es athm' empor
Ach, unsrer Segenswünsche Chor!

. . . .

Vorsänger.

Gott that's! Er hauchte Lebensgluth
In Jüngling und in Mann,
Daß neübeseeltes Deutsches Blut
In Aller Adern rann;
Und Glaub' und fromme Siegeslust
Auf Stirn' und Brust,
Des Himmelsschutzes wohlbewußt,

Alle.

Auf Stirn' und Brust,
Das Kreuz sich prägt auf Stirn und Brust." .....

In den ersten Wochen des angetretenen neuen Jahres verlor der Graf Friedrich Leopold durch das Hinscheiden Claudius' einen seiner Freunde, mit denen vereint er seit einer langen Reihe von Jahren den ernsten Gang zum gemeinsamen Lebensziel gewandert. — Der Bote war, auch nachdem er in's Greisenalter getreten, des gewohnten Weges fortgegangen, noch immer für gute Früchte guten Samen ausstreuend, durch Wort und That in der Mitte der Seinen, und durch das gedruckte Blatt weithin unter jene, welche auch der am Abende des guten Sämanns eingesammelten Garben sich zu erfreuen und dieselben sich nutzbar zu machen wünschten. Mit der heiligen Siebenzahl seiner sämmtlichen Werke hatte er im Jahre 1802 seinen Botengang beschließen wollen und von dem Leser Abschied genommen in dem Valet; doch war es kein Abschied für immer gewesen. Im Jahre 1812 ließ er als „Zugabe zu den sämmtlichen Werken" noch einen achten Band folgen. Auch eine größere — mehrere Uebersetzungen kleinerer Werke fallen in die früheren Jahre — Uebersetzungsarbeit, die der religiösen

Schriften seines Lieblings Fenelon beschäftigte den Greis: die im Jahre 1800 begonnene vollendete er 1811 in drei Bänden. — Die Zeichen des großen Wendepuncts der Zeit erfüllten auch ihn, den edlen Menschenfreund und echten Deutschen, mit belebender Hoffnung; aber ihre Erfüllung mußte der müde Greis erleben und erkauft sehen mit dem Opfer seines stillen Feierabends und mit Erduldung eines Maaßes von Bedrängniß, welches die Fürsehung seinem hochbejahrten Leben schien aufbewahrt zu haben, damit der im letzten Abendroth ihm winkende milde Friedensbote desto reiner und verklärter den leidengeprüften in das Reich des Lichtes und der Freiheit hinüberführen möge. Im Frühjahr 1813 begrüßte er in dem kriegsmuthigen Aufschwunge Hamburgs den Vorboten der allgemeinen Befreiung des deutschen Vaterlandes; aber je siegreicher diese auf den Hauptschauplätzen des Krieges errungen ward, desto tiefer erlag jene Stadt wieder von neuem den grausamen Wechselfällen des Krieges und dem Elend, und als am 10. Juli Dänemark mit Napoleon sich verband, ward Wandsbeck den Hamburg belagernden Truppen der Verbündeten ein feindseliger, und ein von Kriegsnöthen hart bedrängter Ort. Drei und siebenzig Jahre alt mußte Claudius das Haus und sein Wandsbeck verlassen, mit welchem er seit fast einem haben Jahrhundert verwachsen gewesen war und bald hier bald dort in den entlegenern Gegenden Holsteins ein vorübergehendes Unterkommen suchen, oftmals von der drückendsten Noth bedrängt. So viel aber auch der äußern Noth war, so war sie doch nicht das Schwerste, was ihn drückte Der noch aufrechtstehende 73jährige Mann hatte wohl die Kraft, die persönlichen Leiden und die Zerstreuung aller seiner Kinder zu ertragen, aber sein dankbares und treues Herz brach an der Ungewißheit des Gefühls, und an der Unsicherheit des Gedankens, als er sein deutsches Vaterland, für welches er seinen Schwiegersohn Perthes ringen und mit seiner Familie leiden sah, mit Dänemark im Kampfe sah und sich sagen mußte, die Erhebung und der Sieg der Deutschen sei die Besiegung seines eigenen Königs, der ihm sein Amt gegeben, der immer ein freundliches Wohlwollen ihm erwiesen, und den zu ehren und zu lieben er Ursache habe. Dieser Zwiespalt während der gewaltig aufgeregten Zeit im eignen Innern zu ertragen, war dem einfachen Sinn und dem lie-

benden Herzen des herrlichen Greises zu viel. Es war und blieb gebrochen. —

Im Mai 1814 kehrte er nach Wandsbeck zurück, aber recht froh ward er des alten Wohnorts nicht wieder. Erschöpft von der Last der Jahre und vielfach gestört durch körperliche Beschwerden, sah er den Sommer und den Herbst vorübergehen. Endlich, im Anfang December, gab er den dringenden Bitten seiner Tochter Caroline nach und zog mit seiner Rebekka, um dem Arzte näher zu sein, zu ihr nach Hamburg. So ruhig und freundlich sein Wesen auch war, so ward es doch bald gewiß, daß auf Genesung nicht zu hoffen sei; aber sieben Wochen noch ließ die letzte Stunde auf sich warten, und diese sieben Wochen waren für ihn eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundlichkeit und Liebe; er freute sich des blauen Himmels, des Aufgangs der Sonne, erfreute sich des Anblicks seiner Rebekka, seiner Kinder und Enkel. Als Hände und Füße schon Tage lang ihren Dienst versagt hatten, wirkte die kräftige innere Organisation des Körpers in gesunder Arbeit fort und das eigentliche Wesen des körperlichen Menschen blieb unverletzt. Er behielt seinen sanften natürlichen Schlaf, hatte kein Fieber, keine Beängstigung, und da er fast ununterbrochen volles, helles Bewußtsein bewahrte, konnte er sein eigenes Sterben, die Lösung des großen Räthsels der Trennung von Seele und Leib von Stufe zu Stufe verfolgen. Mein ganzes Leben hindurch, sagt' er zu Perthes, habe ich an diesen Stunden studirt, nun sind sie da, aber noch begreife ich so wenig als in den gesundesten Tagen, auf welchem Wege es zum Ende gehen wird. In den letzten Tagen betete er unabläßlich, sah es auch gerne, wenn die Umstehenden beteten, aber lautes Beten und Zuspruch mochte er nicht. Die Hoffnung, noch diesseits eines hellen Blickes in das Jenseits von Gott gewürdigt zu werden, gab er nicht auf; aber obschon ihm das Schauen nicht zu Theil ward, blieb ihm der Glaube felsenfest. — Am 21. Januar war sein Todestag.[1]) —

Claudius' Tod war Allen, die den vortrefflichen in seinem Leben und in seinen Schriften kennen und schätzen gelernt hatten, eine Trauer-

---

[1]) Perthes a. a. O. II, 46 fgg. 126 fg. I, 163.

botschaft. In Münster empfanden die drei Brüder von Droste in seinem Heimgange den gemeinschaftlichen Verlust eines seit ihren Jugendjahren erkannten und verehrten ältern Freundes. Graf Stolberg schrieb an Perthes: „Er kommt nicht wieder zu uns; Gott führe uns alle dahin, wohin er uns vorangegangen ist, und sein Gebet wird uns fördern.“ Als Dichter widmet er dem alten Dichtergenossen und geliebten Freunde einen ihn und sich selbst ehrenden Nachruf in dem Gedichte: „Andenken des Wandsbecker Boten“ [1]).

„Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die Andern auch fromm zu sein,
Und sahn sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Thoren ihm nicht.
Doch wußten nur Wenige, denen er hold,
Daß im hölzernen Stabe gediegenes Gold,
Daß heimliche Kraft in dem hölzernen Stab'
Zu erhellen mit Lichte des Himmels das Grab.
Nun ruhet er selbst in der kühligen Gruft,
Bis die Stimme des hehren Erweckers ihn ruft;
O, gönnet ihm Ruh' in dem heiligen Schrein,
Und sammelt die Ernten des Säemanns ein!
Er säte das Wort und sein Leben war Frucht,
Er führte lächelnd zu heiliger Zucht;
O, spendet ihm Blumen auf's einsame Grab
Und schauet getrost in die Ruhstätt' hinab!
Und begrüßet mit Wünschen sein trauliches Weib,
Die zartere Seel' in dem zarteren Leib;
Die mit ihm in heiliger Liebe gepaart,
In Thränen der großen Vereinigung harrt.“

---

[1]) S. W. II, 326. 27.

Aus der Ferne, ja aus den entgegengesetzten Endpuncten Deutschlands langten Briefe in Wandsbeck und Hamburg an, welche die dankbare Verehrung des Hingeschiedenen schriftlich bekundeten. So von dem wackern Priester Horni in Wien, der in dem folgenden Jahre den in Wien anwesenden Schwiegersohn Perthes aufzusuchen sich gedrungen fühlte, um seinen Gefühlen auch den mündlichen Ausdruck zu geben. „Auch ich bin", sprach er u. A. zu ihm, „wie fast alle meine Standesgenossen von der seit Joseph II. Oestreich verheerenden religiösen Aufklärerei ergriffen gewesen; aber mein irre gewordener Geist hat den Weg zur Wahrheit und Gnade durch Claudius' Schriften wieder gefunden. Wie steht dieser Mann so wunderbar groß da! Je heftiger in ganz Deutschland unter Katholiken wie unter Protestanten Sturm gelaufen ward gegen alle geoffenbarte Religion, um so inniger hatte er sich an Jesum Christum angeschlossen, und als alle sogenannten Philosophen Deutschlands wahnsinnig, verrückt geworden, blieb er unerschüttert und erkannte den blendenden Zauber seiner Zeit im Momente der höchsten Blendungskraft als das, was er war, als ein blendendes Nichts. Seine Weisheit freilich war zu wenig von dieser Welt, um den Kindern dieser Welt zugänglich zu sein. Die Zeitgenossen verstanden die hohe Einfalt nicht und schätzten sie gering, „sie spannen Luftgespinnste und suchten viele Künste und kamen weiter vom Ziele...... Ich werde dankbar dafür bleiben, so lange ich lebe, daß mir die Weisheit des einfältigen Boten aus Wandsbeck in ihrer Höhe und Tiefe erkennbar wurde." — Rebekka, die treue Lebensgefährtin des Hingeschiedenen, überlebte ihn noch manche Jahre, und mit ihrer Verehrung blieb das Andenken des Mannes in desto größerer Frische vereint. Der Weihbischof Caspar Max von Droste schloß im Jahre 1819 einen an sie gerichteten Brief mit dem Ausdruck kindlicher Pietät: „Gott behüte Sie, liebe Mama, und uns alle! Beten Sie für mich! Mit kindlicher Liebe Ihr Caspar." Sie starb am 26. Juli 1832. — Wiederholte Auflagen und Nachdrucke der Werke des Wandsbecker Boten in der neuern Zeit geben Zeugniß, daß er nicht, wie manche am Ende des vorigen Jahrhunderts und im Anfange des unsrigen von der Gunst des lesenden Publikums so hochgetragene, jetzt aber kaum dem Namen nach bekannte Dichter und Prosaisten, dem Andenken der Nation entrückt ist, sondern der Geist seiner Werke um

vieles mehr jetzt als im Anfange des Jahrhunderts Verständniß und Anerkennung findet. —

Von Fouqué's und seiner Gattin poetischer Fruchtbarkeit und der grünenden Freundschaft mit der Stolbergschen Familie legte der in dieser Zeit wieder lebhaft gewordene Briefwechsel Zeugniß ab. Stolberg schrieb den 3. März: „Verzeihen Sie, theurer Freund, daß ich Ihren so lieben Brief vom 7. Januar so spät beantworte. Es schien mir, als könnte ich das nicht thun, eh' ich Ihre schon viel früher gesandte Corona gelesen hätte. Das war albern von mir. Noch jetzt hab' ich die Corona nicht gelesen, und was mich bisher davon abgehalten hat, Ihnen deutlich zu machen, müßte ich Ihnen meine ganze Lebensweise und meine mir selbst vorgeschriebene intellectuelle Diätetik darlegen. Nur das kann ich, ohne weitläuftig zu werden, Ihnen sagen: So frei ich auch, Gottlob, von äußern Verhältnissen bin, so leb' ich doch einem mir selbst aufgelegten Gesetz sehr unterworfen. Eben weil gewisse Lectüren mich sehr hinzureißen geeignet sind, erlaube ich sie mir nicht zu allen Zeiten. Thät' ich es, so würde ich zur Arbeit faul werden. Reichen Sie der Biene Honigseim vor dem Stock, so hört sie bald auf, sich ihre Hauskost aus Garten und Feld selbst zu holen. Aus Grundsatz, mich selbst verleugnend, las ich bis jetzt Ihre Corona nicht, weil ich selbst mehr als Ein Eisen im Feuer halte. Nun hoffe ich, sie bald desto besser con amore lesen zu können. .....

„Ihren Sintram hab' ich verschlungen. So verschlangen ihn auch meine Frau, meine Töchter und meine Söhne. Danken Sie Gott, theurer Freund, für Ihre herrliche Gabe, das geflügelte Roß romantischer Poesie, in so weiten, scheinbar excentrischen Kreisen umherzutummeln, und doch immer den hohen Gesichtspunct des Einen nothwendigen als Centrum zu bewahren. Was Sie aus frommer Reinheit der Absicht thun, ist zugleich geeignet, Ihren schönen Dichtungen eine Einheit und Rundung zu geben, welche Seele der Poesie sind.

„Ich lege einige Zeilen des tiefempfundenen Dankes an Ihre geist- und herzvolle Frau Gemahlin bei. Daß aus Deutschlands Hainen eine solche, mit der Pallas Aegis gerüstete Muse, begleitet von jeder Grazie, sich ihr in den Weg stellen würde, hat Frau von Staël wohl nicht geahndet.“ —

Zuletzt gibt er dem Freunde Nachricht über den Zustand des geliebten Franz. Die im vorigen Herbste in Hannover von den Eltern genährte Hoffnung, ihr leidendes Söhnchen würde wieder hergestellt werden, hatte sich nicht erfüllt. Während des Winters erneueten und vermehrten sich die Schmerzen, welche der leidende mit einem Gott ergebenen Gemüthe ertrug, welches allen Seinigen rührend und glaubensstärkend war. „Sähen Sie ihn, liebster Freund“, schrieb der Vater, „er würde Ihnen sehr lieb werden, und Sie würden Gott preisen für die Kräfte der Liebe, die Er ihm giebt.“ —

Die zarte Blume war früh gereift, Gott sah sie und nahm das den Eltern geliehene Kleinod wieder zu sich. Franz starb am 29. März. Die Eltern kannten und empfanden den Schmerz der Liebe; aber auch der Trübsale konnten sie sich rühmen, weil sie mit dem großen Apostel eingedenk waren, daß Trübsal Geduld wirkt, Geduld aber Bewährung, Bewährung aber Hoffnung. Daß aber größere Bewährung durch größere Prüfung so nahe sei, daran dachten sie nun wohl nicht.

Die Beisitzer im hohen europäischen Rathe zu Wien hatten bereits ihre Arbeit, die Schicksalsloose der Fürsten und Völker zu vertheilen und zu ordnen, in das neue Jahr übertragen; schwüle Gewitterluft hatte sich wiederholt über den Häuptern der Zwistenden gelagert und die Vermuthung schien begründet, daß die Endurtheile abermals anderswo wie im Friedenssaale müßten erwartet werden; als das bessere Gewissen der persönlich anwesenden Monarchen durch versöhnliche Wiedervereinigung die Gefahr eines allgemeinen Bruches abwehrte und der Mann der Schicksalsloose plötzlich wieder auftrat. Napoleon hatte auf seiner Insel vernommen, wie der Zwist unter die seine Beute Theilenden gefahren und wußte, wie er in Frankreich der von Vielen wieder Ersehnte sei. Er verließ am 26. Februar, unkundig der wiederhergestellten Eintracht des Congresses, Elba, landete den 1. März zu Cannes bei Frejus und war am 20. März in Paris.

Die Kunde von seiner Landung vollendete und befestigte in Wien die Vereinigung der vor Kurzem Getrennten. Schon am 13. März erklärten die Gesandten der acht Mächte von Wien aus: daß Bonaparte, indem er den Vertrag brach, der ihm die Insel Elba zum Wohnsitze anwies, den einzigen Rechtstitel vernichtet habe, an welchen seine Existenz geknüpft gewesen; mit ihm könne weder Frieden noch

Waffenstillstand mehr bestehen, er sei von den bürgerlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen ausgeschlossen und als Feind und Störer der Ruhe der Welt den öffentlichen Strafgerichten preisgegeben. Europa erhob sich, wie im vorigen Jahre, mit mehr als einer Million Streiter zum Kampfe wider den allgemeinen Ruhestörer.

Der erste Eindruck der Nachricht über Napoleons Wiedererscheinen war auch im Stolbergschen Hause der des Staunens und des wieder erweckten Abscheues wider den wortbrüchigen Frevler; aber die Vaterlandsliebe entzündete sich zugleich zu neuem Feuer, und größer als in den vorgehenden Jahren war die Zuversicht der nahen Siegesentscheidung. Der junge Graf Christian unterbrach seine academischen Studien in Berlin; „er geht", schrieb Niebuhr an die Hensler, „wie sich's versteht, wieder zu seinem Regiment (dem zweiten brandenburgischen Infanterie-Regiment). Er ist ein seelenguter Junge." In Tatenhausen vereinigte sich mit ihm der jüngere Bruder Cajus, welcher in das erste westphälische Cavallerie-Regiment eintrat; der Vater gab den Scheidenden freude- und hoffnungsvoll seinen Segen; Christian umarmte den Vater und die Mutter, die geliebte Braut und seine Geschwister zum letzten Male. Am 5. Mai schrieb Stolberg, voll Vertrauen, daß Gott der gerechten Sache auch diesmal den Sieg verleihen werde, an Fouqué: „..... Vier meiner Söhne und mein jüngerer Eidam sind in's Feld gezogen. Ich habe guten Muth! Mein älterer Eidam, Ferdinand Stolberg, wäre gerne mitgezogen, aber der vorige Krieg hat seine Gesundheit so zerrüttet, daß er diesen durchaus nicht mitmachen konnte.

„Bonapartens Lage scheint mir verzweifelt. Mit Zuversicht erwarte ich für uns den Sieg! Gott gebe uns nur Weisheit, Eintracht, Demuth und christlichen Sinn nach dem Siege. Er gebe uns Erneuung, deren wir so sehr bedürfen. ..... Herzlichen Dank für den Thiodolf, für dieses schöne und liebe Pathchen, das ich mit großem Interesse gelesen habe, mit solchem, daß ich mit jugendlicher Begierde mich nach dem zweiten Theile, und vorzüglich nach Findung der schönen Isolde sehne, die ich mit ihrem sehr originalen Liebhaber auf Land und Meer verfolge.

„Mit noch höherem Interesse las ich Ihre Corona. Das ist ein großes, schönes, romantisches Epos, das ich an poetischem Werth, in

dieser Art von Poesie, dem Oberon an die Seite setze, dem es in sittlicher Rücksicht unendlich vorzuziehen ist. Wenn ich also des Oberons erwähne, so setze ich zum voraus, daß Sie nicht mit denen übereinstimmen, die Wieland als Dichter so ungerecht beurtheilen, wie die Schlegel's thun und manche andere. Im Oberon und in der Idris erscheint mir Wieland als ein großer Dichter. Die höhere Moralität Ihrer Corona erhöhet auch selbst ihren poetischen Werth. Der Fluch, welcher auf der Familie des Helden liegt, giebt dem Ganzen, wie der Zorn des Achilles in der Ilias, Einheit und Gehalt. Die mit großem Urtheil geschehende, niemals ihres Zweckes verfehlende Wiederholung der schönen Strophe: „Denn diese dunklen Brauen, finstern Locken“, steht wie ein Leuchtthurm, der den Leser, den sonst die Reichhaltigkeit der zahllosen und verschlungenen Episoden zerstreuen möchte, immer wieder auf den Hauptmoment des Ganzen zurückführt, und daher diesen ariostischen Reichthum an Dichtungen in Eine große Dichtung ordnet. .....“

Zu den schönsten und erhebendsten Bekanntschaften jener Tage, ja seines ganzen Lebens zählte Fouqué in seiner kurz vor dem Tode geschriebenen Lebensgeschichte die liebevolle Annäherung der beiden Dichterbrüder Stolberg: „Da stand ich nun“, ruft er aus, „inmitten der mir liebsten und ehrwürdigsten annoch lebenden Dichterheroen aus meiner Knaben- und Jünglingszeit, und sie nahmen mich auf in ihren Kreis als Einen, der zu ihnen gehöre. Es schien ein vollstrahlender Gipfelpunct meines Ringens und meiner Freuden!“

Der wiederholt ausgesprochene Wunsch des Grafen Friedrich Leopold, den Freund in Tatenhausen zu sehen, hatte dieser Hindernisse wegen nicht zu erfüllen vermocht; des Grafen Christian gastliche Halle in Windebuy zu besuchen, gab ihm seine Reise nach Hamburg in dieser Zeit, in welcher man mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Unternehmen des verwegenen Korsen hinsah, erwünschte Gelegenheit [1]).

Napoleon hoffte, rasch und bevor die Truppen Oesterreichs, Rußlands, die noch im Anmarsch begriffenen Abtheilungen des preußischen Heeres, Baierns, der übrigen deutschen Bundesstaaten herangezogen

---

[1]) Vergl. Lebensgeschichte 309. — Briefe an Fr. Baron de la Motte Fouqué 286 fgg.

seien, über den nächsten Feind glänzende Siege zu erfechten; versetzte deshalb am 14. Juni, dem Schlachttage von Marengo und Friedland, den Krieg wiederum in Feindesland, und ging mit seinen Heeressäulen zum Angriff auf das noch in weitgedehnten Einlagerungen stehende englische und preußische Heer unter Wellington und Blücher, welchen beiden der Angriff unerwartet war, über. Er selbst warf sich am 15. zuerst auf die Preußen und drängte Ziethen auf Fleurus zurück. Dort zog Blücher rasch seine Truppen zusammen, ward aber folgenden Tages bei Ligny angegriffen und unter beiderseitigem großen Verluste geschlagen. Der blutige Tag kostete den Preußen 14,000 Gefallene und Verwundete. Unter den Gefallenen hat Christian Stolberg mit Heldenmuth gekämpft. Den großen Tag der Entscheidung bei Belle-Alliance und Waterloo hat er nicht gesehen, den seine beiden Brüder, der Graf Andreas im dritten kurmärkschen Landwehr-Cavallerie-Regiment, und der Graf Cajus, dem das Pferd erschossen ward, sahen! — Inhaltsschwere Gerüchte über Niederlage und Sieg der vereinten Armee, Gerüchte auch über den gefallenen Sohn versetzten die Eltern in die peinigende Spannung zwischen Furcht und Hoffnung. Das fernere Ausbleiben aller Nachrichten von ihm und über ihn gab bald der Hoffnung keinen Raum mehr; und als die sichere Kunde zum Vater kam, der herrliche Jüngling sei mit Heldenmuth gefallen, traf sie das große christliche und vaterländische Herz schon gefaßt und stark genug, um das Mutterherz, die Braut, die Geschwister des Gefallenen und die in der Nähe und Ferne mittrauernden Freunde zu beruhigen und in Gottvertrauen zu stärken. In einem der an seine Freunde geschriebenen Briefe heißt es u. A.: „Ja, der Herr hat Alles wohlgethan. Er hat meinen Christian für seinen treuen Kampf belohnt, nachdem er ihn zu einem Ernste der Gesinnung und zu einer kindlichen Demuth hatte kommen lassen, die Alles übertraf, was wir davon erwarten konnten. So verödet die Stelle ist, wo meine Augen ihn sonst sahen, so tief mein Herz zerrissen ist, indem ich Gott preisen muß, so halte ich mich dennoch für einen glücklichen Vater. Denn er ist mit unserm Erlöser, bei dem Quell der Liebe, auf dessen Gnade und Verdienst er allein traute.“ Daß die heilige Sache, für die wie so Viele, auch seine Söhne gekämpft und der eine gefallen, in so raschem, siegreichem Fortgange dem glücklichen Ende entgegenführt, und

der Frevel des Listigen und Gewaltigen diesmal gründlicher als vor einem Jahre bestraft wurde, gewährte Stolberg nicht nur lindernden Trost, sondern auch die Hoffnung, die Erfahrung der nächsten Vergangenheit würde Hohen und Niedern eine mahnende Lehrerin für die Zukunft sein. — Napoleon, nach seiner gänzlichen Niederlage kaum der Gefangenschaft entronnen, hatte die Nachricht über dieselbe zuerst selbst nach Paris gebracht. Die Verbündeten rückten ihm in rascher Verfolgung nach, Gneisenau und Blücher mit den Preußen voran. Paris ward am 7. Juli besetzt, Napoleon nach einem gemeinschaftlich gefaßten Beschluß der verbündeten Mächte, als Kriegsgefangener bis zu seinem Tode, am 8. August nach der Insel St. Helena abgeführt. Mit dem in seine Hauptstadt nach einer Unterbrechung von 100 Tagen wieder zurückgekehrten Könige Ludwig XVIII. wurden vom September an die Friedensunterhandlungen der Verbündeten geführt. Der am 20. November abgeschlossene zweite Pariser Friede sollte keine bloße Bestätigung des ersten sein. Die empfangene Lehre und der Aufwand der Kräfte zum abermaligen Sturze Napoleons und seines Anhangs verlangten größere Opfer von der Nation und dem Könige: Schadloshaltung für das Aufgewandte und größere Sicherstellung für die Zukunft. Das den früher besiegten Nationen geraubte geistige Eigenthum, ihre litterärischen und Kunstdenkmäler, waren schon vor den eröffneten Friedensconferenzen wieder in den rechtmäßigen Besitz zurückgenommen, nachdem Blücher im edlen Unwillen über das im ersten Frieden Versäumte mit Muth auch hier vorangehend, preußische Gelehrte und Künstler den Raub aus Preußen fortnehmen geheißen hatte. Als Ersatz für die Kriegskosten mußte Frankreich 700 Millionen Franken, von welchen vermöge einer bestimmten Uebereinkunft zwischen den Höfen ein großer Theil für die Errichtung neuer Festungen auf verschiedenen Puncten bestimmt wurde. Die namhafte Erweiterung der deutschen Gränzlande an der Saar und Lauter, die Abtretung von Philippeville, Marienburg, Saarlouis und Landau, die Zerstörung der Festungswerke von Hüningen, ein Zuwachs von Gebiet für die Schweiz, ferner die Wiedervereinigung von ganz Savoyen mit dem sardinischen Staate und endlich die Besetzung der Nord- und Ostgränze Frankreichs mit 18 Festungen von einer auf Frankreichs Kosten unterhaltenen Armee der Verbündeten von 150,000 Mann auf 5 Jahre waren keine

geringen Demüthigungen für den französischen Nationalstolz und keine unwirksamen Bürgschaften für die Sicherstellung gegen den feindseligen Nachbar. — In den Gemüthern vieler Deutschen gingen die nationalen Aufwallungen noch zu hoch, um durch den Inhalt dieses Friedens beruhigt zu werden. Bitterkeit und Unwille über die geringe Errungenschaft ergossen sich in öffentlichen Blättern mit vollem Maaße, vor allen schwang der rheinische Merkur, zu bitterm Tadel Spott und Hohn fügend, das Banner hoch. Die unterlassene Zurückforderung der in frühern Zeiten mit Deutschland verbundenen Provinzen, namentlich des Elsaß und Lothringen, nach der wiederholten glorreichen Besiegung des Feindes, galt als eine neue Demüthigung vor dem Besiegten und als schnöde Preisgebung der deutschen Ehre. Auch die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg theilten diese Empfindungen. Jener gab diesem Gefühle in einem Briefe an Nicolovius vom 31. Dezember den vollsten Ausdruck: „..... Mir kocht mein Blut und ich kann darüber nicht hinweg, daß Russen und Engländer so säuberlich verfahren haben mit unserm Erbfeinde, dem ja durchaus wenigstens Elsaß, Lothringen und die Bißthümer hätten abgenommen werden müssen. Diese niedrige Schonung wird offenbar zu einem dritten punischen Kriege führen und werden alsdann die Verbündeten unter sich noch einig sein? O theurer Freund, hätten wir nicht die Zuversicht, daß eine höhere Hand die Zügel der irdischen Begebenheiten halte und daß kein unbesonnener Phaëton sich an seine Stelle setze, kein korsisches Ungeheuer ohne höhere Zulassung aus seinem Käficht hervorbrechen könnte, wer vermöchte einen einzigen Tag auf dieser Erde zu verweilen?“

Wiederholt und lebhaft war in diesen Tagen die Forderung laut geworden, den in der Feldschlacht siegreichen Feldherrn möge die Entscheidung über die Schicksaalsloose des Besiegten anheim gegeben worden sein, nicht den Winkelzügen der Diplomatik: dann würden die Völker, dann vor allen Deutschland glücklicher gefahren sein. Die Staatskunst der welterobernden Römer verfuhr nicht in jenem Sinne, und von den Entscheidungen des Raths der Weisen sahen zum öfteren die Anführer und das sieghafte Bürgerheer das vollere Maaß ihrer Wünsche und Erwartungen auf ein niederes herabgesetzt; und mußten nicht Eugen und Marlborough, die in der Nähe der Siegesfelder

Blüchers und Wellingtons siegreichen Feldherren, als Schiedsrichter über Krieg und Frieden, die Erfahrung machen, daß der übermüthige Gebrauch der augenblicklichen Uebermacht sich bald darauf an der Nothwendigkeit, die früher vom Feinde eingeräumten Forderungen in viel engere Schranken zurückzuführen und die Früchte ihrer Siege mehr als um die Hälfte zu vermindern, rächte? Versagte damals die gegen den wortbrüchigen Frevler aufgereizte Stimmung und die sthenische Erregtheit des Nationalgefühls vielen wohlmeinenden Freunden der deutschen Sache den klaren Einblick in die Natur des von mannigfaltigen und verwickelten Schwierigkeiten umringten Friedensgeschäftes; so hat auch der ruhige Verlauf der folgenden Jahrzehnde nicht allenthalben das Urtheil über die Ergebnisse desselben aus der trüben Verschwommenheit der Gedanken und Empfindungen abzuklären vermocht und noch in unserer Zeit hat doctrinäres Wissen und ideales Wünschen der Thäter des Wortes den Inhalt des zweiten Pariser Friedens als fortdauernde Schmach der deutschen Nation verpönt. Die Eigenthümlichkeit der damaligen Friedensunterhandlungen stellte sich schon durch den höchst seltenen Umstand dar, daß die Sieger kein bestimmtes Subject hatten, gegen welches sie in Friedensunterhandlungen das volle Recht des Schwertes geltend zu machen sich berechtigt glauben konnten. Der öffentliche Feind und Ruhestörer war bereits dem Gerichte verfallen, gegen ihn und seine nun wehrlos gemachte Parthei, nicht, — denn so gebot es kluge Mäßigung, — gegen Frankreich war die Coalition gestiftet und der Krieg erklärt, dessen laut verkündeter Zweck jedes Eroberungsrecht ausschloß. Wie die Friedensstifter ihre eigene nächste Vergangenheit als Beisitzer ihrer Entschlüsse mußten gelten lassen, so forderte auch die Lage der Gegenwart, ihr Verhältniß zum besiegten Lande, — die Nation hatte sich für den Abenteurer nicht erhoben und nicht dem Sieger den Sieg erschwert, — und zur Regierung, — deren Befestigung im Interesse der Ruhe Europa's lag, — der Blick auf den Zustand Europa's, — er war allenthalben noch kein geordneter, — das gegenseitige Verhältniß der Verbündeten, — die wetterschwülen Tage des Congresses zu Wien gingen mahnend an ihrem Gewissen vorüber und sie mochten zugleich eindächtig sein, wie zum oftesten aus brüchig gewordener Freundschaft der unversöhnlichste Haß und die verderblichste Feindschaft hervorgegangen, — alles dieses und was der umsichtigen

Berechnung als Möglichkeiten in der nähern und in der entferntern Zukunft sich darbot, mußten den Ansprüchen Maaß und Ziel setzen. Und hätte der deutsche Enthusiasmus auf eigne Faust und Gefahr, um das seit Jahrhunderten an den Erbfeind verlorne Besitzthum wieder zu gewinnen, den Kampf gegen denselben unternommen, und es wäre ihm gelungen, den dazu nothwendigen furor teutonicus in allen deutschen Gauen anzufachen und ihn loszulassen gegen die sich nun vereinigende Kraft des nationalen Fanatismus, was verbürgte dem Unternehmen den gehofften Ausgang, was selbst dem geglückten Erfolge die Sicherheit gegen einen unheilvollen Rückschlag auf Deutschlands innern Zustand? Zunächst würde jener Kampf die eben so gewisse als widerwärtige Erscheinung zu Tage gebracht haben, daß die entarteten ehemaligen Stammgenossen gegen ihre angeblichen Erretter am verzweiflungsvollsten ihre Waffen erhoben hätten. — Weit entfernt, in der Thatsache, daß in jenen rühmlichen Tagen das in schmachvollen Jahren Verlorne nicht wieder zurückgenommen ward, dem Unmuth Grund und Berechtigung zur Herabstimmung des nationalen Selbstvertrauens zu suchen, sollte vielmehr diesseit des Jahres 1814 und 1815 im allgemeinen Gewissen der Deutschen der Stachel des Triebes der Selbsterhaltung und des Schaffens dessen, was das äußere Wenigere durch das innere Mehr reichlich zu ersetzen vermag, desto tiefer haften. Seit den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV., und im ganzen Verlauf des 18. Jahrhunderts, bis gegen sein Ende hin, hat Frankreich, das politisch centralisirte, durch deutsche Landschaften vermehrte Reich, Deutschland keine Gefahren zu bereiten vermocht, vielmehr selbst im Bunde mit andern Großmächten die tiefste Demüthigung in Erfahrung gebracht. —

Irrten die Grafen Stolberg mit vielen Andern über die moralische und staatskluge Tragweite der Forderungen der deutschen und europäischen Verbündeten, und blieb das volle Maaß ihrer Wünsche für Deutschland unerfüllt, so blieben über das, was fortan vor Allem Noth thue, Urtheil und Wunsch um destoweniger einen Augenblick unsicher, und Friedrich Leopold ergreift selbst in der Geschichte der Religion Jesu Christi, als in dieser Zeit der Faden der Erzählung der Völkerwanderung ihn zu den Hiongnu und den von den Chinesen wider dieselben vergeblich erbauten Mauern und Vesten führt, diese

Gelegenheit, in einer Anmerkung seiner deutschen Gesinnung einen zeitgemäßen Ausdruck zu geben. „Solche unbeseelte Schutzwehren — seelenlos ist auch jede Besatzung, welche sich auf Mauer oder Wall verläßt — frommen wenig. Feindseligen Völkern thut eine mannhafte Gesinnung Einhalt. Solche Gesinnung brach itzt die ersten — aber wie schnöden! — Fesseln, so Deutschland jemals trug. Halten wir fest an dieser Gesinnung! Fest an Gott! Sonst werden weder Luxenburg, noch Mainz, noch Wesel uns wider Westhunnen schützen!" [1])

Zehnter Abschnitt.

Münster und Herr von Vincke. Der Missionär Dr. Joseph Wolf in Tatenhausen.

Die Beschlüsse des Wiener Congresses hatten bereits vor dem zweiten Pariser Frieden über die neuen Territorialbesitzungen in Deutschland zum größern Theile entschieden. Wie mit dem ehemaligen Besitzthum des preußischen Staates am Niederrhein neue Erwerbungen verbunden wurden, so wurde auch der Umfang seiner Länder in Westfalen, wie dieser vor dem Tilsiter Frieden bestand, erweitert. Preußen nahm hier durch Patent vom 21. Juni Besitz. Das provisorische Civil-Gouvernement von Westfalen, welches der Freiherr von Vincke seit dem Herbste 1813 von Münster aus verwaltet hatte, ward aufgelöst und der bisherige Civil-Gouverneur ward zum Oberpräsidenten der Provinz Westfalen und zum Chefpräsidenten der Regierung zu Münster ernannt. Diesen ausgezeichneten Staatsmann haben wir oben als Kammerpräsidenten in Münster und Hamm vom Jahre 1804 bis 1807 kennen gelernt. Die Besetzung der preußischen Länder in Westfalen durch die französischen und holländischen Truppen im Jahre 1806 und 1807 führten die Auflösung seiner amtlichen Thätigkeit

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi XII, 375.

herbei, diese minderte aber nicht seinen hingebungsvollen Eifer für sein damals so hart bedrängtes Vaterland.

Nachdem er seinen zehn wöchentlichen Aufenthalt in England benutzt hatte, seine landwirthschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, ganz besonders aber seine Kunde von der Landesverfassung zu vervollständigen, reiste er im November 1807 nach Berlin und darauf, vom Minister Stein aufgefordert, über Königsberg, wo er die erste Bekanntschaft mit Niebuhr machte, nach Memel, dem Aufenthalt des Königs und dem Sitze der Ministerien und obersten Staatsbehörden. Er kam nun mit dem ersten Minister, dem Freiherrn von Stein, seinem Freunde, in die nächste Beziehung. Dieser verwendete ihn für außerordentliche Dienste in der hart bedrängten Lage des Staates, und glaubte an seiner erprobten Geschäftskenntniß eine bedeutende Stütze für die Wiedergeburt des gesunkenen Staates zur Seite zu haben. Stein war der Mann kühner Entwürfe und des wagnißvollen Hindurchschreitens in großen Zeitkrisen. Der freie Reichsritter aus Nassau hoffte zunächst in der Wiedergeburt Preußens die deutsche Volkskraft wieder zu erwecken und das Hauptziel seines Lebens, den Sturz Napoleons und die Verdrängung der Fremdherrschaft, vorzubereiten. — In diesem Sinne hörte man während der Jahre der Bedrängnisse Deutschlands auch aus Stolbergs Munde keines deutschen Mannes öfter und mit größerm Enthusiasmus erwähnt, als seines Freundes Stein. —

Herr von Vincke beschäftigte sich in Memel, Berlin und Königsberg vorzüglich mit der Ausarbeitung seiner die künftige Organisation der öffentlichen Verwaltung betreffenden Ideen. In der ausführlichsten, bedeutendsten und den übrigen Aufsätzen gleichsam zur Grundlage dienenden Arbeit: Ueber die brittische Verwaltung des Innern, sucht' er den Geist, welcher die englische Verfassung durchdringt: Selbstregierung mit möglichst geringer Einmischung des Staates, und ohne denselben mit Ausgaben zu belästigen, den preußischen Verhältnissen anzupassen. Diese ist die früher erwähnte, von Niebuhr herausgegebene Schrift: Darstellung der innern Verwaltung Großbrittaniens. In dieser Schrift und in den übrigen, unter der Aufschrift: „Zwecke und Mittel der preußischen Staats-Verwaltung, welche dieselbe verfolgen, deren dieselbe sich bedienen dürfte“ von Vincke zusammengefaßten, von Bodelschwingh im Leben Vinckes

mitgetheilten schriftlichen Ausarbeitungen sieht man den vielseitigen und durch Beobachtung und Erfahrung geschärften Blick in die Bedürfnisse des preußischen Staates, dessen Wiederbegründung zur Wiederherstellung des deutschen Vaterlandes der Inbegriff aller seiner Wünsche war.

Nachdem Vincke das ihm angebotene Ober=Präsidium der Provinz Schlesien abgelehnt, nahm er die Stelle des Präsidenten der kurmärkischen Regierung unter der Bedingung der Verlegung des Collegiums von Berlin nach Potsdam an und ward am 15. April 1809 eingeführt. Halte man Vincke nicht für einen Staatsmann, der von einem lebhaften Schaffenstrieb gedrängt, auf der betretenen Bahn politischer Neuerungen, wie sie etwa vom angeblichen Zeitgeist oder von einem herrschenden Regierungssystem verlangt würden, das Heil des Staats gesucht habe. Ein solcher war er weder in jenen theoretischen Entwürfen, noch als Regierungs=Präsident in Potsdam, weder jetzt noch in spätern Jahren. Er wußte das Zufällige von dem Nothwendigen in der bürgerlichen Gesellschaft und in den staatlichen Einrichtungen zu unterscheiden, und überzeugt, daß das aus der langen Gewohnheit und herrschenden Sitte des Lebens Hervorgewachsene und Ueberlieferte keinen Bestand würde gehabt haben, wenn es nicht einem wahren Bedürfniß der Menschen entsprechend gewesen wäre, war er einsichtig, selbständig und gewissenhaft genug, da, wo durch Mißbrauch und falsche Auswüchse die äußere Erscheinung den wahren Gedanken und die reine Idee des Ueberkommenen und Bestehenden getrübt hatte, nicht alsbald die Lebensfähigkeit desselben in Frage zu stellen und seinen fernern Bestand als grundlos zu erklären und dagegen sich dem zweideutigen Dienste einer herrschenden Zeitidee zu unterwerfen. Diese erhaltenden Grundsätze betrafen vorzüglich die Bedingungen einer gesunden und naturgemäßen Existenz der einzelnen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft und ihre politischen Verhältnisse zu einander. Dagegen hatte vielleicht Keiner in der damaligen Zeit eine tiefere Einsicht in die vielfachen Gebrechen der einzelnen Zweige der öffentlichen Verwaltung, Keiner war so unwillig über halbes Wollen und über Nichtwollen, was sich trotz des guten Willens Einiger ihm darbot, Keiner reichte mit größerm Freimuth die Hand zum Wegschneiden krankhafter Geschwüre und zu neuen heilsamen Veranstaltungen und Einrichtungen als Vincke. Wie er als Geschäftsführer den Dingen mit eben so

hellem als vielseitigem Blicke in's Auge sah, und sie mit hingebender Menschenfreundlichkeit behandelte, bewährte sich auch in der sehr kurzen Zeit seiner Präsidentschaft. Gründliches, vor allem auf Selbstbeobachtung gegründetes Erwägen der Sache, war ihm die erste Bedingung, um sich zum Herrn derselben für ihre Ausführung zu machen, und so konnte er keineswegs Freund eines genialen Dilettantismus sein, wenn diesem auch die Worte aus der Feder oder aus dem Munde wie Schneegestöber über den Gegenstand hinfliegen.

In dem Umkreis seiner Amtswirksamkeit kennzeichneten den Menschen und Staatsmann vorzüglich die Behandlung der im Plenum des Collegiums zur Tagesordnung gebrachten Fragen und einzelne besonders ausgearbeiteten Voten. Zu diesen gehörte auch das die Frage über die Aufhebung der Zünfte betreffende Votum, welchem Gegenstande er früher auch jenseit der Pyrenäen und des Kanals eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet hatte, und welchen er in einer Weise ausführt, aus der die Tagespresse und die öffentlichen Kammerverhandlungen heute noch Vieles lernen könnten. Er arbeitete dasselbe mit besonderm Fleiße aus, wiewohl er wußte, daß er fast allein stehen werde, und bat es, mit der Erklärung, daß er für eine Regierung, welche dem Geiste der Zeit unbedingt huldigt, nnd bloß diesem zu gefallen sich aus ihren Verhältnissen herausversetzt, keine Achtung hege, dem Berichte beizufügen. —

Wie über diesen Gegenstand arbeitete Vincke in gleichem Geiste andere lange, den Ministern übergebene Promemoria aus, in welchen er seine Bedenken gegen Projecte und Verordnungen niederlegte, in denen wegen Halbheit und Einseitigkeit der Gedanken und des Willens, und wegen Verkennung der wahren Sachlage, der Liberalismus als täuschender Wahn sich in sich selbst verfing. Mit Unwillen und mit Wehmuth äußerte er sich hierüber in Briefen an seine vertrauten Freunde. Im Gefühle seiner wankenden Gesundheit und unzufrieden mit der kraftlosen höheren Leitung der Staatsangelegenheiten, schied er schon den 30. März 1810 aus dem Staatsdienste, bis die großen Bewegungen des Jahres 1813 ihn wieder in das öffentliche Leben führten. Die Folgen der Schlacht bei Leipzig erreichten bald auch Westfalen, die Grafschaft Mark und den Herrn von Vincke. Im November zum Civil-Gouverneur für die Provinzen zwischen dem Rhein

und der Weser berufen, entfaltete er in dieser Stellung unter den verwickeltsten und schwierigsten Verhältnissen, und gegenüber den aus der plötzlich aufgelösten Fremdherrschaft hervorgegangenen, gewissermaaßen anarchischen Zuständen, sein Organisationstalent mit der größten Ausdauer und der begeisterungsvollsten Hingebnng für die große nationale Sache des Vaterlandes, die noch nicht ausgekämpft war.

Das neue Jahr bot ihm über Erwarten Gelegenheit genug zur ferneren nützlichen Wirksamkeit. Bald kam, mitten in seinen friedlichen Beschäftigungen, die Nachricht über die Rückkehr des großen Friedensstörers. Neuer Ruf zu den Waffen gegen den wieder gefährlich gewordenen Feind erschallte durch die Gaue Westfalens. Die kaum zum heimathlichen Heerde zurückgekehrte Landwehr setzte sich von neuem gegen den Rhein in Bewegung, die Freiwilligen wurden abermals aufgerufen und sammelten sich eiligst, zahlreiche Truppenmärsche durchzogen die zum Rheine führenden Straßen der Provinz, das Treiben und Drängen des ersten Feldzuges kehrte wieder und wie damals so war jetzt Vincke der Mittelpunct, von dem die Kraftentwicklung ausging. Durch Cabinetsordre des Königs, Wien, den 25. Mai, ward mit der Auflösung des bisherigen Gouvernements zwischen dem Rhein und der Weser, Vincke zum Ober-Präsidenten der Provinz Westfalen um zum Chef-Präsidenten der Regierung zu Münster ernannt. Am 18. October, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig, wurde die Huldigungsfeier der preußischen Provinzen Westfalens in Münster vollzogen; festliche Freudentage gingen ihr voraus und folgten ihr nach. Nach deutscher ständischer Gliederung, nicht nach der Zahl der aus der Masse der ganzen Bevölkerung irgendwie herausgewürfelten Köpfe, waren die Abgeordneten des Standes der Bauern, der Bürger, der Rittergutsbesitzer und der katholischen und protestantischen Geistlichkeit aus den verschiedenen westfälischen Landschaften zum Acte der Huldigung erschienen.

Ueber den Besitz des damals darmstädtischen Herzogthums Westfalen war die letzte Entscheidung noch nicht getroffen. Nachdem im Sommer des nächsten Jahres dasselbe an Preußen abgetreten war, empfing Vincke in Arensberg die Huldigung für den König Friedrich Wilhelm III. — In der nächsten Zeit ruhte auf dem Ober- und Regierungs-Präsidenten die volle Last der Organisation der Behörden

und der Beförderung der, während der Fremdherrschaft vernachlässigten materiellen und geistigen Interessen der Provinz. Nach Erledigung des ersten Gegenstandes zu Berlin, erstattete er einen ausführlichen schriftlichen Bericht, in welchem er die Verhältnisse der Provinz, ihre Wünsche und Bedürfnisse darlegt. Unter Anderm hebt er in demselben das Bedürfniß der Bildung der Provinzial-Stände, als der Grundlage künftiger allgemeiner Reichsstände, und das der Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse hervor. Ueber die Stellung der Regierung zur katholischen Bevölkerung der Provinz äußerte er u. A.: „Die große Mehrzahl der Einwohner jenseit der Weser ist der katholischen Confession zugethan, und darin allerdings ein Hinderniß ihrer Aneignung begründet, welches die allersorgsamste Behandlung fordert. Es ist vor Allem dringend, die Verhältnisse mit dem päpstlichen Stuhle fest zu bestimmen, das Diöcesanwesen zu reguliren, den Cultus gehörig zu dotiren, und insbesondere auf Bildung tüchtiger Pfarrgeistlichen durch Verbesserung der Unterrichtsanstalten thätigst Bedacht zu nehmen. In katholischen Ländern wird immer die Gesinnung und Anhänglichkeit der Geistlichkeit die des Volkes bestimmen; ist jene gewonnen, so wird es auch mit dieser weniger schwierig sein.

„Sehr wünschenswerth ferner wird es sein, daß durchaus kein Unterschied in der Behandlung katholischer und protestantischer Einwohner bemerklich werde; es ist jenseits des Rheins bitter empfunden worden, daß gar kein Präsident, wenige Räthe katholischer Confession angeordnet worden; bei Organisation der Justiz wird dieser Uebelstand vermieden werden können, es wäre zu wünschen, daß dazu die katholischen Räthe u. s. w. in den alten Provinzen aufgesucht werden möchten. Es ist nicht weniger aufgefallen, daß es gar keinen preußischen Minister, gar keinen Gesandten u. s. w. katholischer Confession giebt; man hegt sogar die verderbliche Meinung, daß des Königs Majestät den Katholiken persönlich abhold wären! Es ist gewiß sehr zu wünschen, daß auf jede Weise diesem Argwohn und Mißtrauen entgegengearbeitet und irgend brauchbare Männer katholischer Confession benutzt, ausgezeichnete Männer, deren Gesinnungen erprobt sind, ausgezeichnet angestellt werden mögen." —

Hatte Stolberg mit befriedigender Genugthuung gesehen, wie sich aus den allgemeinen diplomatischen Unterhandlungen über die neuesten

territorialen Bestimmungen Deutschlands die politischen Geschicke seines lieben Münsterlandes abgeschieden hatten; erwartete er mit Grund unter Preußens Scepter alle mögliche Förderung der öffentlichen Wohlfahrt des Landes und war er überzeugt, daß diese zunächst in keine bessere Hand als in die des Herrn v. Vincke, den er persönlich kannte und schätzte, gelegt werden konnte; so verfolgte er doch inmitten der neuen staatlichen Ordnung der Dinge mit besonderm Interesse die Lösung einer von der französischen Herrschaft herbeigeführten und zurückgelassenen, auf dem Gebiete der katholischen Kirchenverfassung und Kirchenverwaltung liegenden Verwickelung. Die Lösung derselben erschien wie Stolberg, so allen Freunden der Kirche ein desto dringenderes Bedürfniß, je mehr jene Verwickelung in das Innere des Gewissens der Gläubigen einzudringen, und diese den Probirstein für die Unterscheidung einer willkürlichen Fremdherrschaft und einer deutschen, auf allseitige Anerkennung des Rechtes sich stützenden Regierung darzubieten, geeignet war.

Seit dem Tode des letzten Fürstbischofs von Münster, Maximilian Franz, im Jahre 1801 war während der folgenden kriegerischen Zeitläufte und territorialen Umwälzungen der bischöfliche Stuhl unbesetzt geblieben; die geistliche Jurisdictionsverwaltung der Diöcese hatte Fürstenberg als General-Vicar fortgeführt, bis diese dem Wunsche des Hochbejahrten gemäß von dem Domcapitel dem Capitular Clemens August von Droste-Vischering übertragen ward. Der Einverleibung des Landes in das französische Reich am Ende des Jahres 1810 folgte die Unterdrückung aller Capitel, auch des Domcapitels, der Klöster und geistlichen Corporationen bald nach; jedoch erklärte beinahe ein Jahr nachher Napoleon durch ein Decret aus Smolensk vom 24. August 1812 das Münstersche Domcapitel als ausgenommen von jener allgemeinen Suppression und maintenirt, aber unter Bestimmungen, welche nur 6 der ehemaligen Domherren den Wiedereintritt in das maintenirte Capitel möglich machten; 24 Mitglieder blieben im Suppressionszustande. Da aber Napoleon nicht unter 11 Domcapitulare wollte, so wurden durch ein Decret aus St. Cloud vom 1. Mai 1813 5 Priester aus dem untern Clerus zu den offenen Stellen ernannt. — Dringender als eine tumultuarische, willkürliche Capitelseinrichtung war schon längst das Bedürfniß eines Bischofs

für die verwaiste Diöcese. Napoleon, vom Papste Pius VII., den er immer noch in seiner Gefangenschaft zurückhielt, von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, konnte keine bischöfliche Ernennung mit canonischem Erfolge vollziehen; nichtsdestoweniger ernannte er den Domdechant Freiherrn von Spiegel zu Münster durch ein Decret aus St. Cloud vom 14. April 1813 zum Bischof von Münster. Der Domdechant wies jede Beförderung zurück, und erst als Napoleon sich vorläufig damit begnügte, daß dieser ernannte Herr Bischof bis zur einstigen canonischen Institution von dem Capitel, und zwar als dessen Vicar, zur Verwaltung der Diöcese autorisirt würde, gab er, gewiß nicht uneingedenk der am politischen Horizont damals schwebenden Ereignisse, nach. — Bei der Vereinigung des Münsterlandes mit Frankreich hatte der Präfect von seinem Großherrn die Weisung erhalten, die angesehenste Familie im Lande, die der Erbdrosten, mit besonderer Aufmerksamkeit und Gunst zu behandeln. Seit dem Sommer 1811 aber hatte das kühne, zur Vereitelung der arglistigen Pläne des Kaisers führende Auftreten des Weihbischofs Caspar Maximilian von Droste auf dem Nationalconcil zu Paris diese Gunst in eine äußerst mißliebige Stimmung verwandelt. Der General-Vicar Clemens August sah sich in seiner Wirksamkeit vielfach gehemmt, und nun, täglich mehr zur Niederlegung seiner Stelle von dem Präfecten gedrängt, erklärte er, der Gewalt nachgebend, daß er den ernannten Bischof, Freiherrn v. Spiegel, wenn dieser sich zur Annahme der Ernennung zum zweiten General-Vicar bereitwillig erklärt haben würde, zugleich zur Administration der Diöcese substituiren werde. Als Herr v. Spiegel den Revers ausgestellt, daß er, wenn er von dem Capitel zum zweiten General-Vicar ernannt werden würde, eine Substitution von dem wirklichen General-Vicar annehmen wolle, ernannte ihn das Capitel — d. h. nicht das alte von Napoleon widerrechtlich aufgelöste, sondern das neue von ihm geschaffene — zum zweiten General-Vicar, und der General-Vicar Clemens August ertheilte ihm die Substitution am 31. August 1813.

Die Auflösung der Fremdherrschaft, die Rückkehr der Landesverwaltung unter die Regierung des Königs von Preußen und die wieder erlangte Freiheit des Papstes änderten die schwebende Lage dieser kirchlichen Angelegenheit. Der General-Vicar Clemens August stattete zuerst

einen Bericht über dieselbe an den Papst ab, und reiste später im September 1814, um die Zeit, als sein Bruder, der Weihbischof Caspar, ein Belobungsschreiben von Pius VII. wegen seines frühern freimüthigen Auftretens für die Befreiung des Kirchenoberhauptes erhielt, nach Rom, wo er aber durch eine schwere Krankheit den Winter zurückgehalten ward. Der Oberhirt gab ihm wegen seines zaghaften Zurücktretens aus der kirchlichen Verwaltung, auf sein eigenes Vorbild hinweisend, einen milden Verweis [1]). Ein päpstliches Breve, vom 4. October, hatte bereits dem General-Vicar Freiherrn von Droste anbefohlen, seine dem ernannten Bischofe übertragenen Facultäten öffentlich zu widerrufen und das General-Vicariat in eigener Person zu verwalten, das Domcapitel, wie es damals bestand, abzuschaffen und das frühere durch Wiederberufung aller Capitulare, woraus es bestanden, wieder herzustellen. — Der Civil-Gouverneur v. Vincke glaubte aber diese Angelegenheit in einem ganz andern Sinne behandeln zu müssen. Ueberhaupt wurde die Lebhaftigkeit seines Diensteifers während des bewegungsvollen Ueberganges von der aufgelösten Fremdherrschaft zur neuen Ordnung seines großen Verwaltungsgebietes wiederholt zur leidenschaftlichen Erregtheit gesteigert, die ihm die Natur des Gegenstandes verdunkelte und zu übereilten Schritten ihn verführten; dieses bewies auch das eigenmächtige und herrische Verfahren gegen die mediatisirten Fürsten und Grafen Westfalens, welches, bis zur fiscalischen Beitreibung der directen Steuern vordringend, nach angebrachter Beschwerde der betreffenden Standesherren beim Staatskanzler Hardenberg und dem Könige ihm und dem Oberlandesgerichte zu Münster einen herben Tadel herbeiführte. Von diesem empfindlich betroffen wandte er sich an seinen Freund und Meister Stein, dessen Gemüthsverfassung gegen das Ende der großen europäischen Katastrophe jetzt wieder zu ebben angefangen hatte, wie Vincke in voller Fluth begriffen war, berichtete ihm sein Verfahren, beklagte sich über den Gang der innern Verwaltung. Der Freund suchte den Freund mit zügelnder Mäßigung auf den richtigen Standpunct zurückzuführen, und schrieb ihm von Nassau aus u. A.: „Die Sache der Mediatisirten muß nach meiner Meinung

[1]) Intelleximus, te communi, qua circumdati sumus, ut Pauli verbis tecum loquamur, infirmitati succubuisse.

aus einem höhern Gesichtspuncte betrachtet werden, als dem administrativen, den Ew. Hochw. in Ihrem Berichte aufstellen. Die Mediatisirten bildeten durch ganz Deutschland eine Klasse, die gleiche Rechte mit allen Fürsten Deutschlands genoß, denen fremde Gewalt sie entriß, und in deren Genuß die gegenwärtigen Besitzer und Regenten mit Unrecht gekommen sind. ..... Den Punct der directen Steuern wird man auf die Verfassung des Jahres 1803 zurückführen müssen. —

„Die Sache läßt sich mit einer gewissen Schonung und Zartheit behandeln, wodurch man die wesentlichen Zwecke erreicht, ohne ein dem politischen Einfluß Preußens nachtheiliges Geschrei zu erregen, und ohne Maaßregeln zu ergreifen, die gegen sich den Schein von Härte haben, ohne doch zum Zwecke zu führen, und ohne nach der allgemeinen Lage der Dinge zuletzt zur Wirklichkeit gebracht werden zu können.

„Es läßt sich allerdings vieles Gegründete gegen den Gang der innern Verwaltung sagen; unterdessen muß man erwägen, daß Menschen und menschliche Dinge von andern Menschen mit Nachsicht beurtheilt werden müssen, und daß Hypercritik nur in Wissenschaften anwendbar ist, endlich daß wir doch alle nur unnütze Knechte sind, denen Demuth und Bescheidenheit wohl ansteht. .....“

Daß Herr v. Vincke in dieser Zeit nicht weniger auf dem kirchenrechtlichen als auf dem staatsrechtlichen Gebiete mit so großer Einseitigkeit und Rücksichtslosigkeit voranschritt, ist dem sonst vortrefflichen Manne nicht mit Unrecht zum besondern Tadel angerechnet worden. Mochte ihm die volle Rechtseinsicht in die durch die französische Willkürherrschaft herbeigeführte verwickelte Lage der geistlichen Jurisdiction fehlen, daß er aber den Knoten durch eine augenblickliche Verfügung lösen zu können glaubte, und dabei die Vorschrift der politischen Klugheit und vor Allem die mit dem Gegenstande verbundene nationale Seite übersah, ist ein besonderer Beleg für jene bezeichnete leidenschaftliche Erregbarkeit, welche in diesem Falle vielleicht bei keinem andern Ober-Präsidenten sobald nur der dunkeln Erinnerung der Münsteraner anheimgefallen wäre. Er befahl nämlich durch Circularverfügung den Geistlichen der Diöcese, sich in amtlicher Beziehung nur an den zweiten General-Vicar, an den ernannten Bischof v. Spiegel, zu wenden. Der General-Vicar Clemens August aber nahm, von Rom zurückgekehrt, die früher übertragene Verwaltung der Diöcese zurück

in einer dem Herrn v. Spiegel mitgetheilten Widerrufs-Urkunde, in welcher er u. A. erklärt:

„..... Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren sind die Drohungen bekannt, deren sich das französische Gouvernement bediente, und ich ließ mich dadurch, um nicht Unheil über die Diöcese und über das damalige Lippe-Departement zu bringen, verleiten, daß ich Sie substituirte, damit Sie in Gefolg der von mir ertheilten Substitution einstweilen verfahren könnten.

„Nur die angedrohte Gewalt konnte es sein, wegen welcher ich mich für befugt hielt, zu der genannten Substitution zu schreiten, und ich mußte daher jetzt, wo ich von Seiten der betheiligten Gouvernements, welche der katholischen Religion ihre freie Ausübung so feierlich zugesichert haben, dergleichen nicht zu fürchten habe, schon ohne Anstand zu einem nach der Natur der Sache immerhin von meiner Willkür abhangenden Widerruf derselben schreiten; Ew. Hochwürden Hochwohlgeboren muß ich aber auch nunmehr das offene Geständniß ablegen, daß ich damals mich geirrt habe, und daß ich, welche Gewalt auch immer gebraucht wäre, dennoch mich niemals zu jener Substitution hätte verleiten lassen sollen. .....“

Von Berlin kam der Befehl, welcher dem päpstlichen Breve seinem ganzen Inhalte nach das exsequatur ertheilte und Vincke erhielt die Weisung, dem General-Vicar von Droste persönlich seinen Mißgriff zu bekennen. —

Was Vincke als neunzehnjähriger Jüngling auf der Universität im Jahre 1794 in seinem Tagebuch als Ziel seines künftigen Lebens gesetzt hatte, das suchte er vom Jahre 1815 bis zu seinem Tode am Ende des Jahres 1844 zur Wahrheit zu machen mit rastloser Thätigkeit. „Ich gehöre zunächst“, schrieb er in jenem Tagebuch u. A., „meinem Vaterlande an, ihm ward ich geboren, es beglückte meine Väter, ihm will ich auch dienen, ihm meine rastlose Thätigkeit weihen und so der mir stets eigenthümlichen Anhängigkeit für Alles, was Westfalen betrifft, genügen. Ich könnte auch im Genuß der größten Ehre, des glänzendsten Reichthums außer Westfalen nicht glücklich sein; auch die bedeutendsten Ehrenstellen werden mich nie daraus entfernen. Eine nützliche Thätigkeit in meinem Vaterlande, das ist der bescheidene Wunsch meiner Seele; es steht noch hinter manchen Theilen Deutsch-

lands zurück, aber es enthält die Kräfte es allen zuvor, wenigstens gleichzuthun. ..... Mein Vaterland soll dereinst das Bild der vollkommensten Einrichtungen abgeben, Landwirthschaft, Fabriken, Handlung, Schifffahrt sollen darin blühen, die Wissenschaften nicht weniger, eine glückliche, gemeinnützige Aufklärung bis in die niedrigsten Klassen verbreitet werden, gute, unverdorbene Sitten und ein rühmlicher Nationalcharacter den Westfalen auszeichnen. .....“ —

Wie vieles von den Plänen und Vorsätzen seiner Jugend dem Oberpräsidenten und Mitgliede des Staatsraths zu verwirklichen beschieden war, davon wurden redende Zeugen die Bewohner der Provinz, denen heute noch der Oberpräsident im blauen Kittel in lebendiger Erinnerung einhergeht, um in den abgelegensten und unwirthbaren Gegenden selbst zu spähen, wo etwas Heilsames zu schaffen oder zu verbessern war, Zeugen auch seine ihn überlebenden Schöpfungen. Auf die Regulirung der bäuerlichen Verhältnisse wandte er eine vorzügliche Thätigkeit, und so wenig er von der Hetzjagd der Concurrenz auf dem Gebiete der städtischen Industrie enthusiasmirt war, so wenig war er — er kannte seine Provinz — Freund der Parcellenwirthschaft, der Theilung und Zersplitterung der Bauernhöfe, bei welcher nach seiner Einsicht und Erfahrung der Grundbesitz ein heim- und heimathloser Besitz der Nichteigenthümer und eine Waare schachernder Juden wird. —

Der Ausgang des Domcapitelstreits und der General-Vicariatswahl hatte Stolberg mit großer Befriedigung erfüllt, und er theilte nun mit allen Diöcesanen den sehnlichsten Wunsch der endlichen Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhls und mit Vielen den Wunsch, daß die Wahl den treffen möge, welcher seit vielen Jahren als Weihbischof mehrern verwaisten Diöcesen sein priesterliches Hirtenamt mit so großer als segenreicher Aufopferung gewidmet hatte. Stolberg erwartete mit Recht, daß diese Wahl dem Domcapitel wieder gegeben würde, war aber weit entfernt zu glauben, daß das durch die Gewaltherrschaft aufgelöste und nun wieder hergestellte Capitel in einer Weise fortbestehen dürfe, bei welcher die kirchliche Wohlfahrt einem Standesinteresse untergeordnet sei. In frühern Jahrhunderten hatte der Adel des Hochstiftes mit frommen Sinn für seine nachgebornen, dem geistlichen Stande sich widmenden Söhne aus seinen Mitteln eine kirchliche Ganerbschaft neben der Kathedrale gestiftet. Aber im Verlaufe der letzten

Jahrhunderte, und als schon längst das gemeinsame kanonische Leben aufgelöst war, waren die adligen Präbendirten trotz aller Beschlüsse der Provinzial-Synoden und päpstlichen Decrete in vielen Stiften vielmehr die Pfründner eines irregularen Weltlebens als des priesterlichen Berufes und Amtes geworden, und auch in Münster sah man im Anfange unseres Jahrhunderts neben den Domherren Droste-Vischering, dem Domherrn Rump und Korff und einigen andern würdigen, wiederum andere Domherren und Domicellaren innerhalb der Residenz und weit von ihr als feine Herrchen und artige Weltlinge herumschlendern.

Die Erfüllung der Erwartung, daß im Geiste der ursprünglichen Kirchenverfassung der Bischof und das Capitel wieder gewählt würden, erlebte Stolberg nicht mehr. Niebuhr erhielt in diesen Tagen von der preußischen Regierung den Antrag, als Abgesandter nach Rom zu gehen, um mit dem päpstlichen Stuhle über die Einrichtung der katholischen Kirche in den preußischen Landen zu unterhandeln und eine Uebereinkunft zu vereinbaren, welche bekanntlich erst durch das Concordat vom Jahre 1821 zum Abschluß kam. —

Während des Jahres 1814 und 1815 war längere Zeit Mitglied des Stolbergschen Hauses in Tatenhausen Dr. Joseph Wolf, an dessen Abenteuern und Schicksalen als Missionär in Asien, Afrika und Amerika im dritten, vierten und fünften Jahrzehend unserer Zeit Europa den lebhaftesten Antheil nahm. Im Jahre 1821 trat er seine erste Reise nach Asien und Egypten mit der zwiefachen Absicht an, die Juden zu überzeugen, daß mit der nahen zweiten Ankunft Christi auf Erden nahe sei der Triumph des Christenthums; dann aber auch, und dieses schien ihm noch wichtiger zu sein, die nach der babylonischen Gefangenschaft nicht nach Jerusalem zurückgekehrten und seitdem spurlos verschwundenen zehn Stämme aufzusuchen. Nach England heimgekehrt lernt er die fromme Wittwe Lady Mary Walpole kennen, und führte sie im Jahre 1827 zum Altar. Um diese auf seinen mehrjährigen Reisen in Egypten und im westlichen Asien nicht aufgefundenen Stämme im höhern Asien auszuforschen, brach er im Jahre 1831 zum zweitenmale, seine Gattin auf Malta zurücklassend, nach dem Orient auf. Als er seine in Persien aufgefaßten Spuren vergeblich bis Bochora verfolgt hatte, und den nach China hinweisenden nicht

weiter zu folgen wagte, wandt' er sich eben so erfolglos nach dem Osten Afrika's. Aber auch jetzt ließen seine vielfachen Mißgeschicke ihn in der Verfolgung seines gesteckten Zieles nicht ruhen: was er im Osten nicht gefunden, wollt' er jenseit des westlichen Oceans entdecken. In Amerika völlig enttäuscht, sucht' er nun im Genuß der Ruhe und eines festen Amtes seinen Wanderungen ein Ziel zu setzen, trat, nachdem er, nach seinen eignen Geständniß, es mit den meisten christlichen Secten versucht hatte, als Geistlicher in die pfründenfette anglikanische Kirche, und verlebte als Pfarrer in England an der Seite seiner neuen Gattin einige Jahre ein stilles Leben, bis der in ihm wieder erwachende abenteuernde Sinn ihn im Jahre 1844 zum drittenmale nach Asien trieb, von wo er, den wiederholten Gefahren einer immerwährenden Gefangenschaft und der Hinrichtung kaum entronnen, im folgenden Jahre nach Europa zurückkam. Er erhielt nun die Pfarrei von Isle Brewers bei Taunton, in einer fruchtbaren und reizenden Gegend der Grafschaft Bristol, wo der Vielgewanderte seine Tage im Mai 1862 still beschlossen hat. —

Wolf, der Sohn eines unbemittelten Landrabbiners, war geboren zu Baireuth 1795. Nach dem beendigten Besuch des Gymnasiums zu München, wanderte der vermögenslose, auf sein Glück sich verlassend, nach Göttingen, von da nicht lange nachher nach der Universität Halle, und nachdem er nach katholischem Ritus, im September 1812, von dem Benedictinerabt zu Emaus bei Prag getauft war, setzte er seine philologischen Studien zu Leipzig, Jena und Berlin fort. Sein ausgezeichnetes Sprachtalent hatte allenthalben Anerkennung gefunden. Im Jahre 1814 kam er, von Friedrich Schlegel empfohlen, nach Tatenhausen zum Grafen Stolberg, welcher für einige seiner Söhne und für die noch rege Lernbegierde Kellermanns einen Lehrer der hebräischen Sprache wünschte. Wem damals die Gelegenheit sich darbot, den einen und den andern Tag mit ihm zu verkehren, hatte Gelegenheit genug, manche äußere Eigenthümlichkeiten an dem jungen Manne wahrzunehmen, unter diesen sein unstätes, nomadisches Wesen selbst in den Räumen der Wohnung und der nächsten Umgebung. Doch diese waren weniger auffallend und noch leidbar, weil sie mehr oder weniger mit der angebornen Natur seines Stammes zusammenhingen; auffallender und bald unerträglicher wurde das Uebermaaß,

womit seine Eigenliebe überfloß. Er arbeitete damals an einer neuen Bibelübersetzung, und jedem in seine Nähe kommenden Fremden rief er alsbald entgegen: „Ach, wie übersetze ich doch besser, als Luther!“ Täglich lobpreisete er, sobald er auch nur einen kleinen Abschnitt übersetzt hatte, den Bewohnern des Hauses seine vortrefflich gelungene Uebertragung mit Hinweisung auf die Luther mißlungene. Stolberg und Kellermann, welche die Verdienste der lutherischen Bibelübersetzung nicht geschmälert wissen wollten, am wenigsten von einem sich selbst überhebenden jugendlichen Uebermuth, suchten wie überhaupt, so auch hier, bald mit scherzendem Witze, bald mit Ernst, bald wieder mit Ironie den jungen Mann in die richtigere Bahn der Würdigung eigner und Anderer Verdienste einzulenken; aber eine thörichte Selbstüberschätzung blieb immer zurück. Im Jahre 1815 verließ Wolf Tatenhausen. Stolberg, Friedrich Schlegel und Sailer hatten den Plan, ihn wegen seiner Fertigkeit in Erlernung der Sprachen zum Missionär ausbilden zu lassen, und schickten ihn deshalb nach Rom, wo der Papst Pius VII. und Cardinal Litta sich seiner lebhaft annahmen. Hier trat er zuerst in das Collegium romanum ein, aus welchem er später in die Propaganda überging. Allein seine angeborne zerfahrende Lebhaftigkeit ließen ihn auch hier nicht zur Ruhe stiller Studien gelangen. Er wollte in Rom Manches bemerkt haben, was sein Gewissen empörte, gerieth darüber mit seinen Oberen in Streit und wurde endlich aus der Stadt verbannt. In einem Ligorianer-Kloster in der Schweiz, wo er neue Zuflucht fand, entdeckte er einen „unheilbaren Zwiespalt zwischen seiner Ueberzeugung und den Lehren des Katholicismus,“ streifte mit raschem Entschlusse die Mönchskutte ab, und pilgerte nach dem protestantischen England, wo wir ihn im Jahre 1819 in Cambridge als protestantischen Candidaten, und zugleich mit dem Studium des Arabischen und Persischen eifrig beschäftigt finden, immer noch zu dem Zwecke, das Evangelium in unchristlichen Gebieten zu predigen. In dieser Zeit schrieb Graf Stolberg an ihn: „Ihr Brief aus London vom 6. September hat mich mehr betrübt als gewundert. Ihr voriger hatte mich schon halb darauf vorbereitet, wiewohl Sie, als Sie ihn schrieben, sich doch noch für schuldig anerkannten; und wie sehr Sie es waren, ging aus dem Briefe selbst hervor. Man ist lange schonend mit Ihnen verfahren, das erkannten Sie selbst. Ich

bedarf nicht Ihnen Ihre Vergehungen vorzuhalten. Umsonst hatte ich Sie mehrmal gewarnt. Mit zuvorkommender Güte waren Sie in Rom aufgenommen worden. Man fuhr fort, schonend mit Ihnen zu verfahren. Es geziemte nicht Ihnen, Mißbräuche zu rügen, die von erleuchteten Katholiken als solche anerkannt und beseufzet werden. Ihre Petulanzen zogen Ihnen Ihre erlittenen Unannehmlichkeiten zu. Nun wurden Sie bitter. Weil Ihre Plane in Rom scheiterten, soll nun die Einheit der Kirche nicht mehr statt finden. Den Felsen, auf welchen der Sohn Gottes seine Kirche gründete, verlassen Sie, ähnlich Ihren Vätern, zu denen Moses sagte: „Der Fels, der Dich erzeugte, hat Dich aus der Acht gelassen;“ — und das, weil Sie in Ihrer Eigenliebe sich verletzt fühlten. — Gesezt, wie doch nicht der Fall war, gesezt man hätte Ihnen Unrecht gethan; sollten, durften Sie der Versehen einiger sterblicher Menschen wegen der Kirche Jesu Christi entsagen? Das heilige Band der Einheit zerreißen? Um Gottes Willen besinnen Sie sich! Aber ich sehe es, der Drang der Umstände reißt Sie dahin, und Sie überlassen sich Täuschungen. Sie werden freundlich aufgenommen werden, man wird Sie Ihren Erzählungen nach als einen Märtyrer der Wahrheit ansehen. Wohlmeinende, in ihrem Irrthum ehrwürdige und fromme Menschen werden Sie ermuntern und in dem Dienst ihrer Religions-Parthei anstellen. Getrennt von der Kirche, ihren Sakramenten, die der Sohn Gottes stiftete, werden Sie beiden entsagen. Sie werden Brod und Wein als Zeichen spenden mit der Hand, die noch vor Kurzem den Herren des Himmels und der Erde auf die Altäre herabrief. — Werden Sie es ohne irgend einen Zweifel der Unruhe? Mit Freudigkeit? — So habe ich Ihnen nichts zu sagen, denn in Streitsachen werde ich mich nicht mit Ihnen einlassen. Ich vermögte ja nicht Ihnen etwas zu sagen, was Sie nicht schon gehört hätten, von dem Sie nicht wären überzeugt gewesen. Gehen Sie in Ihr Herz! Untersuchen Sie, was Sie gegen die Kirche empörte! Ehe Sie Ihren noch ungläubigen Brüdern das Evangelium predigen, bedenken Sie, was das Evangelium uns kund thut, von heiligen Sakramenten, von der Kirche Gottes, bei welcher der heilige Geist allezeit verbleiben, die er in alle Wahrheit leiten will. Bedenken Sie, was die Apostel von der Einheit lehren, wie sie gegen jede Spaltung eifern. Bedenken Sie, wie viele tausend Ketzereien entstanden

und zerrannen, wie es mit den getrennten Religions-Partheien aussieht. Sie wissen, daß ich fern bin von jeder Intoleranz, daß ich in jenen Religions-Partheien Seelen kenne und verehre, für die ich tiefe Ehrerbietung hege; solche sehe ich als wahre Mitglieder der Kirche an, die es sind, ohne es zu wissen. Wer aber auf anerkannte Weise Mitglied der Kirche ward, aufgenommen von ihr — dazu nach eigener, freier Wahl — nicht als Kind durch die Taufe, — an ihren Geheimnissen Theil nahm, das heilige Sakrament spendete, und dann plötzlich der Kirche entsagt, und als Diener des göttlichen Worts den Sohn Gottes auf andere Weise verkündigen will — O lieber Wolf, der ist in schrecklicher Gefahr, den kann nur ein Wunder der Gnade retten. Aber der Sohn Gottes hat (Psalm 68)auch Gaben empfangen für die Abtrünnigen. Eilen Sie, und retten Sie Ihre Seele, weil es Zeit ist. — Fr. Leop. Stolberg. —

In den Wintermonaten des Jahres 1815/1816 blieb Fouqué in den abendlichen Erholungsstunden der Liebling der Stolbergschen Familie, und selbst Stolberg nahm, so haushälterisch er in der Verwendung seiner Zeit für ernstere Arbeiten war, regen Antheil an der Lectüre der ihm fortwährend von seinem Freunde zugeschickten Schriften, welche ihm zur mannigfach belehrenden Unterhaltung mit seinen Geliebten, auch selbst zur Belehrung seines jüngern Freundes Gelegenheit darbot. Er schrieb den 23. Januar an Fouqué und seine Gattin u. A.: „..... So oft ich von einem von Ihnen etwas lese, legt sich mir immer manches an's Herz. Dank, Freude, beides in Absicht auf eignen Genuß, beides auch in der Seele von andern, besonders jungen Lesern und Leserinnen. Denn, so wie ich mich Ihres Geistes und Ihrer Herzen freue, und mich in den Gefilden Ihrer empfindungsvollen Phantasie verjünge, so freu' ich mich auch als Vater wegen meiner Kinder, und als Deutscher wegen des aufblühenden Geschlechts; ja, und vorzüglich als Christ, der christlichen Jugend wegen.

„Ihre Art der Dichtung ist mehr als irgend Eine mißbraucht, daher die Namen Romane und romantische Dichtung verschrieen worden. Die Poetisirung des gewöhnlich prosaischen Thuns und Treibens der Menschen hat natürlich einen großen Reiz, und kann im höchsten Grade verführerisch sein. Sie wird es in fast allen Schriften jener Arten, weil sie nur die Leidenschaften veredelt. Was muß dann

aus dem nicht fabelhaften Centaur, dem Menschen werden, wenn der untere, vierfüßige Theil entflammt, und der obere, emporzuschauen bestimmte, eingeschläfert wird? Sie, meine Freunde ergötzen um zu veredeln. .....

„Sie beide huldigen dem Christenthum. Gott wolle Sie beide tiefer in dessen Geist einführen, so wird manches, was noch von glänzender Welttugend Ihren unsterblichen Gedichten einhaucht, verhauchen; und je christlicher Sie Dichter werden, desto mehr Wahrheit wird in Ihren Werken sein. Denn Wahrheit ist der Dichtung Seele; und Urwahrheit ist lauterste Wahrheit. Sie verzeihen gewiß seine Freimüthigkeit dem grauen Freunde und wollen mit Güte die Beilage aufnehmen. Ich umarme Sie beide von ganzem Herzen. — Meine Frau theilt meinen Genuß an Ihren Werken und meinen Wunsch, Sie beide zu sehen.“ —

Elfter Abschnitt.

Stolbergs letzte Anwesenheit in Holstein. Der Tod Schönborns und der Gräfin Julia Reventlow. Adam Müller.

Der ersehnte Frühling war wieder erschienen, und Jung und Alt nahmen in Tatenhausen freudig bewegten und wieder verjüngenden Antheil an den Gaben der wieder erwachten Natur. Die allgemeinen Erschütterungen der Kriegsjahre und ihr Gefolge, besonders ihre wechselnden Bedrängnisse diesseit und jenseit der Unterelbe hatten seit einigen Jahren Stolberg gehindert, das Bedürfniß, seine zahlreichen Verwandten und Freunde in Holstein wieder zu besuchen, zu befriedigen. Die Hoffnung des Wiedersehens nach dem wieder gesicherten Weltfrieden war schon während des Winters im belebten Austausch der Briefe Vorgeschmack der nahen Zukunft gewesen. In der Mitte Mai trat Stolberg mit der Gattin und den drei jüngsten Töchtern die Reise nach Holstein an, und betrat die Landschaft, die er seit neun Jahren nicht

gesehen, die Wiege seiner Geburt und die Stätte seiner ersten Knabenjahre. Mochte er diesesmal im ahndenden Gefühle, er sehe sie zum letztenmale, dieselben aufsuchen und begrüßen, und mochte ihm widerfahren, was Heimathsempfindungen sinniger Menschen öfters widerfährt. Das Mannesalter, auch das in's Leben weit fortgerückte, lebt gerne der Erinnerung der Zeit des ersten Morgenroths und der Welt seiner Jugendträume und reichen Phantasien, weicht aber, so lange noch Vorwärtsschreiten als ernste Losung ruft, ihrer Stätte möglichst aus, damit der poetische Hintergrund, auf dem die Tagesarbeit noch lange ausruhen möchte, geschützt bleibe und nicht der blaue Duft des fernen Horizonts verschwinde, nicht das Ferne nahe, das Weite eng, das Große klein vor der Macht der blassen Wirklichkeit erscheine. Anders ist es, wenn der Tag sich neigt: dann liebt des Lebens Abenddämmerung dem Jugendmorgenroth zu begegnen. —

Stolberg empfand während dieses Sommers mit voller Herzensempfindung das Glück, welches die Bande der Familie und der Freundschaft edlen Menschen gewähren. Freude und Ernst des Lebens, von der Erinnerung und Gegenwart dargeboten, theilt' er mit seinen Schwestern, der Gräfin Katharina, der Auguste, Wittwe von dem Grafen Peter Andreas Bernstorf, und der Juliane und mit Bruder und seiner Gattin Luise. Windebuy, das Gut seines Bruders, und das nicht ferne Emkendorf, waren auch jetzt, wie in früherer Zeit die vorzüglichsten Plätze, an denen sich sammelte, was als weit verzweigte Verwandtschaft, Verschwägerung und Freundschaft in der Landschaft ringsum in ungeschwächter Liebe und Verehrung für Stolberg noch fortlebte. Im erinnerungsreichen Emkendorf empfand er und seine Gattin mit den Schmerz ihres geliebten Freundes, des Grafen Friedrich Reventlow, um die Leiden der geliebten Gattin, ihrer hochverehrten Freundin, der Gräfin Julia; aber sie empfanden mit ihm auch den erbauenden und wiedererhebenden Trost beim Hinblick auf die fromme Dulderin, die auf ihrem langjährigen Schmerzenslager nie vergaß des gewohnten Wohlthuens für darbende und leidende Mitbrüder und selbst die vermehrten Leiden und erhöhten Schmerzen als gnadenvolle Prüfungen Gottes mit inniger Demuth und gestärkter Liebe zu Ihm ertrug. Sie sahen in ihrem Antlitz den himmlischen Seelenfrieden, ahnten und hofften, daß die Erfüllung ihrer ihnen wiederholt ausge-

sprochenen Sehnsucht zum Tage der Vollendung und zur Vereinigung mit ihrem immer gesuchten Herrn und Erlöser nicht mehr fern sein möge. —

Den ältesten seiner noch lebenden Jugendfreunde, Schönborn in Emkendorf wieder zu finden, that dem Herzen Stolbergs besonders wohl. An seiner Seite stiegen ihm aus tiefer Vergangenheit die Erinnerungen an seine Jugendjahre hervor, und das Lebensbild des Freundes, des vielgewanderten und heimathlosen, der jetzt noch gegen das Ende seiner siebziger Jahre mit dem Plane sich trug, des steten Wanderns letztes Ziel in Hamburg zu suchen, wo seit seiner Ankunft aus England in vielen Kisten seine Bücherschätze noch ruhten, die er doch nicht wiedersehen und genießen sollte, ward ihm ein Bild der Flucht der Zeit und eine Erinnerung an unser aller gemeinschaftliche Pilgerschaft, auf der wir bei wechselnden Pilgerhütten frühzeitig genug, das Endziel im Auge, die Rechnung in sichernde Ordnung bringen mögen.

In der großen Reihe seiner Verwandten und Verschwägerten fand Stolberg auch seinen von jeher besonders geliebten Neffen, den Grafen Christian Günther Bernstorf, wieder. Dieser, seit dem Jahre 1811 dänischer Gesandter am Wiener Hofe, war im Anfange des Jahres 1814, als Dänemark sich der Sache der Verbündeten angeschlossen, dem Kaiser Franz in das große Hauptquartier gefolgt und sowohl bei den Friedensunterhandlungen zu Paris als auch, im Verein mit seinem Bruder, dem Grafen Joachim, dem dänischen Abgeordneten zum Wiener Kongreß, auf diesem unter den verwickeltsten und schwierigsten Verhältnissen seines Staates der eifrigste und beharrlichste Vertreter seiner Interessen gewesen, so daß hier wie seiner Theilnahme als Bevollmächtigter bei den Unterhandlungen des zweiten Pariser Friedens von Seiten der verbündeten Monarchen die günstigste Berücksichtigung zugewendet ward. Nach der Rückreise von Paris und nach der persönlichen Berichterstattung seiner Mission in Kopenhagen, weilte er in diesem Sommer auf seinen Gütern in Holstein und fand sich hier mit seiner früher in Wien zurückgelassenen Familie wieder vereinigt. Mit so großer Zufriedenheit er sich seine Stellung in Wien angeeignet hatte, so wünschte er doch lieber dem Vaterlande näher zu sein und nahm gern das Anerbieten des geliebten jüngern Bruders Joachim

die ihm angetragene Gesandtschaft zu Berlin gegen den Wiener Gesandtschaftsposten mit höherer Bewilligung einzutauschen, an. Diesen Posten in Berlin trat er im Anfange des nächsten Jahres an, wo in den höhern Kreisen das ehrenvolle Andenken an seine jugendliche Erscheinung im Jahre 1789 als Legationssekretair seines Oheims Friedrich Leopold Stolberg, dann während dessen Abwesenheit als Geschäftsträger und nach seiner Abberufung im Jahre 1791 als bevollmächtigter Minister im Alter von 21 Jahren noch nicht erloschen war.

Ueber die in Tatenhausen zurückgelassenen Söhne erhielten die Eltern fortwährend erfreuende Nachrichten. „Ich freue mich," schrieb Stolberg den 26. Juni an Kellermann, daß meine Söhne Ihnen Freude machen; eine Freude, die desto reiner ist, da Sie, bester Freund, und nur Sie nicht wissen, welcher Segen den lieben Jünglingen durch Sie ward!"

Weniger erwünscht als Kellermanns Mittheilung über seine und seiner Mitgehülfen Zöglinge war dem Grafen und der Gräfin eine andere, seine eigene Person betreffende. Kellermann war bereits fünfzehn Jahre Lehrer, Erzieher und zugleich Seelsorger in der Stolberg-schen Familie gewesen, und er, der hier viel Segen empfangen, hatte mit steter opferwilliger Freudigkeit in ihr viel Segen verbreitet; aber die geistliche Seelsorge nnd das priesterliche Amt, denen er sein Leben gewidmet und denen dieses geweihet war, nahm den Mann der besten Jahre wenig in Anspruch. Wohl brachte er jeden Morgen in der Hauskapelle das heilige Meßopfer dar, hielt in ihr jeden Abend das Abendgebet und an Sonn- und Feiertagen die Predigt; aber nach einer vollen Wirksamkeit in einer Pfarrgemeinde sehnte er sich in dieser Zeit; in ihr glaubte er seinen priesterlichen Beruf nur erfüllen zu dürfen. Auch hatte er früher beim Scheiden aus Münster sich von seiner Diöcese nicht getrennt, vielmehr war er durch eine von seinen kirchlichen Obern ihm verliehene, durch einen würdigen Stellvertreter besorgte geistliche Stelle ein jener Zugehöriger geblieben. Der nun ungern wieder Zurückkehrende wußte, wie ungern Stolberg und seine Familie ihn scheiden sehen würden und legte in jenem Briefe dem Grafen die Bewegung seiner Seele und die für die Wahl seines ferneren Lebensberufs reifenden Entschlüsse offen. Stolberg gab dem Freunde eine beruhigende Antwort:

„Gelobt sei Jesus Christus.

„Sie müssen nicht von Verlegenheit reden, liebster Kellermann! müssen nicht desgleich denken noch empfinden. Ist über die bewußte Sache meine Ansicht von der Ihrigen verschieden, so ehre ich doch die Ihrige. Der Schmerz über den mir und den meinigen bevorstehenden Verlust würde mich nicht nur, wie er anitzt thut, tief betrüben, sondern mich auch tief kränken, wenn ich mir zwischen Ihnen und mir einen Schatten von Verlegenheit oder von Befangenheit denken müßte.“ —

Kellermann hatte seinem Briefe ein an den Grafen Stolberg in Tatenhausen gerichtetes Schreiben beigelegt, welches ihm unter überraschenden Umständen eine langgenährte Hochachtung eines ihm persönlich nicht bekannten jüngern Mannes eröffnete, und aus dem noch in seinen letzten Lebensjahren eine, durch den Wechsel der Briefe zum Ausdrucke gebrachte und auf die Gemeinschaft der Ueberzeugungen in den höhern und höchsten Angelegenheiten der Menschheit gegründete Freundschaft sich entspann. Dieser war Adam Heinrich Müller, zu dessen beiläufigen Erwähnung uns zuletzt der Bruch der Freundschaft zwischen Gentz und Johann Müller Gelegenheit darbot. Er war der Sohn eines Beamten in Berlin, und daselbst 1779 geboren. Gründlichen Schulunterricht empfing er durch Gedicke, Spalding und Heindorf, und noch 25 Jahre nachher wußten Männer, entschiedene Gegner seiner spätern Geistesrichtung, von den ausgezeichneten Leistungen ihres ehemaligen Mitschülers manches zu erzählen. In seinem 18. Jahre kam er mit dem um 15 Jahre ältern, als politischen Schriftsteller bereits bekannten Friedrich Gentz in eine Verbindung, die zu einer lebensdauernden Freundschaft ward. Im 19. Jahre ging er, die juristische Laufbahn gegen die früher gewählte theologische eintauschend, zur Universität Göttingen über. Nach seiner Rückkehr als Referendarius bei der kurmärkischen Kammer angestellt, behielt er Muße genug, durch naturwissenschaftliche, staatsrechtliche und philosophische Studien und durch verschiedene Reisen seine geistige Fortbildung zu befördern. Nach dem Abgange Gentz' von Berlin nach Wien 1802 ward der unter ihnen bestehende Briefwechsel fortgesetzt, in welchem sich im Fortgange der Jahre immer mehr die grundverschiedenen angelegten Naturen beider und das vergebliche Bestreben der unzertrennlichen Freunde, einander in das Element ihres Wollens und Wirkens herüberzuziehen,

offenbaren [1]). Müllers Bedürfniß war, allenthalben in das Wesen der Dinge, in den Gegensatz ihrer Existenzen und in die Bedingungen ihrer, die Einheit vermittelnden Wirksamkeiten sich zu vertiefen; Gentz, einem solchen Spiritualismus abgeneigt, hielt sich mehr an die Oberfläche der Erscheinungen und an die Vollziehung der von der Gegenwart erheischten practischen Aufgaben. „Ich freue mich herzlich," schrieb Gentz im Jahre 1803 an Müller, „daß Sie sich wenigstens etwas nach Ihren Umgebungen umsehen wollen. So wie Sie in den ersten Tagen zu sein schienen, waren Sie mir wirklich allzu furchtbar; ich fühle, daß ich Einem, der es so recht eigentlich auf's Philosophiren und zwar auf's Spekulative mit mir anlegt, nicht Genüge leisten kann. Mein Kopf ist zu voll von gemeinen Weltansichten und Weltangelegenheiten; das Höhere kann schlechterdings nur in seltenen Stunden mich berühren. ....." Und einige Wochen später lesen wir u. A.: „Ihnen ist offenbar Niemand so nützlich, und so eigentlich nothwendig, als ich; denn das Wenige, was Ihnen fehlt, finden Sie alles in mir concentrirt. Mir kann von allen jetzt lebenden Menschen keiner so zusagen, als Sie. Denn die wenigen Reinen, die ich außer Ihnen noch finde, sind für mich nicht genialisch genug, und die übrigen Genialischen sind alle unrein. Sie allein vereinigen Alles in sich, und in Ihnen wohnt nun überdieß diese ewig erweckende

---

[1]) Den Werth dieses im Jahre 1857 an's Tageslicht geförderten Briefwechsels, der zu seiner Ergänzung einiger bereits anderswo mitgetheilten Briefe bedurfte, anerkannte keiner lebhafter, als der, welcher beide Männer früh und vertraut gekannt und an mehreren Stellen seiner Schriften über sie in vergleichender Werthschätzung sein Urtheil abgegeben hatte, ohne es, wie es auch hier nicht geschehen ist, zu einem befriedigenden Abschluß gebracht zu haben, — als Varnhagen von Ense. Nur gehört die lobende Anerkennung dieses Briefwechsels eben so wenig als Bessels Brief und einige Briefe anderer Gelehrten in das Wisch-Wasch eines verzogenen und kindisch gewordenen Greises und einer vergrämten Seele. »Der so eben erschienene Briefwechsel zwischen Gentz und Ad. Müller,« schreibt er an Humboldt u. A., »hat mich in einen Zauberkreis gebannt, und ich muß den ganzen Inhalt jener Lebensbilder nochmals in mir betrachtend durchleben. ..... Dieser Briefwechsel ist wohl einzig in seiner Art. Die Verhandlungen, Erörterungen, wechselseitigen Einwirkungen, Zuneigungen und Befehdungen haben den Reiz eines Drama's. In Adam Müller steckt übrigens der vollständige Keim der Kreuzzeitungsparthei, jedoch in idealer Höhe, noch ohne Berührung mit der Wirklichkeit, daher ohne gehässige Gemeinheiten.«

Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blasirtheit allein im Stande ist, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen. Hiezu nun die unendliche Sicherheit Ihrer Anhänglichkeit und Ihrer Treue gegen mich, und das ganze unbedingte Vertrauen, welches ich zu Ihnen, und zu keinem Andern mehr fühle. Ich bin selbst innig überzeugt, daß wir, um etwas Gutes zu wirken, mit einander leben müssen. Sie allein sind, bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe, den äußern Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen; und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll. Erwägen Sie die Sache ernsthaft. ....." —

Im December 1805, mehrere Monate später, als Müller Wien und Gentz nach dem Besuche einiger Monate wieder verlassen hatte, erklärte er mit Reue über lange contemplative Unthätigkeit und über sein unverantwortlich langes Schweigen dem Freunde Gentz: „Ihnen, mein Vorbild, mein brüderlicher Freund, der Sie meinem Leben seine erste Kraft, seine ersten Gedanken gegeben haben, verbinde und verpflichte ich mich auf's neue zu unverbrüchlicher Genossenschaft, vor allem des Hasses und der Liebe, dann zu unermüdlicher Thätigkeit, unaufhörlicher Mittheilung und Weiterverbreitung in Wort und That." In Wien war Müller katholisch geworden. Selbst Varnhagen erkannte mit großen Ehren das ächte und tiefe, in ihm stets dringender und reiner gewordene Bedürfniß zu einem höchsten Wahren und Heiligen, hielt seine katholische Denkart für durchaus aufrichtig, treu, ernst, keiner Verläugnung, dagegen jedes Opfers fähig und vor allem für eine wirklich katholische an und hob besonders hervor, daß er nicht eigene Vorstellungen in die Dogmen hineinzulegen und diese hierdurch erst in rechte Bedeutung zu stellen gesucht habe [1]). Gentz hielt dem Freunde diesen Schritt als Befriedigung seines geistigen Bedürfnisses völlig zu Gute, hatte aber weder jetzt noch später Lust, seinen deistisch-religiösen Standpunct zu verlassen, und so unbefriedigend ihm dieser zu Zeiten erschien und so fein die Gedankendialectik und das gefühlvolle Herz Müllers fortwährend an ihm arbeiteten, ihn in die Sphäre christlicher Anschauungsweise hineinzuleiten; Gentz wußte mit ebenso

[1]) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften IV, 632.

geschickter Dialectik in dem länger als 20 Jahre fortgeführten Schriftgespräch allen Bemühungen auszuweichen und in den mannichfaltigsten Wendungen seine Ueberzeugung, den Glauben an das Uebernatürliche könne er nur als Gnade von Gott, nicht von Menschen, selbst nicht von seinem geliebten Freunde erhoffen, als den schützenden Schild den wiederholten Angriffen entgegen zu halten [1]). Charakteristisch für Gentz und Adam Müller ist noch ein Brief desselben Jahres von dem erstern an Joh. Müller, in welchem es u. A. heißt: „Ihr junger Namensvetter ist ohne Zweifel einer der außerordentlichsten Köpfe dieser Zeit; ein Mensch, der zu allem geschickt ist, und der, wenn er auf das Rechte verfällt, unendlich viel leisten wird. Die Unterredungen, die ich mit diesem würdevollen Jüngling in den Monaten, welche er in Wien zubrachte, geführt habe, gehören unter die hellsten und entscheidensten Puncte meines Lebens. Denn eine solche Fruchtbarkeit neben einer solchen Strenge, eine solche Phantasie mit einem solchen Verstande gepaart, begegnete mir fast noch nie. Ich kenne an ihm nur den einzigen Fehler, daß er zu wenig einseitig ist. Gewiß ein seltner Fehler! aber wahr ist es, daß man um nicht bloß groß durch sein reines Dasein zu erscheinen, sondern auch große Dinge in der wirklichen Welt auszuführen, sei es auch nur als Schriftsteller, schlechterdings etwas einseitig sein muß, um sich auf bestimmte Gegenstände mit Vorliebe und Enthusiasmus werfen zu können“ [2]). In dem Jahre 1806 hielt Müller zu Dresden, in welcher Zeit sich auch Gentz hier aufhielt, seine Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Litteratur. Gentz schrieb bei der Uebersendung derselben an Johann Müller: „Diesen habe ich erzogen, und bin stolz darauf, ohne mich daran zu kehren, daß der Jünger dem Meister über den Kopf wuchs. Er ist das beste Werk, welches ich einst der Nachwelt hinterlasse.“ — Um dieselbe Zeit äußerte sich Wilhelm v. Schlegel von Genf aus in

---

[1]) Wenn gepriesene deutsche Litteraturwerke noch in unseren Tagen behaupten, Gentz sei katholisch geworden, und — was der unwahren Behauptung erst Bedeutung gibt — diesem Wahne gemäß der Maaßstab für die sittliche Beurtheilung des Mannes angelegt wird, so beweisen die Verfasser doch zum wenigsten, daß sie weder mit Gentz' Schriften, noch mit dem Bedeutendern, was über ihn geschrieben ist, bekannt sind.

[2]) Schlesier IV, 79 und 198.

einem Briefe an Fouqué: „Hast Du Adam Müllers Bekanntschaft gemacht? Das ist ein göttlicher Mensch, bei solcher Begeisterung von so unergründlich tiefer Gelehrsamkeit.“ — Wie Gentz von der höhern festen und sittlichen Weltansicht seines jungen Freundes Angesichts der hoffnungslosen Gegenwart Licht und Trost suchte und fand, bekunden die Briefe der folgenden Jahre an vielen Stellen. „Jetzt“, schrieb er in der Mitte Decembers 1807, bald nach seiner Entfernung von Dresden, u. A. an Müller, „wo ich so getrennt von Ihnen lebe, daß mir kaum zur Zeit ein leiser Laut von Ihrer Existenz zukommt, jetzt grade, mein Freund, fühle ich recht, was es heißt, mit außerordentlichen Gemüthern gelebt zu haben. Ich versichere Ihnen, daß selten ein Tag vergeht, ohne daß irgend ein bedeutendes Wort von Ihnen, irgend eine Ihrer großen und kühnen Ansichten der Welt, selbst manche, die mir sonst willkürlich und phantastisch schien, sich lebendig vor meine Seele stellte. Kein Mensch hat mir im Ganzen so große Dienste geleistet als Sie. Keinem verdanke ich mehr von dem, was ich heute weiß und bin. Die Zeit, die ich mit Ihnen in Dresden zugebracht, ist die wahre Durchbruchsepoche des innern Lichtes in mir gewesen, und den besten Theil der Ruhe, mit der ich das namenlose Unglück dieser Tage ertrug, schöpfte ich aus Ihnen.“ Und als Müller in den fortgesetzten Briefen des Freundes wehmüthige Stimmungen über die steigende Herrschaft des Bösen und über das wachsende Siechthum alles Guten wahrnahm, schreibt er ihm am Ende des unglücklichen Jahres 1807 zu seiner Wiedererhebung und Stärkung am Schlusse des Briefes: „Fühlen Sie nicht, wie das alte Weltreich des Glaubens, je mehr es draußen zerfällt, desto fester und reiner in Ihrer Seele sich erhebt? Für wen ist denn die Ernte aller dieser unglücklichen Tage, für unsere scheinbar glücklichen Feinde oder für uns?“ — Im Januar 1808 ruft Gentz von Prag aus dem Freunde zu: „..... Sie aber sind ein Priester des lebendigen Gottes, ein ernster und sanfter, ein furchtbarer und honigsüßer Prophet! Sie sind das Sicherste, was es auf dem Erdenrunde gibt; denn in Ihnen ist durchaus nichts gemacht, kann also auch nichts zersetzt werden; durch innere Weihung wuchsen Sie selbst der Welt entgegen, und schufen sich, so wie Sie sind. Auch die besten unter uns — es ist grundwahr — sind nur kleine, matte Lichter gegen Ihr lebendiges

Feuer. Alles was heute tauglich in mir ist — die Empfänglichkeit, den Sinn allein ausgenommen, die Gott mir gab — habe ich von Ihnen; das andere ist kaum eine todte Nuß werth; ich weiß auch schon gar nichts davon; ich erinnere mich nur noch an das, was ich aus Ihnen schöpfte.“ —

Nachdem Müller vom Jahre 1806 bis 1810 in Dresden und Berlin öffentliche, später sämmtlich gedruckte Vorlesungen gehalten, ging er im Jahre 1811 nach Wien, lebte hier in stiller Zurückgezogenheit den Wissenschaften und hielt Vorlesungen über die Beredtsamkeit und ihren Verfall in Deutschland, bis ihn die Bewegungen des Jahres zur Theilnahme an einer öffentlichen Wirksamkeit riefen. Er wohnte als kaiserlich königlicher Landescommissair und tiroler Schützenmajor der Befreiung von Tirol bei. 1814 ward er als Regierungsrath und erster Referent bei der Organisation dieses Landes gebraucht, bis er im April 1815, vom Fürsten Metternich nach Wien berufen, dem Feldhoflager des Kaisers nach Paris folgte, von woher er die Armeecorrespondenz mit dem Redacteur des österreichischen Beobachters, dem Herrn v. Pilat, führte. Im August 1815 wurde in Paris vom Kaiser Franz die ihm vorgeschlagene Anstellung zum österreichischen Generalconsul in Sachsen vollzogen, mit welcher neugegründeten Stelle zugleich die Ernennung zum Geschäftsträger an den herzoglich anhaltischen und fürstlich schwarzburgischen Höfen verbunden war. Leipzig war der ihm für seine amtliche Wirksamkeit zugewiesene Ort. Mit dem angetretenen Amte wurde die schriftstellerische Laufbahn nicht abgeschlossen; mehr als je glaubte er von den Bedürfnissen der Gegenwart sich aufgefordert, auf dieser seine Thätigkeit fortzusetzen; nur tritt in den folgenden Jahren seine gründliche Vielseitigkeit gegen Gentzens Einseitigkeit glänzend hervor, und Stahl, Riehl und selbst Radowitz mögen es in Erfahrung gebracht haben, was sie auf dem Gebiete der Staatswissenschaft ihm zu verdanken haben. Gentz sah das große Ziel, wonach er als Publicist mit unermüdlicher Ausdauer und mit ausgezeichnetem Heldenmuthe gerungen, den Sturz der Gewaltherrschaft durch die siegreiche Wiedererhebung Europa's und die Wiederherstellung des zertrümmerten Gleichgewichts im europäischen Staatensystem vollendet. Dieses wiederhergestellte Gleichgewicht gegen die ihm drohenden Gefahren durch Schrift und Rath zu vertheidigen, hielt er in dem fol=

genden Abschnitt des Lebens für seinen wichtigsten Beruf. Einsichtsvoll genug, in den falschen Freiheitstheorien des Zeitalters gefahrvolle Krankheiten und in der Jagd nach dem Freiheitsidol nur die Erscheinungen neuer Formen der Knechtschaft zu erkennen, ja nach wenigen Jahren — die Zeichen der Zeit und der Freund in Leipzig redeten ihm laut genug zu — zu dem öffentlichen Bekenntniß geführt, daß nur mit der gelungenen Wiederherstellung der religiösen Grundlage der Gesellschaft Ruhe und Zufriedenheit und jedes der wesentlichen Güter, die dem thörichten Bestreben aus eigener Kraft eine neue Weltordnung zu bilden, aufgeopfert seien, uns wieder zu Theil werden könnten, — hatte er doch für den gründlichen Wiederaufbau der bürgerlichen und staatlichen Gesellschaft und für die Gewinnung der damit verbundenen Freiheiten keinen theilnehmenden Sinn. Anders war es mit der schriftstellerischen Richtung und mit dem Streben Ad. Müllers in dieser Zeit bestellt, dessen moralische Stütze die große Wendung der europäischen Geschicke Gentz, dem Staatsmann, entbehrlich gemacht hatte, daher auch der Briefwechsel beider in den letzten Jahren seltener und einer kältern Temperatur angehörend geworden war. Persönliche Freiheit, — ihre von der Fremdherrschaft hinterlassenen Fesseln waren nicht allenthalben unbeerbt geblieben, — Wiederkehr deutscher Sitte in Haus, Hof und Familie, — das seit langer Zeit eingeflößte fremde Gift steckte noch in den Gliedern Vieler, — das corporative Leben, — moralische Personen waren Gegenstand des Hasses und der Verachtung, nur Geld- und Schuldencorporationen fanden Duldung und Pflege, — Ständische Rechte, — alle unterscheidende Wesenheiten der Stände hatte selbst der Uniformirungstyrann mit seinen Gehülfen nicht weggleichen können, — Staatskörper, welche sich in mannichfachen organischen, Fülle und Dauer des Lebens und wahre Einheit dem Ganzen gewährenden Gliedern bewegen, — der Absolutismus der Staatsidee und der Mechanismus ihrer Verwirklichung verhießen dem noch von Vielen genährten Napoleonscultus Befriedigung, und, wie es sich fügen mochte, Gelegenheit, an zwei verschiedenen Tafeln zu speisen, — diese waren die Elemente, auf welchen nach Müllers und der besten seiner Zeitgenossen Ueberzeugung die politischen und sittlichen Zustände ruhen mußten, wenn der Bau der neuen Ordnung den zerrissenen Gemüthern den

innern Gedankenfrieden und die äußere Wohlfahrt gewähren sollte. Diese Angelegenheiten, im Verein mit Gesinnungsgenossen, öffentlich zu erörtern gab er im Jahre 1816 „die deutschen Staats-Anzeigen“ heraus, und brachte in dieser Zeitschrift, weil die Wächter Zions mit eigenen Händen den Felsen untergruben, der den Tempel und die Burg zugleich trägt, neben den bürgerlichen und politischen Angelegenheiten auch die kirchlichen zur Sprache. — Er sandte das erste Heft der Zeitschrift nebst einem Briefe an den Grafen Stolberg, in welchem er ihn mit Dank preist, daß dem 14jährigen Knaben in ihm ein Stern aufgegangen sei, welcher dem weitern Gange seines Lebens Heil und Segen gewesen sei. Dieser Brief war der zweite Brief an Stolberg, den ersten hatte er im Verein mit einem gleichgesinnten Mitschüler an ihn geschrieben, als er noch Präsident der Regierung zu Eutin war. Stolberg antwortete nun am 25. Juni aus Windebuy:

„Gelobt sei Jesus Christus!

„Wenn Ihr liebevoller Brief vom 8. Mai — den ich meiner Reise wegen erst vor einigen Tagen hier auf dem Gute meines Bruders erhielt — auch weiter nichts gethan hätte, als mir die Erinnerung Ihres vor etwa 23 Jahren an mich geschriebenen Briefes anzufrischen, so würde er schon darum mich sehr erfreut und gerührt haben. Das tiefempfundene Bedürfniß zweener Jünglinge nach der lebendigen Quelle, die bei Gott ist, nach dem Lichte, das in Gott ist, nach dem Lichte, in welchem allein, wie der Psalmist sagt, wir das Licht sehen, rührte mich tief und erfüllte mich mit großer Freude. Was ich damals an Sie schrieb, weiß ich nicht mehr; darf mich aber von ganzem Herzen freuen, daß es gute Wirkung hatte, da ich diese allein dem zuschreibe, der Ihnen dieses Bedürfniß in's Herz gelegt hatte; Er, der einem Saamenkorn, das der Vogel fallen läßt, Gedeihen zu geben vermag, Er weiß es, daß ich, wenn ein Wort von mir etwas gutes würkt, mich mit einer hölzernen Röhre, die verunreinigt ist mit grünem Schlamm, vergleiche, durch welche dennoch manchmal lautres Quellwasser fließet. —

„Seit der Zeit jenes — Ihres ersten Briefes, hörte ich viel von Ihnen, las von Ihren Schriften, freute mich desto mehr, daß Gott Sie in den Schooß seiner Kirche zurückgeführt hatte. Daß aber der geistvolle Schriftsteller und der Gymnasiast, der ehemals an mich

geschrieben, Eine Person sei, davon ahndete ich nichts, und meine Freude ist desto vollkommner.

„Gott, der Ihnen ausgezeichnete Gaben schenkte, und diese heiligte, wolle Sie ein auserwähltes und kräftiges Werkzeug sein lassen, in Seiner Hand! Er wolle je mehr und mehr Sie ausrüsten zum Kampfe für das Heilige! Die schwangere Zeit, in welcher wir leben, und Ihre individuelle Beschaffenheit und Lage geben Ihnen großen Anlaß. Gott hat große Wunder vor unsern Augen gethan; Er ist aus dem heiligen Dunkel seiner Rathschlüsse hervorgetreten; Sein Arm hat sich offenbart. Schmach und Leiden, die dem größten Theil Europens wiederfahren waren, hatten vorzüglich in Deutschland eine Empfänglichkeit für's Gute bewürkt, und nach vollbrachter Errettung regte sich ein religiöses Gefühl, welches lange geschlafen hatte und fast erstorben schien. Aehnliche Beispiele sehen wir im Buche der Richter. Aber eben diese mögten uns auch die Besorgniß an's Herz legen, daß unser Volk, gleich den Israeliten nach wunderbarer Rettung bald wieder in den alten, um desto schuldigern und tiefern Schlaf versinken würde. Diesem Rückfall entgegen zu arbeiten ist jedes Christen Beruf; und wem Gott besondern Anlaß und vorzügliche Talente gibt, dessen Beruf ist desto entschiedener und heiliger. — Mich verlangt sehr das erste Heft Ihrer Zeitschrift daheim zu finden, das man mir mit Ihrem Brief nicht übersandt hat. Gegen Ende künftigen Monats hoff' ich daheim zu sein, d. h. zu Tatenhausen in der Grafschaft Ravensberg, späterhin, nämlich von Michaeli an, in Sondermühlen bei Melle im Osnabrückschen. Ich melde Ihnen dies, mein ungesehener, aber sehr verehrter und geliebter Freund, weil Sie mir die Hoffnung gaben, mich zu besuchen, wobei Sie bedenken wollen, daß ich im 66sten Jahre des Alters wohl Recht habe, baldige Erfüllung dieser Hoffnung zu wünschen. Meine Frau theilt diesen Wunsch mit mir, und Ihr Brief bürgt mir dafür, daß Ihnen im kleinen Kreise unseres Hauses wohl werden würde. Wir haben Einen Glauben, Eine Hoffnung, Eine Liebe. Der Gott der Liebe, der Vater unseres Herren Jesu Christi, der alle Brüder dieses Erstgebornen mit heiligem und ewigem Bande vereint, hat uns auf besondere Weise einander zugeführt. Darum würde es mir auch eine wahre und große Freude sein, wenn wir uns zu gemeinschaftlichem Bestreben zur Verherrlichung Seines Nahmens und zum Heile

unserer Brüder vereinigen könnten. Ist es Sein Wille, so vermag Er mich auch am Abende meines Lebens noch zu kräftigen, zu ermuntern und zu salben. Von ganzem Herzen Ihr

Fr. L. Stolberg."

Am folgenden Tage schrieb Stolberg an Kellermann: „..... Wie sehr dieser itzt von Ad. Müller erhaltene Brief mich beschämen müsse, das können Sie, liebster Kellermann, am besten wissen. — Gott weiß es, daß ich mir oft so vorkomme, wie jene hölzernen mit grünem Schlamm zum Theil angefüllten Röhren, durch welche gleichwohl manchmal gutes Quellwasser fließt und in reine Gefäße aufgefangen wird."

Die Neige des Sommers erinnerte die Reisenden an die Heimkehr zu den zurückgelassenen Kindern in Tatenhausen und Brinke. Viel Liebes und Gutes hatten der Graf und die Gräfin empfangen und mitgetheilt, und hatte der Besuch durch gegenseitigen Austausch die Reichheit des Geistes und Herzens in ihrer Weite und Tiefe beiderseits gemehrt und zum dauernden Gemeingut gemacht. In dem Wechsel der Stunden, Tage und Monate hatten Erinnerungen aus den Hallen der Vergangenheit und Hoffnungen aus den Räumen der Zukunft der Gegenwart eine Reihe von mannichfaltigen Gedanken und Empfindungen zusammengewebt, die von keinem mißtönenden Klange gestört, eine harmonische Episode für die Harmonie des weitern Lebensganges ward. Daß dieses Leben selbst aber nur ein Kommen und Gehen, ein Sehen und Wiedersehen sei, und daß wir andere Wohnungen auf unserer Pilgerfahrt aufzusuchen hätten, als die in unseren gegenwärtigen Hütten, empfanden die Scheidenden und die Zurückgelassenen. Wehmuthsempfindungen und der Gedanke, sie würden nicht Alle wiedersehen, begleiteten Stolberg und die Gattin, und den Heimgekehrten ward bald Vorahnung wehmuthsvolle Erfüllung.

Im Anfange des folgenden Jahres ward die Gräfin Julia im sanften Todesschlummer der Erdenbürde entladen, und schwang ihre Seele sich zu des Himmels lichten Höhen empor, wo der Born des ewigen Lebens quillt, und wohin, vor 10 Jahren, ihre Freundin und Leidensgefährtin, die Fürstin von Gallitzin, ihr vorausgegangen war. — Die vielseitig Begabte war auch Schriftstellerin in ihrer Jugendzeit gewesen und hatte als Dichterin unter dem Namen „Juliane" Beiträge

zu dem Voßischen „Musenalmanach“ geliefert; in welchem Geiste aber sie die Poesie behandelte, davon zeugt ihre Aeußerung, welche sie einstens einem Gelehrten, der Schiller als seinen Lieblingsdichter pries, entgegen hielt. „Daß dieser allerdings die Menschheit wie eine schöne Blume in der Hand trage, für diese aber das Gefäß mit der nährenden Erde, das Christenthum, fehle“, — war ihr tadelndes Lob.

Der Hingeschiedenen folgte in seinem achtzigsten Lebensjahre Schönborn in Emkendorf bald nach. Er starb den 29. Januar, in den letzten Tagen besonders gepflegt von seiner treuen Freundin, der Gräfin Katharina Stolberg. „Was sich“, sagt Rist, sein Lebensbeschreiber, „in seinem verschwiegenen Innern von Gedanken an künftige Dinge gestaltet, ob er am Thor der Ewigkeit mehr mit Hoffnung als mit Gewißheit angelangt sei, wissen wir nicht zu berichten; sein Ende ist ein schweres gewesen; er hat hart mit dem Tode gerungen; aber daß sein Leben ein reines, dem Dienst der Wahrheit gewidmetes gewesen sei, ist ein Ruhm, der ihm gebührt.“ — Graf Christian Stolberg setzte seinem und seines Bruders Freunde in seiner Grabschrift ein ehrendes Denkmal:

„Freunde, senket die Stirn' in den Staub, anbetend des Lebens
  Herrn und des Tod's, hier ruht heiliges Pilgergebein!
Fremdling war auf der Erde der Achtziger! denn ihm verwehte
  Nie der beseelende Hauch, der für die Heimath ihn schuf.
Goldene Schätze verbarg in bescheidener Hülle der Weise;
  Alle von ächtem Gehalt, blieben im Tod' ihm getreu.“

Während Stolberg in Holstein anwesend war, finden wir den Buchhändler Perthes auf einer Reise durch das westliche und südliche Deutschland. Wir sahen oben, wie dieser zur Zeit der französischen Herrschaft im Verein mit gleichgesinnten Männern die wissenschaftliche Selbstständigkeit der gelehrten Republik, gegenüber der politischen Abhängigkeit, und eine geistige Einheit auf den Trümmern der, nach verschiedenen Richtungen hin, völlig auseinanderfallenden Reichseinheit mit dem regsten Eifer zu befördern, und so der Nation ihre Sprache und Litteratur zu sichern suchte, Güter, deren Verlust den Tag der nationalen und politischen Wiedergeburt und Freiheit für immer begräbt. Nach der durch gemeinschaftliche Waffenthaten der Deutschen wieder=

errungenen Freiheit wurde von mehreren Seiten die öffentliche Stimme laut, daß fortan, in welcher politischen Form auch immer die Einheit der verschiedenen Stämme und Staaten ihre äußere Ausgestaltung finden möge, die Arbeiten der deutschen Geister als ein vereinigendes Gemeingut der ganzen Nation in größere Pflege als bisher genommen werden müßten, und daß diese Arbeiten und der ihre Verbreitung übernehmende Buchhandel vor Allem des Schutzes der Regierung aller deutschen Staaten gegen die litterärische Freibeuterei bedürften. Selbst in der Wiener Bundesacte war unter den Rechten der Unterthanen auch aufgeführt, daß die Bundesversammlung mit der Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck sich beschäftigen solle. Als nun die Zeit der Eröffnung des Bundestages in Frankfurt herannahte, schien es, um diesen Worten ihre zweckmäßige Ausführung zu sichern, vor Allem darauf anzukommen, den Staatsmännern, aus welchen die Bundesversammlung bestehen sollte, bestimmte und deutliche Einsicht in das ihnen fremde, halb kaufmännische, halb litterarische Verhältniß zu verschaffen. Zu diesem Zwecke und in der Absicht, dasjenige anzubahnen und vorzubereiten, was dem durch ein Bundesgesetz abgewehrten Nachdruck sich weiterhin als positive Veranstaltungen von Seiten der Regierungen und der angesehensten Vertreter des Buchhandels ergänzend sich zugesellen mußte, um diesem Institute den Beruf zu sichern, ein allgemeines, den Norden und Süden umfassendes Werkzeug der Einheit der deutschen Litteratur, dieser wirksamsten Trägerin eines allgemeinen nationalen Sinnes, zu sein, — trat Perthes in diesem Sommer seine Reise an. Der Werth dieses Reiseberichts [1]) wird für unsern Zweck durch den Umstand ein erhöhter, daß der Berichterstatter, in Folge des Besuches und Verkehrs mit seinen in Deutschland zerstreuten Freunden, in ihnen zugleich die früher erwähnten Freunde Stolbergs uns zu einer Zeit vorführt, in welcher dieser im entfernten Norden sich aufhält. Wir heben einige von ihnen hervor. — Perthes fuhr mit seinem Reisegefährten, dem 16jährigen Sohne Matthias, ohne Aufenthalt von Hamburg bis Münster, welches schon vor 13 Jahren durch dargebrachte Zeichen der Liebe und Freundschaft ihm lieb und werth geworden und wo er nun mehrere

[1]) Friedrich Perthes Leben II, 72 bis 140.

Tage sich aufhielt. Vor allen suchte er seine noch lebenden Freunde auf, unter denen, den ehrwürdigen Overberg verreist zu finden, er sehr bedauerte. „Heute früh“, schrieb er an seine Karoline, „holte mich der liebe Bischof nach seiner Wohnung ab, die zwar standesgemäß, aber in allem höchst einfach eingerichtet ist; wir waren zwei Stunden allein und sprachen uns gegeneinander mit voller Freimüthigkeit aus. Wir verstehen uns, können uns auch verständigen, aber dennoch in sehr wichtigen Puncten nicht auf eine Linie kommen. Er ist überall ruhig, fest, bestimmt und liberal im besten Sinne; denn der Grund bei ihm ist Liebe. Mit ihm ging ich zu seinem Bruder Clemens, wohin auch der dritte Bruder, Domherr Franz, so wie Katerkamp und der alte wackere Vicar Conrad, der jetzt Geistlicher auf dem Lande ist, gekommen waren. Die mit diesen Männern verlebten Stunden werden mir immer im Gedächtniß bleiben; es war wahrhaft stärkend und wohlthuend, die drei Brüder zu betrachten. Clemens ist zur innern Würde herangereift, ist voll Kraft und Feuer, einfach und sicher; Franz ist geistreich, scharf und voll Leben. Bei allen dreien tritt redliche Gesinnung und Reinheit des Herzens hervor und das Innere prägt sich in den männlichen Gestalten aus. Es bleibt doch ein Vorzug der katholischen Kirche, daß sie auch Vornehme als Geistliche hat, aber freilich echt vornehm müssen sie sein. .....“

Die Zeit seines Aufenthalts in München war größern Theils dem alten Freunde Friedrich Jacobi gewidmet, von dem er und sein Sohn wie liebe Kinder aufgenommen wurden. Er berichtet über ihn u. A.: „Im Aeußeren hat Jacobi wenig gealtert, er ist so gesund, wie es ein Mann von diesen Jahren erwarten kann, besonders ein so zart organisirter und reizbarer. Im Gespräche unter Zweien und Dreien zeigt sich noch derselbe reiche Geist, die Klarheit und Gewandtheit, für die größere Gesellschaft aber ist er abgestorben. An Liebe und Herzlichkeit ist er womöglich noch reger und inniger als früher. An den öffentlichen Begebenheiten nimmt er noch lebhaften Antheil und folgt den Dingen mit scharfem Auge. Mit der letzten und höchsten Angelegenheit des Menschen scheint er sich gern und ernst zu beschäftigen, ohne jedoch wesentlich anders zum Christenthum zu stehen als vor 10 Jahren.“

In Heidelberg zählte Perthes zu den persönlich bekannten dortigen Freunden früherer Zeit auch Voß, dessen Wesen in den neuen Umgebungen und nnter den neuen Verhältnissen er zu sehen gespannt war. Er und Ernestine nahmen den Besuchenden freundlich und freundschaftlich an. Einige Tage darauf schrieb er über diesen Besuch an seine Frau: „Der Alte führte mich in seinen Garten uud war bei den Blumen höchst liebenswürdig. Ich mußte zu Mittag bleiben. Anfangs sprach er mit patriarchalischer Luisenhaftigkeit von Gottes schöner Natur, von Blumen und Gewächsen, von alten Zeiten und einfachen Menschen; plötzlich aber fuhr, als Fouqué's Name genannt ward, ein Geist des Hasses, der mich erschreckte, in den alten Mann: auch diesen Fouqué, rief er aus, hat die Bubenrotte von Pfaffen und Adelsknechten verführt und wird ihn katholisch machen, wie sie Stolberg katholisch gemacht hat. Dann schalt er heftig auf die Kartoffel- und Grützuatur der Mecklenburger und Holsteiner, dann sprang er über auf Claudius und sagte, daß er vorhabe, von dem Wandsbecker Boten eine Ausgabe zu veranstalten, in welcher er alle Pfaffenmärchen tilgen wolle, die der finstere Geist des Aberglaubens dem Wandsbecker eingeraunt habe. Ich schwieg lange; auf die letzte Aeußerung aber entgegnete ich, — ich dagegen sei im Begriffe, eine neue Ausgabe von Stolbergs Religionsgeschichte in vielen Tausend Exemplaren zu machen, und freute mich darüber nicht allein als Verleger, sondern auch weil ich glaubte, daß Stolbergs Werk einen großen und guten Einfluß im ganzen katholischen Deutschland üben werde. Des Alten Antwort war, daß er von Stolberg nichts seit dessen Abfall gelesen habe. Ich suchte abzubrechen; denn über das Katholische und die katholische Kirche mag ich nur mit dem in ein Gespräch mich einlassen, der sich in Demuth dem Glauben Christus zugewendet hat. Mit ihm kann man von festem Standpuncte aus die auf das Innere des Christenthums gebauten Formen desselben in ihrer Verschiedenheit betrachten, aber mit dem, der in einem selbstverfertigten Religionssystem sich herumdreht, gibt es nur ein müssiges oder heftiges Hin- und Herreden. Nach Tische ging Voß mit mir allein in den Garten; schnell nach einander besprach er eine Reihe von Männern und nannte sie, einen nach dem andern, Schleicher, heimtückische Betrüger, Schurken. Ich stand auf und floh. Dem verdienten, und alten Mann wollte ich nicht nach Ge-

bühr antworten und schweigen durfte ich nicht. Glaube mir, in diesem Hause waltet trotz aller Familienhaftigkeit und Blumenfreude ein Haß, der mich tief ergriffen und erschüttert hat."

Kurze Zeit vor dem Wechsel seines Aufenthaltsortes erhielt Stolberg am Ende October in Tatenhausen einen Besuch vom Staatsrath Schmedding, dem jüngern Freunde aus der Zeit ihrer Anwesenheit in Münster, welcher vom Minister Schuckmann mit Aufträgen in katholischen Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten in den Rheinprovinzen und Westfalen betraut, auf seiner Rückreise begriffen war. Gerne willfahrte Stolberg dem Wunsche des Freundes, ihm in der beabsichtigten Verbesserung des Gottesdienstes in der Hedwigskirche Beistand zu gewähren und versprach zunächst das Perikopengeschäft zu übernehmen. —

Die Familie des Grafen Schmising, des Besitzers von Tatenhausen, war zahlreicher herangewachsen und hier der Sommeraufenthalt derselben dauernder geworden; daher reichten die Räume für beide Familien nicht mehr aus. Das Bemühen Stolbergs und seiner Freunde, einen Landsitz mit angemessener Wohnlichkeit und freundlicher Naturumgebung auf preußischem Gebiete in der Nähe seines geliebten Eidams und seiner Julie und seiner Enkel in Brinke zu finden, war vergeblich gewesen, und er war genöthigt worden, im angränzenden Osnabrückschen das Hanöversche Dominialgut Sondermühlen, eine kleine Meile von Brinke und dem Osnabrückschen Städtchen Melle, zu miethen. Sondermühlen wurde seit den ersten Tagen Novembers der Wohnsitz der Stolbergschen Familie. —

Zwölfter Abschnitt.

Eröffnung des deutschen Bundestages und Stolbergs Ansichten vom Staatswesen.

Am 5. November wurde der ersehnte Bundestag zu Frankfurt eröffnet, welche Stadt Stolberg schon im Jahre 1782 in seinem Gedicht „Die Zukunft“ als Versammlungsort der Fürsten und Völker des wieder auferstandenen deutschen Vaterlandes prophetisch angekündigt hatte. Bald nach seiner Eröffnung schrieb er an Perthes: „Die vaterländischen schönen Hoffnungen, die Sie auch jetzt noch festhalten, erfreuen mein Herz; Gott wolle sie erfüllen! — Auf dem Bundestage ruht mein Auge mit mehr Wunsch als Vertrauen. Ob von ihm etwas für die Religion zu erwarten ist, weiß ich nicht. Wahrhaft gutes aber kann nur von dem Geiste Gottes, den er auf kräftige und gesalbte Männer ergießen wolle, gewirkt werden. Alles andere flickt nur am Aeußeren und läßt das Innere todt. Daß unsere Bischöfe künftig keine Fürsten und die Canonici keine müßigen Junker sein werden, ist jedenfalls ein wahrer Gewinn.“ —

Der Wirrsaal der öffentlichen Meinungen über die zu schaffenden Verfassungsformen der einzelnen Staaten hatte auch die Frage über das gemeinsame alle deutsche Völkerstämme vereinigende Band in sein Bereich gezogen. Mit so großem Rechte der erwachte nationale Geist ein politisches Einheitsband der Staaten verlangte, so verschiedenartig waren die von ihm vorgeschlagenen Wege, die zum Ziele führen sollten und es zeigte sich auch damals die große Kluft zwischen Ideal-Politik und der klaren Einsicht in die unüberwindlich in der Vergangenheit wurzelnde Gegenwart. So viel scheint gewiß, Deutschland, zu einem Bundesstaat erhoben und mit einer executiven Gewalt versehen, der Imperator mochte Kaiser oder König heißen, würde auch dann, ja dann erst recht fühlbar durch den tragischen Erfolg seiner Geschicke eine baldige Enttäuschung herbeigeführt haben, wenn dem Träger der Einheit ein entweder aus dem deutschen Volk unmittelbar gewähltes oder durch den Spiritus eines dreifach über einander gestellten Destillir-

Apparates zusammengebrachtes Haus der Abgeordneten zur Seite gestellt worden wäre.

Obgleich Stolberg mit Vielen wünschte, es möchte durch die Wiedererneuerung des Kaiserthums Deutschlands Einheit und Machtstellung zum Schutze gegen Fremdherrschaft begründet werden, so lebte er doch zugleich der durch die Glorie der nächsten Vergangenheit und durch die ihr vorhergegangenen Schmach bekräftigten Ueberzeugung, daß weder in einzelnen Staaten, noch in einem Staatenbunde, die vereinte, Kraft gewährende nationale Gesinnung nur durch politische Formen bedingt sei, daß vielmehr sowohl diese, als die Gesammtwohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft ihre besten Lebenskräfte aus ganz andern Wurzeln gewinnen müßten. Er war Zeitgenoß und urtheilender Zuschauer der zusammensinkenden Staaten, Zeuge dann jener ephemeren Staatengebilde gewesen, welche das erkorne Werkzeug der Fürsehung zu strafenden Prüfungen der Völker und Staaten für lange Sünden mit herrschender Willkür geschaffen; und nun war die Zeit des Wiederaufbaues der staatlichen Ordnung gekommen. Daß bei diesem den Wagespielen des Augenblickes ihr weites Feld nicht zu eröffnen sei, davon war er nicht weniger überzeugt, als von der Thorheit des Wahnes, an einem plötzlich fieberhaft ergriffenen und krankhaft aufgeregten Staatsorganismus könnten augenblickliche Heilmethoden mit wirksamen Erfolge versucht werden. Eintagsfliegen, vom augenblicklichen Schaum der gemeinten öffentlichen Meinung herbeigewirbelt, meinen dann wohl dem erkrankten Adler zu Hülfe eilen zu müssen, wollen wundern, wundern auch, kuriren aber nicht, gehen wieder. Oefter als je wies er in dieser Zeit der regen politischen Wünsche und Gestaltungen auf das Urbedürftige der Menschen und auf die Wiederauffindung der großen einfachen Grundfesten in der Tiefe hin, auf welchen jeglicher Staatenbau nur sicher und dauernd ruhen könne. — Schon im Jahre 1814 und 1815 sprach er wiederholt in seiner Umgebung sich über das Fruchtlose und Gefährliche der französischen Charte aus. Eins passe nicht für Alle, und eine gute Verfassung des Staates müsse aus der Volkseigenthümlichkeit und der Vergangenheit dsselbene so hervorgehen, daß sie nur ihm angemessen erscheine; die vereinzelten Uebertragungen aus der brittischen Verfassung auf die französische tadelte er mit Entschiedenheit, und namentlich prophezeihte er aus dem

verliehenen Gute der Preßfreiheit, — einem Gute, welches ein verständiges Volk voraussetze, ein leichtfertiges nicht verständig machen könne, — künftige Erschütterungen. Die in den nächsten Tagen mehr und mehr hervortretenden bloß negativen Grundsätze des französischen Liberalismus bestätigten seine Ahndungen und leuchteten ihm die vielfachen Täuschungen des Repräsentativsystems ein, von dem später, als das System unter Louis Philipp zu seiner vollen Entfaltung gelangen sollte, ein Anhänger dieses Systems, Salvandy sagte: „Ich will es nicht verschweigen, der politische, der moralische Zustand meines Landes entsetzt mich. Wenn der öffentliche Geist sich ein einziges mal verirrt, so ist es um uns geschehen. Es hängt von einem Hauche der Meinung ab und die Anarchie thront ohne Gegengewicht in der Mitte aller unserer Gewalten." — Auch die neuen Erscheinungen auf dem Verfassungsgebiete deutscher Bundesstaaten verfolgte Stolberg während dieser Jahre mit theilnehmender Aufmerksamkeit, aber nicht mit voller Befriedigung. —

Bot sich schon früher zum öftern uns Gelegenheit dar, einzelne Urtheile Stolbergs über Staatsangelegenheiten und Staatsverfassungen zu erwähnen, so mag hier der geeignetste Ort sein, aus seinen Schriften mehrere, seine Ansichten vom Staatswesen vorzüglich bezeichnenden Stellen im Zusammenhang hervorzuheben, denen die bereits erwähnten zur Bestätigung dienen werden. Sie können kein Compendium der Staatswissenschaft sein, wohl aber ein unentbehrliches Bruchstück derselben, und, wenn wir die Sache im tiefsten Grunde fassen, ein Compendium für die gesammte Natur Stolbergs enthalten. Sie gingen nicht aus doctrinären Systemen, deren Werth im günstigsten Falle auf abstracten Wahrheiten beruht, sondern aus der vollen, im Verkehr des Privat- und Staatsmannes mit allen Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft bis zu den Thronen der Mächtigsten gewonnenen Anschauung des Lebens und aus der Ueberzeugung von der Würde der Menschheit und ihrer höchsten Bestimmung hervor, und in so weit machen sie gerechten Anspruch auf populäre Wahrheiten, wenn sie auch von sehr Vielen dafür nicht anerkannt werden. — Er gibt im Jahre 1818 seine Stellung zum Zeitgeist des Jahrhunderts an, — eine Richtschnur des Handelns für mehr als ein Jahrhundert, — zeigt, daß er nicht aus starrer Anhänglichkeit an das Alte, einem politischen Quietismus,

eben so wenig einem revolutionären Drängen, wohl aber einem richtigen Ebenmaaß beharrlicher und fortbewegender Kräfte zugethan sei und geht dann über zum Urquell und zum sichern Leitstern alles Handelns: „Wir leben [1]) in einem Jahrhundert, dessen Geschlecht sich nicht allein von einem herrschenden Zeitgeist ergreifen läßt, — wie zu allen Zeiten der Fall bei den meisten Menschen war —, sondern welches dem Geiste der Zeit, als solchem huldiget und fröhnt, und das Phantom, welches von ihm öffentliche Meinung genannt wird, auf den Thron der Wahrheit zu erheben trachtet; da doch leicht einzusehen ist, daß bei solcher Richtung alle Vorurtheile, deren jede Zeit die ihrigen hat, bald in's Ungeheure auswachsen, und die ganze Gesinnung, sonach alle Einrichtungen und Anordnungen unter den Menschen, verbilden, verkehren, verzerren, zerrütten müssen.

„Darum finden wir auch in den Jahrbüchern aller Zeiten und aller Länder, daß Männer, deren Namen von Enkeln zu Enkeln in bewundernder Dankbarkeit sich erhalten haben, nicht solche waren, die es für ersprießlich, ja — wer sollt' es glauben! — für rühmlich hielten, vom Strome der herrschenden Meinung, wenn er träge zwischen Schlamm und Moder dahinglitt, sich einwiegen; oder wenn er plötzlich angeschwollen, heilsame Dämme durchbrechend, trüb und brausend und verheerend wüthete, sich von ihm hinreißen zu lassen; sondern vielmehr solche, welche, wenn er, von Unrath gehemmt, zum faulen Pfule einzuschrumpfen begann, ihn zu reinigen; und wenn er vom Platzregen angeschwellt, die Fluren bedrohend austrat, ihn in seine Ufer zurückzuführen, ernstlich und kraftvoll sich bemühten. Wenige haben den Anlaß, und nur Einzelne die Kraft, diesen Heroen nachzueifern; das aber ist Pflicht eines jeden, sich selbst, und so viel er vermag, seine Umgebung dem Einflusse träger Erstarrung oder frevelnden Schwindels zu entziehen. —

„Aber nach welcher Richtschnur sollen wir den Geist der Zeit beurtheilen? So mögen Heiden fragen! Unsere Richtschnur sei das Wort Gottes! Das Leben des Sohnes Gottes unser Beispiel! Beide lehren uns, daß wir Gott nur durch Liebe wohlgefällig werden; daß, wenn wir „die Wahrheit erkennen, die Wahrheit uns frei machen werde;"

[1]) Betracht. und Beherz. der heil. Schrift I, 111 fg.

und daß „Gott den Hoffärtigen widerstehe, den Demüthigen aber Gnade gebe". Prüfen wir den Geist nach dieser Richtschnur! Hauchet er Liebe und Demuth? O, so redet er auch Wahrheit! Du wirst eher die Wärme vom Lichte trennen, als die Wahrheit von der Liebe! Schnaubet er aber eitlen Stolz und Selbstsucht? O, so ist er ein Geist der Lüge! So wollen wir seinem Winde nicht unsre Segel aufspannen, sondern mit angestrengter Kraft ihm entgegen rudern, im Vertrauen auf Den, welchem „Wind und Meere gehorsam sind". —

Je mehr der Zeitgeist die nothwendigsten Bausteine für Gesetzgebung und Staatsordnung außer Acht ließ, oder gar die verwitterten mit geflissentlichem Betrieb in Mißachtung zu bringen fortfuhr, desto öfterer fühlte Stolberg sich gedrungen, auf diese Grundkrankheit seines Zeitalters hinzuweisen, desto niederschlagender war ihm die Wahrnehmung, daß in den Republiken des Alterthums, daß lange vor dem Aufgange jener Sonne, aus der das umgewandelte Europa seine ganze Herrlichkeit geschöpft hat, über die obersten Grundsätze politischer und legislativer Weisheit, und über das Verhältniß der Staaten zu dem Urbilde aller echten Gesetzgebung, Ansichten obwalteten, die aus der Gemeinschaft der christlichen Völker mehr und mehr verschwinden zu wollen drohen. Die Abhandlung über die Mosaische Gesetzgebung, dieses merkwürdigsten Werkes einer bis jetzt noch unzerstörbaren Nationalbildung, gab ihm vor Allem Anlaß über die tiefste Quelle aller Gesetzgebung zu handeln [1]).

„..... Diese großen Männer — die Gesetzgeber des heidnischen Alterthums — sahen ein, daß blos menschliche Bande nicht vermögend seien, den Leidenschaften Einhalt zu thun; daß der Mensch dem menschlichen Auge sich entziehen könne; daß die Kraft des Gesetzes, an dessen magischem Faden sich Nationen leiten lassen, aus der unsichtbaren Welt müsse genommen werden; daß Beziehung auf die Gottheit allein vermögend sei, sowohl den Gesetzen und den Hütern der Gesetze Ehrfurcht und Gehorsam zu sichern, als auch das natürliche Selbstgefühl des Menschen, der sich nie gern dem Menschen unterwirft, mit der Idee jener Ehrfurcht, jenes Gehorsams zu sühnen, weil beide sich auf die unsichtbare Welt, auf die Gottheit sich beziehen.

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 331 fgg.

„Es ist daher ein sehr grober Mißgriff blinder Gesetzgeber neuer Zeit, wenn sie bei Ertheilung und Machthabung der Gesetze, nicht auf den Urquell aller Gerechtigkeit hinweisen wollen. Unsere christlichen Väter waren weit davon entfernt, sich hierin von Heiden beschämen zu lassen. So wie jede öffentliche Verhandlung zwischen Volk und Volk den Allsehenden zum Zeugen rief, so gründete jeder Gesetzgeber sein Werk auf unsere heilige Religion. Durch Kraft des Christenthums gründete der weise Wilhelm Penn einen Staat in der neuen Welt, einen Staat, dessen Bürger ruhig, tugendhaft und glücklich waren, und welcher den wilden Völkern umher Vertrauen einflößte, weil keusche Zucht in den Hütten, und Redlichkeit in den Verhandlungen unter jedem Himmel anerkannt, nnd von allen Menschen geehrt wird. Durch die Kraft unsrer heiligen Religion, ohne andere Macht als die Macht des göttlichen Wortes, und Desjenigen, Den sie verkündigten, sammleten die Jesuiten jene Wilden selbst, jene irrenden Jäger, ungesellige Menschenfresser, in Eine Gesellschaft. Es ward die Dichtung eines goldnen Zeitalters endlich Wahrheit; oder vielmehr es erneuerte sich jene wahrhaftig goldne Zeit der ersten Christen. Die neue Welt erstaunte, und die alte schämte sich.

„Und wohl mag sie sich schämen, wenn sie sich ungewarnt durch die Verheerung der Kriege, welche den nachstellenden Friedensschlüssen selbst entkeimen; ungewarnt durch den Einsturz der Verfassungen, welche man so sorgfältig von der Religion zu lösen sucht, als unsre Väter ihnen Kraft, Dauer und Würde durch die Religion gaben; wenn sie der Religion immer mehr entfremdet, sich noch Hoffnung macht, immer mehr sich empörende Leidenschaften mit dem Spinngewebe ihrer Afterweisheit zu bestricken, oder aus niedrigem Interesse dieser Zeit Bewegungsgründe vorzubringen wähnt, um die Menschen wieder zurückzuführen zur Ordnung und zur Ruh.

„Weise Heiden handelten nicht so; und wenn man jenen großen Männern des Alterthums, Minos, Lykurgus, Numa, Zamolxis, Mankokapak es zum Vorwurf rüget, daß sie durch eitles Vorgeben eines geheimen Einflusses der Gottheit, Nationen getäuscht haben, so glaubten doch diese Männer, wie das Sprüchwort sagt, aus der Noth eine Tugend machen, und sich aus Liebe großer Wahrheiten Eine Dichtung

erlauben zu dürfen [1]). Die wahre Religion, sie deren Morgenröthe über Eden aufging, von deren Strahl der Sinaï erglühte, deren Licht und Gluth, „als die Zeit erfüllt ward“, sich in Strömen des Segens über den Erdkreis ergoß; die wahre Religion erlaubt ihren Jüngern solche Mittel der Täuschung freilich nicht; sie lehrt die Heiligkeit der Wahrheit; sie lehrt Verwerfung jedes unerlaubten Mittels, sei der Zweck auch noch so heilig; aber solche Reinheit dürfen wir von Heiden nicht erwarten; solche Heiligkeit dürfen wir nicht von ihnen fordern; und die gerechte Rüge ihrer Täuschung wird, dünket mich, den billigen Schätzer des Verdienstes nicht abhalten, in jenen großen Männern wahre Wohlthäter des Menschengeschlechts dankbar zu verehren. .....“ —

„Wo der Herr nicht das Haus bauet“, schrieb er im Jahre 1818, „so arbeiten umsonst, die daran bauen; wo der Herr nicht die Stadt bewachet, so wachet der Wächter umsonst.“ Psalm CXXVI, 1. „Wie viel mehr bedarf es der Hülfe Gottes, bei Ordnung einer bürgerlichen Verfassung, wo der Baumeister nicht mit Holz und Steinen es zu thun hat, sondern mit Menschen, deren Willen geziemender Spielraum muß gelassen werden, doch so, daß er nicht in bösen Muthwillen ausbrechen könne, oder daß, wofern er es thut, ihm sogleich Einhalt gethan

[1]) Zur Rüge und Beschämung großer Kleingeister der neuesten Zeit hätte der Verfasser hier auch anführen können, wie die auf dem glänzendsten Schauplatze der Erde die wichtigsten Staatsgeschäfte führenden Männer, wie die größten Weltweisen und Dichter des Alterthums die Religion selbst nicht als ein erfundenes künstliches Polizeimittel angesehen und behandelt wissen wollten. So sagt Cicero: De natura Deorum I, 42 § 118: »Ii, qui dixerunt, totam de Diis immortalibus opinionem fictam esse ab hominibus sapientibus reipublicae causa, ut quos ratio non posset, eos ad officium religio duceret, nonne omnem religionem funditus sustulerunt? Vergl. daselbst III. gegen das Ende. De legibus II, 4. — Ist in unsern die Geschichte der Staaten des Alterthums behandelnden Werken von dem Verfalle der Staaten die Rede, so finden wir immer als dessen Grund die sinkende Religion mit Nachdruck betont; soll aber über die Natur einer Redensart des Schreibtisches, des Catheders oder der Rednerbühne hinaus in den Behandlungen der Staatsangelegenheiten thatsächlich die erbauende Hand an das Werk der christlichen Religion gelegt werden, so verstummen nicht selten jene Stimmen, sei es wegen des Fehlers der Uebersichtigkeit, oder aus feigem Muth Angesichts der größern Zahl der Verehrer und Anbeter anderer Götzen.

werde. Denn jede Verfassung beruht auf Einschränkung der natürlichen Freiheit eines jeden, zur Begründung allgemeiner Sicherheit und Sittlichkeit. Die Verfassung, welche bei mindestmöglicher Aufopferung der Freiheit diesen Zweck am vollkommensten erreicht, ist die beste. Das kann sie aber nicht ohne Tugend und Gottesfurcht, daher auch alle Gesetzgeber der alten Völker ihre Gesetze auf Religion gründeten. Und wir Deutsche, die wir Christen heißen, scheinen ohne Gott Hand legen zu wollen an das schwere, besonders grade itzt so schwere Werk einer zu erneuenden Verfassung! ....." [1]).

Seine Abneigung gegen Anhäufung der Gesetze und jährige Novellenfabrik — als eine Schranke der natürlichen Freiheit — und gegen Neuerungsgelüste der Verfassungen legte Stolberg schon in der „Insel" seinem Sophron in den Mund [2]). „..... Eine gute Verfassung, wie sie zu erreichen ist, wäre einer vortrefflichen Uhr gleich, die nur sehr selten, durch leise Bewegungen, aufgezogen, viel seltner gestellt würde. Die meisten Verfassungen gleichen elenden Kuckucksuhren, welche zweimal des Tages aufgezogen, und öfter, nicht nach dem Lauf der Sonne, sondern nach der Laune des Wächters gestellt werden, oder des Kochs. Unser Zweck ist, der Gesetze so wenige als möglich zu haben, und dasjenige so rein als möglich zu erhalten, was allein den Gesetzen Leben giebt: gute Sitte. Was frommt eitle Satzung ohne Zucht? sagt Horaz, und der Skythe Anacharsis verglich in der Unterredung mit Solon die Gesetze mit Spinnegeweben, in welchen kleine Insekten gefangen werden, welche größere Thiere unverletzt zerreißen." —

Die Formen der Staatsverfassungen, sollen sie mehr als Formen sein, müssen die Bürgen ihrer Wirksamkeit und Dauer in der allgemeinen Ueberzeugung ihres Werthes, in der Vaterlandsliebe und Moralität erhalten; selbst dem Wortausdruck dieser Formen sollen sich nicht fremdartige, dunkle, dem allgemeinen Verständnisse des deutschen Volkes unzugängliche Begriffe anheften. Kann man kaum einen Satz vernehmen, ohne auf das Gebiet einer unverstandenen Sprache geführt zu werden, bezeichnet ein wälsches achtsilbiges Wortungeheuer, wie es kaum der kühne Fischart aus mehreren Wörtern zusammen zu schweißen

---

[1]) Betracht. und Beherz. II, 284.

[2]) G. W. III, 139.

wagte, das Antwerk, womit das Verfassungswesen in den Gang gebracht und fortgetrieben wird, reden seine Beiwerke fast nur in fremden Zungen, so entgeht nicht manchem Uneingeweihten das Gefühl, es handle sich um ein ausländisches Gewächs, das seinen Sitten und Lebensgewohnheiten fremd sei. Wir haben in unsern Jahren ein erhabenes, ein wahrhaft königliches Musterbild für die Achtung und Reinerhaltung unserer reichen Muttersprache, und damit unseres deutschen Volkes gesehen, vorleuchtend durch die Wahl des Ausdrucks auch in den Angelegenheiten der deutschen Verfassung. — Stolberg unterschätzte die Formen der Regierung nicht, aber er stellte den belebenden Geist über dieselben. „Der lebendige Körper eines Staats", schreibt er in Bern 1791 [1]), „muß nicht allein nach äußern Abmessungen des Ebenmaaßes seiner Theile beurtheilt werden. In den gesundesten Körpern findet oft der staunende Anatomist große Fehler, welche dennoch, trotz aller Theorie, dem Menschen, weil er lebte, nicht fühlbar waren.

„Auch in der Politik ist es wahr, daß der Buchstabe tödte, daß der Geist lebendig mache. Sitten machen beinahe die Gesetze entbehrlich, und ein von Vätern auf die Söhne fortgehender Geist der Weisheit, Milde, Mäßigung, sichert dem Volke die Freiheit besser als haarspaltende Theorien der Verfassung". — Eben daselbst heißt es [2]): „Man muß weniger auf die Form, als auf den Geist einer Verfassung sehen. Gehet dieser Geist Jahrhunderte lang von Geschlecht auf Geschlecht fort, so modifizirt er auch die Formen." — Weiterhin S. 258: „Ich billige noch nicht, wie ich niemals that, den bekannten Ausspruch von Pope: „„Laßt Thoren über die Form der Regierungsverfassungen streiten, die Regierung ist die beste, welche am besten verwaltet wird."" Denn theils sind gewisse Formen keiner guten Verwaltung fähig, theils nur auf kurze Zeit, theils erniedrigen sie den Menschen unter seiner Würde. Aber der Meinung bin ich durch Beobachtung und durch Nachdenken geworden, daß es zwar sehr viel auf die Form, doch noch weit mehr auf den Geist der Regierung ankomme. Aristoteles, der scharfsinnigste und staatskundigste aller Philosophen, gibt der Form der Verfassung von Carthago das Lob, daß sie die beste von allen

[1]) S. W. VI, 203.
[2]) S. W. VI, 219.

ihm bekannten gewesen sei; und doch, welcher Biedermann wollte den Geist dieser Verfassung rühmen? Die Form der Verfassung von Bern ist weit von den Idealen entfernt, welche ich mir von einer Staatsverfassung mache, denn sie gränzt an Oligarchie, aber der Weisheit, dem Adel, der Milde ihres Geistes lassen sowohl die erleuchteten Unterthanen des pays de Vaud, als die große Volksklasse Gerechtigkeit widerfahren."

Stolberg tadelt es wiederholt, die Idee des Nützlichen von der Idee des Guten zu trennen und hält es für eine Verwirrung der ersten Begriffe der Moral und der Politik, wenn man zugebe, daß jemals eine Ungerechtigkeit nothwendig sein könne [1]).

Ueber das Viel- und Ueberallregierenwollen — über die Schreibstubenherrschaft — sprach er sich oft mit Unwillen aus und hielt dasselbe nicht nur für eine zum oftesten verderbliche Handhabe zu Eingriffen in die bürgerliche Selbstständigkeit und daher für eine Quelle der Unzufriedenheit, sondern auch gefahrdrohend für den Bestand der Oberherrschaft, welche schon Aristoteles desto länger gesichert glaubte, je weniger der Gegenstände seien, über die sie zu gebieten habe. —

Wie zweideutig der Werth einer Freiheit sei, welche als Gabe den durch sich selbst schon unfrei gewordenen Staaten von außen verliehen wird, hat schon mehr als einmal die Vergangenheit gelehrt. Flamininus warf um den Nacken der Griechen die volle Kette der Sclaverei, als er den Zujauchzenden im Namen des räuberischen Roms die Freiheit verkündigte; Roms Freiheit stürzte jähen Falls, nachdem Marius die Rechte der Menschheit gepredigt. Als später im Rathe des Imperator Augustus die Wahl der Regierungsform verhandelt ward, stimmt Stolberg dem die Wiederherstellung abrathenden Mäcenas bei, und fügt hinzu [2]): „Viel sind der Chimären in der Politik, der abenteuerlichsten eine ist die, wenn man gegen alle Erfahrung glaubt, daß ein sehr tief gesunkenes Volk frei werden dürfe, um sich wieder zu heben. Wirf den Vogel nicht in die Luft, dessen Flügel gelähmt ward! Er

---

[1]) S. W. IX, 131. 427. 428.

[2]) S. W. VIII, 121.

fällt auf den harten Boden, und zerbricht nun auch die Beine, mit denen er noch gehen konnte. Meinst du, daß der Wurf in die Höhe den lahmen Flügel heile?" —

Die Würde und Größe eines Staates zählte er, bei Erwähnung der Republik Genfs, nicht nach der Anzahl seiner Bevölkerung und nach den Quadratmeilen seines Umfangs [1]. „Für denjenigen, der die Wichtigkeit der Menschen nach der Zahl der Länder, nach dem Maaß, berechnet, ist Genf ein unbedeutender Staat. Dem Philosophen nicht. Ihm sind Menschen und Staaten oft nach umgekehrter Proportion wichtig. Je näher ein Staat dem Zustande einer Gesellschaft ist, desto kräftiger entwickeln sich die Charactere, desto reiner ist das Spiel seiner Springfedern [2]. Rom löste sich in seiner Größe auf. Athen und Sparta gaben dem großen Könige Gesetze, ehe sie ihre wirkliche Herrschaft ausdehnten."

Der kleinste, einfachste, von der Natur geschaffene und allen andern Verbindungen der Menschen zum Grunde liegende gesellschaftliche Verein war ihm die Familie und das durch ihr Heiligthum, die Ehe, moralisch geordnete und christlich befestigte Privatleben der unverletzliche und geweihte Boden aller guten Sitte und des frommen Gemüths, auf dessen urhaftem Fundamente das ganze Staatsgebäude und seine Gesetze ruhen müßten. „Die bürgerliche Ordnung", schreibt er [3], „ist nicht nur gefährdet, sondern sie muß einstürzen, wo die natürliche Autorität untergraben ward. Der Bestand, die Ruhe, das Glück der Familien werden gesichert durch den Staat; aber auch der Staat kann nicht bestehen ohne häusliche Zucht, und diese beruht auf Ehrerbietung und auf Liebe. Ehrerbietung und Liebe sind die nicht fabelhaften Penaten, deren keine Familie, wenn ihr Vorsteher Hausvater oder Hausmutter genannt zu werden verdienen, entbehren kann. Die Gesetze vermögen nichts, wenigstens nichts Dauerndes noch Heilsames ohne Sitten. Ohne Ehrerbietung und ohne Liebe keine Sitte!

---

[1]) S. W. VI, 287.

[2]) Eine feine Bemerkung, deren umgekehrte Wahrheit unsere großen abstracten Staatskünstler für sich in Anspruch nehmen werden.

[3]) S. W. X, 329 fg.

„Heilige Einrichtung Gottes stiftete die aus dem innigsten Stoffe der Menschheit gesponnenen Bande, welche Eltern mit Kindern, Geschwister mit Geschwistern verbinden. Die Familie ist ein kleiner Staat. Der Jugend Unerfahrenheit wird geleitet an Gängelbändern kindlicher Ehrerbietung und Liebe. Im Umgange mit den Geschwistern entwickeln sich die Empfindungen der zartesten Freundschaft. Ermuntert durch brüderliche Genossenschaft wird der Knabe, dann der Jüngling angebildet zur Arbeit und zur Hülfsleistung, und jede mit dem Bruder getheilte Freude wird erhöht. Aehnliche und doch verschiedene Gefühle entblühen dem reinen Verhältniß zwischen Bruder und Schwester, in welchem zarte Saiten berührt werden, deren Anklänge schon hindeuten auf die innigste aller menschlichen Verbindungen, durch die, gleichsam aus beiden Hälften der Menschheit, in deren einen Kraft und Muth, in der andern Holdseligkeit und Aufopferung vorwalten, in Liebe verschmolzen, das geheimnißvolle, heilige Wesen, ein Menschenpaar entsteht, die Ehe; sie, Urquell der Familien, Urquell der Völker.

„So wie der Staat aus den Familienverhältnissen Bestand, Festigkeit und Würde bekommt, so die Familienverhältnisse durch die Religion, d. h. durch Beziehung auf Gott, „nach dem das ganze Geschlecht in den Himmeln und auf Erden genannt wird." (Epheser III, 15)." — „Die obrigkeitliche Gewalt", heißt es an einer anderen Stelle [1]), „entstand aus der väterlichen."

Das Ausebnen der verschiedenen Stände hielt er für einen so schädlichen als vergeblichen Kampf gegen die Natur und gegen die Geschichte. Allenthalben und immer, wo die menschliche Gesellschaft über die Befriedigung der nothwendigsten physischen Bedürfnisse hinaus sich gebildet, schaffen Verschiedenheit der Geisteskräfte, des Eigenthums und der Arbeit verschiedene Gruppen der bürgerlichen Gesellschaft von selbst, und versuchte sich auch die Kunst oder die Gewalt des Socialismus an ihnen, sie würden bald wieder ständig werden. „Es ist nicht weise", schreibt er [2]), „die Jugend auf Ungleichheit der Stände aufmerksam zu machen, ehe sie einsehen lernet, daß eben aus dieser Ungleichheit

---

1) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 463.

2) S. W. VI, 58 und VII, 345.

eine Harmonie des Ganzen, zum Vortheil Aller, entspringt." Er glaubte daher, daß, wie die Natur, neben leicht verwehbaren Sandhaufen, aus der Verbindung des Mannigfachen und Ungleichartigen eine organische, widerstandsfähigere Einheit bilde, so auch im Staate aus lebendigen, und in ihrer Wirksamkeit sich einander bedingenden Gliedern eine gründlichere und dauerndere Macht verleihende Einheit hervorgehe, als aus der zusammengehäuften Summe einzelner Atome, und daß, wenn das allgemeine Bedürfniß den Staat im verjüngten Maaßstabe zu vereinen und darzustellen heiße, hier nicht eine gleichartige Masse von Menschen durch eine Zahl abstracter Köpfe vertreten, sondern die wahren Spiegelbilder des Lebens zur Erscheinung gebracht werden müßten. Fängt diese Angelegenheit zu sehr mit arithmetischer Berechnung an, so setzt sie sich weiter am allgemeinen Staatsherd fort, und wo Rechte und Interessen, das Kleinere und das Größere, Vergangenheit und Gegenwart zum gegenseitigen vernünftigen Austrag sollten gebracht werden, beginnt die Centralchimäre den Kampf der flüchtigen Tagesmeinungen, bei welchem zuletzt arithmetische und mechanische Künste den Ausschlag geben, welcher seinen blassen Widerschein im weitern Umkreise auf unendlich vielen Puncten auf die Macht der Wirklichkeit wirft. —

Wie weit entfernt Stolberg, der Reichsgraf aus einem der ältesten Häuser Deutschlands, von Geburtsstolz war, haben wir zum öftern in seinem Leben und seinen Schriften gesehen. Privilegien nahm er für den Adel nicht in Anspruch. Er tadelt 1791 [1]), daß in den mailändischen Städten die Verwaltung der ansehnlichen Einkünfte aller Armenhäuser, Hospitäler u. s. w. in den Händen des Adels sei. „Eine solche Einrichtung hat ihre auffallenden Uebel, drückt den Bürgerstand, macht den Adelstand gehässig, vielleicht auch zuweilen mit Recht." — Des Handels soll sich der Adel enthalten. „Aristokraten werden drückend, wenn sie Handel treiben, nicht nur weil sie leicht gereizt werden, Monopolien anzulegen und den Handel der Unterthanen zu beschränken, sondern auch weil überhaupt ein gewisser Edelmuth mit dem Handlungsgeiste nicht besteht" [2]). Ferner bei Erwähnung des sicilischen

[1]) S. W. VII, 15.

[2]) S. W. VI, 217.

Adels [1]): „Wo der Adel Antheil am Handel nimmt, ist die Scheidewand zwischen ihm und dem dritten Stande minder sichtbar als bei uns, wo die Ritterschaft, und ich meine zu ihrer Ehre, wie zum Besten des Landes, jede Art des Erwerbes den andern Ständen gern überläßt.“ —

Als Perthes, in dem letzten Lebensjahre Stolbergs, Männer der verschiedensten Stellung gebeten hatte, um ihre Meinung über die Grundlage des Adels mitzutheilen, gehörte zu den seinem Wunsche entsprechenden auch Stolberg, und Fouqué sprach sich in einer Reihe von Briefen an Perthes über das Wesen des Adels aus [2]). „Ich sage Ihnen“, schrieb Stolberg den 13. Juli 1819, „liebster Perthes, herzlichen Dank für Ihre und Fouqué's Briefe über den Adel. Aufrichtig muß ich zwar gestehen, daß ich mehr von Fouqué's, als von Ihrer Meinung bin; aber ich denke, wo wir in Meinungen verschieden sind, da lassen wir Meinungen Meinungen sein, und verkennen nicht den uns beiden am Herzen liegenden Wunsch der allgemeinen Veredlung der Menschheit in allen Ständen. Ihnen meine ganze Ansicht der Sache darzulegen, würde mich über die Grenzen eines Briefes führen. Mein Hauptgedanke ist der: Es sei der Stand des Adels sichtbarer Repräsentant edelmüthiger Gesinnung. So ist der Kriegerstand Repräsentant des Muthes. Der geistliche Stand der Repräsentant der Frömmigkeit. Ich meine, daß diese Idee von jeher existirte, da zu allen Zeiten Adel war und geachtet ward. Das Zufällige der Geburt würde nicht so lange und allenthalben sein geachtet worden, wenn jene Idee nicht immer auf eine bedeutende Zahl des Standes gewürket hätte [3]). Es ist, wie Fouqué meiner Meinung nach richtig bemerkt, etwas poetisches, die Empfindung ansprechendes im Adel. Die englische Form fand sich nirgends anderswo; sie mag in einem Lande,

---

[1]) S. W. IX, 294.

[2]) Vergl. Perthes Leben II, 191 fgg. 195 fgg.

[3]) Daß auch der Adel seine Eiterbeulen, wie alle übrigen Stände, habe, wußte Stolberg wohl und war auch nicht mit den Gründen unbekannt, wegen welcher diese lieber als auf ihre eigenen Geschwüre, den Blick auf die des Adels heften; auch war es ihm so wenig als manchen andern ein Geheimniß geblieben, daß die, welche am mißliebigsten und lautesten ihre Stimme gegen ihn erheben, oft im Geheimen wenigstens die äußere Signatur desselben am eifrigsten erstreben.

dessen Verfassung so edel ist, wie die englische, hinreichen, anderswo würde sie es nicht. Auch in England scheint mir doch ein großer Uebelstand darin zu liegen, daß, wenn der älteste Sohn, der als Pair des Reiches zu seiner Bestimmung mußte gebildet werden, stirbt, auf einmal sein Bruder, der bisher ganz anderen Bestrebungen oblag, seine Stelle einnehmen soll. Man ziehe nun aber die englische oder die von jeher und allenthalben geltende Form vor, so scheint in der Monarchie der Geburtsadel durchaus nothwendig als Vermittler zwischen den Fürsten und den anderen Unterthanen. Er sichert dem Fürsten den Thron und setzt dem Despotismus Schranken. Um dieses ausführen zu können, würden Beispiele aus der Geschichte mehr beweisen als raisonnement; desto mehr, da der Ursprung und die Rechte des Adels historisch sind. Ich glaube auch, daß, da man jeden Stand unangefochten ließ, jeder Stand mehr Ehre und Vortheil genoß als itzt. Der Gelehrte, der Künstler, der große Kaufmann, der achtbare Bürger in den Städten, der Geistliche genossen nicht nur weit größere Vortheile in ihrer Sphaire als itzt, sondern wurden auch von dem Adel, ja von den Fürsten weit mehr geachtet als itzt und diese Achtung war desto gegründeter, je mehr sie gegenseitig empfunden und erwiesen ward." — Auf den Inhalt dieses Schreibens bezieht sich Stolberg in dem Briefe an Fouqué vom 17. Juli und fügt hinzu: „..... Sie wissen wahrscheinlich, liebster Freund, daß in Norwegen, als dieses Land mit Dänemark vereinigt ward, der tapfere Adel nach und nach alle seine Rechte verlor. Nur Norwegen selbst kennt ihn noch, so sehr auch die Kaufleute und Krämer sich dort blähen. Er lebt fort in Bauern, die ihres Geschlechts eingedenk, mit patriarchalischer Einfalt das Gefühl der Geburt erhalten, und selten ihre Kinder in andere Geschlechter hineinheirathen lassen. Aber der Landbau begünstigt diese Gesinnung, welche auch durch das nervenstählende Klima, und durch die große Freiheit, deren das Land genießt — wenigstens genoß, weil Dänemark es sehr schonen mußte — sich erhielt. Bei uns leidet er große Gefahr vom Zeitgeiste, der in der Sucht alles auf dürre Begriffe zurückzuführen, das Gefühl erstickt. Man will nicht einsehen, daß das Gefühl aus dem tiefen Born geahndeter Wahrheit hervorgehet; dahingegen der klügelnde Verstand sich leicht verirrt, und wohl oft, aus Liebe zum Dürren, ein Affengeripp für einen Menschen hält.

„Machen es doch mit der hochheiligen Religion die sogenannten Rationalisten nicht besser!“ —

Wo immer Stolberg den Stand und Beruf des bürgerlichen Lebens in ihrer natürlichen Sphaire vom Adel oder von der Regierung beschränkt sah, hielt er die gesunde Organisation des Ganzen gefährdet. In Sicilien fand er eine große Ursache der Schwäche des Landes darin, daß der dritte Stand zu wenig Rechte habe. In Neapel hielt er es vor allen Dingen für nothwendig, daß der Mittelstand gehoben, der Handel nicht gegängelt, sondern durch Freiheit belebt werde. — Jedoch verkannte er nicht die dem Kaufmann drohenden großen Gefahren. Schweifen diesem die Gedanken stets auswärts, sucht er, wie die wandernde Horde die Weide, so den weiten Weltmarkt auf, um den möglich größten Geldfang für sich zu erhaschen, vergißt er, daß der echte Kaufmann der Vermittler zwischen dem lebendigen Kapital und dem Kunstfleiß seines Volkes ist und die Wechselwirkung zwischen beiden belebt, dem das Streben nach ihm zufallenden Gewinnsten und Erwerbungen weniger Werth hat, als das, eine im hohen Sinne glaubwürdige Person zu werden; so ist die Gefahr sehr nahe, einer vaterländischen Gesinnung und moralischen Rechtschaffenheit entfremdet zu werden. Stolberg schrieb im Jahre 1818 [1]): „Die Idee des Handels, wenn er sich auf Befriedigung gegenseitiger Bedürfnisse der Völker beschränkt, ist natürlich und gut, und die Erfindung der Zeichen von Metall, deren Werth auf Verabredung beruht, und die wirkliche Güter vorstellen, macht dem menschlichen Scharfsinn Ehre. Nur dürfen wir nie vergessen, daß Mittel nicht Vermögen sein. Mit Recht sagt man Handel und Wandel, denn der Handel ist seiner Natur nach unstät und wandelbar, und gefährdet die Gesinnung, theils weil er, seiner Unsicherheit wegen, das Gemüth zwischen niedriger Furcht und Hoffnung mit Sorgen ängstiget, theils weil er gradezu auf Gewinn ausgeht, endlich weil er, mehr als irgend ein Bestreben, den Eigennutz erweckt und ernährt, und jene Geldliebe (φιλαργυρία), von welcher der Apostel sagt, daß sie „die Wurzel aller Uebel sei.“ — Höher als den Handelsstand und als die Züchter weißer Sclaven hielt er den

---

[1]) Betracht. und Beherz. II, 82.

Beruf des Landmanns. Er fährt an dem oben angeführt Ort fort [1]): „Das Vermögen beruhet fast allein, wenigstens nur allein mit Sicherheit, auf Grund und Boden. Dem schwimmenden Reichthum des Kaufmanns wird nachgestellt von Wogen und Stürmen; der Sturz eines entfernten Handelshauses reißt in seinem Falle andere Handelshäuser mit sich dahin; Grund und Boden bleiben; der Mißwachs eines Jahres wird ausgeglichen durch die Fülle der anderen Jahre. Der Erwerb des Landmanns ist bescheiden, täuschet nicht, und die Idee des Gewinns schwebt ihm nicht unmittelbar vor, wenn er sich des Gedeihens seiner Arbeit und der Gaben seines Gottes erfreut. Grund und Boden machen uns das Vaterland lieb und werth; weil sie, so sehr äußere Dinge das vermögen, unsern Bürgerverein durch Einheit der Sprache, der Sitte, der Gesinnung sichern. Erstarket durch heilsame Arbeit des Landbaues, sprossen freudige Vertheidiger des Vaterlandes auf, die es wissen, daß sie Haus und Hof, Weib und Kind schirmen. Die Treue, mit welcher die Mutter Erde den Fleiß ihrer Kinder belohnt, und die bräutliche Schönheit der Natur erfreuen und veredeln das Herz, machen, mehr als eine andere Lebensweise, das Gemüt empfänglich für die Religion, welche so gern Himmel und Erde mit einander verbindet, und den demüthigen Sohn des Staubes zum Erben des Himmels bildet."

Erfahrungen der Gegenwart und die Jahrbücher der Geschichte hatten Stolbergs Nachdenken oft genug auf das Wesen der verschiedenen Arten der Herrschaften, der Fürstenthümer und der Republiken, so der Aristokratien als der Volksherrschaften gelenkt. Was seine Ueberzeugung als tiefsten Grund und höchstes Ziel ihres Daseins und Wirkens von jeglicher Herrschaft verlangt, die eines heilsamen Bestandes sicher sein will, darüber werden wir nicht in Zweifel sein. „Ungehinderte Machthabung guter Gesetze, d. h. solcher, welche das auf Ordnung und Sicherheit gegründete Wohl der Gesellschaft, zum wahren Wohl aller verschiedenen Stände derselben, mit mindester Aufopferung der natürlichen Freiheit, am besten sichern, ist der Zweck *jeder guten Verfassung*. ..... Wahres Wohl der Gesellschaft beruhet auf Tugend;

---

[1]) Das. 83. Seite 104 fg. spricht er noch ein kräftiges Wort gegen die Leibeigenschaft. Vergl. S. W. IX, 286.

denn der Mensch ist ein vernünftiges, moralisches Wesen; so wie wahre Tugend auf Gottesfurcht beruhet; weil der Mensch ein unsterbliches, von Gott abhängiges, mit Ihm in Verbindung stehendes Wesen ist“ [1]).

Eine ungemischte Demokratie hielt er mit Plato nicht für eine Verfassung, sondern für den Jahrmarkt aller Verfassungen [2]). Die Vergleichung des Despotismus mit der reinen Demokratie führt ihn auf das Wesen aller Volksversammlungen. Er schreibt u. A. [3]): „Blinde Willkür des einzelnen Despoten wird von allen gehaßt. Wo die Verfassung solche zuläßt, da ist sie schlecht. — Blinde Willkür der herrschenden Menge macht aber die Verfassung noch viel schlechter. — Der Tyrann kann sich schämen, und wird nie ganz gleichgültig gegen Lob und Tadel, Ehr' und Schande sein. Die Menge schämt sich nie. Sie schämt auch da sich nicht, wo die größere Mehrheit der Versammlung, wenn man jeden einzelnen befragte, sich schämen würde. Die tumultuarische Volksversammlung verstimmt sie sogleich alle. In ihr waltet ein im eigentlichsten Sinne epidemischer Schwindel.

„Der Volksführer — und das sind solche, die seinen Leidenschaften schmeicheln — spricht; die leidenschaftlichen fallen ihm zuerst bei; nun entsteht sogleich die gewöhnliche Täuschung, fast jeder Einzelne glaubt, daß Alle wie jene wollen; und wird theils hingerissen von einer Meinung, welche ihm die Meinung Aller scheint, weil sie ihm die Meinung Aller scheint; oder er stimmt wider beibehaltne innere Erkenntniß, aus Furcht oder aus falscher Scham. Nur diese, die schändlichste Feigheit, kennt man in der großen Versammlung, und die edle Scham wird unterdrückt.“ — Stolberg redet an mehreren Stellen der beschränkten Monarchie das Wort. „Du weißt“, schrieb er im Jahre 1791 [4]), „daß ich von Kindheit an ein Feind der willkürlichen Gewalt, und also kein Freund unumschränkter Monarchien, noch der oligarchischen

---

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 455.

[2]) G. W. IX, 80. Vergl. 161: »So ist die Gemütsart der Menge! Knechtisch dienet sie, oder sie herrschet mit Uebermuth! weiß der Freiheit, die in der Mitte liegt, weder bescheiden zu entbehren noch zu gebrauchen.« Livius.

[3]) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 456 fgg. Vergl. G. W. VI, 281.

[4]) G. W. VI, 257.

Aristocratien war, und meiner Denkungsart nach es auch nie werden kann." Dreiundzwanzig Jahre später lobpreisete er im „Leben des Königs Alfred" diesen, „Dem die Freiheit seines Volkes so nah am großen und warmen Herzen lag, als manchem Könige oder Fürsten unserer Zeit am kleinen, kalten Herzen seine Machtvollkommenheit liegen mag, der es weder begreifen, noch empfinden kann, welche hohe Würde es sei, Haupt zu sein eines freien Volkes"! [1]) „Es ist ein großer Vorzug der Monarchie", sagt er an einer anderen Stelle [2]), „daß wo der Monarch sich über das Gesetz erheben und nach Willkür herrschen will, die moralische Kraft in eben dem Maaße abnimmt, als er blinde Gewalt an sich reißt. Die so an sich gerissene wird ihm nicht eigenthümlich, vielmehr strebt sie mit Schnellkraft wieder zur Menge zurückzukehren, welcher sie entrissen ward; — entrissen, da sie nicht mehr durch sanften Zauber der moralischen Kraft in Schlummer ruhte." — „Die größten Weisen des Alterthums, Platon, Xenophon, Aristoteles, Plutarch geben an mehreren Orten zu erkennen, daß sie die monarchische Regierungsform den anderen vorziehen" [3]). Eine mehr als zweitausendjährige Erfahrung der Geschichte seit jenen Männern hatte ihm die Autorität derselben bestätigt, bestätigt, daß die monarchischen Regierungen nicht nur die ältesten und zahlreichsten, sondern auch, weil sie ihre Wurzel in der Natur der Dinge selbst haben, welche zwar nach ihren ewigen Gesetzen einzelne Fürstenthümer vergehen, aber stets wiederum neue entstehen lasse, dauerhafter seien, als die Republiken, welche, schon weil sie ein künstliches Werk des menschlichen Willens sind, nur einer kürzern Lebensdauer sich erfreuen können. — Gab schon das auf Kenntniß der Menschen und der Staaten gegründete Urtheil des Republikaners Cicero jeder königlichen Regierung den Vorzug vor der Aristokratie und Demokratie, vor allen aber jener Monarchie, welche ihr Maaß und ihren innern Gehalt aus der Zumischung dieser beiden Regierungsformen gewinnt [4]); so lag es noch

[1]) S. W. X, 187. Vergl. II, 103 fg.

[2]) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 461.

[3]) a. a. O. 459.

[4]) De re publica S. 36 nach der Ausgabe Heinrichs: »..... Quod ita cum

mehr in dem stätig fortschreitenden Entwickelungsgange der deutschen Staaten der neuen Zeit begründet, in der Macht der erblichen Monarchie sowohl die berufene Schützerin des freithätigen städtischen Gemeinwesens mit ihren Genossenschaften und Innungen, als auch, dem geflügelten Erwerb gegenüber, der Genossenschaft des festen Grundbesitzes, des Adels zu suchen. Daher konnte Stolberg mit Recht sagen [1]), im Staate bestehe die Harmonie nicht aus der Zusammenhäufung gleichartiger Theile, sondern aus dem richtigen Verhältnisse sehr verschiedener Theile, und daß das Streben jener, welche alles Alterthümliche für veraltet erklären und uralte deutsche Eichen, die in grauer Vorzeit und im innersten Schooße des Vaterlandes tiefe Wurzeln schlugen, gleich einem Unkraute, das nach dem Regen der letzten Nacht erwuchs, ausgäten, und über den allgemein anerkannten, seit vielen Jahrhunderten unbestrittenen, in der Verfassung gegründeten, von der obersten Macht bekräftigten Besitz im eitlen Wahn des allgemeinen Nutzens mit blinder Willkür verfügen wollen, — daß das Streben dieser, sie möchten es einsehen oder nicht, dahin gehe, die Ruhe, Würde, ja den Bestand aller Stände, deren keiner ohne die andern bestehen könne, zu erschüttern, und den Staat, der nur auf Ordnung, so wie Ordnung nur auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit nur auf Religion beruhe, zu untergraben. — Er fand daher in der Einöde durchgängiger Gleichheit im Staate einen naturwidrigen, dem gegliederten Staatskörper widersprechenden Zustand und das Streben nach ihr verwerflich, weil sie entweder reine Demokratie oder vollendeter Despotismus sei. Auch war er nicht des Glaubens, daß wir im Anfange der Dinge ständen, bei welchem die ersten Bedingungen des Daseins und Wirkens noch aufzusuchen seien, wie viele Staatsweisen und Staatskünstler uns einzureden bemüht sind; eben so wenig des Glaubens, daß in einem bleibenden Staate die gegenwärtige Summe der individuellen Köpfe mit ihrer greifbaren Habe die Nation und ihr Gesammtgut enthalte, er war vielmehr überzeugt, daß die aus dem Leben vieler aufeinander folgender

---

sit, ex tribus primis generibus — rerum publicarum — longe praestat mea sententia regium; regio autem ipsi praestabit id, quod erit aequatum et temperatum ex tribus optimis rerum publicarum modis.«

[1]) S. W. X, 347. 348.

Geschlechter gesammelten und das gegenwärtige Geschlecht bereichernden Kräfte die wahre Nationalkraft und eine größere politische Macht bilden als der abgerissene und vereinzelte Bündel von Individuen des Tages, und daß ferner, wie die Vergangenheit einst eine alt gewordene Jugend gewesen, so die Gegenwart mit ihrer erfrischenden Verjüngung nur in so weit Anspruch auf fortwirkende Dauer machen dürfe, als sie selbst der Vergangenheit die Hand reicht. Er hatte oft genug gesehen, daß der augenblickliche Schaffenstrieb und die in ihn hineingelegte Klugheit noch nicht hinreichend seien, einem politischen Bau Dauer zu sichern; er hatte erlebt die Bewährung der Worte Fievée's. Auf dieses Mannes Einsicht und Rath legte Napoleon großes Gewicht und fragte ihn über einige seiner Einrichtungen, deren Werth er in Zweifel zog. Er antwortete: „Fragen Sie sich, was es Sie kosten würde, sie zu zerstören; kostet Sie dieses keine Mühe, so haben Sie nichts in ihnen geschaffen: denn in der politischen Welt, wie in der physischen, dauert nichts, was nicht auch Widerstand leistet." —

Die Rechte der Vergangenheit und die Anforderungen der Gegenwart und die gesammten Güter beider, die Eile und die Weile, die erhaltenden und die schaffenden Kräfte, den festen Besitz und den geflügelten Erwerb durch die Macht des Gesetzes zu schützen und dieselben, so weit es das Werk sterblicher Menschen es zuläßt, einem befriedigenden Gesammtorganismus des Daseins entgegen zu führen, ist der so mühevolle als erhabene, nur mit ungetheilter Macht zu erfüllende Beruf des Landesfürsten. Redete der Gesetzgeber in einseitiger Befangenheit nur den Vertretern des Beharrens und der centripetalen Richtung im Staate das Wort, so würde er eben so gewiß den Rhythmus der Zeit, welcher bindendes Gesetz wie für alle beachtungswerthe Werke der Natur und der Menschen, so insbesondere für das Leben und Wirken einer Nation ist, zerstören, als wenn er der eilenden Bewegung der Gegenwart einen einseitigen und daher maaßlosen Anstoß gäbe, und eine Versammlung, welche zu ihrer berathenden Theilnahme am Werke der Gesetze berufen ist, das fortschreitende Leben zu vertreten, würde, wenn sie nicht wüßte, daß ihr zur Seite ein Senat stehe, welchem neben der Gegenwart und neben dem in seiner unruhigen und schwankenden Bewegung herrschenden Zeitgeist auch die Vergangenheit und Zukunft des Staates auf dem Gewissen liegen, große Gefahr laufen, —

die Geschichte aller Zeiten zeugt unter den mannigfaltigsten Umständen daß es keine Traumgesichter sind! — durch den mächtigen Wortstrom und durch die fortgesetzte Reibung der scharfsinnigsten Köpfe in die Wirbel der St. Veitstänze zu gerathen, die Alles mit sich fortreißen. —

Nachdem Stolberg am oben angeführten Orte über die königliche Würde in der christlichen Vorzeit ausführlicher gesprochen, geht er zur brittischen Verfassung insbesondere, und dann zur religiösen Weihe des Königthums in der christlichen Neuzeit überhaupt über und sagt u. A.:[1]) „Kein Volk hat seine Freiheit besser gesichert als die Britten, wo verschiedene Mächte, des Königs und der beiden Senate, so weislich gegen einander abgewogen werden, daß drei Schalen in dem schönsten Gleichgewichte schweben, und wo kraft der Verfassung, jede der drei Mächte der andern freundlich beistehet, so lange das Gleichgewicht dauert; wo aber auch jede die andere mit weiser Eifersucht bewacht, und wo daher dem ersten Eingriffe jeder sogleich von beiden andern Einhalt gethan wird. Die Springfedern, welche der Willkür des Königs Schranken setzen, sichern seine rechtmäßige Gewalt. Liebe zu einer Verfassung, welche den Gesetzen kräftigen Nerv, und der Freiheit edlen Spielraum giebt, sichert dem Könige seine Rechte. Oeffentlich wird er, durch die Verfassung, und mit Nachdruck daran erinnert, daß er für das Volk da sei, nicht das Volk für ihn. Aber keine Nation legt zugleich einen solchen Nachdruck auf die geheiligte Majestät der königlichen Würde (the most sacret maiesty). Und wenn die Britten, durch eine politische Fiction, den König gleichsam als unfehlbar ansehen, und nur dem Minister Rechenschaft abfordern, so wissen sie sehr wohl, warum ihnen an Aufrechterhaltung des hohen Begriffes von der königlichen Würde so viel gelegen sei." Er fügt in einer Anmerkung hinzu: „Einige Engländer haben manchmal von der Majestät ses Volkes gesprochen, — von dem, was in Jahren des Wahnsinns zu Paris gefaselt ward, ist ja wohl nicht nöthig zu reden — das Volk als Volk hat keine Majestät. Wohl aber die Nation! Der große Haufe gewinnt, als solcher, dem Herzen keines verständigen Menschen Ehrer-

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi II, 464.

bietung, nicht einmal Achtung ab; sondern Mitleid, Wunsch und Streben ihn veredelt zu sehen.

Die Religion sagt den Königen: ihr „Herz solle sich nicht erheben über ihre Brüder, und sie sollen nicht weichen vom Gebot, weder zur Rechten noch zur Linken."

Die Religion sagt den Völkern: „Fürchtet Gott, ehret den König."[1])

Die göttliche Stiftung dieser Würde setzet ihr zugleich Schranken, indem sie ihr den hehren Character gibt, welcher Ehrfurcht und Gehorsam gebietet. Es ist den Völkern und den Königen gleich wichtig und heilsam, daß man diese für das, was sie sind, ansehe, für Diener Gottes, so Er in's Amt gesetzet hat. Jene gehorchen mit ungekränktem Gefühl, wenn sie in der Obrigkeit Dem, Der sie ordnet gehorchen. Diese werden, eben weil sie als solche, die von Gott geordnet wurden, herrschen, nicht wie argwöhnische Tyrannen zu gehässigen Zwangsmitteln greifen, deren sie nicht bedürfen. ..... Weisheit unsrer Väter war es, welche die Fürsten eine Formel lehrte, deren Sinn so tief als richtig ist, zu bekennen, daß sie von Gottes Gnaden das sind, was sie sind. Daß hier keine Schmeichelei gemeint sei, erhellet daraus, daß die Unterthanen nicht die Fürsten daran erinnern, daß sie von Gottes Gnaden Fürsten sind. Es ist den Unterthanen viel daran gelegen, daß der Fürst; es ist dem Fürsten viel daran gelegen, daß die Unterthanen die heilige Sanction der gegenseitigen Pflichten nicht vergessen."

Wir sehen hier, wie Stolberg einem der herrschenden Zeitmeinung entgegengesetzten Glauben über die höchste Macht im Staate huldigt und allen jenen sich entgegensetzt, welche, trotz ihrer täglich erfahrnen Demüthigungen im Wissen und Können, wie ihre Vernunft als einzige Schöpferin der Dinge überhaupt, so des Staates und der höchsten Autorität in ihm insbesondere aufstellen, und, da sie den Gedanken an Gottes Hand und Gnade in ihren ureignen Angelegenheiten nicht ertragen können, nicht ruhen, bis sie die außer ihnen und unabhängig von ihnen bestehende, erhaltende und zwingende Macht als eine von der Macht der Willkür früher verhängte, und von der Willkür der Uebrigen geduldete Usurpation betrachten, und als einen Eingriff in

[1]) Moses XVII, 20. Petr. II, 17.

ihre mit ihrem Ich zusammenfallende absolute Staatsidee, der von Wegen der Gnade ihrer souverainen Vernunft so lange bestehen dürfe, bis die Macht des Stärkern im gewöhnlichen Sinne sich wieder geltend mache. — Ein Kirchenlehrer sagt: „Wo der Geist Gottes herrscht, da ist Freiheit.“ — Stolberg sagt: [1]) „Wen die Tugend unfähig zu feiger Geschmeidigkeit des Höflings macht, der wird sich so wenig vor dem Pöbel schmiegen, als vor einem Tyrannen.“ Er besaß die Gemüthsfreiheit, welche weiter reicht als die politische und diese immer als Folge in sich begreift. —

Dreizehnter Abschnitt.

Vincentius von Paula. Kellermann verläßt das Stolbergsche Haus. Das Reformationsfest und die Wartburgfeier. Stolbergs religiöse Toleranz. Niebuhr.

Was Stolberg in dieser Zeit des regen Strebens und Schaffens auf den verschiedenen Lebensgebieten, insbesondere auf dem politischen mit Lob oder Tadel wahrnahm, galt ihm, wenn auch als ein bedeutendes, doch immerhin nur als ein Bruchstück des gesammten Seins und Werdens in der ganzen Geschichte der Menschheit von ihrer Gott entsprungenen Quelle an bis zur Gegenwart und zu dem Ende der Zeiten. Von der ersten Jugend an war die Weltgeschichte ein Gegenstand seiner Lieblingsbeschäftigungen gewesen, und schon früh hatte er in ihr, — in dieser vereinten Haushaltung seiner Kinder, — den großen Erziehungsplan Gottes geahndet, den die Verkündung seines Sohnes offen legte. Diese Ueberzeugung gab später seiner Religionsgeschichte eine weitere Einfassung, als sie bis dahin bei den Werken derselben Gattung vorgefunden wurde, aber auch zugleich ein fortgesetztes lebhaftes Interesse für die Kunde der vom Lichte des Christenthums in der Vor- und Neuzeit nicht erleuchteten Völker. —

---

[1]) S. W. XIX, 273.

Während die meisten Geschichtsforscher ihre Aufmerksamkeit mit besonderm Nachdruck auf die imposantesten Erscheinungen in den Jahrbüchern der Völker richten, und den Maaßstab für ihr Glück und ihre Größe aus dem Umfange und der Energie ihrer Großthaten entlehnen; weilt Stolberg mit Vorliebe in jenen Zeiträumen, in welchen das von Ehrgeiz und Leidenschaft nicht erregte Leben ruhig dahinfloß, und in jenen Kreisen der Bevölkerung, deren in Sittlichkeit geführtes bürgerliches Stillleben für das wahre und dauernde Glück des Ganzen lauter redet, als das lärmende Wort und der unruhige Thatendrang auf dem weiten Markte des Lebens. Sind auch der einfache, unter dem täglichen Einfluß der Jahrzeiten und des Segens Gottes arbeitende Landmann und der stille Handwerker nur die unscheinbaren Theilnehmer des gemeinen Wesens, so sind sie nichtsdestoweniger, besonders in Zeiten gährender Bewegung viel nothwendiger und schätzbarer für die Erhaltung der vaterländischen Gesittung und der guten Gesinnung als jene, welche von diesem Kapitalgute, das eine Nation groß gemacht, in offner oder verdeckter Weise nicht zügellos genug verschleudern zu dürfen glauben. — „Es ist nicht selten der Fall, sagt Stolberg,[1]) ja es liegt in der Natur der Dinge, daß die glücklichsten Zeitpuncte leise und unscheinbar aus stillen Schatten der Vergangenheit hervortreten. Wahre Glückseligkeit, die öffentliche so wie die des Einzelnen, wohnet bei der Ruh, und Ruhe macht kein Geräusch. — Die Dankbarkeit redet leiser als die Furcht. Je glücklicher ein Volk ist, desto seltner wird es inne, daß es beherrscht werde. Wo vom Vater auf den Sohn der Landmann „„sicher wohnet unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum, „„da spinnet die Vorsehung an segensreicher Kunkel das Wohl des Volkes, aber wenig Stoff für die Geschichte.“ — Von diesem Gesichtspuncte aus hatte „das Buch Ruth“ einen besondern Werth für ihn. „Das kleine Büchlein Ruth,[2]) welches das Interesse der Wahrheit mit dem Reiz eines lieblichen Idylls verbindet, hat auch als lebendige Darstellung der Sitten des Volkes Gottes in früher Zeit für uns einen hohen Werth. Die Geschichte der Völker zeigt diese selten von einer liebenswürdigen Seite,

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi VIII, 2, 3.

[2]) Betracht. und Beherz. II, 301.

weil die großen Ereignisse, welche sie erzählt, mehrentheils aus Leidenschaften des verderbten Herzens hervorgehen. Die Historie der Reiche könnte man wohl als eine Krankengeschichte der Menschheit ansehen. Bald zeigt sie uns Völker gegen Völker, bald einzelne Männer gegen Männer desselben Volkes in bittrer Fehde. Sie übergeht das stille Leben der Weisen und Frommen, die sich dem öffentlichen Getümmel entziehen, und die schönsten Pflichten übend, von wenigen Freunden gekannt werden, von den Armen, denen sie wohlthun, von Engeln und von Gott. ....." — In diesem Jahre, 1817, schrieb er im Leben des heiligen Vincentius von Paulus Seite 313: „Die Geschichte der Völker ist lehrreich, hat viele Zuhörer, aber die Zahl ihrer Jünger ist klein. Und am kleinsten dann, wann es ihres leitenden Fadens am meisten bedürfte, um aus Labyrinthen falscher Vorstellungen, in die ein schwindelnder Zeitgeist führte, den Ausgang zu finden. Ehrgeiz, Herrschsucht, Schwungsucht sind Kinder des Eigennutzes und ertödten das Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit. „„Weil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, erkaltet in vielen die Liebe,““ und mit ihr erlischt das Licht der Menschheit. Wer die Zeichen der Zeit gewahret, der achte darauf!" —

Wie den Grafen Stolberg im Jahre 1814 die Lebensdarstellung des Königs Alfred neben seiner größern historischen Arbeit beschäftigte, so ging im Winter 1816/17 dieser zur Seite die Bearbeitung des Lebens des heiligen Vincentius von Paulus (1576—1660), eines Mannes, den Gott zum Werkzeug erkor, um viele andere zu erwecken und zu vereintem Streben und Wirken im Guten zu ermuntern, zur Zeit als Frankreich, durch bürgerliche Kriege zerrissen, durch Religionsspaltung, die den Franzosen gegen den Franzosen erbitterte und oft nur zum Vorwande blutiger Gräuel diente, entzweit, allenthalben den Schauplatz des Elends und des Jammers darbot und eines solchen Erretters bedurfte. Er widmete diese Schrift [1]) seinem hochverehrten Freunde, dem Freiherrn Kaspar Max Droste-Bischering, Weihbischof in Münster, „der in einer Versammlung von 100 Kirchenhäuptern, Cardinälen, Erzbischöfen und Bischöfen, wiewohl er keiner Kirche vorstand, das Beispiel heldenmüthiger Kühnheit gab, des mit Banden

[1]) Herausgeg. Münster 1818 in der Aschendorffschen Buchhandlung.

drohenden Tyrannen nicht achtete, weil die Wahrheit ihn frei machte und er nur Gott fürchtet, daher auf Befreiung des gefangenen heiligen Vaters drang, und Anlaß gab zur Vereitlung der arglistigen Anschläge des Afterkaisers gegen die Kirche Gottes.“ —

Niemand sage, daß er das Jahrhundert Richelieu's, Mazarins, der Fronde und des 14. Ludwigs kenne, wenn er das Reich der frommen Liebe, welches dieser Eine Vincentius in Frankreich gegründet, unerforscht gelassen. Bevor der Verfasser zum Leben des Mannes selbst übergeht, aus dessen kleinem Beginn, weit über sein Erwarten hinaus, so Vieles und Großes zur Verherrlichung Gottes durch der Menschen Heil hervorging, stellt er uns in der Einleitung auf den ethischen Standpunct weltgeschichtlicher Betrachtung. „In der großen Haushaltung Gottes hienieden ist alles, so das Sichtbare wie das Unsichtbare, dem Gesetze der Zeit unterworfen. Selbst das, was ihr nur auf wenige Jahre anvertraut ward, und der Ewigkeit gehört, macht, in der Knospe seines Daseins, hiervon keine Ausnahme. Der für die Himmel bestimmte Mensch, dessen „erste Stimme Weinen ist,“ [1]) wird gesäugt an den Brüsten der Zeit, die nicht seine Mutter ist, aber seine Amme. Mit flüchtigem Fuß über die Gräber seiner Väter wallend, läßt er, gleich ihnen, Spur nach sich, leichtere oder tiefere.

„Wie aus kleinem Saamenkorn, welches verborgen blieb in seiner Hülse, dann verborgen ward in mütterlicher Erde Schooß, ein Pflänzchen sich erhebt, das zum Baume wird, dessen Schatten den Hirten und die Heerd' erquickt, dessen Blüthe Wohlgerüche duftet und das Aug' ergözt, dessen Frucht am Stamme pranget und noch im späten Winter unser Labsal ist; so sehn wir in der Geschichte einzelner Menschen und in der Weltgeschichte alles Große, da wo wir ihm von den Wirkungen bis zur Ursache nachzuspüren fähig sind, sich zuerst entwickeln aus unscheinbarem Keim. Aus Einem, in empfänglicher Stunde gefaßten Gedanken geht das Streben großer Männer folgenreich empor. In der Brust des Romulus thürmte sich schon die weltbeherrschende Stadt der 7 Hügel, ehe Remus über die kleine Mauer sprang; im Herzen des neunjährigen Hannibal entzündete sich der Strahl, der Rom mit Vertilgung drohte; vor dem Geiste des jungen Columbus

[1]) Weisheit VII, 3.

schwebten Inseln und eine Veste, ehe die von ihm entdeckte neue Welt vor uns aufgerollet ward.

„Solchem kräftigen, aber umwölkten Beginn der Dinge nachzuforschen, ist des denkenden Menschen würdig. Hat er ihn wohl erfaßt, so findet er den Leitfaden im Labyrinth der Weltgeschichte, wo andere zwischen flatternden Erscheinungen in dunkler Vorzeit irren, und wohl kaum mit gleichem Vergnügen lustwandeln, als ihnen die Tausend und Eine Nacht der arabischen Phantasie gewähren mag.

„Wendet der Forscher seine Aufmerksamkeit auf den Gang der Vorsehung, da wo Sie durch einzelne Menschen zum ewigen Heile von vielen Tausenden würkte, so wird sein religiöses Interesse zur Andacht erhöhet, und gern verweilet er alsdann bei der Betrachtung solcher Männer, in deren Herzen der Vater der Menschen fruchtbare Gedanken für die Verbreitung Seines Reiches keimen ließ und dann in der Welt ihnen Gedeihen gab. ....."

Daß der Verfasser, der eifrigste Vertreter des deutschen Namens und der stäte Widersacher gegen des Nachbaren Eroberungsgelüste über dem vaterländischen Standpuncte der Berechtigung des weitern und höhern christlichen nicht uneingedenk sein wollte und innerhalb seiner gerechten Begränzung das Vaterland und die Kirche, aus welcher der in Wort und Lehre gewaltige Bossuet, der liebenswürdige, gottselige Fénélon und viele andere wahrhaft große Männer hervorgingen, hochehrte, zeigt die Wahl seines Gegenstandes und die Weise seiner Behandlung. „Darum sollen wir," sagt er am Ende der Einleitung, auch itzt an unsren Nachbaren nicht verzweiflen. Es sind unter ihnen weit mehr als „sieben Tausende, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor dem Baal." Unter dem Schutte der Verödung glimmet noch heilige Asche, und der Odem Gottes vermag sie auflodern zu lassen in Glut. Fern sei uns jedes unlautere, die Liebe kränkende Gefühl, jeder Hohn über die Besiegten! Danken wir Gott, Der unsern Fürsten und unserm Volke demütiges Vertrauen gab und stärkte unsern Arm, daß wir das schnöde Joch, so jenes Volk auf uns gelegt, abschüttelten und, von Siegen eilend zu Siegen, uns Freiheit erkämpften, ja auch dem Feinde sein Joch von dem Halse nahmen, seine Retter wurden! Beten wir für dieses Volk, auf daß wir erhört werden, auch wenn wir beten für uns! „Bitten wir den Herrn der Ernte, daß Er Ar-

beiter send' in seine Ernte," auch bei uns „ist die Ernte groß, und der Arbeiter sind wenige." [1])

Der Zeitraum der Regierungen Heinrichs IV., Ludwigs XIII., der Regentschaft der Königin Anna und der ersten Herrscherjahre Ludwigs XIV. bietet dem Verfasser den geschichtlichen Faden dar, an welchem in 93 Abschnitten das hochbejahrte Leben und das vielseitigste Wirken des apostolischen Mannes fortgesponnen wird. Die vorzüglich damals hervortretende Zusammengehörigkeit der kirchlichen und staatlichen Zustände lassen unter seinen Händen zugleich eine fortgehende Reihe von kurz, aber treffend hingeworfenen Lebensbildern ausgezeichneter Staatspersonen hervorgehen. Wir führen als Beispiel den Cardinal Retz, den Zögling des Vincentius im Hause des Grafen Gondy, welcher später seiner Eltern und seines Lehrers Erwartungen vereitelte. „Franz Paul von Gondy, zu berüchtigt unter dem Namen Cardinal Retz, ein Mann von vielem Geist und wenig Vernunft, von glänzenden Eigenschaften ohne Character, kühn und gewandt ohne Plan, Tugend und Religion ehrend, Religion und Tugend verletzend, Coadjutor seines Oheims, Erzbischofes zu Paris, selbst dann Erzbischof, gefürchtet vom Hofe, Abgott des Pöbels, mehrmal an der Spitze von Empörern und Prediger der Buße zur Zeit der Fasten." —

Es ist hier nicht der Ort, den unermüdlichen Arbeiter im Weinberge des Herren auf allen Wegen von Paris, von den Städten und Landschaften Frankreichs aus bis nach Madagaskar, Rom, Tunis, Algier, Genua, Irland, Polen, Corsika u. s. w. zu verfolgen. Heben wir nur einige solche Stellen aus dem biographischen Werke hervor, in denen uns der apostolische Mann und zugleich sein ihm verehrender Jünger besonders nahe treten. — Auf zwei der vielen Stiftungen des Mannes legt Stolberg einen besondern Nachdruck; auf die der geistlichen Gesellschaft der barmherzigen Schwestern und die der Missionspriester oder des Lazaristenordens. Wie Vincentius zu jener Gesellschaft im Jahre 1617 zu Chatillon des Dombes durch einen Verein milder Frauen (confrérie de charité) zur Pflege der Armen und der Kranken der Gemeine und zur Erzeigung eines weit höhern Liebesdienstes durch christlichen Zuspruch der Ermahnung und des Trostes, durch

[1]) Matth. IX, 37, 38. Luk. X, 2.

Unterricht, durch Ermunterung zum würdigen Gebrauche der heiligen Sacramente, den ersten Keim gelegt, erzählt der Verfasser im XI. Abschnitt und fügt dann u. A. hinzu: „Weibliche Vereine zu Werken der Milde werden daher immer würksamer als andre sein; sollen sie aber wahren Werth vor Gott, und, in die Länge, selbst vor Menschen haben, so müssen sie aus Einem Keime des Lebens hervorgehen, und dieser ist kein anderer als Liebe zu Gott. Die Religion Jesu Christi allein vermag Beharrlichkeit, Geduld und Treue zu geben, ohne welche kein Verein solcher Art fruchten oder bestehen kann. Wo nicht aus Liebe zu Gott gehandelt wird, da erkaltet bald das natürliche Mitleid, wann es angestrengter, dauernder, ja — wie bei Kranken unter der niedrigsten Volksordnung so sehr der Fall ist — die Sinne verletzender Pflege bedarf. Je mehr wir uns selbst in diesem Mitleid gefallen, desto mehr erkalten wir, denn nichts erkaltet mehr als Selbstgefallen.“ —

Bald nach dem Tode der gottseligen Gräfin Gondy, der ersten Leiterin der Schwesterschaften milder Frauen war von Vincentius die Oberaufsicht über die in verschiedenden Gegenden sich bildenden Vereine der Luise von Gras, Wittwe des Herrn von Gras, Geheimschreibers der Königin Maria von Medici, einer Frau von ungemeinen Geistesgaben und von großem Herzen übergeben. Bisher waren diese Schwesterschaften nur auf dem Lande, nur für Kranke, Arme und für die des Unterrichts in den Heilswahrheiten bedürfenden Kinder der Landleute gestiftet. Durch ihren frommen Eifer wurde diese Stiftung auch auf die Städte, auch auf Paris ausgedehnt. Aber sie that noch mehr. Als sie das allmälige Sinken der Anstalt schmerzlich empfand, kam ihr der Gedanke in den Sinn, daß Mädchen, welche freier als Ehefrauen wären, gar wohl geeignet sein möchten, ihnen sowohl bei der leiblichen als bei der geistlichen Krankenpflege zur Hand zu gehen. Sie theilte diese Idee dem Vincentius mit und erbot sich sogleich Mädchen ins Haus zu nehmen, um solche zu diesem Geschäfte tüchtig zu machen. Er nahm die Sache in Ueberlegung, billigte sie nach langer und reifer Ueberlegung, und die eifrige Freundin bildete drei bis vier junge Mädchen, welche Vincentius aus vielen dem Dienste der Kranken sich freudig erbietenden auserkor, zum heiligen Werke der Liebe. „So ging (S. 144) auch diese große Anstalt der Mädchen

christlicher Liebe (filles de charité), welche wir die barmherzigen Schwestern nennen, aus kleinem Beginn von drei oder vier Mädchen hervor. Ganz Paris war voll Staunens und Lobes dieser zarten, heldenmüthigen Seelen. Die Aerzte rühmten die Weisheit ihrer Krankenpflege, die Geistlichen ihren heiligen evangelischen Liebeseifer, den Kranken wurden sie unentbehrlich......" — „Und wer kann (S. 401) ohne Rührung die barmherzigen Schwestern nennen, diese Engel des Trostes, welche gleich jenen jungfräulichen Seelen, die der Jünger der Liebe „dem Lamme nachfolgen sah, wohin es ging" — Offenb. XIV, 4 — um Jesu Christo in seinen Brüdern und Schwestern Liebe zu erweisen, in die Hütten des Elends gehen, Tag und Nacht jedes Ungemach, jede Beschwerde, oft Undank erdulden, sich dem Gifthauche der Pest darbieten, deren Opfer so viele geworden sind; sie, deren Herzen oft bluten über das schreckliche Elend roher, gottesvergessner, oder mit schon schwerer Zunge lästernder Kranken, denen sie freundlich sich erweisen, ihnen den Labetrunk reichen, und mit flehendem Blick sie bitten: „Lasset euch versöhnen mit Gott — 2 Kor. V, 20." — „Die Welt kann (S. 60) der Kirche wohl nachäffen, in Anstalten, welche sie ganz von dieser zu trennen strebt. Aber mit welchem Erfolge? Als man in Zeiten unsrer noch frischen und schmerzenden Erinnerung, da Frankreich vom Atheïsmus schwindelte, öffentlich in der Nationalversammlung, das Wort charité (christliche Liebe) verbannen, und es durch bienveillance (Wohlwollen) ersetzen wollte; ward man doch bald gewahr, daß die Früchte dieses philosophischen Wohlwollens, gleich schön aussehenden Sodomsäpfeln in Asche zerfallen; man ward durch lautes Murren des — wiewohl der Religion entfremdeten — Volks gezwungen, die frommen filles de charité, die man verhöhnt und auf grausame Weise mißhandelt hatte, wieder in ihr Amt treten zu lassen, weil niemand im Volke war, der sich nicht gar wohl erinnerte, mit welcher Zartheit, Weisheit und Liebe diese gottseligen Mädchen die Kranken behandelt hatten." —

Aus nicht weniger unscheinbarem Anfang seelenhirtlicher Thätigkeit auf den Gütern der Gräfin Gondy und ihres gleichgesinnten Gemahls ging die Missionsanstalt hervor, deren Segen sich bald über ganz Frankreich und über seine Gränzen hinaus nach allen Himmelsgegenden weit verbreitete. Die Demuth des Vincentius, die ihm die Leitung von

Priestern zu übernehmen verbot, welche er für weit fähiger und besser hielt als sich, mußte der Cardinal Erzbischof Gondy, der Bruder des die nothwendigen Einkünfte der Anstalt stiftenden Grafen kraft seiner bischöflichen Autorität überwinden. Der Missionspriester Beruf war, dem armen, vernachlässigten Landvolke das Evangelium zu predigen, zu katechisiren, zur Ablegung allgemeiner Beichten zu ermuntern, ohne irgend ein Geschenk für die Gaben Gottes anzunehmen, welche sie umsonst empfangen hatten. Matth. X, 8. Ludwig XIII. bestätigte, das Parlament zu Paris bekräftigte die Missionsgesellschaft und die ihr ertheilten Freiheiten und der Pabst Urban VIII. erhob die Gesellschaft zu einer Ordensgesellschaft, welche den Namen Priester der Mission führen sollte und bevollmächtigte den Vincentius, die Regel dieses Ordens zu entwerfen. Als die Priester bald darauf in den Besitz des Hauses des heiligen Lazarus, eines ehemaligen Krankenhauses für Aussätzige, kamen, führten sie auch den Namen Lazaristen. Aber der Apostel der werkthätigen Liebe beschränkte sich nicht auf die Gründung und Führung der beiden genannten Vereine. Die Gedanken weniger Menschen, sagt Stolberg, sind so fruchtbar an Worten, als die seinigen es an Thaten waren. Zu diesen gehörte auch die Gründung von Priesterconferenzen, welche er jeden Dienstag im Hause des heiligen Lazarus veranstaltete, von denen bald kein guter Priester zu Paris wollte ausgeschlossen sein. „Durch diese Priesterconferenzen“ sagt Stolberg Seite 130, „suchte Vincentius die Diener des Evangeliums zu verbessern, den tief eingeschlummerten Geist des Lehrstandes wieder zu wecken und zu heiligen, und erwarb sich dadurch auch um die Laien ein großes Verdienst u. s. w.“

Das große Krankenhaus für Arme in Paris, genannt Hôtel-Dieu, war in Verfall gerathen. Die Liebe, mit welcher ehemals die Kranken behandelt worden, war großentheils erkaltet, die Anstalt bedurfte einer belebenden Erneuerung. Dieser Verfall schmerzte die Präsidentin Goussault, eine reiche und schöne junge Wittwe, welche allen Ansprüchen auf die Welt entsagend, sich ganz dem Dienste der Armen widmete. Sie ging zum Vincentius, stellte ihm den Zustand des Hospitals vor, und bat ihn sich desselbigen auf irgend eine Weise anzunehmen. So thätig Vincentius war, griff er doch nicht gern in ein fremdes Geschäft. Er gab der Präsidentin zu bedenken, daß das

Hôtel-Dieu seine Obern habe, welche die Einmischung anderer Hände in ihr Amt sehr hoch aufnehmen, diesen Hindernisse in den Weg legen, und daß die Pfleglinge des Hauses wahrscheinlich dadurch mehr verlieren als gewinnen würden. Durch die Vermittlung des Erzbischofes erreichte sie es, daß der Mann ihrem Vorschlage Gehör gab. So entstand die Gesellschaft der Matronen, die sich zuvörderst dem Dienst des Hôtel-Dieu zu Paris, bald aber auch andern Liebeswerken widmeten, und deren Milde große Provinzen des Königreichs umfaßte, ja über dessen Gränzen nach vielen, auch entfernten Landen sich erstreckte. — Die Richtschnur, welche er für das Verhalten der Gesellschaft zog, zeugt auch von seiner Umsicht und Pastoralklugheit. „Sie möchten, sagt' er, frei vor allen, die zugegen sein wollten, ihr Geschäft treiben und jede ein kleines Büchlein, das er zu diesem Zwecke hatte drucken lassen, und welches den Kern der Heilswahrheiten enthielt, in der Hand haben.“ „Jenes wollte er wahrscheinlich, fügt der Lebensbeschreiber hinzu, Seite 154, auf daß sie nicht geheimer Schwärmerei, dieses daß sie nicht der Eitelkeit möchten beschuldigt werden, gleich als wollten sie scheinen vor den Leuten mit dem aus eigner Quelle geschöpften Unterricht und Trost. Vincentius hatte tiefe Menschenkenntniß; er wußte wie nicht nur leise Spötter höhnen, und kalte Weltlinge lächeln, sondern wie auch solche, die auf bequeme Weise, auf ihrem Pfade nüchterner Frömmigkeit ehrbar hinschlendern, geneigt sind Schwärmerei oder Heuchelei bei denen zu wittern, denen es mit dem Ernste ernst ist und deren Liebe liebt.“ — Als der König Ludwig XIII. im Jahre 1638 sein Hoflager zu St. Germain en Laye hielt, wünscht' er, daß auch an den Hof die Priester der Mission berufen würden. „Dazu schienen sie dem Vincentius, Seite 164, wenig geeignet, sie, die in niedrige Hütten Trost, in Versammlungen kleiner Dorfkirchen Unterricht in einfältiger Sprache darzureichen pflegten, und wenn sie Palästen naheten, nicht die Teppiche des Reichen betraten, der „in Purpur und köstlicher Leinwand“ prangte, sondern bei irgend einem armen Lazarus verweilten, der unbeachtet an jenes hohem Hausthore schmachtete, bis „Engel seine Seele trugen in Abrahams Schooß.“ Lukas XVI. Indessen mußte Vincentius dem Befehle des Königs gehorchen; er sandte seiner Priester einige an den Hof. — Alles Neue ist den Höflingen willkommen; so mögen denn auch die Missionarien,

als sie kamen, es vielleicht gewesen sein. Als aber diese Männer nicht mit hohler Wohlredenheit tönender Worte auftraten, sondern in der Kraft des Wortes Gottes, mit dessen „zweischneidigem Schwerte“ sie nicht „in die Luft strichen,“ (Hebr. IV, 12. 1 Kor. IX, 26) als sie nicht nur im Allgemeinen Tugenden empfahlen, wie sie auch der sichre Weltling empfehlen hört; als sie nicht das Laster nur angriffen in allgemeinen Rügen, deren Klinge jeder von sich abgleiten läßt; sondern gradezu, mit bestimmtem Tadel, die bösen Sitten angriffen, da erhob sich zuerst leises Murren wider sie, bald lauteres, als sie die unzüchtige Kleidung der Hoffrauen ohne Scheu auf der Kanzel rügten, und unerbittlich im Beichtstuhl. Es ward gegen sie gestichelt, man höhnte sie; sie aber ließen sich nicht irre machen, wurden nicht laß, hielten ab von der heiligen Eucharistia die Weiber, deren Kleidung Anstoß zu geben fortfuhr. — Gott segnete ihren frommen Eifer. Ein Geist der Buße regte sich, ergriff bald den ganzen Hof. Die Weiber, die den Sturm erregt hatten, erschienen nun in bescheidner Zucht u. s. w.“ — Stolberg lobt das umsichtige Voranschreiten des Vincentius in allen seinen Unternehmungen. Seite 107. „Das goldne Sprüchlein Eile mit Weile hat er immer in allem ausgeübt, was er that, nie stoßweise, sondern sacht' aber unaufhaltsam würkend, wie die Kraft Gottes in der Natur, hat er so vieles ausgerichtet.“

Ueber die Beredtsamkeit des Mannes spricht er mit besonderer Anerkennung. „Sowohl aus den Briefen, heißt es Seite 54, als auch ja vorzüglich aus den Reden sehen wir, daß er sich mit Klarheit, mit Kraft, mit Würde und mit großer Herzlichkeit, nicht in gesuchten, aber in von selbst sich ihm darbietenden, und eben darum passenden Worten ausdrückte; daß er jene wahre Beredtsamkeit hatte, die wohl nicht leicht einem geistlichen Manne fehlen kann, der aus entflammten Herzen von dem redet, was das Leben seines Lebens ist. Gegen die Beredtsamkeit eines solchen verhält sich die breite, glatte und flache Wohlredenheit eines Redekünstlers, wie der quellenlose Kanal eines Kunstgartens gegen den lebendigen Waldstrom, der die Bäume an der Wurzel tränkt, und Felsen höhlt, und Steine vor sich herwälzt.“ In den Priesterconferenzen ward er den meisten Mitgliedern das Vorbild der Nachahmung. „So wie, Seite 121, sein Vortrag klar und bestimmt, weil aus vollständiger Kunde und aus hellem Haupte; warm, weil aus warmen

Herzen; einfach und edel, weil aus evangelischem Sinn hervorging, so redeten auch, nach Maaßgabe ihrer natürlichen Anlagen und ihrer von Gott verliehenen Erleuchtung, nach ihm sich bildend, die meisten Mitglieder; nicht in gesuchten Worten, aber mit Kraft der Ueberzeugung und der Liebe. Sie sannen nach über den angezeigten Gegenstand der Unterhaltung, aber ihr Nachsinnen geschah vor dem Auge Gottes, in Betrachtung, in Gebet. Sie zündeten ihr Licht nicht sowohl an eignem Heerde, sondern ließen es anzünden vom herabgeflehten Strahl des Himmels." Vincentius hat die zu jener Zeit tief gesunkene Geistlichkeit in Frankreich erneuet, so daß man mit Recht behaupten kann, daß die vielen großen Männer, welche den Kirchen Frankreichs seit seiner Zeit vorgestanden, sei es als Bischöfe, oder als Aebte, oder als Pfarrer, Früchte seiner Pflanzung sind. — Sein ganzes Leben war voll apostolischer Freudigkeit des Vertrauens in Gott, ja gleichsam Ein kräftiges Athmen dieses Vertrauens in Gott und in außerordentlich hohem Grade war es ihm zur zweiten Natur geworden, alles auf Jesum Christum zu beziehen. „Da er," sagt der Lebensbeschreiber Seite 408, je vollkommener er ward, mit desto hellerem Geistesblick schaute, und daher immer mehr im Vorbilde gewahr ward, von dem er sich weit entfernt fühlte, so wuchs in ihm die Demut nach Maaßgabe seines geistlichen Wachsthums, welches durch diese Demut am gedeihlichsten gefördert ward. — Diese Demut erlaubte ihm nicht von sich selbst zu sprechen, wo es nicht durchaus nothwendig war; doch entfuhr ihm einst ein goldenes Wort über sich selbst, welches uns einen tiefen Blick in sein Inneres öffnet, und uns zeigt, wie er alles, ohne Ausnahme alles, auf der Wage des Heiligthums wog, wie er alles auf Jesum Christum bezog. „Nichts, sagte er einmal mit Lebhaftigkeit, nichts gefällt mir, als in Jesu Christo." —

Vincentius von Paulus starb im Jahre 1660, im 85. Jahre seines liebethätigen, heiligen Wandels, 38 Jahre nach dem Heimgange in die Ewigkeit des Franz von Sales, Bischofs zu Genf, mit dem er durch das heilige Band der Freundschaft verbunden gewesen war. —

Lange zuvor, als der Graf Stolberg das Leben des heiligen Mannes als Schriftsteller bearbeitete und der Oeffentlichkeit übergab, war dieser Apostel der werkthätigen Liebe ihm und seiner Gemahlin ein Gegenstand besonderer Verehrung und ein Vorbild christlicher Milde und

Werkthätigkeit gewesen; aber sie wünschten auch über ihr Grab hinaus der Leiden ihrer christlichen Mitbrüder eingedenk zu sein. Daher ward im folgenden Jahre in Sondermühlen die Urkunde vollzogen, in welcher das Kapital von 20000 Thalern als bleibende Stiftung für den Unterhalt der barmherzigen Schwestern zu Münster angewiesen wurde, und deren Inhalt nur so lange geheim gehalten werden konnte, als die Natur der Sache es zuließ. Einigen nahe stehenden Vertrauten äußerte die Gräfin, es sei schon längst ihr und des Grafen Wunsch gewesen, Gott eine solche Gabe als Dankopfer für die Gnade der Erkenntniß der Kirche seines Sohnes darzubringen. —

Die Zeit der Trennung Kellermanns von der Stolbergschen Familie nahete heran. Er sehnte sich immer mehr das zu erfüllen, was seit den Knabenjahren sein Innerstes ihm als künftigen Beruf seines Lebens verkündigt hatte, eine volle pfarramtliche Seelsorge in einer Gemeine. Deswegen fühlte er sich auch seit einiger Zeit angetrieben, von Sondermühlen aus, mit Erlaubniß des Pfarrers zu Melle, die Kranken zu besuchen, welche stundenweit umher zwischen der vorherrschend protestantischen Bevölkerung zerstreut lebten. Mit dieser mühevollen Darbringung von Liebeswerken hofft' er zugleich einen Nebenzweck zu erreichen, das Abwehren einer wachsenden Wohlbeleibtheit. Von der Meinung befangen, die feiste Wohlbeleibtheit eines Priesters weise auf eine behagliche Erfüllung des Maaßes der ihm buchstäblich zugemessenen Dienste hin, wollt' er sich selbst und Andern das Geständniß nicht ablegen, als nähm' er mit dem priesterlichen Beruf es nicht ernst genug. Er verringerte die Stunden des Schlafes, speiste, um zugleich Zeit zu gewinnen, allein, vor der gemeinschaftlichen Tafel, setzte sich auf halbe Kost, arbeitete mehr als je; aber bald mußt' er an sich selbst in Erfahrung bringen, daß sein Vorurtheil nicht immer zutreffend sei. — Der Pfarrdechant an der St. Ludgari Kirche zu Münster war gestorben. Kellermann stellte sich mit 16 Bewerbern dem Concurse um die erledigte Stelle. Sie ward ihm zuerkannt. Das 16jährige Leben in der Stolbergschen Familie hatte ihn für die weitern und höhern Stufen seines priesterlichen Berufs völlig gereift und es währte nicht lange, bis er nicht nur von jung und alt, von Vornehmen und den Geringsten als Haupt seiner Pfarrfamilie geliebt und verehrt, sondern auch von den Bewohnern der Stadt als geistlicher Patron in den

mannigfaltigsten Verhältnissen aufgesucht und in Anspruch genommen ward; und als nach 30 Jahren seines Wirkens die Erledigung des bischöflichen Stuhles eine neue Wahl verlangte, glaubte die dankbare Diöcese in voller Uebereinstimmung, daß kein anderer als Kellermann könne und dürfe gewählt werden. Wie ein geliebter und zugleich verehrter Sohn war er dem Graf und der Gräfin in die Seele gewachsen und blieb es, als er im Juni schied. — Stolberg schrieb den 8. Juli Abends 9 Uhr an ihn: „Da Morgen ein Wagen von hier abgeht, kann ich nicht unterlassen, Ihnen einige Zeilen zu schreiben, wiewohl mir das Herz so voll ist, daß ich in der That es nicht anzuschöpfen vermag. Ich sage mir immer, wie dankbar ich Gott dafür sein soll, daß Er Sie uns auf so lange Zeit leihen wollte, und daß Er so vieles durch Sie wirkte. Aber mein Herz vermißt Sie, verehrter und geliebter Freund; ich kann mich nicht daran gewöhnen, daß Sie von uns getrennt sind, möchte es auch nicht können.....

Ich kann mich nicht darin finden an Sie zu schreiben, allerliebster Kellermann! Wüßt' ich nicht, daß Sie auch diese meine Unbeholfenheit im Ausdruck, den mir die Empfindung stammelnd macht, verständen, so ließe ich diese Zeilen gar nicht abgehen.

Beten Sie für mich und für uns alle. Ich weiß, daß Sie es thun und drücke Sie verehrend und liebend an mein Herz." —

Nach seiner Rückkehr aus Holstein hatte Stolberg die von Adam Müller geschickten Hefte der deutschen Staatsanzeigen vorgefunden und den Fortgang derselben mit Theilnahme verfolgt. Die gemeinschaftliche Unzufriedenheit mit dem zu Tage tretenden Zeitgeiste und die Uebereinstimmung im Aufsuchen und in der Pflege höherer Güter als die in unruhiger und einseitiger Erregtheit von demselben erstrebten, hatten ihm den vortrefflichen Mann noch näher gebracht. Er schrieb ihm den 3. August:

„Seit ich im vorigen Sommer, als ich in Holstein war, Ihren lieben herzlichen Brief empfing, dessen Beantwortung Sie hoffentlich erhalten haben, beschäftigte ich mich oft im Geiste mit Ihnen, mein edler Freund, und vorzüglich in dieser letzten Zeit, da ich Ihre Staatsanzeigen las. Durch dieses ist mir manches, was ich in einer Art Halbdunkel sah, klar, was ich ahndete, anschaulich geworden. Sie enthüllen den Grundschaden unseres Vaterlandes, indem Sie ihn auf die

Gottlosigkeit unserer Zeit zurückführen, aus welcher die Verkennung, Vernichtung und Anfeindung aller Institute, welche unmittelbar aus dem Glauben an Gott, an das Evangelium, an die Kirche Gottes hervorgegangen, herzuleiten sind. Das schon dürre Holz der Zeit ward entzündet durch die französische Revolution, deren Unsinn wir es verdanken mögen, daß vielen bei uns die Augen aufgingen, und daß die Verstockten es nicht wagen durften, das Werk des Verderbens bei uns auszuführen. Doch unterließen und unterlassen sie es nicht unserm politischen und christlichen Bestand zu untergraben.

„Als, nachdem wir Schmach wie Wasser getrunken hatten, uns das französische Joch so wund gedrückt hatte, daß wir im Gefühle unseres Wehes und unserer Ohnmacht uns wieder zum Gotte unsrer Väter wandten; als Gott unsern Muth erhob, weil wir demüthig geworden waren, da ging uns eine Sonne des Heils auf. Unsere Fürsten und Heere sahen wir im Staube liegen vor dem Gotte unsrer Väter, den stolzen Feind besiegen, unsre Unabhängigkeit erkämpfen. Fürsten und Heere gaben Gott die Ehre; ja jene schlossen einen heiligen auf das Evangelium geschlossenen Bund, und die Verstockten knirschten zwar mit den Zähnen, verbissen aber schweigend ihren Groll. — Man durfte hoffen, aber wie schnell verflüchtigte sich dieser „neue" nicht „gewisse" Geist!

„Gott möchte wohl, wie ehemals durch den Propheten Hoseah, ausrufen: „Was soll Ich dir thun, o Ephraim? was soll Ich, o Juda dir thun? Eure Frömmigkeit ist wie eine Morgenwolke, wie früher, bald hinschwindender Thau!" — Mit Stolz rühmten wir uns unserer Siege, welche unsere Demuth erkämpft hatte! Welche Ungerechtigkeit erlaubte man sich gegen Sachsen, gegen minder mächtige Reichsstände! Wie gab man den Einrichtungen, die der arglistige Tyrann geordnet hatte, feierliche Sanction! Wie ward und wie wird so gar nicht an die Wiederaufrichtung „der zerfallnen Hütte Davids" gedacht! Wie wird der Anlaß zur Erneuerung der alten Verfassung, mit etwa einigen nothwendigen oder doch ersprießlichen Veränderungs-Bestimmungen, zur Vollendung des Umsturzes derselben mißbraucht! Wie wird so ganz im Geiste der Revolution verfahren! Wie, weil wir Gottes schon wieder vergaßen, schmiegen sich unsere Gewaltvertreter und Gesetzgeber vor dem frechen Zeitgeiste, dessen Organe unsere

elenden Zeitungsschreiber sind, die das Volk vergiften und sich furchtbar machen unsern Fürsten! Das Zischen, Bellen und Gellen dieses Gezüchts darf unseren Regierungen mit Dreistigkeit höhnen, die Könige Europa's laut schmähen, der Religion unter dem Namen Mysticismus spotten, die Grundsätze der Revolution ohne Scheu verbreiten, Gift und Galle gegen England speien und gegen die Bourbons, alle rechtlich gesinnten Ultras nennen, und seitdem es Bonaparte, weil er gestürzt ist, nicht mehr anbetet, dem Schergen der Revolution Bernadotte huldigen. Ist es nicht characteristisch für unsere Zeit, daß ein ehemaliger Journalist des Luxus und der Mode, als bedeutender Wortführer in Angelegenheiten der Politik und der Religion auftritt? Wahrscheinlich weil Politik zur Mode ward, und Religion ihm ein Luxus scheint.

„„Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie goldne Aepfel in silbernen Schaalen" und solche reden Sie, edler Freund! Nächst Ihren eignen kräftigen Aufsätzen, haben die von Hofrath v. Schütz und noch mehr als die Schützischen die Untersuchung über Landstände und Volksvertretung vom Herren Beckedorf mir große Freude gemacht. Wer ist dieser Beckedorf?

„Sollte die große furchtbare Lehre, welche uns gegeben ward, an uns verlohren gegangen sein? Wie fürchterlich würde die nothwendig werdende zwote sein! O, daß Sie mir eine tröstende Hoffnung mittheilen könnten! Wissen wir gleich, daß „denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwürken müssen", so mögen wir doch erschaudern bei dem Gedanken eines vielleicht nahen tiefern Abfalles von Gott, einer totalen Zerrüttung. Denn mag man nicht auf einen großen Theil der unsrigen das Wort anwenden, „der Hund frisset wieder, was er gespeiet hat, und die Sau wälzet sich nach der Schwemme wieder in den Koth!"

„Sie werden mit Liebe diesen Herzenserguß eines Sie verehrenden und liebenden Freundes aufnehmen, der Ihnen von ganzer Seele den Segen Gottes zu Ihrer verdienstvollen Arbeit wünschet. Gott sei mit uns und mit den mehr als „sieben Tausend, die ihre Kniee nicht gebeugt haben vor dem Baal" des Zeitgeistes! Ich umarme Sie von ganzem Herzen."

Müller erwiederte schon den 12. August u. A.:

„Hochgeborner Graf! Mein hochverehrter Lebensführer und Freund! — Berufsgeschäfte und Studium, auch ökonomische Rücksichten haben es bis heut noch nicht gestattet, dem großen Verlangen, zu Ihnen zu kommen, nachzugeben. Auf Ihr mir bis heute immer gegenwärtiges erstes Schreiben ließ sich nicht anders antworten als persönlich. General Thielmann zu Münster, ein alter Bekannter, hatte mich dringend eingeladen: mehr als das reizte die persönliche Bekanntschaft mit den Freiherrn von Droste und Professor Kistemaker, die meine Zeitschrift hatten beehren wollen; und nun sollte das alles glückliche Gelegenheit werden Sie zu sehen und über diesen seit meiner Kindheit genährten Wunsch zur Ruhe zu kommen. Da man indessen auch die edelste Lust ohne besondern höhern und unvermeidlichen Anstoß (sic) nicht befriedigen soll, und der Willkür nie und nirgends ohne große Gefahr nachzugeben ist, so habe ich mich zuletzt ganz beschieden und meinen Wunsch dem anheimgestellt, der weiß, ob ich einer solchen Erbauung, als ich bei Ihnen finden würde, werth bin. — Nun kommt unerwartet Ihr zweiter Brief voll väterlicher Ermunterung und Liebe, deren Aeußerung auf meinem mühseligen Wege mich wohl herrlich erfrischt hat. Mein ehrwürdigster, edler Freund! womit habe ich das verdient! — Wie richtig entdeckt Ihr christlicher Sinn unter meinen Genossen den, der die rechte Hoffnung giebt. Beckedorff ist Anhalt-Bernburgischer Hofrath, Hofmeister des Erbprinzen in Ballenstädt: Ihres Antheils würdiger als ich; von ungemeinen Gaben, die sich täglich mehr auf das Eine, was Noth ist, hinüberwenden. Seit zwanzig Jahren, wo ich ihn zuerst in Göttingen aller Eitelkeit der Welt hingegeben und mit den Talenten der niedern Ordnung glänzend, aus der Ferne beobachtete, habe ich Gottes Wege an ihm bewundern müssen. Wo er sich hinwandte, ward Abgötterei mit ihm getrieben, und Gott führte ihn in Einsamkeit und Dunkel, in die Spannung eines engen Hofes, in schwere häusliche Verhältnisse, in eine völlige Vergessenheit, wo kein Freund, geschweige ein Bewunderer übrig blieb, so daß er höhern Orts die Freundschaft suchen mußte. Auch mir war er seit 1811, als ich Berlin verließ und meinen Weg über Wien, Tyrol und Paris nach Leipzig antrat, völlig entgangen, bis mir 1815 am Congreß zu Wien, Friedrich Schlegel, Wambold und Helfrich, von seiner Schrift

zur Kirchenvereinigung mit Wärme und Hoffnung sprachen. Nachher erkannte ich Gottes Führung, da sie mich hierher in seine Nähe brachte, wo wir uns nun sehen, und gegenseitig trösten und bestärken. Aehnliches begegnet so vielen und ausgezeichneten unserer Zeit. Wie war Ancillon zu Berlin, als er Gottes Wort zu predigen meinte, und die französische Colonie vor ihm auf den Knieen lag! jetzt, wo er gehaßt, verfolgt und von allen, bis auf den König und Kronprinzen, verlassen ist, sagte er mir 1816 beim Abschiede in Berlin, meiner innersten Ueberzeugung entgegenkommend: „Ist es nicht klar, daß sie von Constitutionen und Repräsentationen begehren, was nur die Kirche gewähren kann?" Auch Franz Theremin, preußischer Hofprediger, dessen eben erschienene Predigtsammlung ich Ihnen nicht genug anempfehlen kann, ist denselben Weg gegangen. Sonst war er der Götze eines ganzen Kreises von Freunden: jetzt nimmt er es mit Gottes Hülfe in Demuth hin, wenn ihn der Bischof Sack zu sich rufen läßt und ihm die bittersten Vorwürfe macht, daß er sein großes Redetalent und den Beifall der Gemeinde so mißbrauchen könne, in allem Ernste von einer Gottheit Christi zu sprechen. Er nimmt es hin, und beklagt nur, daß er den verstockten, aber sonst sittlich wohlmeinenden Mann absichtlich kränken zu wollen scheint, wenn er, was er nicht lassen kann, von der Gottheit Christi zu reden fortfährt.....

„Aber wo soll ich aufhören, wo anfangen, wenn ich zu Ihnen rede. Erkennen Sie in diesem Bruchstück mich selbst: mein Ihnen in Gott ergebenes Herz. Meine Kinder küssen dem hohen Lehrer ihres Vaters dankbar und ehrfurchtsvoll die Hände. Möchten Sie selbige und mich selbst in Ihr Gebet aufnehmen." —

Bei der Uebersendung des 12. Stückes des zweiten Bandes der Staatsanzeigen schreibt Müller den 16. September u. A. an Stolberg: „..... Wenn ich Ihnen, mein verehrungswürdiger Freund, schreibe, so ist mir, als sei ich ein Arbeiter, den Sie auf Ihren Acker gesendet, und der nun, damit Sie sehen, daß er treu gearbeitet, Ihnen am liebsten seine ganze Ernte in Ihr Wohnzimmer bringen möchte. Ich habe eine Empfindung wie bei dem Andenken an meinen seligen Großvater, einen frommen evangelischen Geistlichen, Johann David Cube, der den Hiob und Isaias übersetzt, und dem ich so manche gottselige Erinnerung der Jugend verdanke. Da die Erziehung seines

eigenen Sohnes mißrathen war, so wendeten sich alle seine Wünsche dahin, mich für die Kanzel und das Wort Gottes nach seinen besten Kräften heranzuziehen. Er starb da ich 15 Jahre alt und so voll von kindischer und poetischer Weltlust war, daß ich seinen Tod und meinen Verlust kaum gewahr wurde. Je mehr ich nun durch Gottes Fügungen zu besserer Erkenntniß zurückgebracht, und durch Ihr mächtiges Beispiel, mein verehrungswürdiger Freund, in den sicheren Weg geleitet wurde, um so mehr drängte es mich oft in wachenden Träumen zu dem Seligen zurück; es treibt mich oft eine wirkliche Ungeduld mit ihm zu streiten, ihm zu zeigen, wie ernst es mir geworden, und wie er mit den heutigen Rationalisten und Supernaturalisten nichts würde haben anfangen können, wie er wenigstens der Gesinnung nach schlechterdings einer der Unsrigen würde haben werden müssen. .....

„Die Zeitschrift betrachte ich wie eine Correspondenz mit entfernten Gleichgesinnten, obwol selten ein Echo zurückschallt. Auch möchte ich diese Staatsanzeigen gern in einen wirklichen Briefwechsel verwandeln, so wie sich umgekehrt Schlözers Briefwechsel in Staatsanzeigen verwandelte. Möchten Sie, verehrter Freund, mich einmal mit einem solchen kurzen Schreiben, etwa mit Ihrem Urtheil über den Rückfall unserer Zeiten in die frühere Sklaverei oder worüber sonst, für den Druck erfreuen, so würde uns schon Ihr Nahme den Weg zu der großen Gemeinde bahnen, die Ihre Religionsgeschichte in Deutschland erworben hat, und zu der die Nahmen Schütz, Beckedorff, Adam Müller, Buchholz schwer eindringen möchten.

„Doch dieser Gedanke sei nur gelegentlich hingeworfen. Ihr stillschweigendes Darüberweggehen werde ich dankbar ehren. Warum sollten Sie mir grade hierin noch beistehen, nachdem ich Ihnen schon so viel und so unendlich Größeres schuldig bin! Erhalten Sie nur dem bald vierzigjährigen Gymnasiasten die alte väterliche Neigung, und schließen Sie mich in Ihr Gebet ein, so wie täglich unter den Dankgefühlen über die mir erwiesenen Segnungen Gottes Ihrer mit Rührung gedenken muß Adam Müller."

Auf Gentz, den ältern Freund Adam Müllers, hatten die zwei ersten Hefte der Staatsanzeigen einen ganz andern Eindruck gemacht, als auf den jüngern Freund Stolberg. Im Vorwort zu jenen mochte eine Unterlassungssünde des Freundes den Tadel geschärft und die

gereizte Eigenliebe ihren Antheil an der strengen Verurtheilung des Verfassers haben. In jenem hatte Dieser neben Niebuhr, Vincke, Ancillon nicht ihn, wohl aber Görres, obschon er seinen Kriegsruhm nicht im Frieden aufrecht zu erhalten gewußt und seine Seele die demüthige Rücksicht auf die geheimnißvolle Verflechtung der wirklichen Ereignisse verloren habe, als einen zur Wiederherstellnng des Friedens berufenen Gehülfen aufgeführt, — den Mann, mit welchem er, Pilat und der österreichische Beobachter damals in geharnischter Fehde lagen. Wir heben aus dem Briefwechsel beider Freunde einige sie vorzüglich charakterisirende Stellen hervor. Gentz schrieb bald nach dem Empfange der zwei ersten Hefte u. A.: „Die Aufsätze tragen sämmtlich, die Ihrigen nicht ausgenommen, das Gepräge einer Zeit, einer Ansicht und einer Manier, in welcher ich mich wildfremd, unbehaglich, unheimlich, desorientirt fühle. Vieles verstehe ich nicht, theils weil es mir durchaus dunkel, theils weil es mir unreif oder verworren scheint, oft vielleicht nur, weil es von meiner Art zu sehen und zu denken so sehr abweicht, daß ich mich nicht darin zurechtfinden kann. Was ich verstehe, befriedigt mich nicht. Allenthalben eine schneidende, stolze, angreifende Polemik, aber nirgends ein reines, bestimmtes Resultat. Es schwimmt mir alles, wie in einen Nebel von hohen Worten gewebt, durch welchen keine Figur in festen Umrissen hervortritt. Ich werde höchstens gedemüthigt, nie belehrt. — So war mir schon zu Muthe, als ich das Vorwort zu den Staatsanzeigen las; diese Gefühle verfolgen mich überhaupt bei allem, was seit einigen Jahren über staatswissenschaftliche Gegenstände in Deutschland geschrieben wird. Klarheit, Methode und Zusammenhang, die ich von jeher über alles schätzte, werden mir, je älter ich werde, desto unentbehrlicher; und diese scheinen nun aus der neuen schriftstellerischen Welt völlig verbannt zu sein. Es kann sein (ich sage es nicht etwa ironisch), daß der Grund davon in meiner eigenen Schwäche liegt, daß ich unfähig geworden bin, eine höhere Klarheit, eine gediegenere Methode, einen tiefern Zusammenhang, als die ich zu erschwingen vermochte, zu erkennen und zu erfassen. Aber genug, so ist es in mir. Mein Geist strebt nach Gleichgewicht und Ruhe. ..... Provinzial- und Municipalbehörden sind jetzt die großen Panaceen aller politischen Aerzte. Wo sie von Alters her bestehen, wie in England, mag man ihnen in Gottes

Nahmen alles das zuschreiben, was man bisher der Organisation der obern Staatsgewalten zuschrieb; aber sie da, wo sie nicht sind, zu machen, ist denn das leichter, ist denn das nach Ihren und Ihrer heutigen Freunde Grundsätzen correcter, als Constitutionen machen[1])? Das alles geht über meine Fassungskraft. Ich bin zu alt, zu steif, zu stumpf für diese Sprünge. .....

„Jetzt habe ich alle meine Galle gegen Sie ausgeschüttet. Ob Sie mir diesen Brief je verzeihen werden, weiß ich nicht. Meine alte, unerschütterliche Freundschaft für Sie, eine Art von väterlichem Gefühl, womit ich Sie stets in meinem Herzen getragen habe, und mein Bedürfniß gegen die Wenigen, welche ich so liebe, wie Sie, ohne Rückhalt zu sprechen, gaben mir ihn ein. Wenn Sie es der Mühe werth finden, mich wieder gut zu machen, so dürfen Sie mir nur recht viel vom Handel und Manufacturen und Geldwesen und ähnlichen Gegenständen schreiben, worin Sie mir eine große Autorität sind. Ich spreche sehr oft mit Stadion und Metternich von Ihnen, und ich will Ihnen nicht bergen, daß wir uns oft gemeinschaftlich wundern über den Kontrast zwischen Ihrer Excentrität als Schriftsteller und der practischen Vortrefflichkeit Ihrer geist- und sachreichen Berichte. .....“

Müller antwortete später u. A.: „..... Aber concediren Sie, liebster Freund! Nicht mit meinen Schriften, — mit meiner Gesinnung sind Sie über den Fuß gespannt: gegen diese haben Sie im Kleinen dasselbe, was gegen die wirkliche, leibhafte Uebung der Religion im Großen. Meine Verbindungen heiliger und weltlicher Dinge sind Ihnen, ich weiß nicht, ob mehr Barbarei, oder mehr Chimäre, und machen einen ähnlich widerwärtigen Eindruck auf Sie, als wenn man von Ihnen begehrte, daß Sie bei Pater Hofbauer beichten sollten. Liebster Gentz! kann ich mir helfen, wenn mir das ganze Treiben unserer bürgerlichen Gesellschaft, unserer Gesetzgebung, unserer Finanzverwaltung, unser Constitutionswesen so hoffnungslos, so leer

[1]) Wußte denn Gentz nicht, daß Deutschland noch vor wenigen Jahrzehnten allenthalben im Besitze solcher Freiheiten war, welche nur einer zeitgemäßen Wiederbelebung bedurften? Wir sehen, daß er im Glauben, nach der Vollendung seiner großen Lebensaufgabe, seit den Jahren 1814 und 1815, ausruhen zu dürfen, sich gegen die Anforderungen der wieder aufzubauenden politischen Ordnung von unten herauf fortan ablehnend zu verhalten gemeint war.

und lächerlich erscheint, wenn ich es eines reichen Geistes, wie des Ihrigen, dessen Fülle ich am besten kenne und empfunden habe, so unwürdig finde, als ich andererseits die Würde der wahren Gesetzgebung, und Ihren — liebster Freund — Ihren ganz unersetzlichen Werth fühle. ....." — Die Freundschaft beider kam nicht lange nachher wieder in ihr gutes Geleise zurück. Müller ließ nicht nach, seinen Glauben an den Bund zwischen Himmel und Erde, zwischen menschlichen und göttlichen Geschäften dem Freunde an's Herz zu legen. Gentz brachte es nie über das Gefühl des Bedürfnisses dieses Glaubens hinaus, entlehnte aber aus dem Glaubensschatze des Freundes da, wo ihm, wie im Kampfe gegen Gregoire und Consorten, die auswendige politische Anschauungs- und Behandlungsweise nicht auszureichen schien, seine besten Waffen. —

Was für Wünschen und Streben noch als unaufgelöste politische Probleme in Deutschland damals in chaotischer Mischung neben einander lag, gährte besonders in der akademischen Jugend auf und erhielt diese Gährung in der bekannten Wartburgfeier ihren vollen Ausdruck. Von den Burschen in Jena war, nicht ohne Anregung und Mitwissen entfernter und naher Männer, die Einladung an alle protestantischen Hochschulen erlassen, den 18. October auf der Wartburg in der ersten Zusammenkunft deutscher Burschen der vaterländischen Hochschulen das Reformationsjubiläum und den Sieg bei Leipzig zu feiern. Diese Verbindung der kirchlichen Feier einer Begebenheit, welche Deutschland einst trennte, mit der Feier des Andenkens an die glorreiche That, welche die Nation über die Trennung emporhob, war schon ein Beweis von der schwärmenden, nebelhaftem Unklarheit, in welcher von den ersten Leitern der Gedanke des Festes ergriffen war, und ließ erwarten, daß sich politische Absichtlichkeiten und Strebungen in den Vordergrund drängen würden. Hätten zu der mit dem Worte immer schnell fertigen Jugend die berufenen Jugendführer und Meister, deren Anwesenheit als ein müssiges Zuschauen gewiß nicht vorbedacht war, so weise mäßigend und zügelnd zu den erregten Jünglingen gesprochen, wie Oken, der sie u. A. mahnte, sich vor dem Wahne zu bewahren, als seien sie es, auf denen Deutschlands Sein und Dauer und Ehre beruhe, — daß sie sich nicht zu bereden haben, was im Staate geschehen oder nicht geschehen solle, daß es ihnen nur

gezieme zu überlegen, wie sie einst im Staate handeln sollen, und wie sie sich würdig dazu vorbereiten, — in der That, den politischen Fantasten würde es nicht gelungen sein, die Burschen auf den Höhen der Wartburg zu einem Fanatismus des Verbrennens der ihnen unbeliebten Schriftsteller zu entflammen. Uebrigens war unter den zahlreichen dem Feuer übergebenen Schriften keine, welche mit dem Christenthum oder der Religion in Verbindung stand. — Dieses Zeichen der Zeit rief hier Stimmen des Beifalls, dort des ernsten Unwillens hervor. Niebuhr schrieb aus Rom: „Die rohen Vorfälle auf der Wartburg, gemischt mit religiöser Comödie, haben mich tief bekümmert. Unsre Jugend zeigt sich — wie sie hier aufkommt — aufgeblasen, hohl und pöbelhaft. — Freiheit ist ganz unmöglich, wenn die Jugend ohne Ehrerbietung und Bescheidenheit ist. — Schriebe ich, wie es mir ums Herz ist, würden sie mich auch verbrennen, und doch weiß ich, daß selbst alle ächte Republikaner aller Zeiten es unterschreiben würden." — Stolbergs Unwille richtete sich mehr gegen die Alten als gegen die Jungen. Er schrieb einem Freunde: „Wohl weiß ich, daß in einem Theile unserer deutschen Jugend von jenen herrlichen Jahren der Behauptung unserer Freiheit her ein guter, sehr edler Geist sich regt. Aber es ist doch nicht der natürliche Weg, daß ein Volk von unten her, von der Jugend aus, soll erleuchtet werden, und daß die Männer sich wie Kinder begeifern. Auch die besten Jünglinge bedürfen des Rückhaltes, des Beispiels, der Leitung. Und jetzt hören sie so viel von ihrer Trefflichkeit, daß ihnen die Köpfe leicht umgehen mögen. Wo es an Aeltesten fehlt, da fehlt es der Jugend an Schutz gegen den Wind, wie jungen Bäumen, wo keine alten Stämme sind." —

Der Feier auf der Wartburg folgte am 1. und 2. November das Reformationsjubiläum in den protestantischen Kirchen Deutschlands nach. Verschiedenartig mußten die Stimmungen sein, mit welcher man dieser Feier entgegensah und die den Tagen derselben allerseits entgegengebracht wurden. Manches vaterländische Gemüth, sowohl der Feiernden als der Feier Zuschauenden ward, mehr als je, in diesen Tagen mit Wehmuth an die Trennung des Vaterlandes in den innersten Angelegenheiten erinnert und gab sich gern Trost in dem Gedanken, eine neue Säcularfeier könne die Segnungen der Wiedervereinigung der getrennten Brüder bringen. Vor der Hand mußte aber diese

Hoffnung noch vertagt werden. Da wo das Licht der christlichen Aufklärung noch nicht durchgedrungen, wo die symbolischen Bücher noch nicht ihre Geltung verloren und man in gutem, treuem Glauben das hinnahm, was diese und Luther als Heilswahrheit der Lehre Christi ihnen gerettet, gewährte das Fest der Erinnerung und des Dankes, in so fern bei der Hinweisung auf die geglaubten Irrthümer der zurückgelassenen Kirche und ihrer Anhänger die Liebe nicht verletzt wurde, eine sittlich-stimmende Erhebung, die der Katholik ganz in der Ordnung finden mußte und der er seine Achtung nicht versagen durfte, wenn er auch den zum Grunde liegenden Irrthum bedauerte. Aber es kam auch vielfach zu Tage, daß die Weisen im Lande des Wissens nicht wußten, wogegen sie kämpften, daß sie nicht nur keine Ahndung von dem Wesen der katholischen Kirche hatten, sondern auch, während sie gegen Wahn und Aberglauben mit Macht sich ereiferten, selbst Aberglauben und Wahn vertraten, indem abergläubisch auch der ist, dessen Wissen in religiösen Dingen mit dem übrigen Wissen in einem irrationalen Verhältniß ist. Die das Fest begleitenden und die ihr nachfolgenden öffentlichen Schriften gingen hier und dort weit über das Maaß jeglicher christlicher Nächstenliebe und Duldung hinaus und forderten andererseits zur Abwehr auf, die hier und dort zum erbitterten Angriff sich steigerte. Beides ward nicht wenig erleichtert durch den bei dieser Gelegenheit besonders hervortretenden grundverschiedenen Geist, von welchem das Fest beherrscht und in welchem das Andenken an Luther gefeiert ward. Priesen die Einen den Helden des Tages als den Mann, der zuerst ihnen evangelische Freiheit errungen, um sich zu immer höhern Lichtregionen des religiösen Erkennens emporzuschwingen, so waren die Andern nicht des Willens, den von jenem hinterlassenen Glaubensschatz zu mindern oder zu mehren und dadurch das innere Band des kirchlichen Vereins der Auflösung preiszugeben. Und als sie nun in verschiedenen Gegenden auf dem Wege gouvernementaler Veranstaltung die Union vollzogen sahen, glaubten die Ueberraschten mit dem wärmsten Eifer insbesondere für die Aufrechthaltung jenes Dogma auftreten zu müssen, für welches Luther ohne Unterlaß und mit seiner größten Kraft gegen seine Widersacher gekämpft und durch das er, nach der Trennung von der Kirche, in der Gemeinschaft des Leibes Christi verharren wollte. — Daß hier und da katholisches Glaubens-

gesindel, welches weder wußte, was lutherisch, noch was katholisch sei, und in der vermeinten Gleichheit aller Religionen, wenn nur die Moral gut sei, eine Duldung zu preisen gewohnt war, welche in ihrer vollkommnen Gleichgültigkeit gegen die höchste Richtschnur aller Religionen, alle Religion wesentlich aufhebt, — daß dieses seine Seite aus den nahen Festlichkeiten sich heraussehen und einen gewissen Antheil an diesen nehmen würde, durfte nicht unerwartet erscheinen, und mußte bei den aufrichtigen Katholiken der Unmuth wider sie größer sein, als die etwaige Mißstimmung über die Feier jener, welche das Fest betraf. —

Stolberg schrieb den 15. November an Kellermann: „Ich freue mich, daß das Reformationsfest vorübergegangen, und weniger Unheil mit sich geführt hat — wenigstens nach dem, was man itzt davon weiß —, als ich besorgte, wiewohl es an Tollheiten und Aergernissen nicht gefehlt hat, und gewiß Eindrücke zurückbleiben, die in dem Augenblicke, da man alle Deutsche in Eintracht zu vereinen wünscht, nicht günstig sind. Uebrigens hör' ich von mehren Seiten her, daß die Holter- und Polter-Vereinigung der beiden Hauptparteien bei ernsten Bekennern ihrer Confessionen großes Aergerniß gebe, und wahrscheinlich manche derselben unserer Kirche näher bringen werde. Indessen giebt es gewiß auch viele, die solchen Unsinn, wie N. gepredigt hat, schön finden. Aergerlich ist auch das Lob, welches vielen Katholiken in den Zeitungen gegeben wird, daß sie durch gefällige Gegenwart Theil an dieser Feier der Reformation genommen haben. Und die Straßburgschen Katholiken haben grade an dem Tage öffentlich Gott gedankt, daß die französische Constitution allgemeine Toleranz gewähre." — In diese Zeit fällt auch ein Schreiben Stolbergs an Perthes, in welchem er das Verhältniß der verschiedenen christlichen Religionspartheien und die Idee der Kirche kurz andeutet. „Das Bedürfniß einer Kirche wird von vielen tief empfunden, aber eine Kirche kann nicht sein, so lange jeder den Anspruch behält, sich in Glaubenssachen der Autorität der Kirche entziehen zu können. Warum sollte nicht ein protestantischer Christ in der Lehre vom Abendmahl calvinisch sein können und lutherisch in der Lehre von der Gnadenwahl? Luther und Calvin konnten beide irren und machten keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit. Daher hat es denn freilich nicht fehlen können, daß beide Partheien sich in viele Neben-

Partheien zerspalteten, bald so, daß sich ihre Verzweigungen miteinander verbanden, bald so, daß sie je mehr und mehr als wilde Ranken in die sogenannte natürliche Religion übergingen. Wo blieb nun die Idee einer vom Sohne Gottes gestifteten Kirche? Diese aber ist da und wird bestehen bis an das Ende der Tage, ob aber die anderen in sie zurückfließen oder in den Sand der Meinungen sich verlieren werden? — — Gott weiß es allein.“ —

Stolbergs Toleranz beruhte überall auf dem demüthigen und darum religiösen Vertrauen zur Weltregieruug Gottes und auf der festen Hoffnung, daß das, was Er zugelassen, was einmal historisch da ist und rechtlich besteht, Er auch schon weiterführen, alles schlichten und zu seinem bestimmten Ende führen würde. Wie sehr der Geist der religiösen Unduldsamkeit dem katholischen Stolberg fremd war, davon haben uns bereits mehre Stellen seiner Schriften und Briefe bestimmte Andeutungen gegeben; darüber legt das in Liebe und Treue bis an sein Ende festgehaltene Band mit seinen protestantischen Verwandten und Freunden Zeugniß ab, und später mußte der Angriff eines ehemaligen Freundes von keiner Seite ihn mehr zu gerechtem Unwillen empören, als von der des Vorwurfs seiner und seiner katholischen Freunde christlichen Unduldsamkeit; aber auch hier trat bald die Liebe in dem so liebreichen Gemüthe in ihre Rechte ein. Wer jahrelang in der Stolbergschen Familie zu verkehren das Glück hatte, vernahm im Umkreise derselben nie ein gehässiges confessionelles Urtheil, oder ein liebloses Wort, auch da nicht, wo der Religionsunterricht die Unterscheidungslehren der katholischen Kirche zur Sprache brachte. Hören wir ihn noch an einigen den Geist seiner religiösen Duldsamkeit bezeichnenden Stellen seiner Schriften. An dem mit Recht von ihm gerühmten Theodosius dem Großen, tadelt er die Härte des Gesetzes, in welchem er den Arianern bürgerliche Strafen androht.[1]) „Man mag sich wohl wundern, daß dieses Gesetz seiner vermeinten Milde wegen gerühmt; ja, daß diese Milde als feige Schwäche von einigen sei gerügt worden, weil der Kaiser nur drohete, nicht strafte. Als ob Drohung, und Schmach und Strafe Mittel der Ueberzeugung wären. Wer an Arianern, die sich doch auch für überzeugt hielten, solche Härte

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi XII, 477.

tadelt, darf sie an Katholiken nicht rühmen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Theodosius sich auf Verbot des öffentlichen Gottesdienstes der Arianer beschränkt hätte, ohne mit gewaltsamer Hand ins Gewissen der Irrenden eingreifen zu wollen, wozu kein Sterblicher ein Recht hat." — „Das deutsche Wort Ketzer ist ein gehässiges Wort," sagt er in den „Zwo Schriften des heiligen Augustinus von der wahren Religion," [1]) dessen Gebrauch von wahren Katholiken, das heißt, von solchen, die vom Geiste der Liebe sich beseelen lassen, in seltnen Fällen gebilligt wird...... Nicht der Irrthum macht den Häretiker (Ketzer), sondern der Stolz und die Halsstarrigkeit in seiner Wahl." Nachdem er die entsprechende Autoritätsstelle des heiligen Kirchenvaters übersetzt, fügt er der Uebersetzung hinzu: „Sind sie nicht unter die Ketzer zu rechnen, so gehören sie, obwohl sie ihres Irrthums wegen sich nicht äußerlich vor den Menschen zur katholischen Kirche bekennen können, dennoch dem Geiste nach, wegen der guten Beschaffenheit ihres Willens, ohne daß sie es selbst wissen, zu dieser Kirche. Alle diese, deren Zahl gewiß sehr groß ist, umarmen wir, nicht nur mit allgemeiner christlicher Liebe, sondern als wahre geistliche Brüder und Schwestern, die uns, als Kinder einer Mutter, nämlich der katholischen Kirche, näher verwandt sind, als sie selber wissen, mit vorzüglicher Liebe. Es thut uns wehe, sie des Gebrauchs der Sacramente, die ihnen fehlen, beraubt zu sehen, aber wir wissen, daß Gott, welcher das Herz ansiehet, jeden Mangel ersetzen kann." —

Sage man nicht, Stolberg vertrete hier einen Standpunct confessioneller Beurtheilung, welcher nur seinem liebenden Gemüthe, nicht auch dem Geiste seiner Kirche angehöre. Seine katholischen Freunde sprachen jenen in gleicher Weise durch Wort und That aus, wie seine geistesverwandten Glaubensgenossen ihn heute noch aussprechen. Hören wir unter andern die öffentliche Stimme eines geistvollen und eifrigen Vertheidigers seiner Kirche, des Aug. Nicolas: [2]) Ich zweifle nicht, und erkenne es mit inniger Freude an, daß es eine gewisse Anzahl von Protestanten gibt, welche, abgesehen von der Gnade der Taufe, durch

[1]) S. 271, 272. Vergl. Gesch. der Rel. Jesu Christi XIII, 81.

[2]) Ueber das Verhältniß des Protestantismus zu dem Socialismus, S. 66, nach der Uebers. von Dr. Herm. Müller.

die sie Christen geworden, dem Glauben an Jesus Christus, so wie sie ihn in der sie umgebenden Welt finden, anhangen, ohne die Scheinautorität, welche ihnen den Glauben prediget, zu prüfen, überdieß ohne die Erkenntniß und ohne die Möglichkeit der Erkenntniß der wahren Autorität der Kirche, welche die einzige Hüterin dieses Glaubens ist. — Der gute Glaube dieser frommen Seelen, welche Gott allein kennt, wird sie retten können; denn durch diesen guten Glauben gehören sie der Seele der Kirche selbst an; es sind Katholiken, die sich in den Protestantismus verirrt haben; ich erkenne sie als Brüder an."

Ueber die, welche einstens in dem Heidenthum aus der Finsterniß zum göttlichen Lichte des Erkennens emporrangen, urtheilte Stolberg viel günstiger, als über jene Zeitgenossen, welche aus dem vorhandenen Lichte die Dunkelheit des Heidenthums zu abstrahiren sich beeiferten. So lobpreisete er noch in seinen letzten Lebenstagen [1]) den Sokrates, dessen bescheidenes, ja demüthiges Forschen, verbunden mit glühendem Durste nach Wahrheit und Liebe, Gott, der die Wahrheit und die Liebe Selbst ist, mit Theilnahme an der Wahrheit und an der Liebe begnadigte, und freute sich der Stelle des heiligen Justinus des Märtyrers, in der es heißt: „Welche dem Logos gemäß lebten (d. h. dem ewigen Worte, dem Sohne Gottes, dem wahrhaftigen Lichte, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt) waren Christen, auch wenn sie für Atheisten gehalten wurden. Solche waren unter den Griechen Sokrates, Heraklit und andre." —

Wie er im letzten Viertel des 18. Jahrhundert sich seinen Freunden zur gemeinschaftlichen Vertheidigung des positiven Christenthums gegen deistische Ausebnung anschloß, sahen wir oben in Briefen an dieselben; so wie er an einzelnen Stellen seiner Schriften die sich darbietende Veranlassung benutzte, seiner Ueberzeugung zu diesem Ziele hin einen öffentlichen Ausdruck zu geben. Auch nachdem er katholisch geworden, legte er diese Waffen, welche die gemeinschaftliche Gefahr aller christlichen Confessionen oft schärfte, nicht nieder, aber, es blieben Waffen vielmehr zur Vertheidigung als zum Angriff, und nur ein einzigesmal war ihre Handhabung gegen eine bestimmte Persönlichkeit gerichtet, als Biester in der „Neuen Berliner Monatsschrift" im Jahre 1801 ihn

---

[1]) Büchlein von der Liebe 14, 15.

und seine Kirche in der lügenhaftesten Weise angegriffen hatte.[1]) Seine Religionsgeschichte und seine übrigen religiösen Schriften brachten es mit sich, daß er der abweichenden Lehre der christlichen Confessionen erwähnte; aber überall herrscht ruhige Hinweisung auf die Erkenntniß und ihre Quelle und bei entschiedener Bekämpfung des Irrthums und Hervorhebung der Wahrheit milde Beurtheilung der irrenden Brüder, kein Wort eines unfreundlichen, oder ungestümen Apologeten. Wäre ein polemischer Streitgeist in ihm gewesen, wir würden diesen insbesondere in der Beurtheilung Luthers und der Reformation wahrzunehmen Gelegenheit haben. Er schrieb 1809 an Perthes; „Ich habe Ihren lieben Brief mit der Ankündigung des vaterländischen Museums erhalten. Eine gewisse Stelle der Ankündigung wird vielen Katholiken, ach! nur zu vielen, anstößig sein. Mir ist sie es nicht. Die Reformation ging ursprünglich hervor aus reiner Absicht, und so versichert ich auch bin, daß Luther denen, die ihm zufielen, mehr nahm, als Menschen geben können, so erkenne ich doch die vielen und großen Vortheile an, welche denen, die katholisch blieben, aus der Reibung, dem Wetteifer u. s. w. hervorgegangen sind. Wider die Person Luther's, in welchem ich nicht nur einen der größten Geister, so je gelebt haben, sondern auch große Religiösität, die ihn nie verließ, ehre, werde ich nie einen Stein aufheben." Freilich hielt er es auch für Pflicht, wenn im Kreise seiner holsteinschen Freunde sich eine einseitige und befangene Verehrung Luthers kund gab, der Wahrheit zur Steuer, dem zu hellem Lichte die nothwendigen dunklen Charakterzüge zuzumischen; wie er andererseits, wenn ihm in Münster oder im Münsterlande von einzelnen Personen über Luther ein Urtheil entgegengebracht ward, mit dem verglichen Pallavicin's Tadel nahebei eine Lobrede auf Luther ist, genöthigt wurde, in das finstere Bild starke Schlaglichter zu werfen.[2])

---

[1]) S. Zwo Schriften des heil. Augustinus gegen das Ende.

[2]) Vernehmen wir auch hier jenem Urtheile Stolbergs zur Seite die Stimme eines Mannes aus der Gegenwart, welcher wie dieser, Luther und sein reformatorisches Werk unterschied. Nachdem Daumer: »Meine Conversion« S. 166 fgg. die lobens- und tadelnswerthen Züge im Charakter Luthers hervorgehoben, sagt er zum Schlusse: »Und so wollen wir den Mann beklagen, den eine böse Zeit beim besten Willen und achtungswerthen Character in eine so unruhige, peinliche Lage versetzte; wir wollen ihn ehren und lieben, wie er es seinem persönlichen Wesen

Wo immer Stolberg auf dem Gebiete der protestantischen Litteratur mit einem Werke von gediegenem wissenschaftlichem Geiste und christlich-frommen Gemüthe bekannt wurde, begrüßte er es mit Freude und die liebende Hoffnung rückte es ihm noch näher. So schrieb er an Perthes: „Ich freue mich, daß Sie Neander persönlich kennen gelernt haben. Alles, was ich von dem merkwürdigen Manne höre und lese, gibt mir einen hohen Begriff von seiner Gelehrsamkeit, seinen Gaben und seiner herzlichen Frömmigkeit. Möchte er seine Theologie, wo sie den Christen im Stiche läßt, fahren lassen! Sein Mißverständniß ist das Mißverständniß sehr vieler redlichen Protestanten, die auf Anbetung Gottes im Geiste dringen, aber um positive Wahrheit sich zu bekümmern nicht nöthig zu haben glauben und es nicht einsehen, daß es ja eigentlicher Zweck und Wesen der Kirche ist, die ohne sie Zerstreuten und Irrenden in ihren Schooß zu sammeln, und das kann sie doch nur, wenn sie sichtbar ist. Gott hat sich ohne Zweifel seine Zeit und Stunde vorbehalten, um auf einmal die aus der Erde emporsteigenden Nebel, welche den Blicken vieler noch das Heiligthum verbergen, zu zerstreuen. Es scheint sich manches, obschon von ferne, vorzubereiten." So gewährte ihm das Leben des heil. Bernardus von Neander einen besonders wohlthuenden Genuß, er schrieb mit großem Lobe darüber an Nicolovius in Berlin, erkundigte sich bei ihm nach seinen übrigen Leistungen an der Universität und nach seinem Alter, und schickte es nach Münster zu Bernhard Overberg. Als ich später der Lectüre halber zur Entlehnung an ihn gewiesen wurde, äußerte der gottselige Mann, er habe sich des Werkes voll frommen christlichen Glaubens sehr gefreut, nur an einigen Stellen könne man sehen, daß der Verfasser nicht Katholik sei.[1]) Daß Stolbergs freudiger Anerkennung alles

---

nach verdient und wie ich wenigstens stets thun werde; seine Lehre und sein Werk aber, das so unendlich tief unter ihm stand, wollen wir nicht hochstellen, und lobpreisen, sondern als das betrachten, was es war, ein Phänomen der Zerrüttung und Auflösung, als den Ausbruch einer Zeitkrankheit, an der er nicht Schuld war, die er nicht hervorbrachte, aber auch nicht heilte, die er vielmehr, indem er sie heilen wollte, nur förderte und zu ihrem eclatantesten und verhängnißvollsten Ausbruche brachte.

[1]) Die Bemerkung, daß hier von der ersten Ausgabe der Schrift die Rede ist, möchte nicht überflüssig sein.

Löblichen auf dem Gebiete der theologisch-wissenschaftlichen Erkenntnisse und der christlichen Lebensäußerungen anderer Confessionen sich nicht die Gefahr eines seinen Glauben abschwächenden Indifferentismus nahte, bedarf wohl keiner besondern Erinnerung. Wir theilen zum Belege dafür und um insbesondere seine Denkungsart über die sogenannten gemischten Ehen zu erfahren, in der Beilage E. einen Brief mit, in welchem er der Bitte eines Freundes um die Mittheilung seiner Gedanken über diesen Gegenstand entsprach. —

Auch wenn ein katholischer Schriftsteller wegen einzelner Stellen seiner Schriften mit Tadel ihn angriff, ließ er sich nicht in Polemik ein. Des Canonicus Fabritius „Spiegel eines Kirchenaufsehers" hätte ihm dazu Gelegenheit geboten. Er schrieb darüber im Jahre 1818 an Kellermann: „In diesem Werke scheint auch mir das, was er von der Erlösung sagt, bei weitem das Beste. Sie werden finden, daß er fast mit griechischer Polemik den Vorrang des Papstes angreift; das ist an sich Böse und itzt sehr unzeitig. — Meine Beleuchtung hat mich weder erleuchtet, noch versengt. Der Vorredner ist sehr bitter. Doch hat es mich gefreut, daß sowohl er als auch der Beleuchtende dem Unfuge der Neologen feind sind. Letzter hat sich aber auf Vieles gar nicht eingelassen und hat gut für solche als Sieger zu krähen, die meine Abhandlung nur durch ihn kennen. Möcht' ich ein Wort darüber verlieren, so würd' es nur sein, um die Leser zu bitten, nicht zu urtheilen, ohne meine Abhandlung gelesen zu haben. Aber alle Polemik, welche persönlich wird, ist mir siebenfältig verhaßt, da ich schon die bessere Polemik nicht liebe. Und doch wirft er mir Polemik vor!" Ueberhaupt war jener seit vielen Jahrhunderten dem heiligen Augustinus zugeschriebener Grundsatz: in magnis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas, auch ihm leitende Norm bei der Beurtheilung seiner katholischen Glaubensgenossen. Religionskriege war ihm über alles ein Gräuel. Ueber diese sich zu äußern gab ihm im Leben des heiligen Vincentius von Paulus die Erwähnung der Drangsale und Verheerungen, welche der 30jährige Krieg vor allen deutschen Landschaften auf Lothringen wälzte, Veranlassung. „Und diese Fackel des Kriegs," sagt er Seite 167, 168, flammte unter dem Vorwande der Religion, welcher viele täuschte, der Religion, die da, wo sie nicht das Herz erwärmt, wo sie nicht an

der Liebe zu Jesu Christo sich entzündet, sondern nur aus Aufwallungen der Phantasie das Herz berauscht, einen blinden Parteihaß auflodern macht, unter dessen Fahne alle Leidenschaften dienen, und aus der Hölle beseelt werden, wenn sie auch für den Himmel zu eifern wähnen." —

Von dem Vorwurf der sogenannten Proselytenmacherei ist Stolberg nicht ganz frei geblieben. Unermüdete Fischerei nach Glaubensbrüdern und geschäftiges Streben den protestantischen Adelsbund in Hildebrandschen Geistesfrohn zu verlocken, war auch der Gegenstand der von Voß und seinen wenigen Verbündeten wider ihn erhobenen lauten Anklage. Der ihn beseelende Geist der christlichen Duldung und die achtungsvolle Anerkennung confessionell gläubiger Protestanten als christlicher Mitbrüder geben schon der Erwartung einer unbegründeten Anklage Raum. Denen, die ihm nahe standen, zeigte sich nicht die geringste Spur, welche auf die Vermuthung jener Handlungsweise hingeführt hätte. Wenn einige Personen von Bildung auf dem Wege des Nachdenkens und innerer Erlebnisse für ihren gesuchten Seelenfrieden in dem angebornen protestantischen Glauben nicht völlige Beruhigung gefunden hatten, aber größere Sicherheit der christlichen Erkenntniß und mehr Gnadenmittel in der von ihnen erforschten katholischen Kirche erwarteten, und die innere Entscheidung eine bestärkende Rechtfertigung draußen suchte, wenn solche sich schriftlich, oder auch, nach erbetenem Besuch, persönlich an den vertrauensvoll wandten, der durch seinen Uebertritt und seine Schriften ihnen bereits bekannt und innerlich befreundet war; wer will es rügen, daß er diese nicht mit kalter Gleichgültigkeit von sich wies, sondern ihnen mittheilte von seinen eigenen innern Erlebnissen und der höhern ihm zu Theil gewordenen Begnadigung Gottes! Wie wenig ihn ein Bekehrungsgelüste selbst an seinen besten protestantischen Freunden anwandelte, mögen wir uns aus Folgendem merken. Der verehrungswürdige Weihbischof Caspar von Droste hatte im Verlaufe vieler Jahre an seinem geliebten und geehrten Freunde Perthes einen so innigen Glauben an Jesum Christum, an das Werk seiner Erlösung und eine so große Uebereinstimmung mit ihm in den Glaubenslehren der katholischen Kirche gefunden, daß er hoffte, eine weitere Belehrung würde ihn auf den Weg der Einkehr in diese Kirche führen, und so den Freund des ewigen Seelenheils

noch mehr gesichert zu sehen. Er bat daher Stolberg um bundesgenossenschaftliche Hülfe. In welchem Sinne dieser die Bitte aufnahm, sehen wir aus dem Schlusse seines Briefes an Kellermann vom 3. October desselben Jahres: „Ich bitte Sie," schreibt er, „den Brief an unsern Weihbischof ihm gelegentlich zu geben. Der liebe Mann schleudert mich, volentem nolentem, in eine Controverscorrespondenz mit dem guten Perthes hinein, der ich, weil ich nun einmal zum controversiren so wenig Lust habe, wie zum casuistiren, gern überhoben geblieben wäre." —

Wie immer, so brachte auch der November dieses Jahres seine besonders glückliche Tage in die Stolbergsche Familie. Die Geburtstage des Grafen und der Gräfin und ihres lieben Schwiegersohnes in dem nahen Brinke erhöhten die freudige Stimmung und belebten den gegenseitigen Austausch edler Gefühle. Nur Kellermann fehlte in diesem Jahre; doch abwesend war der Vermißte nicht. Stolberg erwiederte dem Glückwünschenden am 15. November: „Ich erhielt Ihren lieben Brief, bester Kellermann, als ich im Begriff war mit meinen Kindern nach Brinke zu gehen, wo wir des guten Xavers Geburtstag froh gefeiert haben. In wenigen Tagen so viele Geburtstage, — und bei allen fühlte ich Ihres Geistes liebevolles Wehen, und vermisse Ihre Gegenwart. Wie sehr! Und werde Sie vermissen, so lange ich lebe! So lange ich lebe mich aber von ganzem Herzen und von ganzer Seele freuen Ihrer Liebe, Ihres Gebetes, und des gesegneten Samens, den Gott so reichlich durch sie säete, von dem schon reife Garben in die Scheuern der Ewigkeit eingebracht worden." [1])

Adam Müller hatte, wie wir sahen, mit leisem Wunsch sich einen Aufsatz für seine Staatsanzeigen erbeten; auch Fr. Schlegel ersuchte in dieser Zeit Stolberg um seine Beihülfe für die beabsichtigte Concordia. Beider Bitten zugleich unerfüllt zu lassen, mochte er sich nicht entschließen, wiewohl er, nach dem gefaßten Beschluß, den Faden der Geschichte der Religion nicht weiter zu führen, seine Gedanken bereits auf eine neue mit dieser verwandte Arbeit gerichtet hatte. Er schrieb in dem oben erwähnten Briefe: „Ich habe einen kleinen Versuch über den Zeitgeist geschrieben, den ich vielleicht Fr. Schlegel für dessen Con-

---

[1]) Der Vater hatte seinen Franz und Christian im Sinne.

cordia, vielleicht Adam Müller für die Staatsanzeigen senden werde. Das kleine Ding ist mir, ich weiß nicht warum, schwerer geworden als irgend eine meiner vorigen Arbeiten, und ich habe sie ein paar mal aufgegeben und dann, auf Sophiens Andrang, wieder vorgenommen, und ich bereue es nicht, sie, wiewohl mit Schmerzen, geboren zu haben. Nun steh' ich alter wieder müssig in der elften Stunde meines Tages. Aber eine Arbeit über die heilige Schrift geht mir noch immer im Kopfe um, oder vielmehr, wie ich hoffe sagen zu dürfen, im Herzen."

Am 7. Dezember schrieb er an Kellermann u. A. über Freudenfelds, des Hauslehrers des Herrn von Romberg, Besuch: „Freudenfeld ist mir, auch meiner Frau und meinen Kindern sehr lieb geworden. Es ist eine zarte und edle Seele, in Reichhaltigkeit einfältig. Uns ward gleich wohl mit ihm und ihm mit uns. Es thut immer wohl, eine durstende Seele zu sehen, welche Gott tränket und dursten läßt, weil dieser Durst erst an der lebendigen Quelle, dort wo keinen hungert noch dürstet, soll gelöscht werden. — Uebrigens fand ich ihn vollkommen überzeugt. Eben so wenig als irgend ein Zweifel, ja noch weniger hielten ihn zeitliche Bedenklichkeiten bisher ab, den Schritt zu thun, zu dem er fest entschlossen ist, und den er gewiß bald thun wird, oder vielmehr gleich. Nur einige Aengstlichkeiten wegen der Beichte haben ihm bisher Unruhe gemacht; nicht Zurückhaltung oder Scheu, aber Furcht, sie nicht ablegen zu können, wie es vielleicht erforderlich sein möchte. Ich weiß aus Erfahrung, wie es einem so scheint, wenn man von seinem ganzen Leben Rechenschaft ablegen will, und immer besorgt, daß das Gedächtniß nicht treu sein werde, wenn auch das Herz treu sein will. Je lieber Sie in den wenigen Minuten, die er Sie sah, ihm geworden sind, desto weniger konnte und durfte ich unterlassen, ihn auf Sie zu verweisen, allerliebster Kellermann, welches Sie mir verzeihen müssen."

Im Januar 1818 kam Christian Friedrich Schlosser aus Frankfurt a/M. nach Sondermühlen, um die schon längst gewünschte persönliche Bekanntschaft mit Stolberg zu machen. Dieser schrieb hierüber an Kellermann: „Schlossers Besuch hat uns wahre und große Freude gemacht und ist uns allen sehr lieb geworden. Das ist ein vortrefflicher Mann!" — Ueber den Erwerb neuer Freunde ward ihm Blick und Herz für die alten Freunde nicht verengt. Er schrieb im Februar

an Nicolovius: „..... Es thut mir weh, daß Sie mir so wenig bestimmte Hoffnung geben können, Sie diesen Sommer mit treuer Liebe zu umarmen. Je älter ich werde, desto schmerzhafter ist mir jeder Aufschub. Die gute, freudige Hoffnung, die Sie erfüllt, möchte ich mir gern in gleichem Maaße aneignen können. Wenn ich nur erst sähe, daß die Feigenbäume Knoten gewönnen! Diese Naßkälte, diese windige Luft ist mir zuwider! Man ruht auf den Lorbeeren wie auf einer Bärenhaut; man spricht soviel von Einverständniß, und was greift man zusammen an, um es zu fördern? Ich möchte gern recht viel vom aufkeimenden Geschlecht mit Ihnen hoffen, herzliebster Nicolovius, aber wo junger Anflug gedeihen soll, da müssen hundertjährige Greise des Hains ihn gegen Sturm schirmen. Der freche Unglaube ist etwas beschwichtigt worden, aber unter dem Namen des mystischen wird die Religion gefährlicher gehöhnt, als sie durch offenbare Feindschaft angegriffen ward. Gott erhalte Sie in Ihrem schönen Wirkungskreise! Die vom Könige Ihnen gewordene Auszeichnung hat mich der Sache wegen gefreut, und in sofern wünsche ich Ihnen Glück dazu; wohl wissend übrigens, daß wer, nach Claudius schönem Wort, einen Stern auf der bloßen Brust trägt, der Ordenssterne nicht bedarf und sagt non mi bisogna e non mi basta." — Ueber seine fortgesetzte litterärische Beschäftigung geben uns die Briefe an Kellermann Mittheilungen. Der Aufsatz über den Zeitgeist war in dem ersten Hefte der Staatsanzeigen dieses Jahres erschienen. Kellermann und seine Freunde in Münster wünschten einen besondern Abdruck desselben, wozu Adam Müller die erbetene Erlaubniß gab. Stolberg schrieb: „Der Aufsatz ist eigentlich zu rhapsodisch, aber es ist mir unmöglich, ihm eine bessere Gestalt anitzt zu geben, da ich Kopf und Herz voll von der Schrift über die heilige Schrift habe, die mir gleichwohl nicht so von Statten geht wie die Geschichte der Religion. — Wofern Theissing den Zeitgeist, den ich gern in seinem Schmutze und in seiner Blöße dargestellt hätte, sauber will drucken lassen und correct, so ist es mir lieb." Theissing ließ aber um ein Mehreres für den Druck bitten. Stolberg antwortete einige Tage darauf: „Theissings Bedenklichkeit, einen Aufsatz nicht verlegen zu wollen, weil er klein ist, scheint mir sehr kleinstädtisch. Ungedruckte hab' ich nicht; da aber die Iris wohl itzt in meinigen Händen ist, so wie auch das vaterländische

Museum, so send' ich Ihnen, liebster Kellermann, mein Gespräch: Die Sinne und die kleine Abhandlung über die Sprache [1]. ..... Ich habe vor 4 Tagen mehr als 100 Bogen meiner Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift geschmordisirt. Es bestand die Arbeit nämlich schon aus 131 Bogen, von denen ich nur die 10 ersten behalten habe. Doch dienen mir die andern als Materialien, in denen ich noch manches Brauchbare zu finden hoffe. Mit — ich weiß nicht ob thörichtem oder gutem Muthe — ging ich gleichwohl sogleich wieder an die zum viertemal wieder vorgenommene Arbeit." — Im Anfange Mai war Kellermann einige Tage in Sondermühlen anwesend gewesen. Einige Tage nach seiner Rückreise schrieb ihm Stolberg: „Ich kann nicht, werde nicht, will auch nicht mich an Ihre Abwesenheit gewöhnen, liebster Kellermann! ..... Mit großem Interesse habe ich Kistemakers canticum gelesen, und mich da, wo ich anderer Meinung zuvor gewesen, von ihm überzeugen lassen; auch sonst manches darin gelernt. Wenn er doch mehrere solche Schriften über Propheten und Psalmen verfassen wollte, und auf deutsch! Uebrigens hat mir auch seine klare und saubere Latinität Freude gemacht. Ich bitte Sie, ihm gelegentlich zu sagen, wie lieb mir das Büchlein sei. Wie lieb aber Sie mir sind, bester Kellermann, das vermag ich mit Worten nicht zu sagen! Ora pro nobis! — Ihr alter Stolberg." —

---

[1] S. W. X, 265.



Vierzehnter Abschnitt.

Familienbesuch aus Holstein. Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift.

Des Mai's Erwachen war für Stolberg in diesem Jahre hoffnungsvoller und schöner als je; er sollte ihm ja die in verschiedenen Himmelsgegenden zerstreueten Seinen bringen, um sie alle vereint an sein liebendes Herz zu drücken. In den letzten Tagen des Monats kam an aus Schlesien seine älteste Tochter Marie Agnes und sein geliebter Eidam, Graf Ferdinand, und führten dem Großvater ein Häuflein von 8 Kindern zu; fast zu gleicher Zeit traf sein ältester Sohn, der Uhlanenmajor Graf Ernst von Wien ein. Von den Söhnen fehlte der Graf Cajus, welchen die Universitätsstudien in Berlin zurückhielten und der Graf Andreas, welcher, seit dem 18. September des vorigen Jahres mit der Gräfin Philippine Brabeck, der Braut seines seligen Bruders Christian vermählt, als Oberförster in Imgenbroich bei Aachen lebte und die nahe Niederkunft der Gattin erwartete. Stolberg sah sich umgeben von 11 Kindern, 11 Enkeln und 2 Eidamen. Am Ende Juni kam auch der theure Bruder, der Graf Christian aus Windebuy, aber diesesmal nicht begleitet von seiner sehr kränkelnden Luise. Bald nach seiner Ankunft kam die Kunde von der Erscheinung eines neuen Enkelchens. Die Gräfin Philippine war den 4. Juli glücklich von einem Söhnlein entbunden, und die Segnung des Verlobungsbundes des Reigenführers aller seiner Kinder, des Grafen Ernst mit der anwesenden Braut, der Tochter des Grafen Gallenberg, Wittwe des Grafen von Plettenberg, gewährte dem Vater die Hoffnung auf die weitere Vermehrung der Enkel. Zum freundlichen Besuche der Gäste kam auf einige Tage der allen bekannte und von allen geschätzte Kellermann herüber, darauf der Weihbischof von Droste, allen ein längst verehrter Freund. „Ich durfte kaum hoffen," schrieb Stolberg in dieser Zeit an Fouqué, „diese große Freude noch zu genießen." Manche stille und laute Thräne des himmelwärts gewendeten Dankes entrann während dieser Tage den Augen Stolbergs und seiner Gattin, und, wie der Graf Christian später schrieb, eine schonende Verhüllung der nahen Zukunft verbarg es dem glücklichen Familienkreise, daß die-

ses ein letztes Wiedersehen, und der, um den sich alle versammelten, der zuerst sie verlassende sein würde. Den großen Familienfesten folgte noch eine schöne Nachfeier. Als Stolberg im Anfang August seine Geliebten wieder heimkehren sah, war sein in diesem Sommer als Staats- und Cabinetsminister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten für den preußischen Staatsdienst gewonnener Neffe, Graf Christian Günther Bernstorf auf dem Wege zum Aachner Congreß und besuchte den besonders verehrten Onkel auf mehre Tage in Sondermühlen, dem er in seiner ganzen Erscheinung so auffallend ähnlich wesete. Bernstorf bewährte fortan die Charaktergröße und die Talente, welche er selbst und seine Familienvorfahren den Staatsinteressen Dänemarks gewidmet hatten, auf seiner neuen und größern Laufbahn mit allseitiger Anerkennung; selbst der gestrenge Schlosser gibt ihm in seiner Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts das Zeugniß, daß er allein unter allen europäischen Ministern seiner Zeit Ehrlichkeit und Sinn für wahre Freiheit mit Politik und diplomatischer Geschicklichkeit zu verbinden verstanden habe. Dem abgereisten Bruder folgte bald die Schwester und ihr Gemahl, der Graf Cai Reventlow nach und flochten in Sondermühlen noch schöne Herbstblumen in den Freudekranz des Sommers. — Ueberraschend und unerwartet war die Erscheinung des katholischen Pastors Pappenheim aus Schwerin, welcher auf seiner Reise in seiner westfälischen Heimath den 1. September den Grafen Stolberg in Sondermühlen aufsuchte, um ihm persönlich einen Brief des Prinzen Adolf von Mecklenburg zu überreichen.[1]) Der sich dort einen Tag aufhaltende Pastor theilte mit, der Prinz sei mit 15 Jahren durch leichtfertige Aeußerungen der Prediger über die Gottheit Christi in Zweifel gerathen. Diesen Zweifeln sei er nachgegangen auf verschiedenen Wegen, aus denen sein frommes Gemüth und seine Treue hervorleuchteten, bis Gott ihn zur Ueberzeugung geführt habe. Stolberg gab ihm folgendes Schreiben an den Prinzen mit:

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr!

Ew. Durchlaucht sehr gnädiges Schreiben vom 5. Juni, welches ich so eben aus den Händen des würdigen Herrn Pastors Pappenheim erhalten habe, beschämt mich so sehr, wie es mich erfreut. Von

---

[1]) Siehe Beilage F.

ganzem Herzen wünsche ich Ew. Durchlaucht Glück zu dem Lichte, das Ihnen aufgegangen, und zu der Treue des Herzens, mit welcher Sie, gnädigster Herr, diesem Lichte gefolgt sind. Diese Treue ist eine Gnade Gottes, welche Ihnen für mehr Gnade bürgt, die der Allbarmherzige denen schenkt, welche der ersten treu bleiben. Ich kann aber nur mit Beschämung sehen, daß Ew. Durchlaucht meiner Geschichte der Religion Jesu Christi die Ihnen von Gott geschenkte Ueberzeugung zuschreiben wollen. So wie im Reiche der Natur Gott einem kleinen Samenkörnlein, das er auf guten Boden fallen läßt, überschwengliches Gedeihen gibt, so und noch viel mehr thut Er es im Reiche der Gnade.

Er wolle Sie, gnädigster Herr, je mehr und mehr begnadigen, und Sie darauf in das Reich Seines lieben Sohnes, das dieser am Kreuze den Seinigen erwarb, aufnehmen. Ich bin mit tiefster Ehrfurcht u. s. w." —

Fouqué's und seiner Gemahlin Caroline Muse war in den letzten Jahren sehr angestrengt, den litterärischen Markt Deutschlands zu bereichern. Da das Gefühl der Freundschaft Stolberg die Pflicht auflegte, die zugesendeten Werke und dem Freunde sein Urtheil darüber abzugeben, so mochten diese Zusendungen ihm zuweilen etwas zu rasch einander zu folgen scheinen, um mit völliger Sicherheit die Verwendung seiner Zeit für die übrige Tagesordnung und insbesondere für seine eigenen ernstern schriftstellerischen Arbeiten beherrschen zu können. Daher war er einige Mal genöthigt worden, den Freund wegen verzögerter Antwort um Verzeihung zu bitten und seinen Unwillen über sich selbst wegen langen Schweigens ihm als Opfer der Sühnung darzubringen. Ein besonderer Grund der Verzögerung machte sich diesmal im September geltend. Wir sehen aus seiner Darlegung, wie er zarte Freundschaft mit aufrichtigem gewissenhaften Tadel des Freundes zu vereinigen suchte und das ästhetische Wohlgefallen seiner Werke nur von der Erfüllung der Gesetze einer strengen Sittlichkeit bedingt sein lassen wollte. Er schrieb ihm den 23. September u. A.: „..... Aber wie konnte ich, nach einem solchen, dazu von schönen Geschenken begleiteten Briefe, so lange stumm bleiben?

„Verzeihen Sie mir dieses Stillschweigen! Verzeihen Sie mir die Ursache dieses Stillschweigens! Zu meiner Beschämung will ich Ihnen

unumwunden beichten. Ich war verlegen, Ihnen meine Meinung über Ihren Hermann und über die Heldenspiele zu sagen. Wären diese Gedichte Werke eines anderen, so würde ich sie mit gutem Gewissen loben, weil viel Schönes darinnen ist. Aber als Gedichte meines Freundes Fouqué, der den Zauberring und Corona und die Undina und Sintram und so vieles, was das Siegel der Unsterblichkeit an der Stirne trägt, gedichtet hat, genügen sie mir nicht. Durch viele schöne Stellen, die darin vorkommen, nähren sie das Interesse des Lesers, aber sie entflammen ihn nicht, und geben ihm nicht die höchst lebendige Unterhaltung, die man in Ihren Werken zu finden gewohnt, daher zu fordern berechtigt ist. Sollte das nicht daher kommen, liebster Freund, daß Sie diese Gedichte componirten, weil Sie sie componiren wollten, da Sie hingegen Ihre anderen Gedichte, Früchte einer höhern Begeisterung, dichteten, weil Sie sie dichten mußten, gedrungen vom poetischen Geist? Aber auch die Sprache ist weder so edel noch so correct, und die Verse nicht so harmonisch, wie man von Ihnen erwarten müßte. In vollem herzlichen Vertrauen erkühne ich mich zu dieser Kritelei, theils weil ich eifre für Ihren Ruhm, theils weil es, bei einsinkendem Geschmack der Deutschen, der uns mit Barbarei bedroht, sehr wichtig ist, daß die wenigen noch stehenden Säulen des Musentempels nicht sich erschüttern lassen. .....

„Und nun noch Ein Wort, mein ungesehener, mir doch sehr werther Freund, den ich lieber zu einer augenblicklichen Ungeduld reizen, als es fehlen lassen möchte an Vertrauen in ihn. Ich weiß, Sie haben die Absicht, unsern Zeitgenossen und der Nachwelt Tugend und Christenthum — ohne welches keine wahre Tugend ist — an's Herz zu legen. Und, wie schön erfüllen Sie oft diesen Beruf! Aber Sie nähren zu sehr die Eitelkeit falscher Ehre in den Lesern, besonders in der ohnehin so gern die Ehre — das heißt menschlichen Beifall — als das höchste Ziel suchenden Jugend. Sie geben Ihrem Helden eine Reizbarkeit des Selbstgefühls im Puncte der Ehre, welches oft der belebende Hauch Ihres ganzen Thuns wird. Das thut mir weh in Absicht auf Sie und in Absicht auf die Leser. Von einem christlichen Dichter müßte man immer sagen können, was Klopstock von Linus sagt:

Linus
Liebte vor allen den Menschen mit jenem Maaße zu messen,
Mit dem Deine Weisheit ihn mißt, Wort Gottes, Du Urquell
Jedes höhern Gedankens und jeder bessern Empfindung!

„Auch der Dichter, als solcher, gewinnt, wenn er von diesem Gesichtspunct ausgeht. Liebe ist der Mittelpunct, aus welchem alles, was wahrhaft schön und edel ist, in geraden und leuchtenden Linien ausgeht.

„Soll ich um Verzeihung bitten, liebster Freund? Mein Herz drängte mich, einen Brief, welchen ich gestern an Sie geschrieben hatte, zu zerreißen, weil er mir nicht Genüge that, und dem Vertrauen, das ich in Sie setze, nicht genug entsprach. .....“

Als Stolberg dieses niederschrieb, erwartete er die nahe Ankunft des Professors Langenbeck aus Göttingen. Ein ganz kleines, kaum zu bemerkendes Gewächs unter seinem linken Auge, welches während 7 Jahren nicht merklich zugenommen hatte, nahm im Anfange Septembers auf einmal sehr zu. Aerzte und Wundärzte achteten es nicht, niemand hatte Ahnung der Gefahr. Bei einem Besuche in der Nachbarschaft traf er hier, durch ein scheinbares Ungefähr, den ihm ganz unbekannten, sehr geschickten Arzt Lapaix, welcher ihn aufmerksam auf die nahe Gefahr machte und erklärte, daß eine, nur durch die geschickteste Hand vorzunehmende Operation durchaus nothwendig sei. Die Gräfin berief alsbald den höchst geschickten Professor Langenbeck aus Göttingen. Dieser, ebenfalls von der Nothwendigkeit der Operation überzeugt, entschloß sich zu ihr und führte dieselbe den 25. September mit einer Sicherheit, Behändigkeit und man möchte sagen mit einer Andacht aus, die ihm die dankbare Verehrung des Duldenden erwarben, so wie dessen ruhige Ausdauer, ja freundliche Gelassenheit dem tief mitempfindenden Meister hohe Bewunderung einflößten. Der Erfolg war ein vollkommen erwünschter. Die Wunde heilte bald, nur trug er das Auge noch einige Zeit im Verbande; nach einigen Tagen scherzte er im Kreise der Seinigen mit verbundenen Augen über das Diadem, das ihn, nach dem französischen Sprichworte: »Au royaume des Aveugles le borgne est roi«, zum Könige mache. —

In dieser Zeit ging Stolbergs schon lange genährter Wunsch, den Professor M. Sailer in Landshut (1751—1832) den durch Schrift

und Wort und persönliche Anregung um die katholische Kirche in Deutschland, insbesondere in Baiern und Schwaben, verdienstvollen Priester persönlich kennen zu lernen, in Erfüllung. Schon seit vielen Jahren war der vortreffliche Mann sowohl von denen, welche in ihrem furchtsam befangenen und enggepreßten Gemüthe für die Elasticität seines Geistes und seine tiefe Seeleninnigkeit kein Verständniß finden konnten, verkannt, als er seichten Aufklärern der Zeit, weil er Wahrheit, Licht und Leben der katholischen Kirche in seinen Umkreisen zu verbreiten eifrig bestrebt war, ein gehässiger Stein des Anstoßes gewesen war. Als Perthes auf seiner Reise im südlichen Deutschland zu seiner Verwunderung mißstimmige Urtheile über ihn zu vernehmen Gelegenheit fand und sich an Stolberg näherer Auskunft halber wendete, antwortete dieser ihm: „Ich weiß wohl, daß und warum Sailer bei einigen strengen Katholiken im Verdacht steht. Zum Theil macht der Verdacht ihm Ehre, zum Theil hat er sich ihn selbst durch eine gewisse angenommene Manier zugezogen, diese aber legt er schon seit einigen Jahren mehr und mehr ab. Er hat sich um Erhaltung lebendiger Religiösität in Baiern und früher in Schwaben in hohem Grade verdient gemacht; angefochten von Zeloten und verfolgt von Illuminaten, ist er, sichtbar von Gott gesegnet, den graden Weg fortgegangen." Sailer kam im October nach Münster, wohin ihn seine allgewinnende, liebevolle Freundlichkeit und sein geistvolles Wesen im Empfangen und Geben begleitete. Gerne willfahrte er dem durch den Domprediger Dechant Brockmann ausgesprochenen Wunsche seiner zahlreichen Verehrer, von ihm in der Domkirche das Wort Gottes verkündigt zu hören. Am Sonntage, den 25. October, erbaute er im vollgedrängten Gotteshause mit einer tief in das christliche Leben eingreifenden Rede [1]). Am folgenden Tage reiste er, von Kellermann begleitet, nach Sondermühlen, wo er eine Woche im Schooße der gräflichen Familie weilte. — Am 14. November schrieb Stolberg an Kellermann u. A.: „Ich wußte es, daß Ihr freundlicher und liebevoller Geist mich am 7. umschwebte, geliebtster Kellermann, und so sehr ich auch Ihre persönliche Gegenwart vermißte, that mir doch die Nähe Ihrer Liebe und Ihres Segens innig wohl. Und dieses Wohlsein brachte mir Ihr lieber, gestern er-

[1]) Sailers S. W. XXXIII, 169 fgg.

haltener Brief wieder recht nahe an's Herz. Der Hoffnung, Sailer in diesem Leben wieder zu sehen, möcht' ich nicht gern entsagen; aber freuen wollen wir uns doch herzlich, wenn er zum Bißthum von Regensburg bestimmt wird, wo er den Einfluß in Baiern nicht verliert. Der Mann ist mir im hohen Grade lieb geworden. — Freudenfeld schreibt mir, er sei Professor der Philosophie in Bonn geworden. Ich hätte ihn lieber in Braunsberg gesehen. Er meint es redlich, Gott wird ihn bewahren! Leben Sie wohl, liebster, bester Kellermann. Von ganzem Herzen und von ganzer Seele Ihr alter, itzt noch einäugigter Freund." — Am 24. November ward die Vermählung des Grafen Ernst mit der Gräfin Plettenberg vollzogen. Einige Tage darauf schrieb Stolberg einem Freunde von dieser Verbindung: „Sie verschönt als ein neuer schöner Stern am Abendhimmel meines Lebens das Familiengestirn." —

Mit dem letzten Tage des Decembers beschloß die Vorrede zu dem ersten Bande der „Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift" seine Jahresarbeit. Da er in dem vorhergehenden Jahre an der Religionsgeschichte zu arbeiten aufgehört hatte, der letzte, der fünfzehnte Band, derselben im Anfange dieses Jahres erschienen und von verschiedenen Seiten ihm und seinen Freunden der Wunsch geäußert war, er möchte dieses Werk nicht als beschlossen ansehen, so hielt er es für geziemend, von dem Verfahren, zu einer neuen Arbeit zu schreiten, ohne die früher angefangene vollendet zu haben, öffentlich Rechenschaft abzulegen. „In meinem 69. Jahre", schreibt er u. A. in der Vorrede, „dürfte es mir leicht werden mich zu entschuldigen, ja mich zu rechtfertigen, wenn ich unter stillem Schatten des Alters die Feder von mir legte, um desto ungestörter mich auf die Reise vorzubereiten, die uns allen dereinst, mir nahe bevorsteht. Da ich aber die schriftstellerische Laufbahn noch nicht verlasse, sondern vielmehr den ersten Band eines neuen Werkes an's Licht sende, so möchten wohl manche, nicht ohne Schein des Rechtes, mich des Leichtsinns oder des Wankelmuts zeihen, daß ich, vom unvollendeten zu einem neuen Werke schreite, dessen Vollendung wohl einige Jahre erfordern dürfte, also zweifelhaft scheinen muß.

„Ich meine weder den herben Vorwurf des Leichtsinns, welcher der Jugend zum Tadel, grauen Haaren aber zur Schande gereicht, noch

auch die Rüge des Wankelmuts, wiewohl dieser nicht selten der Schwäche des Alters beiwohnt, zu verdienen. Es ist ein Unterschied zwischen Arbeit und Arbeit. Der greise Landmann, der seinem Sohne das väterliche Erbe einräumt, dessen Bau ihm zu schwer wird, übergibt sich darum nicht der Trägheit, er greift nur desto frölicher zu Beschäftigungen, welche sich den Kräften seines Alters eignen, beschränkt sich etwa auf Pflege des Gartens.

„Die Verfassung der Religionsgeschichte begann meine Kräfte zu übersteigen, und dieses Mißverhältniß hätte in schneller Fortschreitung zunehmen müssen, da zugleich das Alter mich schwächt, und der Gegenstand meiner Arbeit, wegen zunehmender Verbreitung der Kirche, auch mannigfaltiger, weltlicher und kirchlicher, mit jedem Jahrhunderte sich immer mehr ineinander schlingender Verhältnisse, zu behandeln immer schwerer ward. Dazu kommt noch, daß das Nachschlagen vieler, in verschiedenen Sprachen geschriebener, mit verschiedenen Buchstaben gedruckter Bücher mir die Augen so schwächte, daß sie mir bald den Dienst würden versagt haben. Endlich fehlte es mir auch oft an den Quellen, welche für den kirchlichen Geschichtschreiber nach dem Tode der großen Kirchenväter seltner und trüber werden, und mit denen ich weder selbst hinlänglich versehen bin, noch auch die, manchmal zu einzelnen Anführungen nothwendigen Bücher aus großen Bibliotheken mir würde haben verschaffen können, ohne die Güte zu mißbrauchen, mit welcher mir aus diesen Schätzen zu schöpfen vergönnt wird.

„Ganz anders verhält es sich mit der Arbeit, welche mich itzt beschäftigt. Gleich jenem bejahrten Landmanne, der statt seiner großen Felder nun den Garten bauet, beschränke ich mich auf das Paradies der heiligen Schriften. Aus der Quelle göttlicher Kräfte schöpfend, welche diese darbieten, verjünge ich mich in ihrem geweiheten Schatten, labe mich an dem Dufte ihrer unverwelklichen Blumen, und nähre meinen Geist mit den Früchten ihrer Lebensbäume. Hier sammle ich den Stoff zu Betrachtungen und Beherzigungen, die ich meinen Lesern mittheile, mit dem Wunsche, daß der lautre Honig nicht verfälscht werde durch das Gefäß, in welchem ich ihn darbiete."

Wie die Geschichte der Religion Jesu Christi ist auch dieses Werk zunächst seinen Söhnen und Töchtern gewidmet. „Ich möchte gern", sagt der Anfang der Zuschrift, „meine herzgeliebten Kinder, die Ihr

meine Hoffnung und meine Freude seid noch am tiefeingesunknen Abende meines Lebens, eh' ich, wie ich durch die Erbarmungen Gottes in Jesu Christo hoffe, von Ihm geleitet durch das dunkle Thal hinwalle, mich mit Euch unterhalten von diesen Erbarmungen, die Er durch Seinen Sohn uns erwiesen, und durch Seinen heiligen Geist uns offenbaret hat." —

Im XVI. Abschnitt: „Eigenthümlichkeit der heiligen Schrift", legt er besondern Nachdruck auf die Nothwendigkeit des Lesens der heiligen Schriften und sagt u. A. hierüber: „..... Ich müßte ein besonderes Buch schreiben, wenn ich alle Zeugnisse der heiligen Väter und berühmten Kirchenlehrer anführen wollte für die Nothwendigkeit der Lesung der heiligen Schriften, vom heiligen Ignatius an, Bischofe zu Antiochia, der ein Jünger der Apostel war, und für die Lehre Jesu von wilden Thieren zerrissen ward, bis auf den großen Pabst Pius den sechsten, der als Bekenner und Gefangner in unsern Tagen den Geist aufgab, und an den Abt Martini, ehe dieser Bischof zu Florenz ward, also schrieb: „Du denkst sehr richtig, wenn du glaubst die Gläubigen zum Lesen der heiligen Schriften ermuntern zu müssen, denn sie sind die lautersten Quellen, die allen offen stehen müssen, um daraus sowohl die Reinheit der Sitten als auch der Lehre schöpfen zu können."

„Und welcher deutsche Katholik wird sich nicht freuen, daß itzt, in den Tagen Pius des siebten, welche Gott verlängern wolle! unsers heiligen Vaters, der, gleich seinem eben genannten Vorgänger, ein Bekenner Jesu Christi, in Banden seiner Feinde war, und den wegen seiner erleuchteten Weisheit und evangelischen Milde die ganze Christenheit verehrt, wie sie seinen Heldenmut bewunderte, welcher deutsche Katholik, sag' ich, wird sich nicht freuen, daß itzt in Rom, unter seiner väterlichen Obhut, eine neue deutsche Dolmetschung der ganzen heiligen Schrift angefangen wird, deren Vervielfältigung und Verbreitung unsere Bischöfe mit Eifer betreiben werden, auf daß keine katholische Hütte hinfüro gefunden werde unter uns, in welcher nicht leuchte das heilige Licht des göttlichen Worts, das der heilige Sänger „seines Fußes Leuchte und ein Licht auf seinem Wege" nennt!" —

Im October dieses Jahres hatte Niebuhr von Rom aus seinem Freunde Friedrich Perthes, welcher eine Sammlung der Schriften der

Brüder Stolberg zu veranstalten beabsichtigte, zugerufen: „Friedrich Stolberg wird eine unbefangene Nachwelt mit Ihnen und mir sehr hoch stellen!“ Im Juli 1816 war Niebuhr zu seinem Gesandtschaftsposten von Berlin abgereist. Auch von Rom aus blieb er mit Stolberg im Briefwechsel und bewahrte ihm dort und jenseit seines Grabes ein hochachtungsvolles Andenken. Seine im Herbste 1826 zu Bonn uns gethanen Aeußerungen über den Verstorbenen und die eifrige Nachfrage über seine letzten Lebensjahre waren Belege für die ausgesprochene Anerkennung einer sittlichen Größe des Mannes, wie man sie auf dem Lebensgange an einem zweiten nicht leicht wieder antreffen würde. Schon vor seiner Entfernung aus Deutschland hatte Niebuhr den Muth, mit seinen Ueberzeugungen in den deutschen Verfassungsangelegenheiten sich catonisch allein zu setzen, öffentlich dargethan, und der geringen Zahl jener Zeitgenossen angehört, welche Einsicht nahmen von den nothwendigen Vor- und Beiwerken, die allem Verfassungswesen zum Grunde liegen und ihm zur Seite gehen müssen, wenn dieses mehr wie eitler Wortschaum und gar nicht, oder einseitig befriedigende Veranstaltung sein sollte. „Die Constitutionsfabriken scheinen wieder Absatz zu bekommen; die Arbeiter liefern aber immer eben so schlechte Waare, als vor einigen Jahren, da sie sich ganz in Mißcredit brachten. Das Erste und Wesentlichste ist, daß eine Nation männlich, uneigennützig und edel sei. Ist sie das, so werden sich freie Gesetze allmälig von selbst bilden und Bestand haben. Mit den constitutionellen Formen bei einer schlaffen und thörichten Nation kommt nichts heraus. Was hilft die Wahl von Repräsentanten, wenn es an Männern fehlt, die fähig sind, das Volk zu vertreten? Jenes ist die Wurzel, dieses die Frucht. Hat noch je ein Mensch reife und gute Früchte von einem Baume gepflückt, der keine Wurzel hatte? Darauf arbeite jeder Einzelne und jede Regierung zuerst hin, sich selbst und das Volk wahrhaft kräftig, männlich, einsichtig und uneigennützig tugendhaft zu bilden. Durch Formen dieses bewerkstelligen zu wollen, ist soviel als die Pferde hinter den Wagen spannen und meinen, sie werden so eben so gut den Wagen ziehen können.“ Ferner wies er gemeinschaftlich mit dem Herrn v. Vincke darauf hin, daß die bürgerliche Freiheit und öffentliche Wohlfahrt um vieles mehr gesichert sei in den aus dem vaterländischen Boden entsprungenen Formen der Verwaltung, als in einem constitu-

tionellen Gerüste, selbst wenn dieses aus den Elementen der brittischen Verfassung aufgebaut sei. Mit welchem Unmuth Herr v. Stein und er während seines Aufenthalts in Rom und nach seiner Rückkehr auf die alles zerrüttenden Gesetzgebungen der deutschen Staaten blickten, sehen wir aus den Briefen und Gutachten des erstern im 5. Bande seines Lebens und aus den Briefen des letztern. — Niebuhrs Verhältnisse zum päpstlichen Hofe gestalteten sich von seinem ersten Auftreten an sehr erwünscht. Der alte Papst Pius VII., vor dessen Charakter er eine wahre Ehrfurcht hegte, nahm ihn mit ausgezeichnetem Wohlwollen auf, und bewies ihm dasselbe fortdauernd; auch mit dem Staatssecretair Consalvi, den er für einen der feinsten Staatsmänner hielt, war es stets in angenehmen Verhältnissen. Nach seiner Ankunft in Rom hatte Stolberg ihn grüßen und erinnern lassen, dort piano vorwärts zu gehen; aber diese Erinnerung that nicht noth. Daß noch mehrere Jahre hingingen, ehe zweckmäßige Instructionen für die Concordatsunterhandlungen von Berlin ankamen, war für ihn eine ruhmlose diplomatische Muße, für welche ihm selbst seine gelehrten Forschungen und seine Bearbeitung der römischen Geschichte keinen befriedigten Ersatz gewährten. Er schrieb den 22. Januar 1817 an Nicolovius u. A.: „Haben Sie die Güte Stolbergs Gruß mit der Versicherung zu erwidern, daß ich es am piano gehen nicht ermangeln lassen würde, wenn auch nicht der gänzliche Mangel aller Instructionen mich unfähig machte einen Fuß vorwärts zu bewegen. Ueber dieses Elend kann ich mich nicht trösten, da ein in jeder Hinsicht so günstiger Zeitpunct versäumt wird. Der Pabst ist zu allem Billigen geneigt und erbötig: man kann sich nicht klarer darüber äußern als er es noch neulich in einer langen Unterredung gegen mich gethan hat. Wir sind politisch sehr wohl gesehen: und meine Persönlichkeit ist gewiß den Geschäften nicht im Wege. Die Dedication meiner hier entdeckten Ciceronianischen Fragmenta an den Pabst, die er seit voriger Woche in der Handschrift erhalten, hat dem liebevollen alten Greise sehr gefallen; und man erzeigt sich mir wirklich über Erwarten in den Geschäften gefällig. Denn daß man von einem protestantischen Gesandten Ergänzungen zu mangelhaften geistlichen Attesten annimmt, ist doch alles Mögliche.“ —

Fünfzehnter Abschnitt.

Stolbergs letztes Lebensjahr. Friedrich Heinrich Jacobi's Tod. Voßens Schmähschrift gegen Stolberg. Der Schwanengesang und das Büchlein von der Liebe. Seine letzten Lebenstage.

Der Graf Stolberg spann in dem neuen Jahre den Faden der Betrachtungen und Beherzigungen über die heilige Schrift weiter fort; und wie dieser seine goldenen Einschläge selbst in das für ihn so bewegte und ereignißreiche vorhergehende Jahr gefügt hatte, so geschah dieses nun noch mehr in die zurückgekehrte Stille des Hauses bei der Rück- und Vorschau auf seine Lebenszeit. Enthielten doch jene Betrachtungen und Beherzigungen die heiligen Bücher des Volkes Israels und die aus ihnen hervorleuchtenden göttlichen Führungen seines auserwählten Volkes und der zu seiner Führung von Gott erleuchteten Männer, deren Geschichte wie den Einzelnen so den Völkern zum Spiegel dienen sollte, sich selbst und die Wege Gottes darin zu erkennen. Was er vor elf Jahren aus der Geschichte jenes Volkes als allgemeine moralische Wahrheit herausnahm [1]), hatte er schon in seinem vorhergegangenen Leben erfahren; und nun beherzigte er mehr wie je als persönliche Wahrheit, was er neuerdings schrieb [2]): „Gott ist immer anbetungswürdig in Seinen Wegen, und scheint uns auch oft als wandle Er einher gehüllt in Nacht, so werden uns doch oft Seine Fußstapfen sichtbar, das heilige Dunkel Seiner Rathschläge wird, nach deren Vollbringung, oftmals uns enthüllt, und desto herrlicher uns enthüllet, je unbegreiflicher Sein Thun uns erschien. — Diese Erfahrung wird jeder an sich selbst bewähren, der mit frommem Sinn auf die Folge der Ereignisse seines Lebens Acht gibt. Auch der unbefangene Beobachter früherer und der von uns erlebten Weltbegebenheiten wird sie bewähret finden. Wer, ohne den Blick auf die Vorsehung, die Geschichte der Völker liest, der wandelt ohne leitenden Faden in Labyrinthen der Zeit, so wie derjenige in Labyrinthen des Raumes irre gehet, dem die schöne, herrliche Natur nicht als Offenbarung

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi III, 208.

[2]) Betracht. und Beherz. I, 262 fg.

Gottes an's Herz spricht. Was wir ohne Beziehung auf Gott ansehen, das ist des Blicks, den wir darauf werfen, nicht werth. Wir selbst ja „leben, regen uns, und sind in Ihm", wir mögen wollen oder nicht; selig wenn wir g e r n „in Ihm leben, uns regen und sind!" Was Stolberg einst [1]) der Fürstin Gallitzin sang:

„..... Du weißt es, nicht vergebens
Weilt der Pilger dieser Zeit;
Jeder Tag des Erdelebens
Blühet für die Ewigkeit. —"

D a s war auch sein Wissen und seines Lebensganges Ziel. Schon längst war dieser nicht mehr ein mit öffentlichen Staatsämtern bekleideter. Man begleitete seine Schritte nicht mehr mit Aufmerksamkeit auf dem Wege des Gesandten an die Höfe der Großen, auch berieth er nicht die Staatswohlfahrt im Cabinete derselben, noch weniger reizte er das Interesse für seine Persönlichkeit durch die Theilnahme an dem Drama der öffentlichen Kammerdebatten; aber nichts desto weniger war er in seiner stillen Einsamkeit ein öffentlicher Charakter und ein wirksamerer Pfleger des wahren Wohles der Menschheit und des Staates, als mehrere Schrift- und Wortführer über die schwebenden Staatsangelegenheiten des Tages zusammengenommen. An Staatsformen können wir ja nur flicken, das gründliche Bessern an uns selbst ist unserer sittlichen Freiheit anheimgegeben, und diese Arbeit reicht viel weiter aus.

Stolbergs Familienleben stellte das christliche und wahrhaft deutsche Haus dar und in der Hütung und Pflege der überlieferten Sitte wurden die Grundpfeiler des deutschen Volksthums gehütet und gepflegt. Daher die wohlthuende und ohne Zweifel oft nachhaltende Empfindung jener, welche aus der nahen Umgebung oder aus größerer Ferne mit jenem Leben der zahlreichen Familie in Berührung kamen. Er hatte, wie wir sahen, nicht aufgehört als Schriftsteller öffentlich zu reden, zu reden zum deutschen Volke und das zu verkünden, was vor allem in diesem Jahre, in welchem die fanatische Verwilderung des Zeitgeistes in den furchtbarsten Gestalten zu Tage trat, noth that,

---

[1]) S. W. II, 191.

„die Worte des ewigen Lebens“ und hinzuweisen auf die in der Zeit offenbar gewordenen Gerichte Gottes. „Wandelt gleich“, schreibt er [1]), „die führende Säule nicht sichtbar, schattend bei Tag und leuchtend bei Nacht vor uns her, so ist doch dem, der auf die Führungen Gottes achtet, der sie in dem Buche der Bücher kennen lernte, auch itzt der Vorsehung Gang nicht so umwölket, daß er nicht, sei es in der Geschichte alter Völker, sei es in den Ereignissen unsrer Zeit, ihr oft nachspüren könnte. Und wie trat Sie in unsern Tagen aus dem Dunkel hervor! Wie mußten Europens Völker, wie mußten wir Deutsche es büßen, daß wir Gottes vergessen hatten! ..... Unsere aufgeblasenen Weltweisen ließen, früher noch als die von ihnen mißleitete Jugend, sich blenden vom Unsinne des benachbarten, eitlen Volkes, das uns zum Steine des Anstoßes, und bald in der Hand Gottes, Den es verläugnete, uns zur Ruthe der Zucht ward. Gekränkt, erniedrigt, gehöhnt fühlten wir unsre Schmach und unser Elend. Wir demütigten uns vor unserm Gott, Den wir verlassen hatten, wir nahmen unsre Zuflucht zum Herrn, denn Demut gab uns Vertrauen in Ihn. Er erhub Seinen Arm und gab uns freudigen Mut. Wir kämpften in Seiner Kraft, eilten von Siegen zu Siegen, sprengten die Bande der Schmach und des Elends, und erkannten unsern Retter. An der Spitze der Heere, welche sie, nach vereinter Anrufung des allerheiligsten Namens, gegen den Feind geführt hatten, sahen wir die Gesalbten des Herrn, im Staube liegend Ihm ihren Dank bringen! Ihm huldigten sie durch heiligen Bund. — Beharrten aber wir bei unsrer Gesinnung? Kehrte nicht schnell eitler Uebermut wieder zurück? Vergaßen wir nicht unsers Gottes? Mit dem Vertrauen in den lebendigen Gott schwindet das gegenseitige Vertrauen des Deutschen zum Deutschen, eines Standes gegen den andern. Es blähet sich eitle Anmaßung, es flüstert heimliche Mißgunst, und „weil die Ungerechtigkeit überhand nimmt, erkaltet in vielen die Liebe“. Wären unsre Greise mit Weisheit geschmückt, so würde doch ihre Stimme nicht geachtet werden, da wo man der Erfahrung Hohn zu sprechen fortfährt, daher auf die Warnung der Geschichte nicht hört, so wenig wie auf die Drohungen und Verheißungen der Religion; wo Vermessenheit für edle Gesinnung gilt,

[1]) Betracht. und Beherz. II, 281 fg. Vergl. 346 fg.

und hohle Theorien, der furchtbaren, neuesten Erfahrung zum Trotz, das öffentliche Wohl begründen sollen. ....." —

Wie Stolbergs Herz im hohen Alter für Freundschaftsgefühle und alle edle Empfindungen nicht austrocknete, legte auch der mit ältern und jüngern Freunden in diesem letzten Lebensjahre fortgesetzte Briefwechsel offen. Der im März an seinen Freund Professor Kleuker in Kiel geschriebene Brief ist zugleich ein Zeugniß seiner fortwährenden freudigen Anerkennung des positiven christlichen Glaubens seiner getrennten Glaubensbrüder und nebenbei bezeugt er durch sein Schweigen, daß er nur als entfernter Zuschauer an den über die Altonaer Bibel-Ausgabe in Holstein entstandenen kirchlichen Gährungen Theil genommen, nicht aber, wie bald nach seinem Tode die Nachrede es verkündete, geschäftigen Antheil hatte an der von der Landesbehörde veranstalteten Beseitigung derselben. „Mit wahrer Beschämung bitt' ich Sie, mein verehrter und theurer Freund, mir zu verzeihen, daß ich nicht längst Ihnen meinen herzlichen Dank gesagt habe für Ihr sehr liebes Schreiben vom 8. October, für Ihre Abhandlung über die Altonaer Bibel und für die früher durch Perthes mir zugesandte Dissertation de Ies. Chr. S. n. ecclesia et ecclesiis. Sie treten zur rechten Zeit wieder auf, in voller Rüstung großer Ihnen angeborner Gaben des Geistes, und großer von Ihnen erworbener Gaben der Wissenschaft, und was noch mehr ist, in der Kraft göttlicher Wahrheit. Lebten wir nicht zu einer Zeit, deren Kinder großentheils mit eherner Stirn der Evidenz selbst zu trotzen pflegen, so würd' ich meinen, daß Sie die so seichten als frechen Gegner, welche Sie in ihrer Blöße zeigen, zu ewigem Stillschweigen gebracht hätten. Das ist nun freilich anitzt nicht zu hoffen, wohl aber daß viele Leser, besonders unter jungen protestantischen Theologen zum Nachdenken gebracht, und es sie ekeln werde der losen Speise, die ihnen so treulos als schamlos von vermeinten Dienern des Wortes Gottes, an dem sie zu Verräthern werden, vorgesetzt wird. Die Enthüllung ihrer Schalkheit ist ein sehr verdienstliches Werk; und ich habe auch in diesen Ihren beiden jüngsten Schriften Ihr schönes Talent bewundert, mit weiser Mäßigung des Ausdrucks eine Stärke der Rede zu verbinden, welche den Gegner mit scharfer Klinge trifft, und desto sicherer trifft, da jedem Unbefangenen

einleuchten muß, daß Sie nicht wider die Person, sondern wider Irrthum und Lüge zu Felde ziehen.

„Da ich seit 40 Jahren wohl kaum 10 Recensionen gelesen habe, so war mir unter den Ungereimtheiten und Lästerungen, die Sie rügen, manche zuvor nicht bekannt geworden, wiewohl ich zuviel vom Zustande der zunehmenden Zerrüttung protestantischer Theologie wußte, um glauben zu können, daß sie je wieder in's Geleise zurückzubringen wäre, aus welchem sie von Semlers Zeit an geführt worden. Soviel ist wohl gewiß, daß viele der spätern, z. B. Eichhorn, Vater, Paulus u. s. w. sie schon als conclamatam ansehen, die längst untergrabene aber theils mehr untergraben, theils auch hie und da geflissentlich so leicht stützen, daß sie nicht ganz umstürze, so lange sie selbst gemächlich in ihren Gewölben leben. Diese egoistische Rücksicht gibt ihnen aber auch eine auffallende Schwäche. Gleichwohl lassen sich noch manche so von Redensarten und leerem Wortschwall täuschen, daß sie die Tücken der falschen Lehre nicht gewahr werden. Wer diesen falschen Lehrern ihre Tücke vorhält, gegen den gerathen sie in blinde Wuth, wie z. B. Gurlit. (Ist es wahr, daß dieser zum Lehrstuhl in Kiel ist berufen worden? — Das wäre doch arg!) — Eine erstaunliche Erscheinung macht der wackre Klaus Harms. Gott ist sichtbar mit ihm und wird ihn — o verzeihen Sie mir diese Hoffnung — und auch Sie, mein wahrheitliebender Freund, wohl noch weiter führen. Ich bedarf nicht Ihnen zu sagen, bei welcher Stelle Ihrer mehrentheils sehr gediegenen Dissertation dieser Wunsch in mir zum inbrünstigen Verlangen ward! Bei Ihrer Ansicht de ecclesia et de ecclesiis — eine Ansicht, die dem ganzen ehrwürdigen Alterthume unbekannt war, — sollten Sie nicht stehen bleiben. Sie war dem heiligen Ignatius (ich nenne mit Fleiß den unmittelbaren Jünger der Apostel) vollkommen fremd; so wie auch er den Presbyterat vom Episcopat, welchen letztern er für nothwendige Bedingung der Kirche erklärt, ich möchte sagen in jedem Briefe unterscheidet.

„Verzeihen Sie mir, herzlich verehrter und theurer Freund, meine Freimütigkeit, Sie trauen es mir wohl zu, daß ich, soweit wie irgend jemand, davon entfernt bin, einen aufrichtigen Anbeter Jesu Christi zu verketzern. Nicht nur mäßige Protestanten, wie Grotius, Molanus und Kleuker, sondern auch viele unter den Antagonisten der katholischen

Kirche sind Nathanaele, die dem Auge des Heilandes nicht entgehen, die ihm lieb und werth sind. — Ich umarme Sie von ganzem Herzen.“ —

In diesen Tagen schied wieder einer der älteren Freunde Stolbergs aus dem Leben, dessen Vorgang ihm rührende Mahnung auch an sein nicht mehr fernes Endziel sein mochte. Mit Friedrich Heinrich Jacobi hatte er freilich seit länger als ein Jahrzehnt keine Briefe gewechselt, aber das früher wieder hergestellte Band der Freundschaft behielt in der gegenseitig ehrenden Erinnerung an die Vergangenheit, und in dem Bewußtsein, daß sie, ungeachtet einer großen Verschiedenheit ihrer Lebenselemente, manche Krankheiten und Leiden der Zeit gemeinschaftlich, wie in den ersten Jahren ihrer freundschaftlichen Vereinigung, zu tragen fortfuhren, seinen Bestand. Jacobi war bald nach seiner Berufung an die Akademie der Wissenschaften in München ihr Präsident geworden. Als er aber im Jahre 1813, beim Antritt seines 70. Lebensjahres seine Kräfte für die schwierige Leitung der Arbeiten derselben nicht mehr ausreichend fühlte, bat er um Ruhe, welche der König ihm in der ehrenvollsten und huldreichsten Weise gewährte. Die Sammlung seiner Werke blieb nun die ernste Aufgabe für den Rest seines Lebens. Augen und Gedächtniß versagten in den letzten Jahren oft ihre Dienste: er vollendete jene nicht. Uebrigens blieb er, der er immer war, in den höchsten Fragen des Daseins, ein unbefriedigter Suchender. So schrieb er noch in der letzten Zeit an Reinhold: „..... Mit mir steht es so, daß ich mit Falk und Twesten darüber vollkommen entschieden einig bin, daß wer die Religiösität der Väter wolle, auch die Religion der Väter wollen müsse; wie ich aber dazu gelangen könne, diese historisch-gediegene, einmüthige Religion der Väter so zu wollen, daß sie mir auch wirklich und wahrhaft werde, das weiß ich nicht.“ — Er starb den 10. März in den Armen seiner beiden Schwestern, seiner treuen Pflegerinnen bis an sein Ende. Sein Tod rührte tief Stolbergs Seele. Mit der Erinnerung an ihn stiegen aus den Jahren tiefer Vergangenheit die Gestalten vieler vor ihm heimgegangener, mit ihnen beiden im Leben vereinter Freunde und Freundinnen herauf. Ihnen war der große Morgen der Ewigkeit schon erschienen: er wandelte noch auf der Pilgerbahn, und hatte er sich auch auf ihr hinreichend gerüstet, seinem heimrufenden Herren mit der Hoffnung gnadenreicher Erbarmung

stündlich folgen zu können, so hoffte er doch einen noch fortgesetzten Wechsel der Monde und der Jahre zu erleben, um der Garben für den großen Erntetag desto mehrere einsammeln zu können. Mit gerechtem Bewußtsein konnte er, Gott dankend, sich sagen, daß seine nicht alternden Geisteskräfte noch zum Segen seiner Familie und vieler Nahen und Entfernten verwendet würden, so wie diese, inne geworden, daß ihnen mit seinen Jahren ein immer wachsender Schatz christlicher Erhebung und Läuterung zu Theil werde, sehnlichst die Verlängerung seines Lebensganges wünschten. —

Die Natur war bereits aus ihrem Scheintode erwacht, die Frühlingssonne leuchtete wieder mit ihrer belebenden Wärme in das Arbeitszimmer Stolbergs, und der tägliche Gang in ihrer erneuten Schöpfung ward mit wiederkehrenden Empfindungen jugendlicher Jahre fortgesetzt. Seine Schritte waren noch sicher und fest, die Augen — eine wenig sichtbare Narbe unter dem einen erinnerte an die frühere Gefahr seines Verlustes — und das Hörorgan hatten für die Kraft äußerer Wahrnehmung noch nichts verloren; und wie sehr der innere Sinn noch aufgeschlossen war, hatte die jüngere Begleitung an der Reihe der ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen des mit den mannichfachen Erscheinungen der Natur und der in ihr sich offenbarenden Gottheit so tief vertrauten zu ihrer Belehrung und Erbauung zum oftsten wahrzunehmen Gelegenheit. Auf ärztlichen Rath hatte er seit etwa zwei Jahren dem Reiten entsagen müssen, und war die tägliche Reitstunde von 12 bis 1 Uhr in eine Fußwanderung übertragen, so daß diese zweimal des Tages stattfand. —

Seit dem Herbste 1818 waren die Söhne Cajus und Leopold auf der Universität Heidelberg. Sie hatten hierher zugleich Grüße der Eltern an Voß und seine Frau überbracht. „Nach dem Empfang und einer Einladung“, schreibt Voß, „fühlten sie sich angezogen. Ihr durch Andere gemeldeter Wunsch eines nähern Umgangs ward mit Freude gewährt. Sie nahmen häuslich vorlieb; sie feierten mit, was wir Schmaus nennen. Grüße wurden gesandt und zurückgesandt; selbst eine Frage, wie aus Eutinischem Verkehr, über den Werth der Nibelungen, ward durch die Söhne gebracht und beantwortet. Wir dachten, der Greis Stolberg geht ruhig seinen Weg zu seinem Ziele der Beseligung, und läßt uns ruhig zu unserem Ziele gehn. ..... Gegen die

Osterferien 1819 reiste der ältere zu Sailer, der jüngere zu dem Vater selbst, mit Grüßen von uns und Blumensamen von meiner Frau. — Aber wie sehr fanden die aus den Osterferien Zurückgekehrten die Scene im Voßischen Hause verändert! Während ihrer Abwesenheit war Voßen Kunde geworden von Stolbergs Aufsatz „über den Zeitgeist" in den Staatsanzeigen Ad. Müllers, in welchem er heftig erneuete Betriebsamkeit des Stolbergischen Bundes gegen Denkfreiheit sowohl als Bürgerfreiheit sah, und die ihn, wie er feierlich versicherte, aufregte für das Heiligste der Menschheit und des Vaterlandes, ein Greis dem Greise zu begegnen. „Ohnmächtiger Betrieb der Arglist!" ruft er aus [1]). „Jener tückische Nachtdämon, der den Gang der Vorsehung zu hemmen vor dreihundert Jahren umsonst versuchte mit voller Macht, der versuchts nun mit gebrochener? Der Geist Gottes ist ausgegangen, und geistet, wo er will! Aber sollen wir das Gewimmel dumpfbrütender Molche, Kröten und Blindschleichen ungestört lassen, weil sie verächtlich sind?

„Steh auf, rief mir der Geist, gegen die schlängelnde Brut der Finsterniß! Jener einst werthgeachtete Mann, der, abfallend von der Wahrheit, abfiel von dem Wahrheitsfreund, er prahlt vor der Welt, nach siebenjähriger, täglich mit Gebet begonnener Prüfung, hab' er den Glaubensvorschriften des römischen Stuhls gehuldigt. ..... Damit seinem unsinnigen Frevel am gemeinsamen Heiligthume der ursprünglichen Christusreligion, damit seiner tobenden Wuth gegen gemeinsames Menschenwohl Einhalt geschehe; wohlan, enthülle die unlautere Leidenschaft, die ihn, wie den erstgefallenen Engel, entwürdigte, — den Hochmut. ..... Fleisch und Blut wollte darein reden: Du, Graukopf, nahst den Siebzigern, liebst die Stille deiner freundlichen Einsiedlei, liebst dein behagliches Arbeitsstübchen, nachsinnend dem Hohen der Vergangenheit, dem Höhern der nahen Zukunft, möchtest gern nicht umsonst gelebt haben, gern noch dieses und jenes Geschäft fertigen. .....

„Thu Recht, scheu Niemand! sprach der Geist. Und ich antwortete getrost: Hier bin ich! Was ich vermag, soll geschehn; daß jüngere Kraft gereizt werde, rüstiger in den Kampf zu treten für Denkfreiheit und Vaterland. Keine Gefahr schreckt den, der Gerechtes will mit

[1]) Bestät. 127 fg. Vergl. 126, 228 fg. 201 fg.

Mäßigung, aber will! kein Uebel, das klar bevorsteht, kein wahrscheinliches, kein mögliches, bei jesuitischer Schlangenlist, bei türkischer Barbarei, wovor Gott uns bewahren wird. Ein Greis gegen den Greis zu stehn, der Jugendgenoß war und Freund: selbst dies wehmütige Gefühl soll nicht überwältigen. .....“

Welche Blendwerke Voß sich geschaffen, um wider sie zu kämpfen, sehen wir aus dem angeführten Aufsatz in den Staatsanzeigen, vorzüglich in den oben mitgetheilten Briefen Stolbergs und Ad. Müllers und aus Stolbergs Mittheilung an Kellermann über die Veranlassung des Aufsatzes. — Eine so gerüstete Gemüthsverfassung hatten die beiden zurückgekehrten Jünglinge nicht erwartet. „Als sie“, erzählt Voß, „mit gewohnter Zutraulichkeit in mein Zimmer traten, stand ich eben am Schreibpulte, von sehr gemischten Empfindungen bewegt. Ich führte sie in den Saal, und: Liebe Jünglinge, sagt' ich, meldet eurem Vater, daß seine letzte Verfolgungsschrift gegen Heiliges mich zur Abwehr zwingt. Ihr selbst könnt mir ansehn, wie schmerzhaft der Entschluß war. Möchte meine Schrift doch nicht gegen, sondern für ihn geschrieben sein! — Wehmütig trennten wir uns.

„Des Vaters Antwort brachte der jüngere meiner Frau mündlich: Er bitte die liebe Freundin um Abwendung meiner Schrift; sie würde der Familie wehe thun; wir könnten ja das Streitige in Briefen abmachen; öffentlich würd' er nicht antworten, oder sehr sanft.“ Diese Bitte ward, als völlig vergeblich bei Voß, abgewiesen.

Fouqué hatte abermals eins seiner neuen Geisteserzeugnisse, das Trauerspiel: „Hieronymus von Stauf“ Stolberg zugesendet. Den 23. Mai schrieb dieser ihm erwiedernd u. A.: „Wie haben Sie mich abermal beschämt und erfreut, mein edler Freund, mit dem schönen freundlichen Gedichte, dessen zärtliche Klage mein Stillschweigen belohnt, da es wohl Strafe verdient hätte. Aber Ihre parnassischen Bienen sollen für den Greis, der Sie so liebt, keinen Stachel haben, sondern bereiten ihm nur lautern Honig, der ihm den Blick erhellt und das Herz erfreut. Die Heiterkeit Ihrer Dichtungen gibt ihnen auch noch einen besondern Werth, den eine, Gott gebe glücklichere und weisere Nachwelt wird nach Verdienst zu schätzen wissen, denn auch durch diese unterscheiden Sie sich rühmlich, Sie und Ihre Caroline, von den Dichtern dieser Zeit, denen die Schwüle der Zeit, fast ohne Ausnahme,

eine klügelnde Trockenheit gibt, welche uns Jünglingen das Herz zusammenzieht.

„Unsre Afterweisen sagen: man solle mit der Zeit fortgehen, dafür mögen sie denn auch untergehen mit der Zeit, und werden es! Außer der Zeit, in einem Aether schwebend, der über der Zeit ist, gibt der wahre Dichter der Zeit einen Schwung, eben weil er außer ihr ist, und überlebt sie und die folgenden Zeiten.“ Dann geht der Briefsteller in die nähere Beurtheilung des „Stauf“ ein.

Ueber den beabsichtigten Angriff Voß' theilt er den 31. Mai Kellermann mit: „..... Meine Frau wird Ihnen wahrscheinlich geschrieben haben von dem ξενίον, das Voß mir bestimmt. Es wird sauber sein! Wofern es nicht falsche facta oder Verläumdungen von andern Personen enthält bin ich entschlossen zu schweigen. Das wirds aber ohne Zweifel. Seit 19 Jahren wird seine schwarzgalligte Phantasie ihm ein Gemälde gemacht haben, an das er selbst glaubt. Muß ich antworten, so werde ich mich sehr kurz fassen, und hoffe zu Gott, daß ich die Liebe nicht verletzen werde, sondern ἀληθευων ἐν ἀγάπῃ zu Werke gehe. Ora pro nobis! Ich umarme u. s. w.“ —

Während Voß gegen den Freund feindselige Geschosse zu schmieden geschäftig war, Geschosse, unter denen die Anklage der Unduldsamkeit und der Verfolgungssucht des Protestantismus am tiefsten in das Fleisch des Gegners einzudringen bestimmt war, schrieb Stolberg den 19. Juni an seinen 83jährigen Freund Dr. Jac. Mumsen, Landphysikus in Altona, folgenden Brief [1]): „Briefe aus Windebuy melden mir, geliebter Freund und Bruder, daß Deine Gesundheit seit einiger Zeit sehr gelitten, und daß Du Deinem Heimgange nahe zu sein glaubst. Gott, Der auf langem Lebenswege — in so fern hienieden etwas lang ist — Dich freundlich geleitet, wolle Dich ferner leiten bis an's Ende, hin zu Ihm, Der uns durch Seinen Tod ewiges Leben erwarb, und Der der einzige Grund unsrer Hoffnung ist!

---

[1]) S. oben I, 34. Wem die dem Freunde Mumsen im Jahre 1782 gewidmete Ode — S. W., Der Brüder, I, 311 fg. — zur Hand ist, wird zu seiner Ueberraschung finden, wie ihr Inhalt auf die verschiedene Gemüthsverfassung und Lebensrichtung Stolbergs und Voß' im Jahre 1819 hinweist.

„Mit innigst gerührtem Herzen, mit einer Dankbarkeit gegen Dich, für alle Deine Liebe, deren ich seit 47 Jahren mich erfreue, für alle Freuden, die Dein Umgang mir gewährte, für so manche weise und gute Warnung, für Deine Briefe, die mir so werth sind, für alles, was mir Gott durch Dich und in Dir gab, drücke ich Dich in Gedanken an mein Herz, und bitte Gott, daß Er uns, die Er im Leben mit einander verband, auch in Seinem Reiche, unserer Heimath, wolle vereinen mit dem Bande einer Freundschaft, die wir, noch Pilger dieser Erde, noch Staub am Staube, wie unser geliebter Freund und Dichter sagte, kaum ahnden können.

„Bete für mich hienieden, und bete kräftiger für mich, wofern ich Dich überleben sollte. Meine Sophie sagt Dir, mit gerührtem Herzen, viel Liebe.

„Gott sei mit uns! Ich drücke Dich an mein Herz.“ —

Der Greis arbeitete mit gewohnter Rüstigkeit immerfort, weil es noch Tag war und der Abend noch nicht gekommen. Die Fortsetzung der Arbeit über die heilige Schrift gehörte zur Tagesordnung, zu dieser auch die Leitung und Beihülfe der wissenschaftlichen Bestrebungen des ältesten seiner anwesenden Söhne, des 19jährigen Alfred, welcher, dem Vater zur Freude, mit besonderm Privatfleiß die classische Litteratur betrieb, und über die vermerkten schwierigsten Stellen immer bei demselben aus dem Stegreife erhellende Erklärung fand. Seine rege Theilnahme an den sittlichen Erscheinungen der Gegenwart war durchaus nicht abgeschwächt, wie das gesprochene Wort den Nahen, das geschriebene den entfernten Freunden es hör- und sichtbar kund that. So schrieb er den 13. Juli an Perthes: „Mit wahrer herzlicher Theilnahme haben meine Frau und ich aus Ihrem lieben Brief vom 24. Juni gesehen, welche frohe und schöne Tage Sie beide mit und bei Ihren Kindern in Gotha verlebt haben. — Mich verlangte sehr nach Ihrer Ansicht vom Zeitgeiste; ich las mit dem größten Interesse, was Sie davon schrieben. Nach unbestimmter Richtung scheint mir Alles zu wogen, und ich sähe so gern den Geist Gottes auf den Wässern schweben! Sie loben den Ernst der Jugend: ich möchte mich mündlich darüber, wie über so vieles, mit Ihnen aussprechen können. Ich sähe lieber kräftige Freudigkeit in der Jugend, verbunden mit gelehriger Bescheidenheit. Dieser frühe Ernst scheint mir eine wenig

verheißende Nothreise. Die Studenten in Berlin betrauren den noch lebenden Sand und nennen ihn in ihrer Sprache Christus. Die Schule der Zeit wird schwerlich etwas dem wahren Guten holdes in ihren Zöglingen erwecken. — Die Schrift des wackern Harms über die Vernunftreligion wird desto mehr wüstes Geschrei gegen ihn erregen, als es schwer sein möchte, ihn zu widerlegen." Nachdem er für die Uebersendung der „Briefe Perthes' und Fouqué's über den Adel" gedankt, und über diesen in oben angeführter Weise sich ausgesprochen, fährt er fort: „Das zweite Bändchen von Fouqué's „Gefühle, Bilder und Ansichten" scheint mir geeignet, ihn wieder dem Publikum zu empfehlen. Seine gewaltige Fruchtbarkeit hat ihm allerdings geschadet, theils weil wirklich einige seiner letzten Dichtungen den frühern weit nachstehen und mehr phantastisch als reich an Phantasie sind; theils weil er durch Vielschreiben desto früher aus der Mode kam. Die Nachwelt wird zu sondern wissen. Der Zauberring, Sigurd, seine Erzählungen, besonders die Jahreszeiten werden, denk' ich, gelesen und bewundert werden, so lange man deutsch liest, und deutsch wird man ja wohl lesen, so lange die Welt besteht; es wäre denn, daß aus der Verwirrung, die uns bedroht, eine vollkommne Barbarei entstände, welches mir keinesweges unmöglich scheint. — Ich bitte Sie um ein Exemplar der Funkischen Bibel. Die Frechheit solcher Schriften, das Betreiben der Rationalisten wird, wofern ihm Gott nicht Einhalt thut, mit der Religion zugleich alle Bildung des Geistes von uns nehmen, und jene Barbarei herbeiführen. Das göttliche Licht hat zu sehr alles Geistige in uns durchdrungen, als daß man es nach Erlöschung jenes retten könnte. Die Philosophie der Heiden hatte Haltung, weil sie aus dem Sehnen nach dem Lichte hervorgegangen war; aber die aus der Nacht des Unglaubens hervorgegangene Afterweisheit kann nicht bestehen. Uebrigens wird freilich das göttliche Licht nie erlöschen, aber der Leuchter, auf dem es flammt, kann aus einem Lande, das seiner unwerth ward, in ein anderes versetzt werden, wovon die Geschichte uns so furchtbare Beispiele zeigt. Herzliche Grüße Ihrer geliebten Caroline und der lieben Mama Rebekka. Mit herzlicher Liebe ....."

In dieser Zeit begann Stolberg das „Büchlein von der Liebe", jene schriftstellerische Arbeit, welche er, nach Gottes Fürsehung, auf

seiner Erdenwanderung als das letzte Vermächtniß des Lebens, — der gegen Gott und die Menschen die Wahrheit thuenden Liebe, zurücklassen sollte. —

Am 15. August, am Festtage der Himmelfahrt Mariens, begrüßte er nicht nur mit der Christenheit im Gebete die Jungfrau, deren Schooß die Sonne der Gerechtigkeit empfing, und welche die Hoffnung aller Völker auf ihren Armen trug; er feierte ihr Andenken auch mit einem einfach erhabenen Dichterhymnus, welcher, in viele Kirchengesangbücher aufgenommen, zur gottesdienstlichen Verherrlichung der Mutter und zur Anbetung ihres göttlichen Sohnes verwendet wird. Der Gesang „an die heilige Jungfrau“ war sein vorletztes Gedicht [1]). Schon im Anfange des Jahrhunderts hatten die romantischen Dichter den Mariencultus in den Umkreis ihrer Dichtungen gezogen; aber er war bei ihnen, mit Ausnahme von Novalis, nur ein ästhetischer, nicht ein von einem persönlichen Glauben an das mit ihm verbundene christliche Geheimniß genährter. Stolbergs Verehrung der Gottesmutter beruhte mit ihrer seelenvollen Innigkeit auf dem Glaubensgrunde seiner Kirche, und er bat dieselbe oft, daß sie mit ihm und mit der Christenheit für ihn und für die Christenheit zum Sohne beten möge. — Einige Tage vor dem Feste war sein Sohn Alfred nach Heidelberg abgereist, um von hierher mit seinen beiden ältern Brüdern in den Herbstferien eine Fußreise in die Schweiz zu machen: „Eine Vorstellung“, schrieb der Vater, „bei der ich mich verjünge, in Erinnerung einer solchen, die ich vor 44 Jahren mit meinem Bruder durch die ganze Schweiz machte. Gott gibt mir viele,“ fuhr er fort, „ja sehr große Freude an meinen Kindern allzumal. Ich darf hoffen, daß sie als wackere Kämpfer bestehen werden, im Kampfe der sich längst vorbereitet, und die Kinder Gottes in's Feld führt; ein Kampf, in welchem der Kreuzritter, so lange er der heiligen Fahne treu bleibt, siegt, auch wenn Gott zuläßt, daß seine Sache vor den Augen der Welt umwölket wird.“ —

Einige Tage nach dem Muttergottes-Feste trat er mit der Gattin und vier Kindern eine kleinere Reise an, um den seinem Sohne, dem

---

[1]) S. W. II, 349 fg.

Grafen Andreas, versprochenen Besuch zu erfüllen, welcher mit der Gattin, nach dem Tode ihres Bruders, auf dem gräflich Brabeckschen Gute Södern im Hildesheimischen seinen Wohnsitz genommen hatte. Hier weilte Stolberg bis zu den ersten Tagen Octobers; hier vollendete er das Büchlein von der Liebe. Mit gestärkter Gesundheit ging der Zurückgekehrte seinem 70. Lebensjahre entgegen. Am 7. November, drei Tage nach der Geburtstagsfeier der Gräfin, feierte er im Kreise seiner Geliebten zum letzten Male seinen Geburtstag. Freudige, herzlich innige Theilnahme bekundeten auch diesmal die Briefe der Verwandten und Freunde aus der Ferne und erhöhten die festliche Stimmung des Greises und seiner Familie; Freunde kamen aus der Nähe und freueten sich mit dieser, an dem Hochverehrten eine Rüstigkeit zu sehen, welche auf die öftere Wiederkehr dieses Tages große Hoffnung gewährte. „Sehr viel", schrieb der Gefeierte bald darauf an Kellermann, „fehlte uns an den Geburtstagen, bester Kellermann, weil Sie uns fehlten. Da Sie uns aber schon seit einigen Tagen würden verlassen haben, so freue ich mich nun, daß uns diese Freude noch bevorsteht. Gott wolle nichts dazwischen kommen lassen, und uns, wenn Sie kommen, die Zeit Ihres Besuches nicht abkürzen!" —

In dieser Zeit sang der Dichtergreis, wie im seligen Vorgefühl des nahen Aufschwungs, seinen Schwanengesang [1]). Was er einst — im Jahre 1790 — in der Ode: „Das Sein", was er auf der italienischen Reise im Neckarthale 1791 am Ende des Liedes: „Wo ich als Pilger walle", erflehte, das brachte ihm jetzt die Erfüllung nahe [2]). An jener Stelle singt er:

Strophe III: „. . . . . Nahet euch,
Des Himmels Kinder, Lieb' und Glaube,
Stimmet die Seele des Erdensohnes.

Strophe V: O kommt und bleibet! daß sich mit Schwanengesang
Mein Geist erhebe, wenn ihm die Hüll' entsinkt! . . . . ."

---

[1]) S. W. II, 352 fgg.

[2]) S. W. II, 76. 77. VI, 67. II, 92.

In der zweiten heißt es:

„Bleib' bei mir in meinem Leben,
Himmelskind (die Muse), verlaß mich nicht!
Wollest freundlich mich umschweben,
Wenn mein Herz im Tode bricht!
Höre, was ich noch verlange!
Dann noch flüstre mir in's Ohr,
Daß im heil'gen Schwanensange
Und der Flügel Silberklange
Meine Seele steig' empor!"

Am 14. November erhielt Stolberg von seinem Freunde, dem Bischof Caspar von Droste, das dritte Heft der vom Professor Paulus herausgegebenen Zeitschrift: „Sophronizon", enthaltend die von Voß als freundschaftliches Gastgeschenk ihm zugedachte Schmähschrift: „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?" Voßens philologischer und der Hochmuth seiner Uebersetzungskunst war vor Kurzem von seinem frühern Freunde Friedrich August Wolf in den Analecten in der empfindlichster Weise gedemüthigt, die Wunde noch nicht verharrscht: seinem Nachbar Creuzer kündigte der Großinquisitor des Rationalismus, wie ihn Perthes ganz treffend bezeichnete, neuerdings öffentlichen bis zu seinem Tode fortgeführten Krieg an, und fühlte zugleich das dringendste Bedürfniß, gegen Stolberg sich der längst gesammelten Galle zu entledigen. Was dieser seit mehreren Monaten erwarten konnte, trat ihm nun unter die Augen: ein furchtbares Gemälde voll falscher Facta, und theils hämischer, theils wüthender Verunglimpfungen seiner, seines Bruders, ihres seligen Vaters, der geliebtesten Freunde und Freundinnen, so lebender als abgeschiedener. — Kaum hatte Fouqué Kunde von der feindseligen Schrift erhalten, als er ritterlich einzustehen gegen den aufgetretenen Widersacher dem Freunde sich erbot. Dieser antwortete mit ablehnendem Dank für das freundschaftliche Anerbieten den 16. November: „..... Ich erhielt erst in diesen Tagen das Libell. Sie werden staunen über die Schamlosigkeit, die Wuth des Mannes! Ich muß wider ihn schreiben, weil nur ich diese Sache erörtern kann, nur mir die erforderlichen Angaben gegenwärtig sind. Es ist eine so verdienstliche als undankbare Arbeit, aber nothwendig, weil er mich

lügend mehr als Einer Lüge und anderer Greuel zeihet. Wie gesagt, theuerster Freund, kein anderer kann das Ding beantworten. Uebrigens könnte ich es unmöglich zugeben, daß mein edler Freund sich in eine Fehde einließe, welche Voß bis zu seinem letzten Athemzuge fortführen und Ihnen das Leben verbittern würde.". Der Bruder schrieb kurz nach dem Tode des Bruders: „Die an mich in kräftiger Gesundheit noch in der letzten Hälfte des November-Monats geschriebenen Briefe beweisen, mit welcher Ruhe, mit welcher Schonung und mit welcher Milde Er die Voßische Schrift gelesen, ja, wie Er weit mehr von mitleidsvollem Erbarmen mit dem Unglücklichen, als von Unwillen durchdrungen gewesen sei. Nur die Verläumdung wider Seine, als solche angegriffenen Freunde empörten sein Gerechtigkeitsgefühl." —

Der von Stolberg früher bei einer ganz anderen Gelegenheit ausgesprochene gewichtvolle Gemeinplatz: „Der Wahn läßt sich oft leichter als die Wahrheit systematisiren, weil er sich jeder Vorstellung fügt" [1]), hat seine volle Geltung bei allen Voßischen Streitschriften, vorzüglich bei der vorliegenden Schmähschrift, und der zweiten: „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe", welche der Unversöhnliche dem Verstorbenen und seinen Freunden mit noch geschärfterer Bitterkeit nachschleuderte. — Der Angegriffene wollte und konnte täglich nur wenig an der Schrift arbeiten. Am 28. November brach er, erkrankend, die noch nicht ganz vollendete ab. Mit diesem Tage beginnt das Tagebuch, welches die bei der Krankheit und bei dem Scheiden anwesenden Kinder ihres Vaters unter Kellermanns Beistande sammelten, um das, was den Sehenden und Hörenden die Liebe unauslöschlich in ihre Herzen geprägt, den abwesenden Geschwistern und Verwandten in Schriftzügen nahe zu bringen. Als Manuscript für die Freunde ward es im Anfange des nächsten Jahres gedruckt unter dem Titel: „Aus den letzten Tagen des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg". In den späteren gesonderten Ausgaben des „Büchlein von der Liebe" ist es als die würdigste Zugabe beigedruckt. Wie vielen gottseligen Christen

[1]) Gesch. der Rel. Jesu Christi III, 411. Vergl. VII, 457. 458. Die aus eitlen Dünsten sich bildenden und aufsteigenden Meteore Voßens mußten an den verschiedenen Stellen dieses Werkes vor der beleuchtenden Wahrheit jedem vorurtheilsfreien Beobachter verschwinden.

sind, wie Stolbergs Leben, so auch seine letzten Lebenstage Lehre und Erbauung geworden? Wie viele fromme Thränen hat jenes Denkmal hervorgerufen, und wird es hervorrufen, geweiht dem Andenken seines von Gott hochbegnadigten Lebens und seines seligen Endes und dem seines göttlichen Vorbildes?. — Wir theilen den Inhalt jenes Tagebuches mit:

„Uns den Glücklichen, denen es vergönnt war, um den geliebten Vater zu sein, war sein Wohlbefinden, diesen ganzen Sommer und Herbst, oft ein Gegenstand des Dankes und der Freude. — Wir hofften, er würde noch lange mit seinem Licht uns leuchten, mit seiner holden Freundlichkeit uns erquicken, mit seiner unaussprechlich wohlthuenden Nähe uns zum Segen gereichen.

Nicht nur uns, auch Freunden, die ihn lange nicht gesehen, fiel es auf, wie wohl er aussah, wie heiter und rüstig er war. Er selbst sprach wohl oft von seinem Alter, von der Nähe des Todes, aber das hatte er früher auch schon gethan, und es schien auf keine besondere Ahndung zu deuten. — Vor einiger Zeit sagte er an Mama bei einer Veranlassung: Krank werde ich wohl nicht werden. Du wirst mich wohl einmal todt in meiner Stube finden; aber dann seid nicht unruhig um mich, denn ich denke täglich daran.

Gott hatte es anders bestimmt. Wie er unser Vorbild im Leben war, so sollte er es auch im Leiden und im Tode sein.

Am Sonntag den 28. November sagte der geliebte Papa an Xaver, der zu Mittag mit den ältern Kindern nach Sondermühlen gekommen war, er litte sehr an Magenschmerzen, möchte es aber nicht an Mama sagen, aus Furcht, sie zu ängstigen.

Xaver sagte es ihr, und sie schrieb gleich dem Arzt Lapaix, der 4 Stunden von dort wohnt, und bei allen bedeutenden Fällen mit großem Vertrauen von unsern Eltern gebraucht ward.

Nach Tisch begleitete Papa Xaver noch eine Strecke von 25—30 Minuten, und es ward abgeredet, daß Xaver am Dienstag mit Julia und den Kindern auf einige Tage nach Sondermühlen kommen würde, welches auch geschah.

Am Montag den 29. sah er sehr übel aus, arbeitete indessen den Vormittag wie gewöhnlich, ging um Mittag spatzieren, las Mama das letzte, was er geschrieben, vor, aß bei Tische wenig, und warf sich gleich

nach Tisch auf Mama's Canapée. Er war zu unwohl, um den Nachmittag, wie er sonst immer that, spatzieren zu gehen, klagte über immer heftigern Magenschmerz, und legte sich. Ein heftiges Erbrechen nach einer spanischen Fliege verschaffte ihm Erleichterung, aber das Erbrechen fuhr fort.

Gegen Abend kam der Dechant Kellermann aus Münster. — Dieser so geliebte Freund unsrer Eltern, der 16 Jahre wie Sohn in ihrem Hause gewesen, hatte einen Monat früher zu den Geburtstagen unsrer Eltern kommen wollen, war aber daran gehindert worden. — Gott fügte daß er itzt kam, und keiner von uns ahnte, welchen Trost Er durch diese Fügung den lieben Eltern, welchen Segen Er Kellermann dadurch bestimmt hatte.

Papa empfing ihn mit großer Freud' und Herzlichkeit, und als er hörte, daß Kellermann am Sonnabend wieder abreisen wollte, sprach er scherzend: „Sie wollen Sonnabend wieder fort? Nun will ich recht krank werden, dann muß Kellermann doch bleiben."

Die Nacht war leidlich. Er stand zum Frühstück auf, mußte sich aber bald wieder legen. Das Erbrechen fing wieder an. Sein Zustand blieb ungefähr derselbe bis Mittwoch Abend, doch mit einigen bessern Zwischenräumen. — Donnerstag Vormittag war er viel wohler, stand auf und ging in Mama's Stube. Nach einigen Stunden fing das Erbrechen wieder an; Lapaix schien bedenklicher zu werden.

Des Abends las Julia ihm auf sein Verlangen aus dem 1. und 2. Theil des Asmus vor: — „Paraphrasis Evangelii Johannis" Seite 14. Dann „Oden" Seite 100 mit seiner Lieblings-Ode von Klopstock, „die frühen Gräber" und Brief an Andres, Seite 109. Alles hörte er mit großer Freude und Theilnahme. —

Darnach las Julia ihm und Mama, welche dazu gekommen war, noch das Gedicht vor, welches er selbst auf Claudius gemacht, und in eben dies Exemplar des Asmus für Mama geschrieben hatte.

Der Bote ging in schlichtem Gewand, u. s. w. [1])

Die Nacht auf den Freitag den 3. December war sehr übel. — Er war den Freitag Vormittag sehr leidend. Uns allen ward sehr bedenklich. — Doch die Abwesenheit von Kopfweh, die langen Zwischenräume

---

[1]) Siehe oben II, 375.

zwischen dem Erbrechen, manche andere Umstände ließen uns hoffen, daß der böse Hauptumstand, auf den alles ankam, endlich den Mitteln des sehr sorgsamen Arztes weichen würde.

Er hörte mehrere geistliche Lieder aus Klopstock: — verlangte ausdrücklich das 1. aus dem 3. Buch: Die tägliche Buße. Alle diese Lieder hörte er mit inniger Theilnahme, sagte sie Wort für Wort mit.

Gegen Abend ward alles viel schlimmer. Das Erbrechen stellte sich wieder mit Heftigkeit ein. Er sagte an Mama: Es ist kein Spas mit mir, wir müssen uns auf alles gefaßt machen. Bald darauf an Mama: Mir ist so bange. Mama: Wie kannst du bange sein? Wovor? — Ach die Gerichte Gottes sind furchtbar. Mama: Wie können sie dir furchtbar sein? Du hast Ihn ja immer von ganzem Herzen gesucht, und dein ganzes Vertrauen auf Christi Verdienste gesetzt. Er: Das wohl. Aber Gott hat mir so viel Gnade erzeigt, und ich bin so untreu gewesen. Du weißt nicht, welch ein großer Sünder ich bin. Später, nachdem er die heiligen Sacramente empfangen, zeigte er gar keine Unruhe. — Den Arzt fragte er: Wird es das Miserere, was ich habe? Dieser wich aus. — Später dem Arzt: Ich sterbe gewiß! Mehrern aus uns: Betet Kinder, daß Gott mir das Leben verlängere, wenn es gut ist, und sonst, daß er meiner Seele gnädig sei. —

Abends spät las Julia ihm den Anfang des 14. Kap. des Ev. Joh. vor, er war so matt, daß sie beim Ende des 21. Verses stehen blieb, der also lautet: „Wer Meine Gebote hat, und sie hält, der ist's, der „Mich liebet. Wer aber Mich liebt, der wird von Meinem Vater ge„liebt werden, und auch Ich werde ihn lieben, und Mich ihm offen„baren." Joh. 14, 31.

Schon die vorige Nacht hatte Mama nicht bei dem geliebten Papa bleiben können, weil sie sehr unwohl war. — Nun mußte sie sich wieder legen. Julia und Bernhard hatten die Wache des ersten Theils der Nacht. — Xaver und Cajus, welche die vorige ganz gewacht hatten, wollten den zweiten Theil dieser Nacht wieder bei ihm sein. Die Unruhe um den geliebten Papa ließ sie aber nicht zu Bette gehn, denn Lapaix war sehr ernst, und äußerte gegen 12 Uhr den Wunsch, „daß Papa beichten möchte, sein Puls sei so krampfhaft, alle Zeichen so übel, daß er für nichts stehen, und die Besinnung ihn bald verlassen könnte." Kellermann ward gerufen, um es Papa zu sagen. Ohne die geringste Be-

fremdung nahm er es auf. — „Ja sehr gern; aber ich hab' mich zur Beichte nicht vorbereitet.“ — Kellermann beruhigte ihn damit, daß er noch vor kurzem gebeichtet (er pflegte alle 8 Tage die heiligen Sakramente zu empfangen). Er beichtete. Nach der Beichte sprach er noch eine Weile mit Kellermann, führte manche Umstände an, die es ihm leichter machten, grade itzt aus der Welt zu scheiden; fuhr dann fort: „Die liebste Arbeit, das Büchlein von der Liebe, ist vollendet. Ich habe es Ihnen gewidmet, lieber Kellermann! Hüffer weiß es, Hüffer weiß es. Die Antwort auf Vossens Schrift ist fast fertig, sie muß gedruckt werden. Einige Worte müssen noch zugesetzt werden.“ ....

Nun führte ihm Kellermann, um ihn zur h. Communion vorzubereiten, die Verheißungen Christi an, Joh. 6. „Wer Mein Fleisch isset, und „trinket Mein Blut, der hat das ewige Leben, und Ich werd' ihn auf„erwecken am jüngsten Tage. Denn Mein Fleisch ist wahrhaftig eine „Speise, und Mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer Mein Fleisch „isset, und trinket Mein Blut, der bleibet in Mir und Ich in ihm rc. „Joh. 6, 55—57.“ — Darauf die Einsetzung des heil. Abendmahls. Mit lebendigem Glauben, innigster Andacht, kindlichster Demuth hörte Papa diese Stellen der heil. Schrift an.

Itzt mußte Mama gerufen, es mußte ihr alles gesagt werden. Ermattet von Sorge und Kopfweh schlief sie fest. — Welches Erwachen war das ihre! — Denn von naher, dringender Gefahr hatte sie gar keinen Gedanken gehabt, und nun sah sie den Abgrund ihres irdischen Glückes offen vor sich stehen. Doch faßte sie sich bald, — sie konnte ja noch bei ihm sein. — Sie stand auf; auch Marie Therese, und beide gingen zu ihm.

Wir knieeten um des Geliebten Bett. Mein Gott! welche Ruhe, welche Freudigkeit war in seinem Blicke, war über sein ganzes Wesen ausgegossen! Es wäre unmöglich gewesen zu murren. Kinderchen! laßt es euch wohl sein, mir ist ganz wohl! seht, Kinder! ich habe eine schöne Zeit gelebt: 70 Jahr, was wollt ihr mehr? Gott weiß, wie ich an der Mama und an euch hange, aber doch gehe ich nun gern. Gott hat alles so freundlich gefügt. Kellermann ist nun hier, der wird mich noch hinüber beten. Mein Büchlein von der Liebe ist nun fertig, das habe ich noch recht mit Liebe geschrieben. Ich ginge nun gern; aber freilich, wenn Gott mich noch hier lassen will, so ist es auch gut.

Auf sein sehnliches Verlangen empfing er nun die heil. Wegzehrung. Mama, und die meisten aus uns waren zugegen. — Bald nach der heil. Communion betete Kellermann ihm das Gebet: anima Christi vor, für welches er eine besonder Vorliebe hatte. Er betete jedes Wort mit tiefer Rührung nach.

Den von Kellermann gesprochenen Christengruß erwiederte er mit bewegter Stimme, und gefaltenen, erhobenen Händen: In Ewigkeit, in Ewigkeit, in Ewigkeit! Mit besonderer Zärtlichkeit rief er nun Mama zu sich. Meine Sophie! und drückte sie an sein Herz.

Nun fühlte er sich wohler, das Erbrechen hörte auf; er sagte: Vor großen Schmerzen fürchte ich mich, aber wenn Gott sie mir schickt, so ist es auch gut. Er war über allen Ausdruck ruhig, heiter und liebevoll. Julia und Bernhard schickte er zu Bette. Julia kam nach einer halben Stunde wieder. Liebes Kind! du hattest mir ja versprochen, dich zu legen, du mußt 6 oder 7 Stunden schlafen. Zwei waren immer bei ihm. Sonnabend Morgen und Vormittag wurden alle Zeichen besser. Der Puls war matt, aber regelmäßig, das Auge war so hell. Wie viel wohler und ruhiger ist mir nun zu Muth, als gestern Vormittag, damals glaubte ich es noch nicht so recht. (Offenbar sprach er von seinem nahen Tode.) Gegen 8 Uhr ließ er Kellermann rufen, dem er noch etwas Besonderes sagen wollte. — Nachher sprach er unter andern: „Ach das Fegefeuer, das Fegefeuer! — Ach wer ist rein? wer ist rein vor Gott? — Meine selige Frau war eine so reine, unschuldige Seele; doch betete ich alle Tage, oft mehrmal im Tage für sie. Beten Sie auch für sie, lieber Kellermann, und für mich, so lange Sie leben. — Als er seiner Sünden erwähnte, erinnerte Kellermann: Sie haben Gott geliebet. Er: „Ja Gott hab' ich geliebet, Jesus Christus hab' ich geliebet: Ach wie könnt' ich anders? Gott hat sich mir so freundlich im Angesichte Jesu Christi offenbaret:" — Nach einer Weile an Kellermann: »Ora pro nobis! Aber Er bittet für uns! Er erbarmt sich unserer Schwachheit, Er erbarmt sich auch unserer Schlechtheit." Von seinen Sünden sprach er wohl im Gefühl der tiefsten Demuth, aber ohne Zagen und mit himmlischer freudiger Zuversicht. „Nehm' ich's auch ernst genug?" sprach er an Kellermann, „ich soll bald vor dem Gerichte Gottes stehn!" Nun wusch er sich, zog sich um, und ließ sich auf einem Canapée in Mama's Stube tragen.

Während des Umkleidens sprach er: „Wir wollten lieber nicht entkleidet sondern überkleidet werden, auf daß das Sterbliche würde verschlungen von dem Leben.“ 2. Kor. V, 4.

Auf sein dringendes Verlangen kam der Pastor von Melle, und ertheilte ihm die hl. Oelung. Wir alle waren zugegen, auch die Leute des Hauses. Der Pastor war ganz durchdrungen von seiner Andacht, und völligen Hingebung.

Er war nun fast schmerzensfrei, schlief ganz ruhig, und wenn er wachte, war er wie verklärt in Liebe zu Gott und den Menschen. Unsre Hoffnung wuchs mit jeder Stunde, das Gefühl der Schwäche plagte ihn sehr, doch war eine unbegreifliche Freiheit und Lebenskraft in allen seinen Bewegungen. Er selbst schien an keine Genesung zu glauben. Mama sagte ihm: Wie glücklich sind wir, uns so zu lieben, daß auch der Tod uns nicht trennt. Ja! so ist es, wenn man sich liebt in dem, der da ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Joh. 14, 6. Dann kommen wir uns noch näher!

Julia küßte ihm die Hand: Wie glücklich sind wir doch, bei dir zu sein! Ja mein Kindchen! laß uns Gott danken, und lobsingen und fröhlich sein. „Das Scheinbare liegt auf der Folterbank,“ sagte er nach einer Weile. Als nun Kellermann ihn an den Gekreuzigten erinnerte, schien Papa sich Ungeduld vorzuwerfen: „Das war wieder der alte Hans.“ Mama: „Schilt doch nicht den alten Hans, Gott hat ihn ja schon erneuet.“ „Ja aber itzt sollte doch der alte Hans zum Johannes geworden sein.“

Es läßt sich nicht beschreiben, man muß es gesehen haben, wie der hohe, gottselige Geist, seinem Heimgang entgegen sah. Dies fiel auch dem Arzt, es fiel allen auf, als etwas ganz wunderbares. Sein Leib war matt und leidend, aber sein ganzes Wesen unverändert. Er rüstete sich nicht, denn er hatte schon lange sich gerüstet; es war nichts frappantes für ihn in dem Gedanken an den nahen Tod, denn sein Wandel war schon lange im Himmel. Er nahm Theil an allem, wie sonst, denn jede seiner Empfindungen bezog sich schon lange auf Gott, und war geheiligt durch die heilige Liebe. Nur war seine Liebe noch erhöht, und eine überschwängliche Ruhe überschattete sein ganzes Wesen, und theilte sich uns allen mit auf eine unbegreifliche Weise; und so war es bis zuletzt!

Erwachend sagte er lächelnd zu Mama: Ich träumte eben vom Fegefeuer, es war wie ein großes Messer, auf dem ich lag, aber es war kurios, es schnitt mich nicht.

Wir waren voller Hoffnungen; fast alle Anzeigen besserten sich mehr und mehr; nur der böse Hauptumstand änderte sich nicht. Sein treuer Pincher kam zu ihm, sprang ihn an. Er streichelte ihn. Cajus! den Flink mußt du behalten. Ich empfehle ihn deiner Nachsicht. Er kann zuweilen lästig sein, aber es ist doch ein gutes Thierchen.

Heute vor 40 Jahren, sagte er uns, hatte ich einen recht frohen Tag. — Wir feierten des Grafen C. Schimmelmann Geburtstag, und seine Frau war so herzlich vergnügt. Sie starb den 6. Februar des folgenden Jahrs. Das war eine gar liebe Frau!

Nun war er eine Weile mit Mama allein, sprach mit ihr von Dispositionen, die er schon lange gemacht, aber noch nicht aufgeschrieben hatte, bestimmte Andenken für seine Kinder, äußerte den Wunsch, daß auch seine Neffen und Nichten Andenken von ihm erhalten möchten, trug Grüße an mehrere Freunde auf. — Wenn ich die grüßen lasse, (sagte er, nachdem er einige genannt hatte, die er sehr achtete,) so ist das bloßer Eigennutz von mir, desto mehr beten sie für mich. — Julia trug er besondere Grüße an eine Freundin auf, — aber das sage ich ihr, beten muß sie für mich, so lange sie lebt.

Paula kam zu ihm. Ich habe dich lieb, mein Paulchen! du hast deinen alten Papa auch lieb. Siehe, wie geschwind man stirbt. So ist man weg, und wird nicht mehr gesehen; man kann den Zurückbleibenden keine Nachricht geben von dem, wie einem ist; wir wissen aber doch, wohin wir kommen, denn der Heiland hat uns die Verheißung des Lebens gegeben. Gott wird euch segnen, lieben Kinder!

An Malchen sagte er: Meine guten Kinderchen! Ihr könnt mir nun noch viel liebes erweisen. Betet für mich! betet ja für mich; ich weiß wohl, daß ihr es thut, ich weiß es gewiß. Thut es doch ja! Gott wird euch segnen, meine lieben Kinderchen.

Einmal erwachte er mit dem Spruche: Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. 1. Kor. 1, 30.

An Mama und Kellermann: Meine Grabschrift soll sein: Hier liegt Friedrich Leopold ꝛc. ꝛc. — geboren den 7. November 1750, ge-

storben 2c. 2c. — Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben. Ev. Joh. 3, 16. Diese Grabschrift habe ich mir schon vor 30 Jahren gemacht. Hinzusetzen müßt ihr nichts, denn wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen. Noch kurz vor seinem Tode fragte er Kellermann, ob er auch seine Grabschrift noch wüßte.

An Mama sagte er: Lege den Kindern recht ans Herz, Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich, und dann vor allem, Treue in der Fürbitte für Andre. Wenn Gott mir großem Sünder, der ich bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf sagen — treu diese Pflicht der Liebe erfüllt habe.

Gott küsse deine liebe Seele, wie du mich eben küßtest, sagte er an eines von uns, und so war er ganz, ganz Freundlichkeit und Liebe. — Den Nachmittag ward er wieder in seine Stube getragen, zum letzten Mal. —

Die Mäuse kommen doch noch heute zu mir, sagte er an Julia (er meinte seine kleinen Enkel). Sie müssen ja kommen; ich freue mich jedes Mal, wenn ich sie sehe.

Nun war es Abend! das Erbrechen war seit 1/2 3 Uhr Morgens nicht zurückgekehrt, und wir waren voller Hoffnung; doch fing die Schwäche an Ueberhand zu nehmen.

Der Mama sagte er: Bringe mir das griechische neue Testament; ich wollte dies und den Hotner Weihnachten Müller geben; nun will ich es ihm aber gleich geben. Ich will ihm aber noch etwas hineinschreiben; das kann ich nach dem wohl noch. Mama erbot sich, es gleich zu thun, wenn er es ihr dictiren wollte. — Nein, das geht nicht, ich wollte auf griechisch hineinschreiben: „Herr wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens." Joh. 6, 68. und: Meinem lieben Müller. Er konnte es nicht mehr.

Xaver und Joseph hatten den ersten, Cajus und Clemens den zweiten Theil der Nacht von Sonnabend auf den Sonntag. Sie war sehr übel. Der Druck auf dem Magen nahm sehr zu, der Schmerz in der Herzgrube war zu Zeiten sehr heftig; er konnte nicht ruhig liegen. — Mit welcher Freundlichkeit dankte er für jede kleine Erleichterung, die man ihm zu verschaffen so glücklich sein konnte.

Um ½ 3 Uhr in der Nacht, gerade 24 Stunden nachdem es aufgehört, fing das Erbrechen wieder an, und unsre Hoffnung war dahin! —

Um ½ 4 Uhr Morgens fand ihn Julia sehr abgenommen, die Hände kalt — er fing an zu röcheln. — Sie netzte ihm Stirn, Schläfe und Kinn mit kölnischem Wasser. Das thaten wir oft, es that ihm bis an sein Ende immer so wohl. — Er sagte: Ich denke, Gott nimmt mich bald durch gänzliche Kraftlosigkeit zu sich. Ich weiß wohl, daß man eine große Schwäche aushalten kann, aber die meinige ist auch sehr groß. Etwas später: Ich wünsche sehr, daß der Heiland mich heute zu sich nehme; aber — ich kann ja noch gehorsam sein. Gott beuge meinen störrischen, zum Leiden unwilligen Sinn.

Auf sein Verlangen ward Kellermann gerufen, ihm vorzubeten. Er verlangte die Todtengebete, welche er schon vorigen Tages zweimal verlangt hatte. Kellermann wählte andere, weil es für jene noch nicht Zeit schien. Er fing an: Adjutorium nostrum in nomine Domini — mit erloschener, aber fester Stimme antwortete Papa: Qui fecit coelum et terram, dann den 50. Psalm: Erbarme dich meiner Gott ꝛc. ꝛc., dann anima Christi etc. — das Vater unser und den englischen Gruß. Alles betete er deutlich und inbrünstig mit. Mama empfing er mit den Worten: Ich bin dem Ziele viel näher gekommen — und als sie ihm sagte: Gott kann dich uns doch noch lassen — „Ach dürfte ich sagen, wie jene fromme Seele:

Herr! mach es wie du willst,
Doch sterben ist mir lieber,
Denn Sterben, das ist mir Gewinn,
Den meine Seele liebt,
O gehe nicht vorüber,
Nimm meine Seele zu dir hin.“

Den letzten Vers sagte er mit aufgehobenen, gefaltenen Händen, die Augen zum Himmel gerichtet, und sagte darauf, daß ein frommes Fräulein Bernstorf im Jahre 1763 oder 1764 diese Verse in ihrer Krankheit gemacht, und bald darauf gestorben sei. Er klagte über heftigen Schmerz und Beängstigung, und sagte: Das ist die Agonie. Mama sagte ihm die Worte Christi: Ich bin die Auferstehung und das Leben, wer mir glaubt, stirbt nicht; fügte er hinzu. Und dann: Gott hat mir seit einiger Zeit eine so ganz besondere Ruhe gegeben, wie noch

nie zuvor. - Den Arzt empfing er mit den Worten: Ich hoffe, heute kündigen Sie mir meine Freilassung an.

Das Gefühl der Schwäche war ihm unaussprechlich leidenvoll, er seufzte tief, und blickte leidenvoll zum Himmel. Darauf schlug er leise, mit dem Ausdruck der Mißbilligung, strafend und doch freundlich, mit den Fingerspitzen an seine Stirn. Julia wollte das nicht zugeben. — Ja! die Ungeduld ist sehr unrecht von mir!

Lapaix hatte wegen dringender Geschäfte weggewollt. — Ein geschickter Arzt aus Osnabrück war geholt worden, ihn zu ersetzen. — Nun konnte aber Lapaix sich auch nicht entschließen, zu gehn, und beide Aerzte beschlossen, noch ein Mittel zu versuchen. Papa fragte sie, ob sie noch etwas zu seiner Erleichterung thun könnten. Doctor Richard sagte ihm: Wir haben noch gute Hoffnung. — Das ist mir aber gar nicht recht, sagte er freundlich.

Den Aerzten fiel es auf, wie in diesen Aeßerungen durchaus keine Ungeduld läge, sondern nur Verlangen nach Gott. Doctor Lapaix war ganz davon durchdrungen, so wie auch Doctor Richard später an Xaver sagte: „Ich kann mir doch nicht denken, daß es einen Bösewicht geben „könnte, der bei dem Anblick sich nicht bekehrte!" Seine kleinen Enkel traten zu ihm, er küßte, nannte jeden, nahm mit beiden Händen Christian's Kopf, und zog ihn an seinen Mund: Du lieber, süßer Junge!

Mit welchem Ausdruck wiederholte er mehrmals die Worte: Jesu Du Sohn Davids, erbarme Dich meiner! Gegen 1 Uhr Mittags verlangte er uns alle, — Einer und der andere mußten von unten gerufen werden. Papa drängte und eilte, und da wir nun alle um sein Bett knieeten, sprach er mit sehr matter, aber feierlicher, bewegter Stimme:

Ich bin hier im Angesichte des allgegenwärtigen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, und flehe diese drei Personen der heil. Dreieinigkeit, die ich immer angebetet habe, sie möge uns alle, mich, meine selige und meine itzt noch lebende Frau, meine todten und noch lebenden Geschwister, meine todten und noch lebenden Kinder, Eidame und Schnüre, meine Neffen und Nichten, Enkel und Enkelinnen, und uns alle, in Ein Band der Liebe, durch Glaube, Hoffnung und Liebe umschlingen, daß von diesem Häuflein keines fehle, und wir alle einst vereint werden an dem Throne Gottes; denn, ein so elender

Sünder ich auch bin, gehe ich doch im Vertrauen auf Christus freudig hinüber. Ich muß mich kurz fassen.

Alle meine Kinder und Hausgenossen, meinen herzlieben Kellermann, Herrn Groth, Herrn Nergert, Herrn Müller und auch meinen lieben Emele bitte ich um Verzeihung wegen meiner häufigen Lieblosigkeiten und des Aergernisses, das ich ihnen gegeben habe, und bitte, Gott möge den Schaden von ihren Seelen wegnehmen, und die Folgen auf mich legen, nicht auf sie, sondern nur auf mich. Ich bitte alle meine Kinder, und alle, die ich oben genannt habe, so lange sie leben, für mich, für meine selige Frau, für meine Geschwister und uns alle zu beten. Der Geist Gottes möge mich, und uns alle mit Seiner Liebe erfüllen, daß wir alle Eins sein, wie der Vater in dem Sohne, daß auch wir eines sein. Sollte eines meiner lieben Kinder, oder meiner lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend jemand sich an mir versündigt, oder mich beleidigt haben möchte, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, sondern nur angelegentlich für den zu beten, von dem er dies glauben möchte.

Nun meine herzlieben Kinder, wollte ich euch noch eines an das Herz legen. Wir alle sind Menschen, wir alle sündigen; aber haltet nur immer dem Heilande euer Herz offen, werdet nie scheu vor Ihm! denn, wenn wir Ihn scheueten, wen sollten wir dann nicht scheuen, und wenn wir Ihm nicht trauen, wem könnten wir dann trauen?

Nun trug er Mama noch auf, seine Freunde zu grüßen. Er nannte die Wernigeroder, Overberg und mehrere andere.

Die Kraftlosigkeit, das Röcheln nahm zu, die Hände waren seit der Nacht nicht wieder warm geworden, der Schmerz in der Herzgrube war sehr heftig. — Ich darf wohl Gott nicht bitten, daß er es abkürze? Kellermann antwortete: „Der Heiland betete, daß der Kelch vorüber gehen möchte". Dies schien ihm wohl zu thun.

Mit großer Innigkeit hörte er die Stelle II. Kor. 4, 17. 18: „Unsre Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet uns eine ewige, und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit, uns die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare, denn was sichtbar ist, das ist zeitlich, was aber unsichtbar ist, das ist ewig". Kellermann war nun fast

beständig bei ihm, und sagte ihm von Zeit zu Zeit Sprüche aus der heiligen Schrift vor. Entfernte er sich etwas, so verlangte Papa nach ihm. Bei den ersten Worten, die Kellermann aus der heiligen Schrift anstimmte, sagte Papa die Folge, z. B. „meine Kraft ist mächtig in den Schwachen“ (diesen Spruch wiederholte er auf Griechisch); „die Leiden dieser Zeit sind nicht werth“ der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbart werden. „Es ist nichts Verdammliches an denen die in Christo Jesu sind“; die nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geiste (Röm. 8, 1) — fuhr er fort. — Kellermann sagte ihm den Spruch: „Ich erstatte an meinem Fleische, was noch mangelt an Trübsal in Christo“ (Kol. 1, 24). Das ist eine schwere Stelle; Lavater hat mich darauf aufmerksam gemacht. — „Ja, aber es ist tröstlich zu denken, daß wir mit Christus und für Christus leiden“. Ja für Christus! sagte er mit Inbrunst. — Einmal: Ich leide unbeschreibliche Schmerzen. Kellermann erinnerte ihn: Wen ladet der Heiland zu sich ein? „Die mühselig und beladen sind. Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, Ich will euch erquicken; nehmet auf euch Mein Joch, und lernt von Mir; denn ich bin sanftmüthig, und von Herzen demüthig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn Mein Joch ist sanft, und Meine Last ist leicht“ (Matth. 11, 28. 29. 39).

Cajus war unabläßlich bei ihm. Der arme Cajus hat einen schweren Stand, hatte Papa schon früher gesagt; — er ist Zeuge meines ganzen Jammers. Kellermann verließ ihn auch fast keinen Augenblick. — Lavaix's Wunsch, und die Furcht, seine Beklemmungen zu vermehren, vermochten Mama und uns andre, uns zu entfernen, und nur mehr ab und zu einzeln zu ihm zu treten. — Mit unbeschreiblicher Freundlichkeit küßte er uns alsdann, liebkosete uns mit den zärtlichsten Worten, und das bis zum letzten, letzten Athemzuge.

Kellermann sagte ihm vor: Komm Herr Jesu (Offenb. Joh. 22, 20). — Dann fügte Kellermann hinzu: „es ist so schön, daß die heilige Schrift, die uns ein so reichhaltiges Gemälde von unsern Sünden, und Gottes Erbarmungen aufstellt, damit schließt: Ja ich komme bald! Amen. Komm Herr Jesu! Er: Ja so groß und herrlich. Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde (1. Buch Mos. 1, 1) und: Ich komme bald! Komm Herr Jesu! Amen. Off. Joh. 22, 20.

Kellermann erinnerte ihn an die Stelle Luc. 1, 78: „Durch die herzliche Barmherzigkeit, in welcher uns besucht hat der Aufgang aus der Höhe". ... Ja! wie der fromme Greis Zacharias Gottes Erbarmungen fühlt. Kellermann führte die Stelle an: das ist das ewige Leben, daß sie dich, den einigen wahren Gott erkennen, und den du gesandt hast, Jesum Christum (Joh. 17). „Ja! ich erkenne den einigen wahren Gott, und den Er gesandt hat, Jesum Christum." — Die Stelle: „Christus ist uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung" (1. Kor. 1, 30), mußte ihm wohl viel Trost geben; er ließ sie sich von Zeit zu Zeit wiederholen, oder sagte sie selbst. — Kellermann sagte ihm: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens sind" (Ps. 33, 19). — Er: „Ja, Er ist nahe!" — Kellermann sagte ihm vor den ersten Vers: „Der am Kreuze ist meine Liebe". — Er sagte die ganze Strophe:

„Der am Kreuz ist meine Liebe,
Meine Lieb' ist Jesus Christ,
Weich' von mir, des Eitlen Liebe,
Alles, was nicht ewig ist;
Was du gibst, ist nicht von Gott,
Und, womit du lohnst, ist Tod.
Meine Lieb' ist der Erwürgte,
Der für mich beim Richter bürgte."

Nun verlangte er die Todtengebete, führte daraus an: Wenn nun meine Hände und Füße erkalten 2c. — Kellermann hatte sie nicht. Julia kniete vor sein Bett, und betete die Verse:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir,
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du denn herfür.
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
Reiß du mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein.

Erscheine mir zum Schilde
In meiner letzten Noth,
Und laß mich seh'n dein Bilde,
Und zwar dein Bild im Tod.
Da laß mich zu dir blicken,
Da laß mich glaubensvoll,
Dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl."

Er betete jedes Wort mit, wo Julia die Stimme versagte, half er allein aus, und sagte die 4 oder 5 letzten Verse ganz allein. — Er sagte darauf mit so inniger, weicher Stimme: Da Er für uns in den Tod ging, verließen Ihn die Seinigen, und um mich sammelt Gott Frau, Kinder, Freunde, lauter Engel, die mir hinüber helfen.

Habe ich wirklich mit dir Schach gespielt, Cajus, oder träumte ich es nur? sagte er nach einem Augenblick des Schlummers. Ach nein, das war ein dummer Gedanke. Vor der Thorheit würde mich auch mein alter, treuer Cajus gewarnt haben. Jtzt wäre doch keine Zeit zum Schachspielen.

Die Beklemmungen sind so entsetzlich, sagte er zu Mama; sie hemmen mir so die Gedanken, ich kann nicht sagen, was ich wollte. — Ich will Gott um Erleichterung bitten, auch die Mutter Gottes, daß sie für mich bitte.

Nun wurden ihm noch seine kleinen Enkel gebracht. — Mit seiner holden Freundlichkeit streichelte, küßte er jedes, fragte nach ihren ältern Geschwistern, die etwas weiter vom Bette standen, küßte und segnete sie, und die jüngern Schwestern jedes besonders. —

Mama sagte er jedes Mal, das sie zu ihm trat, die zärtlichsten Worte der Liebe. Als sie bei einer Veranlassung ihm sagte: Nicht wahr? wenn Gott mich abruft, holst du mich ab? — Ja wohl, hol' ich dich ab, ja wohl. Er rief sie noch einmal zurück: Mein Sophiechen, komm her, und sagte ihr noch Einiges.

Kellermann erinnerte ihn an das Wort Christi: „Wenn Ich einst erhöhet bin, will Ich alle zu Mir ziehn! Sie lassen sich ziehen, Sie folgen. Ja! Alle, Alle! Ich lasse mich ziehen, ich folge". — Ferner an die Stelle: „Wer wird uns scheiden von der Liebe Christi, Trübsal oder

Angst, oder Verfolgung ꝛc. ꝛc. Er fiel ein, und schloß selbst mit den Worten: nichts vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die da ist in Christo Jesu, unserm Herrn. 1. Röm. 8.

Auf den Spruch: „Denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen“ (Röm. 8, 28), sagte er: Ist es auch zu viel gesagt: Auch die Sünden dienen uns zum Besten? Kellermann: Wer seine Sünden fühlt, kann am besten Gottes Erbarmungen an sich erfahren, und Gott um so mehr verherrlichen. Ja! es ist ihr viel vergeben worden, weil sie viel geliebt hat. Luc. 7, 47.

Kellermann: Der Herr ist nahe! — „Gottlob! — heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes!“ — Dann betete er das „Vaterunser“ und „Gegrüßet seist du Maria“ mit Kellermann ganz aus. — Nach einer Weile: „Vita tua via nostra est, et per sanctam patientiam ambulamus ad te“ (Dein Leben ist unser Weg, und durch heilige Geduld wandeln wir zu Dir). Thom. v. Kemp. 3, 18.

Auf einmal verlangte er Xaver zu sprechen: „Lieber Xaver! ich habe mir von deinem Herrn Vater, und von deinem Herrn Bruder, die du herzlich von mir grüßen wollest, die Erlaubniß zu erbitten, daß ich in Stockkämpen begraben werde. Ihr habt dort ein Erbbegräbniß. Eigentlich müßte es in Melle sein. Aber den Wunsch wird man wohl nicht übel auslegen. Franz ist dort begraben, und Christian hat dort ein Monument“. Xaver sagte ihm: du hast meine Kinder gesegnet, mich doch auch mit ihnen. „Du geliebter Xaver!“ sagte er, und drückte ihm mit Innigkeit die Hand. — Es mochte 1/4 über 6 sein. Gleich darauf wünschte er noch etwas zur Erleichterung zu nehmen. Die Mama schlug Krampftropfen vor. Als man diese suchte, sagte er laut: Sie stehn auf dem kleinen Tische. Da der Arzt überlegte, wie viel ihm zu geben, sprach er laut und vernehmlich: Ich pflege 60—80 Tropfen zu nehmen. Nachdem er sie genommen, ging Mama wieder zu ihm: Er küßte sie mit Innigkeit: Mein süßes Kind, mein liebes Kind, mein süßes Herz! Es waren die letzten Worte, die sie aus seinem Munde hörte. —

Wir alle glaubten, die Aerzte selbst glaubten, es könnte noch bis zur Nacht dauern, denn seit Mittag hatte er nicht sehr abgenommen. Weil zu befürchten war, Mama möchte sich, wenn sie itzt aufbliebe, vor Kopfweh gar nicht halten können, so legte sie sich auf Lapaix's dringende

Bitte, und verlangte, nach einer halben Stunde herbeigerufen zu werden. Julia ging wieder zum geliebten Kranken, da sagte er denen, die bei ihm waren: Gelobt sei Jesus Christus. Die Umstehenden antworteten, und Julia sagte: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ Er: „Jesu, du Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ und dann mit unbeschreiblich freudiger Inbrunst: „Ja, Er hat sich meiner schon erbarmet. Er hat sich meiner schon erbarmet. Durch Seine überschwengliche Barmherzigkeit ist mir erschienen der Aufgang aus der Höhe!“

Nun überfiel ihn ein Frost, er zitterte. „Ich kriege einen Fieberschauer“. Dann: Kinder, ihr müßt mich waschen, ich muß auch noch rasirt werden. — Wir: „Lieber Papa, es ist nicht Morgen, es ist Abend“. „So! und welche Stunde?“ Ein Viertel vor sieben „Und welcher Wochentag?“ Sonntag. Julia netzte ihn mit Kölnischem Wasser, und empfing von seinen Lippen den letzten Kuß. Darauf rief er Lapaix. „Sagen Sie, Herr Doctor, sonst thaten mir die Tropfen immer wohl, und nun, nachdem ich sie genommen, überfällt mich ein Frösteln — wie kommt das? Auf die Antwort des Arztes, daß dies nicht die Wirkung der Tropfen sei, sondern mit seinem Zustande zusammenhange, versetzte er: „Sagen Sie mir, wird's wohl morgen oder übermorgen mit mir enden? Der Arzt: „Bei Ihrem lebendigen Glauben, und inbrünstigen Verlangen nach Gott, darf ich es Ihnen wohl sagen, es wird wohl nicht Mitternacht für Sie. Gott Lob! Dann faßte er beide Hände des Arztes; drückte sie mit Kraft: Danke, danke! Recht herzlich dank' ich Ihnen! Gelobet sei Jesus Christus! Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite, und nach einigen leisen Athemzügen war er hinüber gegangen zu seinem Vater und zu unserm Vater, zu seinem Gott und zu unserm Gott.“

Eine Viertelstunde von Tatenhausen liegt ein weit sich dehnender Buchen- und Tannenhain; an dessen Südseite erhebt sich ein Kirchlein, neben diesem befindet sich der Kirchhof und ein westfälisch-ländliches Wohnhaus mit einem geräumigen Garten. In dieser Ansiedelung — Stockkämpen — haben drei Franziskanermönche die Mission, Gottesdienst und Seelsorge für die unter der vorherrschenden akatholischen Bevölkerung weit zerstreuten Katholiken auszuüben. Auf jenem Friedhof ruht ein großes Heiligthum der deutschen Nation, dem sich heute noch mancher Wanderer mit Ehrfurcht und betendem Danke nahet.

Sechszehnter Abschnitt.

Die hinterbliebene Familie.

Am 5. December hatte der Graf Christian den letzten Brief aus Windebuy an den Bruder geschrieben. Er glaubte ihn noch in voller Gesundheit mit der abwehrenden Rüstung gegen die frevelvolle öffentliche Verlänmdung beschäftigt, theilte ihm die ihm bekannten, die Blendwerke des stygischen Ungeheuers zerstiebenden Thatsachen mit, ermahnte ihn, nur kurz und kalt, den Niederträchtigen trocken wegwerfend, zu verfahren. Erwarte man nicht eine Schilderung des Jammers, welcher die Seele des Bruders zerriß, als einige Tage darauf die Botschaft vom Heimgange des Bruders in die Wohnungen des Friedens ihn ereilte, wo die Siegespalme eines größern Kampfes ihm wehte. Als die lindernden Thränen den Schmerz ihm verweint, dieser in unendlich liebender Sehnsucht zerschmolz, ergriff er die von jetzt nicht wieder tönende Leier, sang in der Elegie an den Bruder u. A. [1]):

„Sträubend ergreif ich die stumme, verwaiste, die trauerumhüllte
 Zwillings-Leyer, die ach, ihre Genossinn verlor!
Ihre hohe Schwester, der nun sich die Irrdische schmachtend
 Nachsehnt, lauschend umsonst ihrem vertrauten Getön. .....
Kundig wallte der Seher entgegen der hohen Entzückung,
 Und zu der Sphären Tanz schwang der Gesang sich empor.
Sehnsucht athmeten ein Ihm der Himmlischen weihende Chöre,
 Sehnsucht entflammte die Brust, strömte die Saiten hinab.
Anklang des Sions-Halleluja flüsterte fernher,
 Und in des Aufflugs Durst sang Er den Schwanengesang,
Seinen Schwanengesang! In Jugendfülle des Geistes,
 Fern von der Erde Staub, kreisend in tönendem Flug.

. . . .

Jammernde Klage verstumm'! — Ich liebt', o liebte wie viel mehr
 Als mein eigenes Selbst — Bruder, Du weißt es ja! — Dich.

---

[1]) S. W. II, 358 fgg.

Dennoch thäten sich auf vor meiner Stimme die Gräber,
Wahrlich, ich hielte den Ruf, der Dich erflehte, zurück!
Deines Himmels erfreu' ich mit reiner Liebe mich, Deines —
Heiliger Sehnsucht Lohn! — Schöpfens und Sonnens, o dort,
Dort aus dem Urquell, dort an dem Urstrahl ewiger Liebe,
Deren Abglanz schon hier Odem des Lebens Dir war! — ......"

Die Antwort auf Voßens Schrift, sprach kurz vor seinem seligen Ende Stolberg, ist fast fertig, sie muß gedruckt werden. Einige Worte müssen noch hinzugesetzt werden. Die Erfüllung dieses letzten Willens des Hingeschiedenen war zunächst für den Bruder heiliges Vermächtniß. Die Abfertigung brach mit den Worten ab: „Woher dieser langverhaltene — — — —"

An diese Worte fügt der Graf Christian den Anfang der Fortsetzung: „Bei diesen Worten legte die Feder nieder Er, den ich seit früher Jugend nie ohne das regeste Gefühl der Liebe, des innigsten Vereins, aber auch der Verehrung und des Stolzes, meinen Bruder nannte, und zu dem ich itzt emporschaue in namenloser Sehnsucht nach dem Wiedersehen —

„Kaum daß es Wiedersehen genannt darf werden, wenn drüben
Ueber den Gräbern ich Dich in Deiner Herrlichkeit sehe!"
(Klopstocks Messias, Gesang XV.)

„Es wurde Ihm zu lästig länger bei jenen niedrigen und giftigen Verläumdungen zu verweilen, die wider Ihn und seine geliebtesten Freunde nicht allein aus der Luft gegriffen, sondern aus der Hölle geschöpft waren. ..... Diesem seinem Gastgeschenk prägt er die freche Benennung auf die Stirn, dem Unfreien es widmend!

„Dem Unfreien! Ihm der frei und offen, ohne alle Rücksicht, ja unter nicht leichten Aufopferungen, nach ernster Prüfung, Seiner Ueberzeugung folgend, das vollbrachte, was Er für Seine Pflicht anerkannte ....." [1]).

---

[1]) Im Anfange des Jahres 1820 ward die von dem Bruder vollendete, von Kellermann mit einem Vorworte versehene Schrift unter dem Titel: »Friedrich Leopold Grafen zu Stolberg kurze Abfertigung der langen Schmähschrift des Herrn Hofraths Voß wider ihn«, zu Hamburg bei Friedrich Perthes herausgegeben.

Der Bruder folgte dem heimgegangenen Bruder bald nach. Er starb den 18. Januar 1821 in Windebuy. Liebe und Sehnsucht nach dem Geliebten hatte ihm wohl das Herz gebrochen. Ihm folgte seine Gattin, die Gräfin Luise, am 29. November 1824 nach. —

Die Schwester, die Gräfin Katharina, war selbst als sie im Jahre 1817 ihren Freund Schönborn verloren noch nicht zur Ruhe gekommen. Erblindet und hochbetagt konnte sie ihren unruhigen Geist noch nicht an Einen Ort fesseln. Im Jahre 1821 finden wir sie in Berlin bei ihrem Neffen, dem Minister Bernstorf. Nicolovius begrüßte hier die längst bekannte und verehrte Freundin und gab der von Berlin nach Dresden wandernden den eben erschienenen ersten Band der von Roth besorgten Sammlung der Schriften Hamanns für die älteste in Dresden verheirathete Tochter desselben nebst einem Schreiben an diese folgenden Inhalts mit: „Liebe Schwester! Der Dichter Friedrich Leopold Stolberg kam einst in Deines Vaters Haus und brachte durch seine Erscheinung Freude hinein. Beide Männer sind nun bei einander in Gottes höherer Welt, wo ihre Geister immer einheimisch waren. Aber die Schwester des edlen Dichters, die Gräfin Catharina Stolberg, kommt hier in Dein Haus. In ihr, alt, harthörig, blind wie sie ist, lebt doch und bricht strahlend hervor der hohe Familiengeist und der im Himmel und auf Erden frei waltende Flug der Seele. Alles was schlecht ist oder ihr schlecht scheint, versetzt sie in Grimm und brennenden Eifer; sonst ist sie milde, lieblich, schön wie eine Himmelsgestalt. Sie bringt Dir auch eine Wiedererscheinung Deines verklärten Vaters mit, den ersten Band seiner Schriften, den Dir und den Deinen der Herausgeber Roth durch mich schickt. Nimm sie freundlich auf. Thue ihr wohl durch Deinen schönen Geist und durch die Lieblichkeit Deiner Mädchen. Laß Dir auch von mir und meinen Kindern erzählen, die sie mit Augen der Liebe angesehen hat." — In der Mitte ihrer mit Pietät für sie erfüllten Verwandten löste sich der rastlose Geist am 22. Februar 1832 von seinen Banden. —

Ihre Schwester, die Gräfin Auguste, seit 1797 verwitwete Gräfin Bernstorf, haben wir früher (I, 57) als jugendliche Freundin Goethe's kennen lernen, welche von ihren Brüdern in den mit demselben geführten Briefwechsel mit hereingezogen ward. Beinahe ein halbes Jahrhundert später, im Jahre 1822, nach dem Tode der Brüder, spinnt

sie den längst abgebrochenen Faden wechselnder Briefe wieder an. Die Erinnerung an den in ihrem langen Leben nie Gesehenen hatte sie alle Jahre hindurch begleitet; aber das warme Jugendgefühl, von einem reinen frommen Sinn getragen, ward fort und fort durch Wehmuthsempfindungen gemildert, als sie wiederholt in den Schriften des Freundes den gefahrvollen Weg des christlichen Unglaubens, der so sehr von dem ihrigen und dem ihrer Brüder abwich, betreten sah. Die würdige Frau faßte nach langem Kampfe endlich den Entschluß, ihre wahrhaftige Angst um sein Seelenheil ihm an's Herz zu legen. Wir mögen es uns nicht versagen, den Anfang des Briefes, welchen sie vom holsteinischen Bordesholm aus den 15. October 1822 an Goethe schrieb, mitzutheilen [1]):

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nennte, die Züge der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, wieder erkennen? nun ja ich bin's — Auguste — die Schwester der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Stolberg. Könnten doch diese aus der Wohnung ihrer Seligkeit, von dort, wo sie den schauen, an den sie hier glaubten — könnten doch diese, mit mir vereint, Sie bitten: „„Lieber, lieber Goethe, suchen Sie den, der sich so gerne finden läßt, glauben Sie auch an den, an den wir unser Lebelang glaubten““. Die seelig Schauenden würden hinzufügen, „„den wir nun schauen!““ und ich sage: „„Der das Leben meines Lebens ist, das Licht in meinen trüben Tagen, und uns allen dreien Weg, Wahrheit und Leben, unser Herr und unser Gott war““. Und nun, ich rede auch im Namen der verklärten Brüder, die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „„Lieber, lieber Goethe, Freund unserer Jugend! Genießen auch Sie das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!““ und die Vollendeten setzen hinzu: „„Gewißheit und ewiger seliger Frieden harrt dann auch Deiner hier““. .....“

Die Gräfin starb den 30. Juni 1835 in Kiel. — Stolbergs jüngste Schwester, Juliane, seit 1835 Wittwe des Herrn von Witzleben, ging 1841 in die Ewigkeit über.

Die Gattin des Hinübergegangenen war alsbald nach der Bestattung seiner irdischen Ueberreste nach Windebuy geeilt, um den Jammer an

[1]) v. Binzer a. a. O. S. 173—183. Goethe's Antwort S. 184—188.

der Brust des Schwagers und der Schwägerin auszuweinen, — auch der Schwägerin. Hatte sie doch, — die Gräfin Luise, — an dem letzten Geburtstage des geliebten Schwagers der Sehnsucht ihres Herzens, mit ihm zu sein in der Zeit und in der Ewigkeit schriftlichen Ausdruck geliehen, und hatte sie zugleich der Schwägerin an ihrem Geburtstage zugerufen: „..... Sehnsucht ist freilich ein Schmerz, aber ohne sie Liebe ein Mährchen; und sie zeugt ja auch von unserer Heimath. Wer ist vertrauter damit als Du? .....“ — Und wie mußte nun die hohe Frau mit dieser Sehnsucht zu dem Verklärten, dessen himmlisches und irdisches Bild sie in immer hellern Lichtzügen in ihrer Seele trug, vertraut werden? „..... Hätten Sie,“ schrieb sie im December 1821 von Sondermühlen aus an Fouqué, „meinen geliebten seligen Mann gekannt, so würde dieser hohe Friede des Glaubens, diese göttliche Liebe in unaussprechlichem Adel und Anmuth, Sie in jedem Zuge, in jedem Blicke, in jedem Wort, aus dem strahlenden freundlichen Auge, aus dem auch im Alter holden, schönen Munde angesprochen und Ihre Herzen ergriffen haben; — Sie würden in Ihm, wie ich es auf Erden nicht gesehen, und wie es, glaube ich, selten gesehen worden ist, das Ebenbild Gottes erblickt haben. — Jetzt betet Er für die Seinen; — mit welcher Liebe, die wir hienieden nicht fassen können, so wenig wie die Seligkeit, die Gott bereitet hat denen, die ihn lieben, betet Er itzt für uns alle — gewiß auch für Sie und Ihre liebe Gemahlin — für die er hienieden oft betete, wie er es mir manchmal gesagt und mich aufgefordert hat, es zu thun, wenn er mich hiezu wie zu allem Guten und Edlen aufmunterte! Viele Sterne sind mir für dieses Leben untergegangen, in den letzten sechs Jahren; aber sie ziehen alle zu Gott und lösen die irdischen Banden. — Ich habe mehrere Monate in diesem Jahre bei meinen geliebten Kindern in Schlesien, Ferdinand und Marie Agnes zugebracht, und mir ist viel Segen und Freude mit ihnen und durch sie zu Theil geworden.“ —

Von 18 Kindern waren dem Grafen Friedrich Leopold 5 mit dem Tode vorausgegangen. Den Zurückgelassenen, von denen die jüngern noch zartern Alters waren, ward die Mutter von jetzt auf ihrer weitern Wallfahrt hienieden die Führerin auf dem Pfade ihres Lebens;

und wie der erste Apostel [1]) seine Gemeinen hinwies auf Den, der keine Sünde beging, und in dessen Munde kein Betrug erfunden ward, der ihnen als ein Vorbild hinterlassen, daß sie seinen Fußtapfen nachfolgen sollten, so suchte sie in ihrer immer mehr verbreiteten und zerstreuten Familie das Andenken an das hinterlassene väterliche Vorbild, dessen Leben Nachstreben des göttlichen Vorbildes war, lebendig zu erhalten, suchte, — sie selbst wieder ein Vorbild — auf die Nachfolge seiner Fußtapfen hinzuleiten. — Sondermühlen und Brinke blieben bis zum Anfange der dreißiger Jahre ihr Aufenthalt: dann wählte sie diesen zu Münster in Kellermanns Nähe. Von hier und von dort trat sie jedes Jahr im schlichten, nie abgelegten Trauerkleide die Reise zu ihren Kindern und Enkeln an, suchte nach dem Wechsel der Jahre auf Monate ihren Aufenthalt in Westphalen, in Söder, in Schlesien, Sachsen und in Belgien. Wo immer sie weilte, bezeugte christliches Wohlthun von dem Kreise ihrer Familie aus ihre Anwesenheit: vor allem war Münster in dieser Zeit, noch mehr als während ihres Aufenthalts in frühern Jahren, Zeuge des frommen christlichen Wandels und der werkthätigen christlichen Liebe der Wittwe Stolbergs. Verlassenen Kranken, von der Welt vergessenen Wittwen, Jungfrauen, die wegen ihrer Noth sittlicher Gefahr ausgesetzt waren, armen Waisen und Krüppeln, war sie eine unermüdliche Wohlthäterin, eine besuchende Freundin und Trösterin, eine Beschützerin und Mutter. Nicht leicht verging ein Tag, wo sie nicht am Bette irgend eines Kranken zubrachte, und mit der leiblichen Erquickung auch geistigen Trost zu spenden suchte. —

Die Mutter erlebte die Freude, ihre Kinder den heiligen Bund der Ehe mit Gatten schließen zu sehen, deren Denkart, Gesinnung und christlicher Frommsinn eine Gott und dem verklärten Vater wohlgefällige und segensreiche Auszweigung ihrer Familie verhießen. Ihre Tochter, die Gräfin Maria Theresia, ward den 25. Mai 1825 vermählt mit dem Grafen Carl Maria Franz Robiano von Borsbeck, ihre jüngere Schwester, die Gräfin Maria Amalia, den 19. September 1826 mit dem Grafen Ludwig Franz Maria Robiano von Borsbeck. Friedrich Leopolds jüngste Tochter, Maria Pauline, vermählte sich den

---

[1]) I. Petr. II, 21, 22.

10. September 1828 mit dem Freiherrn Werner Nagel von Itlingen und später verwittwet mit dem Baron Wilderich von Kettler im Jahre 1838. Von den Söhnen ward Graf Peter Cajus, Besitzer des Ritterguts Brauna in der Oberlausitz, den 9. Mai 1829 mit Marie Sophie Huberte, geb. Freiin von Loe, aus dem Hause Wissen, — Graf Bernhard Joseph, Besitzer des Ritterguts Schönwitz in Schlesien, den 8. Januar 1833 mit der Gräfin Agnes Seherr-Thoß, — der Graf Joseph Theodor, Besitzer des Ritterguts Westheim im Paderbornschen, mit Maria Theresia, Gräfin von Spee, im Herbste 1838, und zu derselben Zeit der Graf Franz Leopold, Kreishauptmann in Salzburg, mit Christiana, Gräfin von Sternberg-Manderscheid, vermählt. —

Die Zahl der Enkel, in deren Wiege die wandernde Mutter den segnenden Blick neigte, wuchs mehr und mehr; aber ach! auch mit Dornen waren ihre Wege vielfach bestreut: sie sah wiederholt die geweihte Gruft ihren Kindern und Enkeln sich öffnen. Durch schwüle Tage der Prüfung wollte Gott sie hienieden geläutert der himmlischen Heimath entgegenführen. Das mütterliche Herz ward tief verwundet, als ihr geliebter Sohn Alfred so viele schöne Hoffnungen in sein frühes und so fernes Grab nahm. Die Verewigte meldete seinen Tod den 25. December von Münster aus dem Verfasser nach Aachen und schrieb u. A.: „Sie liebten und schätzten meinen lieben Sohn Alfred und er sprach oft mit Dankbarkeit [1]) von aller Freundlichkeit, die Sie ihm während seines Aufenthalts in Aachen erzeigt hatten. — Gott hat ihn zu sich genommen und hat seine Geschwister und mich mit tiefem Schmerz heimgesucht. So lange wir leben wird für uns seine Stelle öde und leer bleiben; aber Gott hat ihm in den letzten Jahren und insbesondere bei seiner letzten Krankheit so große Gnade erzeigt, daß ich nicht dankbar genug sein kann. — Sie haben vielleicht gehört, daß er das Ende des vorigen und den Anfang dieses Jahres, 6 Monate im Seminarum zu Regensburg sich aufhielt, wo er von dem Bischof und dem Seminardirector Schwab und von Allen, die ihn näher kannten, geliebt und geachtet wurde. Er glaubte indessen noch nicht des Glückes, die geistlichen Weihen zu empfangen, würdig zu sein und

---

[1]) Seine Bescheidenheit hielt Kleines für Großes.

wollte sich noch längere Zeit vorbereiten. Er kam am Ende April zu uns nach Brauna, einem Gute, das mir in Sachsen gehört und wo ich mich mit mehrern meiner Kinder aufhielt. Im August ging er nach Spanien, um seine Dienste dem Don Carlos anzubieten, weil er seine Sache für die Sache des Glaubens und der Wahrheit hielt. Er ward von dem König sehr gut aufgenommen, aber nach zwei Monaten von einer Entzündungskrankheit befallen. Eines feindlichen Ueberfalls wegen brachte man ihn über die Gränze in das erste französische Dorf, wo er das Glück hatte, einen vortrefflichen Pfarrer zu finden, der sich seiner väterlich annahm und ihm beistand, bis Gott ihn nach 12 Tagen zu sich nahm. Dieser hat uns die rührenden Umstände der Krankheit und des Todes meines lieben Sohnes berichtet. Gott hat ihm besondere Gnade erzeigt. Sie wollen Seiner im Gebet gedenken....."

Nach dem Universitätsbesuche hatte der Verstorbene während seines Aufenthalts bei der Mutter und seinen Geschwistern seine weitere wissenschaftliche Ausbildung fortgesetzt und vorzüglich das Studium der orientalischen Sprachen und der griechischen und lateinischen Kirchenväter getrieben, darnach fast alle Länder Europa's bereiset, ihre Hauptstädte besucht und in ihren höhern Kreisen viele bedeutende Männer kennen gelernt, überall einen beobachtenden Blick um sich werfend. Im Sommer 1827 besuchte er einige Monate die Bäder Aachens und erneuete diesen Besuch auf kürzere Zeit zwei Jahre später. Alle welche ihm hier nahe kamen, wurden von hoher Achtung für ihn erfüllt, glaubten in ihm das Bild des großen Vaters verehren zu müssen. In seinen Zügen, besonders um die Augen, war die Aehnlichkeit mit seinem Vater, selbst nach dessen Bildniß, nicht zu verkennen; gewöhnlich lag ein hoher Ernst darin; wenn er aber lächelte, hatte er den Ausdruck der anmuthigsten Freundlichkeit und Treuherzigkeit, und aus seinem schönen Auge blickte seine ganze schöne Seele; es that einem wohl, hinein zu schauen, wie in eine reiche innere Welt. — Im Herbste 1833 kam er von Rom, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, nach Regensburg. Hier trat der junge 33jährige Mann in das Priesterseminar, hier war er wegen seines wissenschaftlichen Fleißes, seines sittlichen Ernstes und seiner mit Demuth an den Tag gelegten, auf feste, leben-

dige Ueberzeugung gegründeten kirchlichen Gesinnung den jüngern Seminaristen ein leuchtendes Vorbild.

Ueber seinen Aufenthalt in Regensburg und über sein beklagenswerthes Ende hat uns der Domcapitular Melchior Diepenbrock, später Fürstbischof von Breslau (1798—1853), mit welchem er in jenem Seminar innigst befreundet wurde, in einer kleinen Schrift: „Zum Andenken an Alfred Stolberg, des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn, Regensburg 1835“ Näheres mitgetheilt. Er starb den 9. November 1834. Im Dorfe Sare, am Fuße der Pyrenäen, ruhen seine Gebeine. Im Jahre 1836 erschien zu Münster die Schrift: „Betrachtungen über das apostolische Glaubensbekenntniß. Aus dem Nachlaß eines früh Verstorbenen.“ Sie gehören zu dem Besten, was seit des heil. Franciscus von Sales Zeiten im Gebiete der Ascese geschrieben ist. Die Gräfin Stolberg schrieb bei der Uebersendung derselben: „Sie werden leicht errathen, von wem diese Betrachtungen sind. Ich fand sie in dem Nachlaß meines seligen lieben Sohnes Alfred, der mir nach seinem Tode aus Regensburg geschickt ward...... Sie werden in diesen Betrachtungen, die er vielleicht zerstört haben würde, weil er zu demüthig war, um auf irgend etwas, das von ihm kam, Werth zu legen, sehen, wie große Gnade Gott ihm erzeigt, welche tiefe Erkenntniß unserer heiligen Glaubenswahrheiten Er meinem lieben Sohn gegeben hatte. Da Sie ihn kannten und liebten, werden sie Ihnen um so mehr zu Herzen gehen......“

Neuer Schmerz traf die hohe Frau, als ihre Tochter Julia, vermählte Gräfin Schmiesing-Kerssenbrock, im Jahre 1836 starb. Sie schrieb uns im Anfange des Jahres 1837: „......Mögen wir einst uns wiederfinden vor dem Throne Gottes, nach treuer Anwendung der Jahre, die uns Gott hier verliehen hat, um sie durch Seine Gnaden zu unserm Heile und zu Seiner Ehre anzuwenden. Für mich kann die ernste Stunde nicht sehr fern sein, so viel Kräfte mir Gott auch in meinem vorgerückten Alter läßt......“ — Wiederum neue Prüfung Gottes traf sie, als ihr Sohn Leopold nach zweijähriger Vermählung im Jahre 1840 von den Seinigen hinweggenommen ward. Fast bis zum Ende ihres Lebens behielt sie ihre Geisteskraft ungeschwächt. So oft sie auch ihrer Auflösung und ihrer Vereinigung oben mit Gott

sich entgegen sehnte, so war sie doch bereit, noch mehr hier auf Erden zu leiden, wenn es zu ihrer größeren Läuterung oder zur Ehre Gottes und zum Heile der Ihrigen dienen könnte. Während des letzten Besuchs ihrer Töchter in Belgien im Herbste 1841 war das Sinken ihrer Kräfte fühl- und sichtbarer. Am 8. Januar 1842 ward sie zu Rumillies in den Armen ihres Eidams und ihrer Tochter Marie Therese in sanftem Schlummer im 76. Jahre ihres Lebens vom Herrn dorthin abberufen, wohin bereits Viele der Ihrigen vorausgegangen waren. —

Der verstorbenen Gräfin war Kellermann während der Jahre ihres Wittwenstandes, vom Grabe ihres Mannes, bis zu ihrem seligen Heimgange, in allen wichtigen Angelegenheiten treuer Rather und Helfer gewesen. Sein vom seligen Grafen reich genährter Geist, die durch ihn gestärkte Gesinnung für alles Edle und Gute, und die Einsicht in die Natur seiner ehemaligen Zöglinge, eigneten ihn, der Wittwe fort und fort in der Erhaltung und Fortpflanzung des Familiengeistes erster Beistand zu sein, und so blieb er ihr zur Seite der allverehrte Schutzgeist der Familie inmitten seiner innerhalb eines größern Kreises immer wachsenden Wirksamkeit. Wie hoch erfreut, oder vielmehr wie oft von Dank gegen Gott erfüllt, mußte sie sein, wenn sie sah, daß Kellermanns Walten und Wirken ganz im Geiste ihres seligen Mannes in seiner Pfarrgemeinde, in der Stadt Münster und in der ganzen Diöcese mehr und mehr segensreiche Saaten streue! Es ist hier nicht der Ort, auch nur in Umrissen das Gebiet seiner rastlosen Thätigkeit zu bezeichnen. Was er als Pfarrdechant von St. Ludgeri seiner Gemeinde vom Jahre 1817 bis 1841 war, lebt noch in ihrer dankbarer Erinnerung fort. Seine Donnerstimme, womit er 25 Jahre als Domprediger so einfach als erhaben die Lehren des Evangeliums verkündend das große volle Gotteshaus erfüllte, ist in den Gemüthern vieler noch Lebenden nicht verhallt. Den großen Segen, welchen er vom Katheder als Professor der Exegese des neuen Testaments und später als Professor der Moraltheologie verbreitete, erkennen heute noch mit Dank seine ehemaligen Zuhörer an. Als Clemens August auf den erzbischöflichen Stuhl Kölns berufen ward, übernahm er dessen Wunsche gemäß das bisher von ihm geführte Directorium der barmherzigen

Schwestern. Später, im Jahre 1845, stand er, der Freund und Beichtvater dieses gefeierten Kirchenfürsten, wie er an Stolbergs Sterbelager gestanden, an seinem Sterbelager, und hielt ihm die Trauerrede im Dome zu Münster. Ebenso kniete er betend am Lager seines am 3. August 1846 hinscheidenden Oberhirten, des Bischofs Caspar Maximilian, dem er Beichtvater und vertrauter Freund gewesen und hielt auch ihm die Trauerrede. Und nun ward in der ganzen Diöcese aller Gläubigen Wunsch laut, Georg Kellermann möge zum künftigen Oberhirten der verwaisten gewählt werden, weil er durch seine 45 jährige priesterliche Thätigkeit diejenigen Eigenschaften im vorzüglichen Maaße erprobt habe, welche die Kirche von einem Bischofe fordert. Als die Vorwahl des Domcapitels für ihn sich entschieden hatte und er um die Annahme gefragt wurde, sprach er tief bewegt u. A. die Worte: „Sie haben, verehrte Mitbrüder, nach meiner festen Ueberzeugung einen Unwürdigen gewählt, und ich würde Kellermann meine Stimme nie gegeben haben. Da indeß um diese Wahl so viel und inbrünstig gebetet ist, so muß ich darin eine Fügung Gottes erkennen, der in den Schwachen mächtig ist, und in diesem Vertrauen nehme ich die Wahl an.“ Die feierliche Verkündigung seiner am 10. December 1846 vollzogenen Wahl fand in der ganzen Diöcese in den Herzen von hunderttausenden den freudigsten Wiederhall. In Rom hatte man sich über die Person des Erwählten auf das günstigste ausgesprochen, und sich bereitwillig erklärt, seine Bestätigung auf dem kürzesten Wege erfolgen zu lassen. Aber anders war es im Rathschlusse Gottes bestimmt. Der noch in voller Rüstigkeit und Kraft wirkende 70 jährige Greis ward am 29. März 1847 in dem Umgange der Kathedralkirche, in der Nähe seiner Wohnung, von einem heftigen Schlaganfall getroffen. Ohne Todeskampf ging er nach andächtigem Empfange der heil. Oelung in die Wohnung des Friedens hinüber. Seine irdischen Ueberreste ruhen neben seinen vorausgegangenen, im Leben mit ihm verbundenen Freunden Fürstenberg, Overberg, Franz Droste, Kistemaker, Katerkamp, Brockmann. —

Nach seinem Tode fand der Domherr Dr. Krabbe unter seinem schriftlichen Nachlaß einen offenbar zum Druck bestimmten Aufsatz in sauberer Reinschrift vor, welcher einige Erläuterungen des Verstorbenen

über die Rückkehr des Grafen Stolberg zur katholischen Kirche enthält. Die sichtbare Anspielung auf die bekannte kleine Schrift von Krummacher: „Briefwechsel zwischen Asmus und seinem Vetter,“ Essen 1820, begründet die sichere Vermuthung, daß er bald nach dem Tode des Grafen verfaßt sei. „Was seine Veröffentlichung gehindert oder verzögert hat,“ sagt Krabbe, „wissen wir nicht.“ Dieses vier Druckseiten ausfüllende Schriftstück und die ihm angefügten im Concept sorgfältig zusammen gebundenen, auf seine Conversion sich beziehenden Briefe des Grafen Stolberg, wurden im Münsterschen Sonntagsblatt vom Jahre 1847 mitgetheilt. Sie sind, unabhängig von diesem Abdruck, von mir mit Sorgfalt durchgesehen und ist ihre Mittheilung bedeutend gemehrt durch jene mitgetheilten Briefe und Schriftstücke, welche eine neuerdings vorgenommene Nachforschung in den hinterlassenen Papieren Kellermanns zu Tage brachte. Wir heben zum Schlusse aus jenem Aufsatze des Freundes und Beichtvaters Stolbergs die beiden wichtigsten Stellen hervor: „..... Unter den Grundzügen seines Characters war die Liebe der Wahrheit an und für sich, und um ihrer selbst willen, einer der hervorstechendsten. Er hing den Wahrheiten der christlichen Religion mit glühender Liebe an, weil er sie als wahr in innigster Ueberzeugung erkannte, — nicht nahm er sie allein deswegen an, weil sie seinem Gefühle wohl thaten. Diese Liebe der Wahrheit um ihrer selbst willen sprach sich in seinem Blicke, in seiner Rede, im Umgange, sie spricht sich in seinen Schriften auf eine Weise aus, die dem unbefangenen Leser unmöglich entgehen kann. Ein Gräuel war ihm jeder Betrug aus frommer Absicht; pia fraus ihm ein abscheuliches Wort. Daß dem Vater der Lüge durch Lüge gehuldigt werde, schien ihm in der Ordnung. Aber ein solcher Weihrauch dem Vater des Lichtes, das empörte ihn.“ .....

„Sonderbar muß es denen, die ihn kannten, auffallen, wenn behauptet wird, blos das Aeußere des katholischen Gottesdienstes, die Ceremonien, hätten ihn herübergezogen zur katholischen Kirche. Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit war wohl selten, wenn man so sagen darf, so personifizirt, wie in ihm. Wer eiferte so, wie er, gegen jedes, was den Blick des Gläubigen abführen könnte von der graden Richtung zu unserm Heilande? Wer warnte, wie er, gegen

jedes andere Vertrauen, als auf den göttlichen Erlöser? Wer ihn kannte, dem konnte das nicht entgehen. Die Aeußerlichkeiten der katholischen Kirche haben ihn, weil er nach langem Forschen in ihnen nicht mehr Ableiter vom Geiste und der Wahrheit sah, nicht abgehalten, zu ihr überzutreten, und das war vielleicht der schwerste Kampf, den er in seinem Innern mit alten, durch viel Mißbrauch verstärkten Vorurtheilen zu kämpfen hatte." —

Beilage A.

Copie d'une lettre a Mr. le Cte. de Schmettau.

Münster, le 12. Oct. 1800.

Quelque peu que j'aye l'honneur d'être connu à V. E. vous ne devez pas être surpris, Mr. le Cte., de la confiance que j'ose vous témoigner, en vous écrivant à mon sujet. La droiture et la candeur de votre caractère, qui ornent vos talents, me l'inspirent. Je vous connais Mr. le Cte. par la personne au monde, que je respecte le plus par Me. votre soeur, que vous cherissez tant, et dont vous étes si tendrement aimé.

C'est par elle que je sçais l'intérêt, que vous avez pris à mon changement de religion, changement, qui a paru vous surprendre. Il est rare en effet qu'un Protestant de 50 ans embrasse la religion catholique. — Ce seroit abuser de votre patience, Mr. le Cte., et sortir des bornes naturelles d'une lettre, que de vous présenter un exposé de mes motifs. Vous n'en supposez pas d'autre a l'ami de Me. votre soeur que la persuasion intime de la verité de la religion qu'il vient d'embrasser. Je m'etendrai aussi peu sur les points de contravere, que sur les motifs, mois je crois devoir à l'intérêt genereux, que vous prenez a la demarche que j'ai faite, de vous dire en deux mots, ce qui m'a engagé à m'occuper pendent longues années de la comparaison approfondis de deux religions, comparaison, qui m'a finalement determiné à préférer la foi catholique au Lutheranisme avec pleine conviction. —

Il n'y a, il n'y eut jamais de religion, qui ne pôsat pour base l'existence de Dieu, sa providence, l'immortalité de l'ame, enfin une juste remuneration pour les bons et pour les méchants. Les grandes vérités fondamentales, dont l'evidence paroit incontestable à ceux qui les admettent, ont pourtant été mises en doute par des philosophes de tous les temps. Il n'y eut pendent une longue suite de siècles qu'un seul peuple, auquel ces dogmes étaient familiers, peuple dont toutes les idées morales et politiques dérivoient de la grande idée dominante et toujours active, d'un Dieu tout puissant, très saint, très misericordieux et remunerateur. Enté sur les revelations des Hebreux le Christianisme les constata par le grand fait, que celles-la avait toujours en vue. Suite et consommation de la Religion des Israélites, le Christianisme la perfectionna. Ce n'est pas que celle-la n'eut été parfaite pour son temps; la même Providence fait verdir l'arbre, l'orne de fleurs et le couronne de fruits. C'est la même Réligion, tout comme l'adulte est le même homme qui a été enfant.

Il est permis, je crois, il est juste de dire que hors de cette Religion il n'en exista jamais qui pût mériter ce nom. Au moins le sens, que j'attache à ce mot de Religion, implique l'idée de quelque chose de positif. Ce qu'on appelle Religion naturelle consiste en conjectures plus ou moins vagues, en doutes plus ou moins raisonnables, en recherches, plus au moins respectables, selon les capacités de l'esprit ou plutôt selon la candeur du coeur.

Dés mon enfance j'ai cru à la revelation. Ma croyance fut enbranlée pendant quelque temps, ce qui me jetta dans les recherches; et celles-ci me donnèrent une conviction d'autant plus ferme, qu'elle avait été combattue. Né Protestant, je l'étais et je voyais avec douleur le Protestantisme s'ecrouler. Il s'ecroulait sans choc en suivant sa propre pente; il se corrompait par un germe de corruption, qui lui était propre. Son nom même de Protestantisme, nom parlant, parce qu'il est negatif, annonçait un esprit inquiet, turbulent, tendant à d'etruire et non pas à établir. Bientôt il tourna ses armes contre

soi-même, il se depouilla des verités augustes, qu'il avait encore respectées, il les changea contre des doutes et le voilà qui va finir par faire de grands pas vers l'Athéisme, dont Kant devient plutôt le ministre adroit que chef d'une nouvelle secte. — La Religion catholique inebranlable, inaltérable par sa nature ne fut, ni ne peut être atteinte par des principes destructeurs du philosophisme. Le Catholique cesse de l'être, il sort de sa communion pour peu qu'il s'ècarte du moindre dogme. Cest que le systeme de la vraie Religion, fondé sur la verité, qui n'est qu'une, ne saurait quitter son caractère d'unité; il tient de la nature de la sphère; otez-en la moindre partie, la sphère n'existe plus comme telle.

Frappé de cette idée, je fus en même temps touché de voir que les Catholiques repondent beaucoup mieux que les Protestants par la pratique à la théorie morale des vertus que l'Evangile exege. — J'admirais un même esprit qui depuis 1800 ans inspire les mêmes idées et qui donne en même temps le courage et la force d'y conformer sa vie. Je fus frappé et touché du grand spectacle, qui des nos jours est venu s'offrir à nos yeux. Nous avons vu cette église, que l'incrédule croyoit être stérile pas son age, nous l'avons vue enfanter des confesseurs fideles, des martyrs généreux. Le 18me siècle, ce siècle énervé autant que profané, a produit ces miracles et il les a produits dans une Nation, qui avoit donné son caractère au siècle dont là morale avoit été sapée par sa frivolité naturelle, par la corruption d'une cour licentieuse à l'excès et par la fureur d'un fanatisme irreligieux.

Toutes les communions chretiennes admettent le code d'une morale aussi imposante que simple; mais ce n'est que chez les Catholiques, que je voyois des hommes fideles à cette morale, je les voyois chez eux dans tous les siècles des hommes simples et étonnants, humbles et heroïques, enfin des Saints. Tandisque le Catholique nourrit sa vertu de ces grands exemples et des motifs, qui les produisent, le Protestant, qui n'a pas abondonné le Christianisme se trouve desorienté et reduit

à s'eclairer des lumières repandues dans les ouvrages des Catholiques.

Je m'effraie Mr. le Cte. en voyant le volume, que je viens d'ecrire; pardonnez à la confiance, que vous m'inspirez, n'oubliez pas que c'est sous les auspices de Me. votre soeur que j'ose me presenter devant vous. Le frère cheri d'une personne que je respecte et que j'aime au dela de toute expression a dû m'inspirer cette confiance. L'ami de votre soeur cherie a des droits à votre indulgence; je les reclame ces droits et je l'honneur d'être avec sentiments de l'estime et de la consideration la plus haute et la plus parfaite. .....

Der Brief des Grafen Friedrich Leopold Stolberg an den Grafen von Schmettau, aus dem Französischen übersetzt.

Münster, den 12. October 1800.

So wenig ich Ew. Excellenz bekannt zu sein die Ehre habe, so dürfen Sie, Herr Graf, doch über die Dreistigkeit sich nicht wundern, die ich Ihnen an den Tag zu legen wage, indem ich über meine Person an Sie schreibe. Die Gradheit und Aufrichtigkeit Ihres Characters, die Ihre Talente ziert, flößen mir dieselbe ein. Ich kenne Sie, Herr Graf, durch die Person, welche ich am meisten auf der Welt schätze, durch Ihre Frau Schwester, die Sie so sehr lieben, und von der Sie so zärtlich geliebt werden. Durch sie kenne ich das Interesse, das Sie an meinem Religionswechsel genommen haben, einem Wechsel, welcher Sie überrascht zu haben scheint. Es ist in der That selten, daß ein funfzigjähriger Protestant die katholische Religion annimmt. —

Es hieße Ihre Geduld, Herr Graf, mißbrauchen und die natürlichen Gränzen eines Briefes überschreiten, wenn ich Ihnen eine Darstellung meiner Beweggründe vorlegte. Sie unterstellen in dieser Be-

ziehung bei dem Freunde Ihrer Frau Schwester nichts Anderes, als die innige Ueberzeugung von der Wahrheit der Religion, zu welcher er übergetreten ist. Ich werde mich eben so wenig über die Streitpuncte als über die Bewegungsgründe verbreiten; aber ich glaube es dem großmüthigen Interesse, das Sie an dem von mir gethanen Schritte nehmen, schuldig zu sein, daß ich Ihnen in zwei Worten sage, was mich dazu vermochte, während vieler Jahre mich mit der gründlichen Vergleichung beider Religionen zu beschäftigen, einer Vergleichung, die mich schließlich bestimmt hat, den katholischen Glauben mit voller Ueberzeugung dem Lutherthum vorzuziehen. —

Es gibt keine Religion und hat niemals eine gegeben, die nicht das Dasein Gottes, seine Fürsehung, die Unsterblichkeit der Seele und eine gerechte Vergeltung für Gute und Böse als Grundlage aufgestellt hätte. Diese großen Grundwahrheiten, deren augenscheinliche Gewißheit denjenigen, welche sie annehmen, unläugbar scheint, sind jedoch von Philosophen aller Zeiten in Zweifel gezogen worden. Es gab während einer langen Reihe von Jahrhunderten nur Ein Volk, welches mit diesen Glaubenswahrheiten vertraut war, Ein Volk, dessen gesammte sittliche und staatliche Anschauungen von der großen herrschenden und immer wirksamen Vorstellung eines allmächtigen, allheiligen, allbarmherzigen und vergeltenden Gottes ausgingen. Gepfropft auf die Offenbarungen der Hebräer, bestätigte das Christenthum dieselben durch die große Thatsache, welche jene immer vor Augen hatten. Als Folge und Vollendung der israelitischen Religion vervollkommnete das Christenthum dieselbe. Nicht als wenn jene für ihre Zeit unvollkommen gewesen; dieselbe Fürsehung läßt den Baum grünen, schmückt ihn mit Blüthen und begabt ihn mit Früchten. Es ist dieselbe Religion, wie das Kind und der Erwachsene derselbe Mensch. —

Es ist gestattet, ich glaube, es ist gerecht zu sagen, daß es außer dieser Religion niemals eine gegeben hat, welche diesen Namen hätte verdienen können. Wenigstens schließt die Bedeutung, welche ich mit diesem Worte Religion verbinde, den Begriff von etwas Positivem in sich. Das, was man Naturreligion nennt, besteht in mehr oder weniger unbestimmten Vermuthungen, in mehr oder weniger achtungswerthen Untersuchungen, je nach den Geistesfähigkeiten oder vielmehr der Herzensreinheit. —

Seit meiner Kindheit habe ich an die Offenbarung geglaubt. Mein Glaube war einige Zeit erschüttert, was mir Forschungen auferlegte, welche mir eine festere Ueberzeugung gaben, als es die angefochtene gewesen. Als Protestant geboren war ich es und sah mit Schmerz den Protestantismus zusammen stürzen. Er stürzte ohne Anstoß in Folge seiner eigenen Hinfälligkeit; er gerieth in Verfall durch einen ihm eigenthümlichen Keim des Verderbens. Selbst sein Name Protestantismus, — ein sprechender Name, weil er verneinend ist, verkündigt einen unruhigen, stürmischen Geist, mehr zum Zerstören als zum Bauen geneigt. Bald wandte er seine Waffen gegen sich selbst, entschlug sich der bisher noch von ihm geachteten heiligen Wahrheiten, vertauschte sie mit Zweifeln und ist im Begriffe, mit großen Schritten dem Atheismus zuzueilen, dessen gewandter Diener Kant viel mehr wird, als das Haupt einer neuen Secte.

Die katholische Religion, unerschütterlich, unveränderlich durch ihre Natur, ist weder von den zerstörenden Grundsätzen der Scheinweisheit angegriffen worden, noch kann sie es werden. Der Katholik hört auf es zu sein, er verläßt seine kirchliche Gemeinschaft, sobald er sich im mindesten vom Dogma entfernt; denn das System der wahren Religion, das sich gründet auf der Wahrheit, welche nur Eine ist, kann seinen Character der Einheit nicht aufgeben; es gleicht der Kugel; nimmt man den geringsten Theil von ihr weg, hört die Kugel auf, eine solche zu sein.

Von diesem Gedanken lebhaft bewegt, rührte mich zu gleicher Zeit die Wahrnehmung, daß die Katholiken weit besser als die Protestanten durch die Ausübung der Sittenlehre des Evangeliums entsprechen. — Ich bewunderte einen und denselben Geist, der seit 18 Jahrhunderten dieselben Anschauungen einflößt und der zugleich den Muth und die Kraft verleiht, das Leben darnach einzurichten. Ich war erstaunt und gerührt von dem großartigen Schauspiele, welches sich in unsern Tagen unsern Augen dargeboten hat. Wir haben diese Kirche, welche der Ungläubige wegen ihres Alters für abgelebt hielt, wir haben sie treue Bekenner, edelmüthige Martyrer hervorbringen sehen. Das 18. Jahrhundert, dieses eben so entkräftete als entweihte Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgebracht, hat sie hervorgebracht bei einem Volke, welches dem Jahrhundert seinen Character verliehen, dessen

Sittlichkeit durch seinen angebornen Leichtsinn, durch die Verdorbenheit eines maßlos ausschweifenden Hofes und durch die Wuth eines ungläubigen Fanatismus untergraben war.

Alle christlichen Gemeinden nehmen das Gesetzbuch einer eben so Ehrfurcht einflößenden als einfachen Sittenlehre an; aber nur bei den Katholiken fand ich Menschen, welche dieser Sittenlehre treu waren, ich fand unter ihnen in allen Jahrhunderten einfache und außerordentliche Menschen, unterthänige und heldenmüthige, endlich Heilige. Während der Katholik seine Tugend an diesen großen Vorbildern und an den Triebfedern, welche dieselben hervorbringen, nährt, findet sich der Protestant, welcher das Christenthum nicht verlassen hat, irre gemacht und darauf beschränkt, sich erleuchten zu lassen von dem Lichte, das in den Werken der Katholiken verbreitet ist. —

Ich erschrecke, Herr Graf, indem ich den Umfang des Briefes wahrnehme, den ich so eben an Sie geschrieben habe; verzeihen Sie die Zuversicht, die Sie mir einflößen, vergessen Sie nicht, daß ich unter dem Schutze Ihrer Frau Schwester vor Sie zu treten wage. Der geliebte Bruder einer Person, die ich achte und die ich mehr, als ich überhaupt auszudrücken vermag, liebe, hat mir diese Zuversicht einflößen können. Der Freund ihrer geliebten Schwester hat Anrechte auf Ihre Nachsicht; ich erhebe Ansprüche auf diese Rechte und habe die Ehre mit den Gefühlen der vollkommensten Hochachtung zu sein .....

Beilage B.

Gelobet sei Jesus Christus!

Die Darlegung der Gründe, welche mich zur Rückkehr in den Schooß der Kirche, die meine Väter verlassen hatten, bewogen haben würde mich über die Gränzen der Zeit, die ich dieser Arbeit widmen kann, hinausführen, und zu einem Buche anschwellen, statt dessen ich, lieber auf Bossuets Exposition de la doctrine catholique, auf seine Avertissements aux protestants, auf seine Histoire des variations und auf andere Contraversschriften dieses großen Lehrers verweise, welche weit mehr Autorität und innern Gehalt haben, als alles, was ich darüber sagen könnte.

Um indessen mich nicht ganz einer an mich ergangenen Aufforderung zu entziehen, welche meine lebhafte Theilnahme erregt, so will ich in der Kürze von dem Hauptpunct reden, von der Kirche, die der Sohn Gottes Selbst gestiftet hat. Mit dieser Lehre stehen alle übrigen Glaubenslehren; ohne sie werden sie schwankend.

Alle Christen sehen die heilige Schrift als eine Richtschnur des Glaubens an; die Protestanten als die einzige: die Katholiken in Verbindung mit der Ueberlieferung.

Hätte jene einzige Richtschnur sein sollen, so hätte sie in so klarer Bestimmtheit müssen abgefaßt werden, daß sie keines Mißverständnisses fähig wäre. Das lebendige, kraftvolle Wort, vor dessen Hoheit wir erstaunen, dessen liebevolles Wehen unser Herz entzündet, hätte zu einem ungeheuren Schwalle von Erläuterungen und Anmerkungen und Auslegungen und Auslegungen der Auslegungen, und zum voraus gegebenen Beantwortungen aller künftigen Irrthümer, Albernheiten und Spitzfindigkeiten, welche Stolz, Sinnlichkeit, Klügelei, Unverstand und Aberwitz ausgeheckt haben und aushecken werden, zu einem solchen Schwalle hätte, sag' ich, das göttliche Wort anwachsen müssen. Wie hätte es da nicht seinen Character der Göttlichkeit verlieren müssen! Es würde ein trocknes, ungeheures Buch geworden sein, dem Einfältigen ungenießbar, dem Gelehrten ein Studium, ohne Kraft und

ohne Salbung; ein ungeheures Studium von Sprachen, Kritik, Alterthumskunde, Geschichte, Untersuchungen über den Kanon u. s. w.

Daß die heilige Schrift, so wie Gott sie uns gab, zu unzweideutiger Begründung aller Religionslehren nicht hinreiche, das lehrt die Erfahrung aller Jahrhunderte. Und wer durch Aufrichtigkeit des Herzens und Gebet dahin zu gelangen hofft, daß ihm in allen Lehren die Wahrheit einleuchten werde, der muß in den stolzen Wahn fallen, daß allen, welche einen andern Sinn zu finden meinen, Aufrichtigkeit fehle, oder daß, wofern auch sie beten, Gott ihr Gebet verschmähe.

Kein Gesetz besteht ohne Autorität der Ausleger, keine Lehre ohne beglaubigte Lehrer. Darum stiftete der Sohn Gottes Seine Kirche. Eh' Er in den Tod ging, verhieß Er Seinen Jüngern den heiligen Geist, „Der bei ihnen bleiben sollte ewiglich,“ Der sie in alle Wahrheit leiten sollte, und sie „erinnern alles Deß, was Ich, sprach er, euch gesagt habe.“ [1]) Gab er diese Verheißung nur den Aposteln? Bedurften sie, die Ihn gehört und gesehen hatten und Zeugen Seiner Himmelfahrt gewesen, eines außerordentlichen Beistandes, den die Prediger entbehren können? Die Apostel starben, der Geist aber soll bleiben ewiglich in ihren Nachfolgern.

Als Er kurz vor Seinem Tode mit Seinen geliebten Jüngern sprach, gab Er ihnen ewige Verheißungen.

Ehe Er gen Himmel fuhr, „zeigt' Er sich mehr als 500 Brüdern auf Einmal“ Seiner damaligen Kirche. Aber Seinen Aposteln vertraute Er die Schätze des Himmelreiches. So wie Er ihnen (und etwa nur ihnen? sollte der Himmel verschlossen sein nach ihrem Tode?) die Schlüssel des Himmelreichs anvertraut hatte, so sagt' Er ihnen jetzt: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin, lehret alle Völker, sie taufend im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was Ich euch befohlen habe. Und siehe! Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.[2])

Alle Tage, bis an der Welt Ende! heißt es bis zum Tode der Apostel? Sie glaubten nicht, wenn sie freudig in den Tod gingen,

---

[1]) Joh. XIV, 16, 17, 26. XVI, 13.

[2]) Matth. XVIII, 18. XXVIII, 18—20.

daß mit ihnen die Leuchte der Verheißung erlösche. Das glaubten die durch sie gestifteten Kirchen auch nicht. Diese blüheten fort und verbreiteten sich über den Erdkreis. Ehe der letztlebende Apostel zum Freunde, an Dessen Brust er gelegen hatte, abgerufen ward, hatte er, außer vielen andern im Morgenlande, sieben Bischöfe in einer Provinz von Kleinasien geweihet, welche sieben Kirchen vorstanden. Jesus Christus erscheint ihm, stehend zwischen sieben Leuchtern, in der Hand sieben Sterne, nennt diese Bischöfe, jene Kirchen[1]). Paulus ermahnt die von ihm geweihten Bischöfe, ihre Kraft durch Handauflegung andern Bischöfen mitzutheilen. So entstanden die Folgereihen von Bischöfen, die alle ursprünglich von den Aposteln ihre Weyhe, und die ihr beiwohnende Kraft haben. Daher erhielt sich zu allen Zeiten vollkommne Uebereinstimmung der Lehre bei allen Bischöfen der katholischen Kirche und in allen ihren Kirchen, die doch schon zu der Apostel Zeiten in drei Welttheilen sich verbreitet hatten. Darum auch ward von jeher die in allen Kirchen übereinstimmende Ueberlieferung für katholische, d. h. für allgemein apostolische Lehre gehalten. Daher auch der hohe Begriff, den von jeher diese Kirche von der bischöflichen, als einer apostolischen Würde, hegte, weil in der Versammlung dieser aus allen Ländern zusammen kommenden Nachfolger der Apostel, so oft eine von Neuerern angefochtene Lehre soll bestimmt werden, die Ueberlieferungen aller Kirchen verglichen werden, aus deren Uebereinstimmung die Gewißheit der Lehre hervorgeht. Es ist in der That unmöglich, daß eine irgendwo neu aufgekommene Lehre in die katholische Kirche einschleichen könne, man müßte denn, uneingedenk der Verheißungen des Sohnes Gottes, nicht nur glauben, daß Er Seine Kirche verließe, sondern daß Er, statt des verheißenen „Geistes der Wahrheit“ [2]) einen Geist des Truges aussendete, um auf Einmal alle Lehrer aller katholischen Kirchen zu täuschen, so zu täuschen, daß sie nicht nur eine neue, also falsche Lehre annähmen, sondern auch glaubten, diese falsche und neue Lehre sei die alte Lehre, sei immer ihre eigene Lehre gewesen.

---

[1]) Offenb. I, 10—20.

[2]) Joh. XIV, 17.

Schon Paulus verweiset den Bischof Timotheus auf die „Kirche des lebendigen Gottes, den Pfeiler und die Grundveste der Wahrheit," [1]) weil ihre Lehre in Uebereinstimmung aller Bischöfe und Kirchen, in der wahren apostolischen Lehre besteht, deren Hüter die Bischöfe sind, daher auch der heilige Ignatius, den die Apostel selbst zum Bischofe geweihet hatten, in einem von den Protestanten wie von den Katholiken als ächt anerkannten Schreiben sagt: Ohne Bischöfe könne keine Kirche sein.

Da die katholische Kirche aus der Gesellschaft der Gläubigen besteht, welche zerstreut über den Erdkreis Einem Glauben anhanget und in der Gesammtheit der Bischöfe, deren Haupt der Papst ist, die beglaubigten Hüter der Lehre anerkennt, so wird es nicht überflüssig sein, einige Worte vom Papste zu sagen. Ich verweise zuvörderst auf die bekannten Stellen in den Evangelien, wo Petrus offenbar vor den andern Jüngern ausgezeichnet wird, und als der erste erscheint, so daß Markus sogar einmal, um die Apostel zu bezeichnen, sich des Ausdrucks bedient: „Petrus, und die bei ihm waren." [2]) Nicht nur früher als den andern wird ihm die Gewalt der Schlüssel anvertraut, sondern er bekommt von Jesu Christo den Beinamen Petrus, d. h. Fels, mit den hinzugefügten Worten: „Und auf diesen Felsen will Ich meine Kirche gründen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen." Nur ihm sagt Jesus Christus: „Weide Meine Lämmer! weide Meine Schafe!" [3])

Da die Bischöfe Nachfolger der Apostel sind, so würde schon dadurch wahrscheinlich sein, daß auf die Nachfolger des Petrus seine Würde als Oberhaupt seiner Amtsgenossen forterben sollte, um desto mehr, da die an Zahl wenigen, an Heiligkeit großen Apostel, gewiß weit minder Eines sichtbaren sterblichen Oberhauptes, Eines Mittelpunctes der Einheit (wie gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts der heilige Bischof Cyprian den Papst nannte) bedurften, als die vielen Hunderte und Tausende der über drei Welttheile zerstreuten

---

[1]) I. Tim. III, 15.

[2]) Markus I, 36. Matth. XVI, 18, 19. Vergl. mit XVIII, 18.

[3]) Joh. XXI, 15, 16, 17.

Bischöfe. Aber hier ist nicht die Rede von dem, was man für erforderlich halten möge, sondern von dem, was vom Anfange des Christenthums her würklich war. Der Bischof von Rom war von jeher das Haupt der Bischöfe, nicht ihr Herr, aber ihr leitendes Haupt. Es wäre nicht schwer, das hier Gesagte durch Zeugnisse und Thatsachen aller Jahrhunderte zu erweisen; ich will mich auf weniges einschränken. Der heilige Clemens — von dem Paulus sagt, „sein Name sei eingeschrieben in's Buch des Lebens" — schrieb als Papst einen Brief an die Gemeine zu Korinth, in welcher Streitigkeiten obwalteten, mit einer Autorität, die ihm nur als Nachfolger des Petrus geziemen konnte. Der heilige Irenäus, Jünger des heiligen Polykarpus, der ein Jünger des heiligen Johannes des Evangelisten war, den man also als einen geistlichen Enkel des großen Evangelisten nennen könnte, schreibt, daß alle Kirchen sich an die Kirche zu Rom halten müssen, wegen ihres mächtigen Vorrangs. Es sei mir erlaubt zu fragen, wie und wann auf Einmal der Glaube an den Vorrang der Kirche zu Rom hätte entstehen können? Man darf es nie aus dem Gesichte verlieren, daß schon im ersten Jahrhundert die katholische Kirche sich in drei Welttheile verbreitet hatte. Die Bischöfe waren Nachfolger der Apostel und wurden von allen dafür angesehen. Sie waren sich ihrer Würde bewußt und durften ihr nichts vergeben. Sie waren auch Menschen, welche nicht geneigt sind, Rechte und Freiheiten aufzuopfern. Wie? wann? wodurch wurden sie alle auf Einmal bewogen, den Bischof zu Rom, der ohne alle Macht, ohne zeitlichen Einfluß, dem Schwerdte der Verfolgung mehr ausgesetzt war, als sie alle, für ihr Haupt zu erklären?

Die Religion Jesu Christi ist eine Religion der Demuth, aber auch der Freiheit. —

Die katholische Kirche hat einen Nachfolger des heiligen Petrus zum Oberhaupt, Nachfolger der Apostel zu Häuptern. Sie hat auch Priester. Ohne Opfer kein Priesterthum. Von diesem Opfer weissagte ein Seher des alten Bundes: „Vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergang soll Mein Name herrlich werden unter allen Völkern, und an allen Orten soll Meinem Namen geräuchert und ein reines

Speisopfer geopfert werden, denn Mein Name soll herrlich werden unter allen Völkern, spricht der Herr Sabaoth.[1])

Von diesem unsern heiligen Opfer reden alle Kirchenväter der ersten Jahrhunderte, daher auch einige sehr gelehrte Theologen unter den Protestanten anerkannt haben, welches Unrecht die Stifter ihrer Kirche gehabt, ihnen dieses Opfer zu nehmen.

Solche Protestanten, die dahin kommen, daß sie Unruhe über die Wahrheit ihrer Lehre bekommen, würden gewiß, wären sie im Schooße der katholischen Kirche geboren, ihren mütterlichen Schooß nicht verlassen. Aber warum folgen sie nicht der immer mütterlichen Kirche, die sie ruft? Mögen sie mit dem demüthigen Vertrauen Seinen Geist anrufen, eingedenk der Worte des Sohnes Gottes: „So ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird der Vater im Himmel den heiligen Geist geben denen, die Ihn bitten!“ [2])

---

[1]) Mal. I, 1.

[2]) Lukas XI, 13.

Beilage C.

Ihr geehrtes gütiges Schreiben vom 17. Juni erhielt ich in Driburg. Sowohl die Abwesenheit von meinem Wohnorte, als auch vorzüglich der Umstand, daß ich Ihren Brief zu beantworten das Concept eines französischen Schreibens von mir an einen Grafen v. Sch. nothwendig einsehen mußte, verzögerten meinen schriftlichen Dank.

„Noch habe ich das Stück der „Erlanger Litteratur-Zeitung“ nicht bekommen können, in welchem dieser Brief sich befindet. Ich habe allerdings, und unter dem dato vom 12. October 1800 einen französischen Brief an einen Gr. v. Sch. geschrieben. Aber wie erschrak ich, in Ihrem Briefe folgende mir zugeschriebene Worte zu finden: »Toutes les communions chrétiennes admettent le code d'une morale aussi *importante* que simple. Mais ce n'est que chez les catholiques que je vis des hommes fidèles à cette morale«. — Ich fühlte mich, als ich diese Stelle las, gleich unfähig, den Unsinn morale importante hingeschrieben und einen so ungerechten Ausspruch in so dürren Worten gethan zu haben. Denn so bloß hingestellt scheinen diese Worte nicht weniger sagen zu wollen, als daß kein Protestant seinem Gewissen in Ausübung der christlichen Sittenlehre gemäß lebte.

Nun aber seh' ich die in Ihrem geehrten Briefe theils verfälschte, theils verstümmelte Stelle in meinem Concepte, wo sie also lautet: »Toutes les communions chrétiennes admettent le code d'une morale aussi *imposante* que simple, mais ce n'est que chez les catholiques que je voyais des hommes fidèles à cette morale; je les voyois chez eux dans tous les siècles, des hommes simples et étonnants, humbles et héroiques, enfin des saints«.

Sie sehen, verehrungswürdiger Herr Pastor, daß ich in dieser Stelle nicht von der christlichen Moral überhaupt, nicht im gemeinen Sinne dieses Wortes, d. h. von denjenigen Forderungen, welche von allen Christen anerkannt werden, sondern von jenen Forderungen rede,

welche von wenigen dafür erkannt werden, und denen von noch wenigern Genüge geleistet wird.

Ich sehe in der katholischen Kirche zu allen Zeiten Menschen, welche Christo nachzufolgen Alles verlassen. Ich sage Alles, mit Inbegriff des eigenen Willens. Ich sehe in ihr diese der Ehe entsagenden, welche um des Himmelreichs willen ihr entsagen, von denen unser Herr redet. Daß Er nicht von Schwärmern sprach, sondern von solchen, die etwas großes, der Natur schweres, ja fast unbegreifliches thun, beweiset sowohl der starke Ausdruck, mit dem er sie bezeichnet, als auch Seine Worte: „Wer es fassen mag, der fasse es". Eben so versteht es der Protestant Grotius, der treffliche Grotius, dessen Auslegung dieser Stelle [1]) wohl von seinen Glaubensgenossen erwogen zu werden verdient. Ich sehe in der katholischen Kirche Männer und Frauen, welche trotz des allgemeinen Spottes, den der Name Heilige beim großen Haufen unter den Protestanten erregt, doch unter frommen Protestanten Bewunderer, aber nicht ihres Gleichen gefunden haben. Es ist doch merkwürdig, daß der wahrhaftig fromme Protestant ter Stegen, welcher das Leben heiliger Seelen in einem großen Quartbande geschrieben hat, keinen Einzigen seiner Glaubensgenossen diesen heiligen Seelen zugesellen konnte. Merkwürdig ist auch die sichtbare Verlegenheit, mit welcher er sich in der Vorrede über diesen nicht glücklichen Umstand erklärt.

Fern sei es von mir, so wie es fern von jedem Katholiken ist, der den Geist seiner Kirche kennt, zu zweifeln, daß auch unter Protestanten heilige Seelen gewesen und noch seien, heilig in demjenigen Sinne des Wortes, welcher alle Kinder Gottes bezeichnet.

Ich ehre und liebe wie Sie das Andenken Lavaters und Pfennigers, habe Ehrfurcht für Spenern, Franken, Zinzendorfen. Und ich hatte als Kind, als Jüngling, als Mann das Glück mit schönen Seelen beiderlei Geschlechts durch die innigste Bande der Natur und der Liebe verknüpft zu sein, deren Andenken mir eben so heilig ist als das Andenken jener Männer. Aber meine Kirche lehrt mich auch, solche für Mitglieder der wahren, wiewohl von ihnen verkannten Kirche zu halten.

---

[1]) Annot. in N. T. Vol. I. pag. 383—384.

Was ich über die Benennung Protestanten geschrieben habe, nehme ich nicht zurück. Wie der Name entstand ist freilich bekannt. Wie aber die Idee der Protestation der Kern war, aus dem die ganze vielfach getheilte Staude erwuchs, ist itzt sehr augenscheinlich, da Sie, wenn ich die kleine Brüdergemeine ausnehme, kaum drei berühmte protestantische Lehrer finden werden, welche in der positiven Lehre mit den symbolischen Büchern, zu denen sich doch äußerlich fast alle eidlich bekennen mußten, wenn sie ein Lehramt erhalten wollten, übereinstimmen. Im Protestiren wider die alte sich zu allen Zeiten und an allen Orten gleichbleibende Kirche stimmen sie aber überein. — Ihnen, Verehrungswürdiger, ist es gewiß so bekannt wie irgend Einem; und Sie empfinden gewiß so sehr wie Wenige, daß bis auf einzelne Ausnahmen alle wortführenden Lehrer unter den Protestanten sich nicht zu positiven Lehren, vielmehr zum Protestiren wider alle positiven Lehren lauter oder leiser, explicite oder unplicite, aber alle mit planvoller Thätigkeit verbunden haben. Nicht zum Leuchten, sondern zum Verbrennen lodert ihr selbst angezündetes Licht.

Wofern die Erlangsche Litteratur-Zeitung meinen französischen Brief, so wie ich ihn geschrieben, sonder Trug und Gefährde abgedruckt enthält, so seh ich nicht, weswegen ich mich darüber erklären sollte. Ich halte es für überflüssig, die Unbescheidenheit — um mich des glimpflichsten Ausdrucks zu bedienen — zu rügen, mit welcher man itzt Briefe und Gespräche dem rohen Haufen des Publicums mittheilt. Mir ist diese Mittheilung, wofern sie weder Zusatz enthält noch verstümmelt ist, gleichgültig; denn ich bin versichert, daß der Biedermann, an den ich den Brief schrieb, keinen Antheil daran habe.

Sollte er aber in der Zeitung sein verunstaltet worden, so würde ich ihn so, wie er wirklich lautet, in eben dieser Zeitung abdrucken lassen. Mit wahrer Hochachtung verbleibe ich Ihnen von Herzen ergeben.

Beilage D.

Ich wünsche von ganzem Herzen, mein lieber Christian, daß Du tief empfinden mögest, welche Gnade Dir bei Deiner ersten Communion angeboten wird. Der Herr des Himmels und der Erde, welcher schon, als Du die heilige Taufe empfingest, Dich zur ewigen Seligkeit einlud, und so oft seitdem durch die Stimme Deiner zärtlichen, frommen Mutter, durch Herrn Overberg, Herrn Kellermann und Herrn Schmülling Dich einladen ließ, will nun Selbst zu Dir kommen, und im geheimnißvollen, heiligen Sakrament der Liebe Sich mit Dir vereinigen, wenn Du mit Ihm Dich vereinigen lassen willst.

Er, „durch Den und für Den Alles erschaffen ward“, und Der keines bedarf, der Unendliche und Ewige, steigt nicht nur gnadevoll zu Dir herab, sondern Ihn verlanget mehr nach Deiner Liebe, als Dich nach Seiner Liebe je verlangen kann. Denn er weiß, wie unseelig Du ohne Ihn sein würdest, und „Seine Barmherzigkeit ist so groß als Er Selber ist“. Er weiß wie seelig Du in Ewigkeit durch Ihn werden kannst, denn Er schuf Dich zu dieser Seeligkeit, und erwarb Dir ein Recht darauf, wofern Du sie von Ihm, durch Hingabe Deines Herzens, eintauschen willst. — Er verlangt Opfer von Dir, mein lieber Christian, deren einige Dir, in dem Augenblicke der Versuchung, schwer scheinen mögen, die aber nicht allein der Liebe zu Ihm, wofern Du Ihn liebst, sehr leicht werden sollen, sondern welche, wenn Du sie Ihm bringst, Dich schon hienieden viel glücklicher machen werden, als Du sein kannst, wenn Du sie Ihm versagst.

„Sein Joch ist sanft, und Seine Last ist leicht.“ — Jede Versuchung zur Sünde täuscht uns durch Vorstellung kurzer und falscher Freuden; oder durch vorgestellte Vermeidung kurzer Beschwerden, deren Uebernehmung um Seinetwillen, mehr Freude gibt, als die Welt geben kann.

Wir alle werden oft versucht, und müssen oft versucht werden; denn wir tragen die Sünde mit uns umher, und sollen, durch Gottes

Gnade, Tugend üben, welche ohne Kampf mit der Sünde nicht geübet, ohne Sieg nicht gekrönt werden kann.

Das ganze Leben des Christen ist ein Kampf, den er vor dem allsehenden Auge Gottes kämpfen soll. Ein Kampf, in dem es eine Ewigkeit, schreckliche, oder wonnevolle, gilt. Aber ein Kampf, in welchem der Allmächtige Selbst zugleich mit uns wider unsere Feinde kämpfet, wofern nur wir wider sie mit Ihm kämpfen wollen.

Diese Vorstellungen sind so einfach, so über alles groß und wichtig, daß es der täglichen Erfahrung bedarf, um sich davon überzeugen zu können, daß sie bei so vielen Menschen fruchtlos bleiben.

Sie würden nicht fruchtlos bleiben, wenn nicht schrecklicher Leichtsinn uns verführte, dem flüchtigen Reize gegenwärtiger Lust thöricht nachzugeben. Geben wir ihm nach, ersticken wir die gute Regung des Gewissens, so wird uns die zwote Versuchung schon gefährlicher, und die dritte noch mehr, und so weiter. Doch schweigt das Gewissen noch nicht, obschon die Sinnlichkeit es zu betäuben sucht, bis wir den Wunsch in uns aufkommen lassen, daß es sich mit der Gefahr der Sünde, mit der Ewigkeit, mit den Gesetzen Gottes, mit dem Himmel und mit der Hölle nicht so verhalten möchte, wie uns aus dem Worte Gottes von Seiner heiligen Kirche gelehrt wird. Dann kommt der Stolz der Sinnlichkeit zu Hülfe, wir erbittern, wir empören uns wider die Wahrheit, wir entsagen der Liebe. Es flüstert, leise zuerst, bald lauter und lauter, eine Schlange uns in's Herz, gleich jener, welche zu Eva sprach: „Warum sollte Gott gesagt haben, ihr solltet nicht von allen Bäumen im Garten essen?“ Halb ungläubig und halb murrend lehnen wir stolz uns auf wider ein Gesetz, das der Sinnlichkeit mißfällt; dann bethören wir uns leicht so sehr, daß wir nicht glauben, weil wir nicht gern glauben wollen, und das Kreuz Jesu Christi, unsre Ehre und unser Heil, wird unserm Stolze zur Thorheit, weil es unsrer Sinnlichkeit zum Anstoß ward.

Dahin gerathen wir nicht auf Einmal, wofern wir unseelig genug sind, dahin zu gerathen. Wir entsagen nicht gleich dem Glauben, aber wir legen ihn bei Seite, wie der Prasser seine Rechnungen. Wir entfernen jeden guten Gedanken, der uns an die Ewigkeit, an Gott erinnert, wir suchen die Gesellschaft solcher Menschen auf, deren Leben ein eitler Traum, deren Trachten irdisch ist. Wir schämen uns jeder

Aeußerung, welche Beziehung auf die Ewigkeit hat, auf die Religion, auf unsern Herrn und unsern Gott. Die erste Stufe, welche wir auf diesem Wege betreten, ist schon gefährlich, ist schon böse. Wer sich des Zeichens des Kreuzes schämt, der schämt sich schon des Sohnes Gottes, der am Kreuz uns ewiges Heil erwarb. Diese böse Schaam des Heiligen verderbt die Seele durch und durch. Sie ist schon hinreichend, auch solche, die weder in Unglauben noch in Laster gefallen sind, durch und durch zu zerrütten. O — ich beschwöre Dich bei den Gerichten und bei den Erbarmungen Gottes —, laß nie diese böse Schaam bei Dir aufkommen! Bitte Gott, daß Er Dich, um Jesu Christi willen, Der für Dich starb, um Dich zur ewigen Herrlichkeit zu erheben, vor der falschen Schaam, die sich des Herrn der Herrlichkeit schämt, bewahren möge! Jede noch so kleine Aeußerung, sei es in Gebährden, in Worten, in Handlungen, durch welche wir Ihn bekennen, ist Ihm angenehm, und wird mit Gnade von Ihm belohnt.

„Wer Mich bekennet vor den Menschen, so sagt Er selbst, den will Ich auch bekennen vor Meinem Vater im Himmel; wer Mich aber verleugnet vor den Menschen, den will Ich auch verleugnen vor Meinem Vater im Himmel". Mit der heiligen Furcht Gottes verträgt sich nicht die feige Scheu vor dem Urtheil Seiner Feinde. Die heilige Furcht Gottes erhebt uns über jede andere Furcht, aber vorzüglich über eine solche, durch welche wir Ihm untreu werden. Wer, frommen Menschen zu gefallen, sich frommer stellt als er ist, der heuchelt; wer, den Feinden Gottes zu gefallen, sich weltlicher gesinnt stellt als er ist, der heuchelt eben auch; und mich dünket ärger noch als jener.

Heilige Furcht Gottes ist nicht möglich ohne Liebe zu Gott, Dem sie untreu zu werden fürchtet. „Ihn über Alles lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, vom ganzen Gemüthe und aus allen Kräften, und unsern Nächsten wie uns selbst", das ist nicht etwa nur eine besondere Tugend, welche von außerordentlichen Heiligen erwartet, sondern eine solche, die von uns allen gefordert, weil allen angeboten und vom heiligen Geist gegeben wird, wofern wir inbrünstig darum bitten, und uns von Ihm leiten lassen.

Wir lieben Gott nicht, wenn wir etwas wider irgend einen Menschen im Herzen behalten. Halten falsche Schaam oder Stolz uns ab, uns mit dem, wider den wir zürnten, zu versöhnen, so verzeihen wir

ihm nicht ganz, so verzeiht auch Gott uns nicht, so beten wir zu unserer Verdammniß: „Vergib uns unsre Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern". Bitte Gott um Liebe zum Nächsten, und bitte von ganzem Herzen, und strebe darnach zu handeln; so wird die Liebe zu Gott Dein Herz erfüllen. Die Liebe zum Nächsten wird Dich erfüllen, wenn Du von ganzem Herzen um Liebe Gottes bittest, und aus allen Kräften vor Ihm zu wandeln strebst.

Wo der heilige Geist im Herzen wohnt, da trägt es in sich eine Sonne, welche das Leben des Lebens, die Leuchte der Vernunft, die Empfindung des Herzens, die Seele der Seele wird; von Innen aus uns erwärmt, und uns alles in ihrem Lichte zeigt. Alsdann erscheinen uns die Menschen ganz anders als wie wir sie durch das Glas unsrer Eigenliebe sahen; selbst in dem, welcher uns verworfen scheinen mochte, sehen wir dann noch Spuren des göttlichen Bildes, welches auch in ihm noch wieder hergestellt werden kann; und in uns sehen wir Tiefen des Verderbens, von denen uns nichts ahndete; sehen oft da die ärgsten, weil verborgensten Fehler, welche wir, und andere vielleicht mit uns, für Tugenden ansahen.

Stelle Dir Jesum Christum vor, ringend mit dem Tode in Gethsemane, und blutend am Kreuze auf Golgatha, aus Liebe für Dich, Der Dir zuruft: „Alles, was du irgend einem Menschen an Liebe erweisest, das erweisest du Mir; alles was du irgend einem Menschen nicht erweisest, das erweisest du auch Mir nicht." O höre Seine Stimme itzt, da Er so liebevoll Dir zuruft; denn einst wirst Du ganz gewiß, entweder zu denen gehören, denen Er zuruft: „Kommet her, ihr gesegneten Meines Vaters!" Oder ..... ich kann es nicht hinschreiben!

Mein Kind, mein liebes Kind, sei eingedenk Deines Vaters, Deiner Mutter, Deiner eigenen Seele! Gib Gott Dein Herz!

Beilage F.

Gedanken über die Verbindung eines katholischen Mädchens mit einem Protestanten.

Sie verlangen meine Gedanken, theuerster Freund, über die Gefahr, in welche sich ein katholisches Mädchen begibt, wenn sie einen Protestanten heirathet.

Daß sie sich in Gefahr begibt, daran würde wohl nur ein solcher zweifeln, dem alle Religion gleichgültig ist; aber diesen geht auch die Frage selbst nichts an, also auch meine Antwort nicht. — Klein würde sich wohl nur eine solche diese Gefahr vorstellen, welche schon die Absicht, wenigstens einen leisen Wunsch hätte, einen Protestanten zu heirathen. Und für diese würde dann eben die Gefahr noch größer sein, je kleiner sie sich solche vorstellte.

Eine solche Ansicht könnte nur aus Leichtsinn, oder aus leidenschaftlichem Wunsche herrühren. Wie leicht wird aber ein leichtsinniges sowohl als leidenschaftliches Mädchen bewogen werden, ihre Religion, in welcher sie geboren ward, dem Manne, den sie wählte, aufzuopfern? Ich setze den Fall, daß beide junge Leute sich lieben. Doch würde ein Mädchen, welches ohne Liebe, äußerer Vortheile wegen sich zu einer solchen Heirath entschlösse, nur in desto größerer Gefahr sein, als sie weniger Entschuldigung hätte. Es ist aber nicht meine Sache, einer Seele, welche wie Esau eine Erstgeburt für ein Linsengericht zu verkaufen fähig ist, eine Abhandlung über den Werth der Erstgeburt zu schreiben.

Nur ein solches Mädchen denke ich mir, welches eine Neigung für einen Protestanten fühlt, und vielleicht schon den heimlichen Wunsch, sich mit ihm zu verbinden, hegt, einer solchen würd' ich ungefähr also zureden:

„Mein Kind, du scheinst mir bereit, den wichtigsten Schritt des Lebens zu thun, einen Schritt, welcher immer das Glück oder Unglück dieses Lebens; sehr oft auch das Heil oder das Verderben der Seele

nach sich zieht, den Schritt aus dem Jungfrauenstand in die Ehe. Kein Christ darf einen wichtigen Schritt thun, ohne ihn vor Gott zu prüfen, ohne Gott um Rath, Licht und Leitung anzuflehen. Hast du es gethan? Oder wird dir in deiner besondern Lage nicht besonders Angst bei dem bloßen Gedanken an diese Rathfragung? — Die Hand auf's Herz, mein Kind, du wirst mir, daß dir bange dabei werde, nicht leugnen können. Entweder hast du dich, da dir bange ward, des Gedankens mit Fleiß entschlagen, und so magst du selbst bedenken, mit welcher Freudigkeit du die gewählte Bahn betreten werdest; oder du hast dir unter beständigem, obwohl vielleicht leisem, durch leidenschaftliche Wünsche betäubtem, doch nicht ganz erstricktem Widerspruche etwa Folgendes vorgesagt: „„Mein Wunsch ist erlaubt, weder göttliche noch menschliche Gesetze verbieten eine solche Verbindung. Die Frau eines Protestanten kann immer eine gläubige Katholikin bleiben. Wer weiß, ob ich ihn nicht für meinen Glauben gewinne?““

Wenngleich die Gesetze solche Verbindungen zulassen (wider welche doch Concilia sich nachdrücklich erklärt haben), so empfiehlt uns doch Gott durch Sein heiliges Wort und durch Seine heilige Kirche die Obhut unsrer Seelen. Die heilige Schrift sagt: „„Wer sich in Gefahr begibt, wird in der Gefahr umkommen.““ Du kannst eine gläubige Katholikin bleiben an der Seite eines Protestanten; ja, aber nicht ohne vorzügliche Gnade Gottes. Und darfst du dir eine vorzügliche Gnade Gottes versprechen, indem du diesen Schritt aus freier Wahl thust? Weißt du, welchen Versuchungen des Abfalls du entgegen gehst? — Wirst du die Zweifel lösen, welche dir von gelehrten Männern mögen vorgelegt werden? Vielleicht von Protestanten, welche noch dem lutherischen oder calvinischen Glauben anhangen, deren Zahl immer abnimmt, — wahrscheinlicher von Protestanten, welche entweder jede Religion lächerlich machen, oder doch nur von der ihrigen so viel als ihnen gelüstet, beibehalten, und in der That Ungläubige sind, die in Jesu Christo nichts als einen menschlichen Weisen sehen? — Wird nie falsche Scham dich anwandeln, wenn sie dich zum Beichtvater gehen sehen, sie, denen das Bekenntniß der Sünden, mit dem, wenn es auf die rechte Weise geschieht, göttliche Gnade und Befreiung vom Elende verbunden ist, ein so schmähliches als unerträgliches Joch scheint? Wird dich die Vorstellung,

welche sich dein Mann von dem hochheiligen Geheimnisse macht, in welchem der Gottmensch sich uns Katholiken in der dürftigen Hülle verbirgt und offenbart, wird diese dich nie stören? Wird dir wohl zu Muthe werden, wenn dir in den Sinn kommt, daß du vor dem hochheiligen Sacramente das Glück nicht theilen kannst, welches Er dem Thomas vorhielt: „„Selig sind, die nicht sehen, und dennoch glauben?““ — Wird dir wohl werden, wenn du weder knieend vor dem segnenden Sakramente den Trost der Verheißung Christi: „„Sieh, Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende““, mit deinem Manne theilen kannst, und eben so wenig dieser Verheißung in ihrem eigentlichen Sinn, daß nämlich Christus selbst bei den Nachfolgern der Apostel mächtig verbleiben werde, Seine Kirche vor jedem Irrthum zu schützen, dich mit ihm erfreuen kannst?

„Wie wird dir zu Muthe sein, wenn deinen Mann eine schwere Krankheit befällt, und er die heiligen Sacramente, die Jesus Christus selbst gestiftet hat, beraubt, ohne Beichte, ohne Abendmahl, ohne letzte Oelung dem Tode nahet? Die Vorstellung des Todes ist dir vielleicht eben itzt nicht willkommen, mein Kind; aber nie war sie dir nöthiger. Sehr willkommen ist dir dagegen ohne Zweifel die Vorstellung, einen Säugling an der Brust zu haben, dich nach und nach von heranwachsenden Söhnen und Töchtern umringt zu sehen. Aber ehe dir Gott, um sie für Ihn zu erziehen, diese Kinder anvertraut, wirst du, um den Mann deiner Wahl, oder vielmehr den Mann, der dich wählen will, zu erhalten, über deine Söhne, vielleicht auch über die Töchter beschließen müssen, feierlich geloben müssen, daß sie nicht Kinder der Kirche werden sollen, deren Bräutigam der Sohn Gottes!“

Das wärest du bereit zu thun? in eine Verbindung zu willigen, welche wenigstens deine Söhne von der Kirche ausschließt, ehe sie geboren sind? Eine Verfügung, welche den Kindern, die dem Vertrage gemäß in zwei verschiedenen Religionen erzogen werden, die christliche Religion verdächtig machen muß! Darfst du ihnen je die Nichtigkeit des Zeitlichen und das Gewicht des Ewigen — diese Vorstellung, an welcher die ganze Religion hängt — an's Herz legen? Du, die du so leichtsinnig mit einem Manne dich verbunden, welcher auch an das Sacrament, welches dich ihm verbindet, nicht einmal glaubt? Der zu einer Kirche gehört, die — so wie überhaupt in der Lehre, so auch in

den Sitten immer mehr verfällt — die Ehe so entweihet, und unter jedem Vorwande Jesu Christi ausdrücklichem Gebote zuwider, die Ehe trennt, und den Getrennten einen neuen Bund verstattet, von dem Jesus Christus sagt, daß er ein Ehebruch sei! —

Und einer so losen Verbindung wolltest du solche Opfer bringen? Welchen Ersatz erwartest du von diesem Manne? Ist es ihm überhaupt nicht Ernst um die Religion? Oder ist er eifrig in der seinigen? Im ersten Falle bist du keiner dauernden Glückseligkeit mit ihm sicher, und im andern Fälle läufst du Gefahr, daß auch ihn sein Schritt gereue; in beiden Fällen wird er dich, und im letzten vorzüglich der Kinder wegen, zu seiner Seite hinüber zu ziehen suchen; und wie vermessen wär' es von dir, wenn du dich versichert hieltest, nicht in deiner Ueberzeugung erschüttert werden zu können. Kurz, entweder du bleibst leichtsinnig, denn leichtsinnig bist du — und welche Gefahr droht dir dann! Oder du schlägst in dich, und es thut dir täglich sehr leid, im Wichtigsten von deinem Manne dich getrennt zu sehen, dich getrennt zu sehen im Wichtigsten von deinen Kindern, welche durch dich von der Kirche, der großen Mutter, ausgeschlossen wurden, durch dich dem Irrthum, den du als solchen anerkennest, vielleicht dem ewigen Verderben übergeben worden!"

„Und weit entfernt, deinen Mann zur wahren Kirche zurückzuführen — welches so wenigen gelang —, läufst du auch die Gefahr, ihn, der noch itzt vielleicht mit gutem Gewissen seinem Glauben anhängt, durch den Anlaß, den du ihm etwa gibst, die Wahrheit einzusehen, wirklich schuldig, aus einem redlich irrenden Christen einen wahren Ketzer, das heißt, einen solchen zu machen, welcher der Wahrheit mit dem Herzen widerstrebt, für welchen kein Heil ist."

Beilage F.

Hochgeborner Herr Graf!
Gnädigster Graf!

Die Abreise des würdigen Pastor Pappenheim aus Schwerin macht mir die Ausführung eines längst gehegten Wunsches möglich, den ich wagen darf auszuführen, indem ich auf die Güte Ew. Hochgräflichen Gnaden rechne. Er besteht darin, daß ich, obgleich ich nicht die Ehre habe von Ihnen gekannt zu sein, Ew. Hochgräflichen Gnaden diese Zeilen schreiben darf, um Ihnen den innigsten Dank darzubringen, den eine Seele fühlt, die lange nach Beruhigung und einer festen Ueberzeugung sich gesehnt, und dieselbe endlich gefunden und zwar durch Lesung Ihres herrlichen Buches der Religion Jesu. Daraus können Ew. Hochgräflichen Gnaden schließen, wie sehr es mir daran lag, dem Beförderer meiner ganzen künftigen Glückseligkeit diesen meinen innigen Dank für so vielen Trost selbst sagen zu dürfen. Sie werden es mir also verzeihen, daß ich ohne Ihre Erlaubniß die Abreise des Pastor Pappenheim nach Münster benutzen durfte, diesen Brief zu schreiben. Der Himmel vergelte Ew. Hochgräflichen Gnaden alle den Segen, den Sie durch Ihre Schriften verbreiten, in einer Zeit, wo es der guten Arbeiter so wenige gibt, und wo der Geist des menschlichen Wissens sich so sehr in seiner Einfalt über die göttliche Weisheit erhoben hat; in einer Zeit, wo so viele glauben, es bedürfe des ersteren nur, um den Zweck unseres Lebens hier auf Erden zu erreichen. Doch dieser alles Gute untergrabenden Philosophie ist ein überzeugender Beweis in Ihrem herrlichen Werke entgegengesetzt, welcher nicht unterlassen wird, tausendfältige Früchte zu tragen. Gegen solche von Jahrhundert zu Jahrhundert durchgeführte Beweise muß alle Afterweisheit verstummen. Ewig werde ich es dem Geber alles Guten danken, das Buch der Religion Jesu in meine Hände geführt zu haben. Auch soll es von nun an mein einziges Bestreben sein, diesen Glauben, durch

Wort und That, öffentlich vor der Welt zu bekennen, da er der einzige sichere Weg ist, um dahin zu gelangen, wohin all unser Hoffen geht.

Indeß ich befürchte die Freude Ew. Hochgräflichen Gnaden meinen Dank bezeugen zu können, führt mich zu weit und ich beraube Sie, durch Verlängerung meines Schreibens, welches nur Worte meiner innigsten Erkenntlichkeit enthalten sollte, einer kostbaren Zeit, die einem so schönen Beruf gewidmet ist.

Ich bitte Sie also, Herr Graf, noch einmal wegen dieses zudringlichen Briefes um Verzeihung und wage, mich mit den Gesinnungen der größten Hochachtung und innigsten Ergebenheit zu unterzeichnen, u. s. w.

Gotha. — Druck von Emil Kramer.

In gleichem Verlag sind erschienen:

Aschbach, Dr. J., Geschichte Kaiser Sigmunds. 4 Bde.	11	Thlr.	—	Sgr.
Barthold, Dr. F. W., George von Frundsberg	3	„	—	„
Bodemann, Fr. W., Johann Caspar Lavater	1	„	14	„
— — Bischof Sailer	1	„	—	„
Chmel, Joh., Geschichte Kaiser Friedrich IV. und seines Sohnes Maximilian. 2 Bde.	7	„	—	„
Droysen, Dr. J. G., Geschichte Alexander des Großen	2	„	—	„
— — Gesch. der Nachfolger Alexanders. 2 Bde.	8	„	—	„
Erinnerungen aus dem Leben der Fürstin Pauline zur Lippe-Detmold	—	„	12	„
Gildemeister, Dr. H., Hamann. 3 Thle.	6	„	—	„
v. d. Goltz, A., Wizenmann. 2 Thle.	3	„	14	„
Hartmann und **Jäger,** Johann Brenz. 2 Bde.	5	„	—	„
Henry, Paul, Das Leben Johann Calvins, des großen Reformators. 3 Bde.	10	„	15	„
— — Das Leben Johann Calvins (Auszug aus dem Vorstehenden.)	2	„	4	„
Herbst, Dr. W., Matthias Claudius. 2. Aufl.	1	„	26	„
Hurter, Friedrich, Geschichte Papst Innocenz III. 4 Bde.	13	„	—	„
Jacob, K. G., Charakteristik Lucians v. Samosata	1	„	5	„
Ideler, J. L., Leben und Wandel Karls des Großen. 2 Bde.	3	„	7½	„
Ledderhose, K. F., Friedrich Mykonius	—	„	24	„
Lorentz, Dr. Fr., Geschichte König Alfred des Großen	1	„	10	„
Lücke, Dr. Fr., Dr. W. M. L. de Wette	—	„	6	„
Lundblad, Karl XII. Königs von Schweden Leben. 2 Bde.	6	„	—	„
Martensen, Dr. H., Meister Eckardt	—	„	22½	„
Müller, Ad., Leben Erasmus von Rotterdam	1	„	25	„
Neander, Dr. A., Der heilige Bernhard. 2. Aufl.	2	„	16	„
Niebuhrs Lebensnachrichten. 3 Thle.	8	„	—	„
Papencordt, Dr. Fel., Cola di Rienzi und seine Zeit	2	„	15	„
Perthes, Dr. Cl., Friedrich Perthes Leben. 5. Aufl. 3 Bde.	3	„	—	„
Perthes, Matth., Des Bischofs Johann Chrysostomus Leben	—	„	20	„
Rist, J., Schönborn und seine Zeitgenossen	—	„	20	„
Rudelbach, Dr. A. G., Hieronymus Savonarola und seine Zeit	2	„	11¼	„
Scharling, Dr. C. F., Michael de Molinos	1	„	10	„
Schenkel, Dr. Daniel, Johannes Schenkel	—	„	22½	„

Schmidt, Dr. C., Johannes Tauler von Straßburg	1	Thlr.	15	Sgr.
Semisch, Dr. K., Die apostolischen Denkwürdigkeiten des Märtyrers Justinus	1	„	26	„
Sudendorf, Dr. H., Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe	1	„	2	„
Ullmann, Dr. C., Die Reformatoren vor der Reformation. 2 Thle. (Johann von Goch, Johann von Wesel und Johann Wessel)	5	„	20	„
Veit, Dr., Johann Albert Heinrich Reimarus	—	„	25	„
Vogel, Dr. A., Der Kaiser Diokletian	—	„	15	„
Weydmann, L., Luther, ein Charakter- und Spiegelbild für unsere Zeit	—	„	27	„

